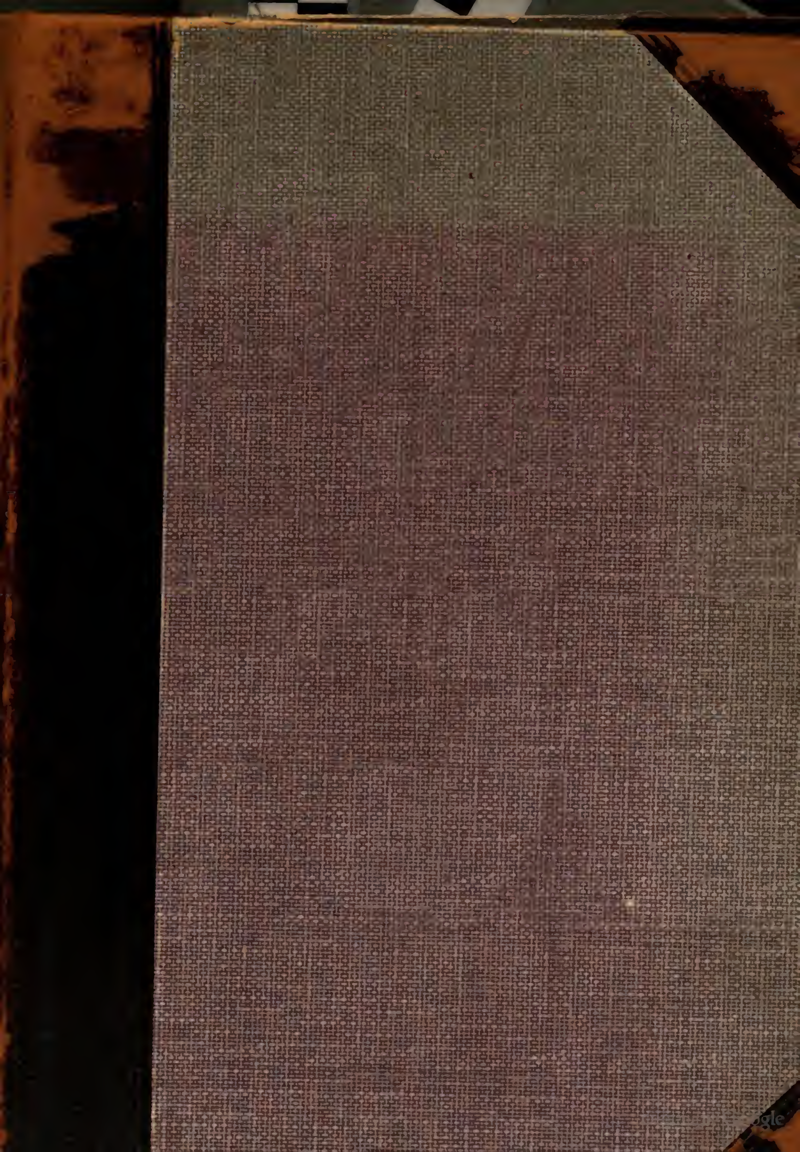
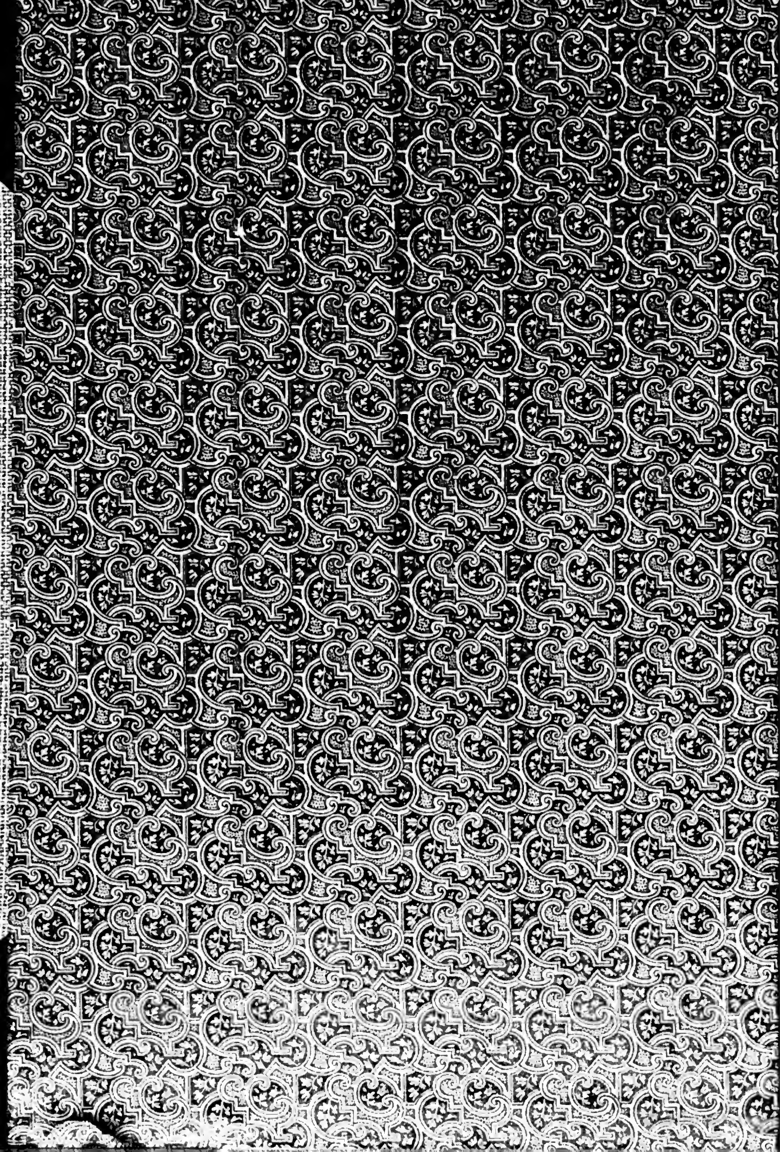
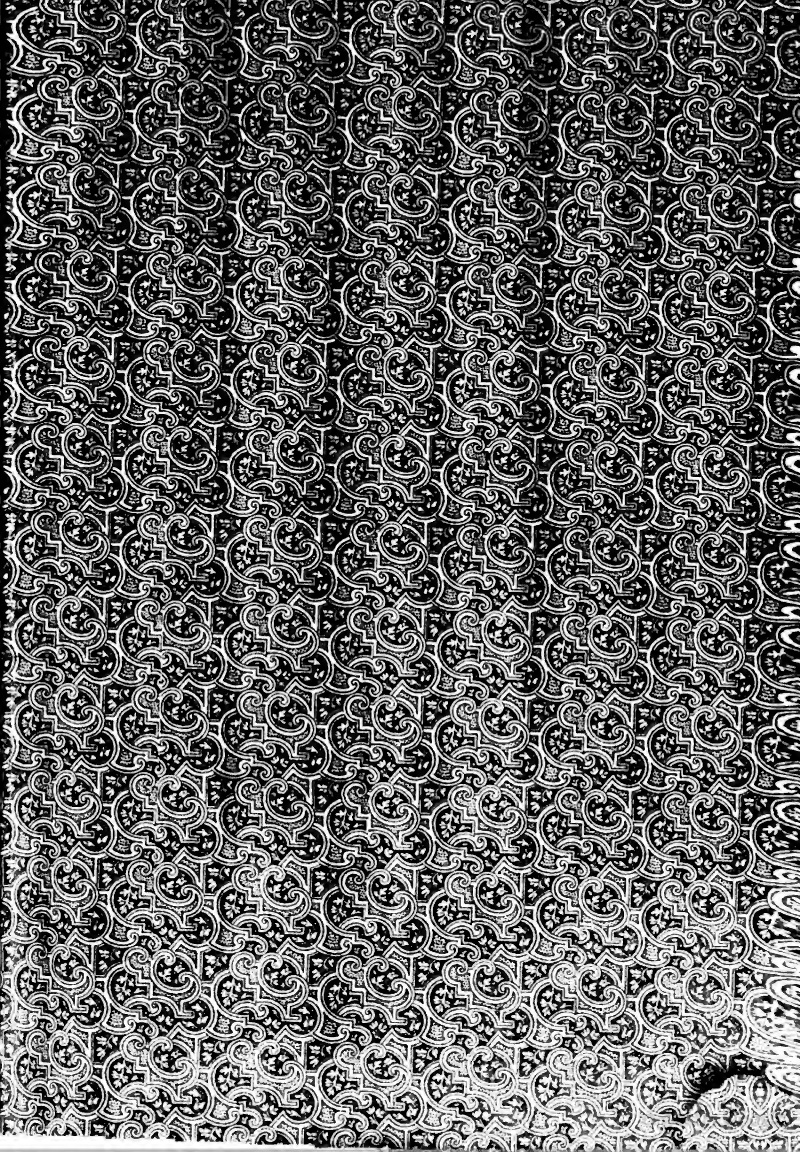








OF
LIBRARY

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Zweiter Band.

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Zweiter Band

1786—1840.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1895.

Vorwort.

Diesem zweiten und letzten Bande habe ich nur wenige Bemerkungen voranzuschicken. Er erscheint ein Jahr später, als bei der Veröffentlichung des ersten in Aussicht gestellt wurde. Wäre es angegangen, so hätte ich ihn noch länger zurückgehalten, um noch mehr zerstreutes Material herbeizuschaffen und um dem Ganzen eine größere Abrundung und Vertiefung zu geben. Das Drängen anderer Arbeiten und der Wunsch des Verlegers beschleunigte den Abschluß.

Auch dieser Band ist wie der erste in drei Bücher getheilt. Während aber die Zeitabschnitte in den Büchern des vorigen Bandes von ziemlich gleicher Länge waren, ist hier die Zeitdauer eine ziemlich verschiedene. Die Gründe dieser Abgrenzung müssen sich aus der Darstellung selbst erklären. Es liegt im Wesen jener Periode, daß im zweiten Buch die Politik eine größere Rolle spielt; gleichwohl durfte auch hier nicht der Versuch gemacht werden, die politisch-geschichtlichen Vorgänge zu erzählen. Ebenso war es wohlerwogene Absicht, daß eine Charakteristik Friedrich Wilhelm's II. und seiner Umgebung gegeben wurde, eine solche Friedrich Wilhelm's III. aber nicht. Wesen und Charakter dieses Königs tritt in vielen einzelnen Bemerkungen derartig hervor, daß für den Leser ein vollständiges Bild daraus entstehen soll.

Andererseits weist dieser Band wesentliche Verschiedenheiten gegen seine Vorgänger auf. Die hauptsächlichsten sind der Fortfall der Kapitel, welche Musik, bildende Kunst, sittliche und ökonomische Verhältnisse behandelten. Der Grund davon liegt nicht etwa darin, daß die letzteren an Wichtigkeit verlieren und die ersteren keine rechte Entfaltung haben. Vielmehr ist, wie Jeder weiß, das Gegentheil der Fall. Aber die Fülle des anderweitig zu behandelnden Stoffes war so groß, daß ich absichtlich eine besondere Betrachtung dieser Dinge nicht gab; sie wurden vielmehr nur gelegentlich gestreift. Auch in vielem Anderen that Beschränkung noth. Wenn in den die Wissenschaft behandelnden Kapiteln die Naturwissenschaften zu kurz kommen, so liegt das nur daran, daß ich mir keine Kompetenz zur Besprechung dieser meinen Studienkreisen entfernt liegenden Gegenstände zutraute.

Die Quellen, die ich benutzen durfte, sind ziemlich dieselben, wie die des vorigen Bandes. Im Berliner Geh. Staats-Archiv (G. St. A.) sind mir zwei Reihen von Aktenstücken besonders nützlich gewesen: R 77 = R 77 D XVI Acten des Ministers von Dohna, Polizeirapports aus Berlin, vol. 1—8; R 76 I = R 76 I 505—508 Oberschulcoll. der Churmark. Der Berliner Königlichen Bibliothek (K. B.), besonders der Göritz-Lübeck-Stiftung (G. L. St) verdanke ich das sehr reiche gedruckte, der letzteren auch einiges handschriftliche Material. Die reichen Schätze dieser Bibliothek, die unermüdliche Gefälligkeit und die umfassenden Kenntnisse ihres Leiters bereiteten mir wesentliche Förderung. Neu benutzt ist außer einzelnen gelegentlichen handschriftlichen Mittheilungen (vgl. z. B. die Anmerkungen auf Seite 26, 35, 144, 238, 327, 396, 480, 492, 500, 569) vor Allem die reiche Sammlung der Böttiger-Briefe aus der Kgl. öff. Bibliothek in Dresden. Sie sind meist als „Brief von und an Böttiger" ohne weitere Quellenangabe citirt. Eine Benutzung des Archivs der Akademie der Wissenschaften war mit Rücksicht auf die Local- und Personalverhältnisse unmöglich.

Herr Dr. Reicke in Königsberg, Herr Prof. Stoll in Kassel ertheilten mir auf Anfragen freundliche Auskunft. Allen Instituten und Privaten, die mich bei meinem Werke unterstützten, sage ich zum Schluß dieser Arbeit, die mich viele Jahre beschäftigt hat, herzlichen Dank.

Berlin, 26. October 1894.

Ludwig Geiger.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Zweites Buch.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Drittes Buch.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Erstes Buch.

Niedergang und Entartung.

(1786—1808.)

Erstes Kapitel.

Neue Zustände.

Der Gegensatz Friedrich Wilhelm's II. zu seinem großen Vorgänger trat in vielen Dingen hervor. Friedrich Wilhelm I. war gefürchtet, Friedrich II. von ferne angestaunt, dabei aber bekrittelt worden, Friedrich Wilhelm II. wurde geliebt. War der Vater des großen Friedrich in sehr unsanfte Berührung mit seinen Unterthanen getreten, hatte dieser selbst sich in unnahbarer Ferne gehalten, so trat der neue König in nahe Beziehungen zu dem Volke. Man sehnte sich nach einem Fürsten, den man lieben konnte und gab dem den Namen des „Vielgeliebten", der seinen Vorgängern gegenüber gewiß der am wenigsten Würdige und Thätige war. Der Berliner war und ist im Grunde seines Herzens loyal; diese Loyalität bekundete sich gerade Friedrich Wilhelm II. und den Seinigen gegenüber. Des Königs Geburtstag wurde regelmäßig durch Reden mannigfachster Art, durch Gedichte und verschiedene Huldigungen gefeiert.*) Als des Königs Schwester, die Prinzessin von Oranien, am 2. Juli 1789 nach Berlin kam**), wurde sie schon in Schöneberg vom Polizeipräsidenten eingeholt, in feierlichem Zuge von Kaufleuten und Gewerken nach der Stadt geleitet, wobei die Kaufmannschaft „in scharlachfarbenen Ober- und weißen Unterkleidern mit orangefarbenen Cokarden und Hüten" erschienen war. Händler der

*) Für das Jahr 1789 vgl. Hinweisungen und Auszüge in Geiger, Vorträge und Versuche, Dresden 1890, S. 168fg.

**) Das Folgende nach der Voss. Zeitg. Jahrg. 1789.

verschiedensten Art kündigten Waaren mit irgend einer Huldigung für die Prinzessin an, z. B. einer „Orange Schnupftabak", von dem er rühmte, „dieser Tabak ist orange couleur, von orange Geruch und orange Papier". Für die Prinzessin wurden Festpredigten von Sack gehalten; sie wurde Ehrenmitglied der Akademie der Künste; sie erschien in einer ihr zu Ehren veranstalteten Sitzung der Akademie der Wissenschaften, in welcher Achard verschiedene Versuche über Verwandlung der phlogistisirten in dephlogistisirte Luft anstellte; durch den Glanz des brennenden Phosphors wurde folgende verborgen angebrachte Inschrift mit einem brennenden Glanze unvermuthet dargestellt: L'éclat le plus vif cède à celui dont brille l'auguste Wilhelmine. Der Empfang der Prinzessin in Charlottenburg war von großer Pracht; eine zur Feier ihres Geburtstages (7. August) abgehaltene Redoute im Opernhause von nie gesehenem Glanz; ein Land- und Wasserfeuerwerk brachte der Prinzessin große Huldigungen; Blumen und Gedichte wurden ihr überreicht, in denen sie als Blumengöttin und Herzenskönigin gefeiert wurde.

Alle diese Huldigungen galten doch in erster Linie dem Könige selbst. Ihm, dessen „unbegränzte Güte", dessen „wahre Tugend" allgemein anerkannt sei, wollte die Muse, wie sie in einem Gedichte zur Feier der Redoute 1788*) erklärte, ihre Kräfte mit größerem Eifer weihen als seinem Vorgänger. Mochte dieser Schrecken einer Welt gewesen sein, „doch Friedrich Wilhelm ist die Liebe". Friedrich Wilhelm II. (geb. 25. September 1744, gest. 16. November 1797) war eine imponirende Erscheinung, ein schöner, kräftiger Mann, der noch in seinem Alter seines Eindrucks auf Frauenherzen sicher war. Er war kein Krieger, obwohl er gelegentlich Kriegsluft zeigte, und kein Diplomat, obgleich er sich die Meisterschaft auf diesem Gebiete zutraute. Er war ein Fürst des Friedens, nicht ohne Kenntnisse und nicht ohne Sinn für Bildung. Er beschützte die Künste, liebte vor

*) Vgl. Berliner Neudrucke II, 3, S. 6.

Allem die Musik, in deren Ausübung er freilich kein Meister war wie sein Vorgänger. Dem französischen Wesen Jenes setzte er, keineswegs bloß aus Widerspruchsgeist, ein deutsch-nationales entgegen: er pflegte die deutsche Litteratur, begünstigte das deutsche Theater und wirkte darauf hin, daß in der Berliner Akademie die deutsche Sprache statt der französischen eingeführt wurde. Auch in manchem Anderen zeigte er den Gegensatz gegen seinen großen Oheim. War dieser ein Weiberfeind gewesen, der, wie er sich selbst der Frauen enthielt, so Weiber an seinem Hofe nicht duldete, so war jener, vermöge eines stark ausgebildeten sinnlichen Hanges, zeitlebens den Weibern unterthan. Hatte dieser kraft seines klaren durchdringenden Verstandes alles Uebernatürliche von sich gewiesen, so hatte jener, wie es bei schwachen anlehnungsbedürftigen Naturen leicht vorkommt, eine Neigung zum Mystischen, Uebersinnlichen, er liebte alchymistische Spielereien und glaubte an die Einwirkung von Geistern. Wenn dieser endlich auf sich selbst stand, sein erster Minister war, Alles still in seinem Innern erwog und Freunde und Vertraute, mochten sie nahe oder fern leben, mehr von dem Geschehenen unterhielt, als das Zugeschehende mit ihnen erwog, so brauchte jener unselbständig, wie er war, Rathgeber und Mitwisser, irrte sich aber nicht selten bei der Wahl derselben und schenkte sein Vertrauen oft Unwürdigen.

An diesem Hofe spielte die Königin noch weniger eine Rolle, als unter der früheren Regierung. Sie war fromm und liebte die Einsamkeit. „Dein Scepter ist die Gütigkeit und Sanftmuth deine Krone“ sang man von ihr.*) Wie bei Kriegsliedern an den König, so wandte man sich mit Friedensphantasieen an die Königin. Aber „die Göttinnen des Trostes und der Hoffnung“**) erschienen verwundeten Herzen doch wohl mächtiger und wirkungsvoller, als in der schwächlichen Phantasie eines ungenannten

*) Berl. Gedichte (Neudr. II, 3, S. 90).

**) Eine Phantasie, erzählt Ihrer Maj. Friederike Louise Königin von Preußen, Berlin im Rosenmonde 1793. 4 Bll. (Samml. d. V. f. d. G. B.)

Schriftstellers. „Diese große und gute Fürstin," so heißt es in einer bald nach dem Regierungsantritt des Königs erschienenen Schrift*), „wird ihren Unterthanen durch die vielen Tugenden und vortrefflichen Eigenschaften, die sie an ihr entdecken, von Tage zu Tage theurer; ihr Vergnügen ist wohlzuthun, ihrem Gemahl die aufrichtigste Ergebenheit zu bezeigen und im Zirkel ihrer Kinder einer stillen Freude zu genießen."

In Mirabeaus Briefen**), den merkwürdigen Beobachtungen eines scharfsinnigen, wenn auch nicht tendenzlosen Ausländers, kommt einmal die eine traurige Antwort vorausahnende Frage vor: „Was wird das Schicksal eines Landes sein, in das die Priester, die Visionäre und die Buhlerinnen sich theilen werden?" Die Zeit der Wöllner, Bischoffswerder, Lichtenau ist in diesen Worten vorherverkündigt.

J. Chr. Wöllner***) ist der „intriguante Pfaffe", wie ihn Friedrich der Große in dem Bescheide auf sein Gesuch um Erhebung in den Adelsstand so unvergleichlich richtig charakterisirt hat. Er war Pfarrer, dann Landwirth, Beamter des Prinzen

*) „Geheime Briefe über die preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Zweyten." Utrecht 1787. S. 64.

**) Ueber Mirabeau in Berlin vgl. Alfred Stern, Das Leben Mirabeau's, Berlin 1889, I, S. 192ff. — Brief an Friedrich Wilhelm, Uebersetzung mit Gegenschrift. S. 205, A. 1. — Die Histoire secrète de la cour de Berlin ou correspondance d'un voyageur français, depuis le 5. juillet 1786 jusqu'au 19. janvier 1787 ouvrage posthume erschien in 2 Bänden 1789 o. O. Auch deutsch: Geheime Geschichte des Berliner Hofes. 2 Theile. Cölln 1789. Dagegen E. L. Posselt: Ueber Mirabeau's Histoire secrète de la cour de Berlin. Aus authentischen Quellen, Carlsruhe 1789; und Baron de Trenck: Examen politique et critique d'un ouvrage intitulé: Hist. secrète; Berlin o. J., auch ins Deutsche übersetzt: Trenck contra Mirabeau u. s. w. Leipzig 1789. — Zur Kritik der „Geheimen Geschichte" Stern, S. 210fg.

***) Ueber Wöllner: A. Teller, Gedächtnißrede. Erinnerungen an das Ministerium W. Leipzig 1846; Sack, Zur Geschichte des geistl. Ministeriums W., Zeitschr. f. hist. Theol. 1862; J. D. E. Preuß, Zur Beurtheilung W., Zeitschr. f. preuß. Landeskunde 1865. — Allgemein, apologetisch: P. Cassel, Friedrich Wilhelm II., eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung. Gotha 1886. — Speciell für Preßverhältnisse

Heinrich. Er schloß sich dem Orden der Rosenkreuzer an, einer geheimen, von unbekannten Obern geleiteten Verbindung, die im Besitze uralter Theologie, alchymistischer Geheimnisse, wirksamster Universalmittel zu sein behauptete. Er kam mit dem späteren König in Verbindung und veranlaßte dessen Aufnahme in den Orden (1781), wurde sein Vertrauter und hielt ihm in Friedrichs letzten Jahren Vorträge über verschiedene Gegenstände der Verwaltung. Schon in diesen eiferte er wider die Aufklärung und deren Folgen. Sobald Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangt war, überschüttete er nicht nur seine Ordensgenossen mit Ehren und Auszeichnungen, sondern ließ sich auch durch sie zu feindlichen Schritten gegen die Aufklärer bestimmen. Als ihr Opfer fiel der Minister Zedlitz; an seine Stelle wurde Wöllner (3. Juli 1788) zum Chef des geistlichen Departements und zum Justizminister berufen. Zwei Verordnungen kennzeichneten die Gesinnung des neuen Staatsmannes und bestimmten das geistige Leben Berlins: das Religions- und das Censuredict.*)

Schon am 9. Juli wurde das erstere erlassen. Seine wichtigste Bestimmung ist § 7. Der König habe zu seinem Leidwesen bemerkt, „daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegleugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums völlig zuwider und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblödet sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer,

---

Kapp's Veröffentlichungen: Actenstücke zur Geschichte der preußischen Censur- und Preßverhältnisse unter dem Minister W., Archiv für Gesch. des Buchhandels, Bd. IV, V. — Für Wöllner und die gesammte Zeit: M. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrich des Großen bis zu den Freiheitskriegen. 2 Bde. Leipzig 1880.

*) Vgl. außer den S. 6 A. *** erwähnten Schriften Geiger, Vorträge, S. 177ff., 191fg.; G. Frank, Gesch. der protest. Theol., III, 174ff.

Deisten, Naturalisten und anderer Sekten mehr wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich das Geheimniß des Versöhnungswerks und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder überflüssig, mithin sie damit irre zu machen und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unwesen wollen wir nun in unseren Landen schlechterdings um so mehr gesteuert wissen, da wir es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten halten, in seinen Staaten die christliche Religion, deren Vorzug und Vortrefflichkeit längst erwiesen und außer allem Zweifel gesetzt ist, bei ihrer ganzen hohen Würde und ihrer ursprünglichen Reinigkeit so wie sie in der Bibel gelehrt wird und nach der Ueberzeugung einer jeden Confession der christlichen Kirche in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern einmal festgesetzt ist, gegen alle Verfälschungen zu schützen und aufrecht zu erhalten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch Millionen unserer guten Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebett nicht geraubt und sie also unglücklich gemacht werden." In einem ferneren Paragraphen war bestimmt, daß kein Geistlicher, Prediger und Schullehrer sich dieser Irrlehre mehr schuldig machen dürfe. Halte der Geistliche die Ueberzeugung der Aufklärer für wahr, so möge er sie im Herzen haben, aber „er müßte ein Amt niederlegen, wozu er sich selbst aus obiger Ursache unbrauchbar und untüchtig fühlt".

Solche Drohworte richteten sich in erster Linie gegen Berliner Prediger und Schriftsteller. Diese äußerten sich daher zuerst

über das Edict. Teller, Spalding, Sack, Büsching, Diterich*) reichten, nachdem der Erstgenannte schon vorher um Dispens von seinem Predigeramt gebeten hatte, eine Schrift dem König ein, ihre Bedenken gegen das Edict enthaltend. Sie wurden nicht angehört, sondern laut einer an den Großkanzler v. Carmer gerichteten Ordre von diesem, Dörnberg, Wöllner, zurechtgewiesen, daß ihre (der Oberconsistorialräthe) Milde und Nachgiebigkeit Schuld an dem Umsichgreifen irreligiösen Unfugs trage. Auch einzelne charaktervolle Schriftsteller traten gegen das Edict auf. Außer dem Zopfschulz (I, 357 ff.), dem aufklärerischen Theologen, sind unter den Verfassern der etwa 100 damals erschienenen Schriften besonders gelehrte Laien und populäre Satiriker bemerkenswerth. Als Vertreter der ersteren mag Heinrich Würzer gelten, als der der letzteren K. F. Bahrdt.

Würzer's Schrift**) war dem Könige selbst gewidmet. Der Autor protestirte gegen einzelne Worte des Gesetzes, z. B. „Dreistigkeit“ und „Unwürdigkeit“, die sich mit dessen Würde nicht vertrügen, wendete sich aber besonders gegen seine allgemeine Tendenz. Als solche betrachtete er erstens die neue Bestätigung der alten Glaubenssätze, zweitens die Errichtung der protestantischen Inquisition und drittens Belohnungen und Strafen, welche den Gehorsamen und den Zuwiderhandelnden bestimmt waren. Aber er gab mehr als eine bloße Bekämpfung eines erlassenen Gesetzes. Er leugnete z. B., daß die Bibel das geoffenbarte Wort Gottes sei; er stellte in Abrede, daß eine Religion bürgerlicher Verordnungen und Anstalten bedürfe, um bei ihrer Würde geschützt zu werden, und er wollte nicht gelten lassen, daß der König das Recht habe, ein bestimmtes Religionsedict zu erlassen. „Es läßt sich schlechterdings kein Grund erfinnen, weswegen ein Regent in Hinsicht auf die Religion seines Landes andere Rechte haben sollte, als erstlich diejenigen, die ihm als

*) Ueber alle diese s. Bd. I passim, bes. 335 ff.

**) Bemerkungen über das preuß. Rel.-Edikt nebst einem Anhang über Preßfreiheit. Berlin 1788.

dem Oberhaupt des Staates zukommen, um die öffentliche Ruhe zu erhalten und alle von dem Fanatismus oder von den Zänkereien der Geistlichen zu besorgenden Unruhen zu verhindern, und dann die Collegiatrechte der Kirche, insofern diese dieselben ohne Verletzung irgend eines Menschenrechtes behaupten und dem Landesherrn übertragen könne."

K. F. Bahrdt's Lustspiel*) schildert zunächst einen betrunkenen, in einem nahe bei Berlin belegenen Dorfe lebenden Pfarrer Blumenthal als Autor des Edicts. Er schlägt zwar seine Hausgenossen zu Boden, kann aber deren gegen das Gesetz gerichtete Angriffe, die in einer Befürwortung der Sectirer, Trennung der Moral von der Religion, der Kirche vom Staat gipfeln, nicht abwehren. Diesen Pfarrer nun führt der Dichter nach Berlin und läßt den Gierschlund, der sich dem Wirth gegenüber als Nüchternheitsapostel darstellt, im Wirthshaus mit den Aufklärern und deren Gegnern zusammenkommen. Diese Wirthshausscene, die voll von Anspielungen auf kleine litterarische Vorgänge jener Zeit ist, endet mit einer großen Prügelei der Betheiligten. Blumenthal begibt sich, nachdem der Wirth die Gäste entfernt hat, im dritten Act zu Wöllner und wird von ihm eingeweiht in die mancherlei Intriguen, welche er und seine Creaturen am Hofe des Königs mit Irreleitung des gutgesinnten aber schwachen Monarchen ausführen. In einer Staatsrathssitzung, die in demselben Act folgt, wird das Religionsedict von den Ministern unterschrieben, zwei Secretäre und der Großkanzler Carmer sehen traurig einer neuen schlimmen Zeit entgegen. Der letzte Act — der vierte fällt aus dem Rahmen heraus und enthält Angriffe gegen die Universität Halle — spielt im Berliner Thiergarten und ist angefüllt mit Gesprächen verschiedener Spaziergänger über das Religionsedict. Der Handwerker, der Neugeadelte, der Prediger, alle sind unzufrieden mit den neuen Bestimmungen. Der uns bekannte Zopfschulze wird

*) Das Religions-Edict. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Eine Skizze. Thenakel 1789. Gedruckt durch J. M. Bengel.

verherrlicht, und das Ganze endet mit einer Glorifikation des Kronprinzen. Denn er, der hinter einer Hecke die Gespräche mitangehört hat, ruft aus: „Geist meines Onkels! umschwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! — Dann sollen alle die Großinquisitors und Geisterseher und Rosenkreuzer ihren Lohn bekommen, für alle die Schande, die sie dem preußischen Staate und Throne zugefügt haben."

Alle drei Schriftsteller wurden für ihre Kühnheit bestraft. Bahrdt schmachtete lange im Gefängniß, Würzer bekam einen scharfen Verweis, Schulz ward nach langem Processe, in dem er vom Kammergericht und Consistorium zwar nicht als „protestantisch-lutherischer", wohl aber als „christlicher" Prediger erklärt wurde, seines Amtes entsetzt.

Diesem Religionsedict folgten andere Bestimmungen. Dazu gehörte, nachdem die Einführung einer Neubearbeitung von J. S. Diterich's 1754 zuerst erschienenem Lehrbuch an dem einmüthigen Widerstand der Theologen gescheitert war, die Anbefehlung (1792) des Catechismus „Die christliche Glaubenslehre", nach Henke's Urtheil „eines der armseligsten Bücher in seiner Art". Dazu gehörte ferner die Bestimmung einer Examinationsordnung und die Einsetzung einer Examinationscommission — letztere gegen den starken, aber unbeachteten Widerspruch des Oberconsistoriums. Ihre Mitglieder waren außer Silberschlag und Woltersdorff besonders H. D. Hermes (1734—1800) und G. F. Hillmer (geb. 1758)*), beide unbedeutende Schriftsteller, die, um eine Rolle zu spielen, sich an Wöllner drängten — der erstere ein bornirter orthodoxer Theologe, der wenigstens der einmal ausgesprochenen Ansicht treu blieb, der letztere gar nicht theologisch vorbereitet, unfähiger Dichter und Uebersetzer, der, sobald er seine klägliche Rolle ausgespielt hatte, im Dunkel verschwand. Ihr Werk war eine Ueberwachung geistlichen Lebens

*) Vgl. A. D. B. XII, 197, (Hillmer fehlt) und Meusel s. v.

und theologischer Lehre, Unterjochung der Prediger, Förderung öden Buchstabenglaubens und Vernichtung jeder selbständigen geistigen Regung. Gegen diese Thätigkeit herrschte nicht bloß bei den Rittern der Aufklärung stiller Ingrimm, sondern lebhafte Indignation von allen Seiten. Die Berliner Prediger, die trotz mancher Denunciationen im Ganzen unbehelligt blieben, unterwarfen sich weder wie Kant noch empörten sie sich offen wie die Hallenser Professoren, sondern verharrten ruhig bei ihren Anschauungen, verloren jedoch die begeisterte Freudigkeit an Lehre und Leben. Auch die wahrhaft Frommen konnten an solchem Regiment keine Freude finden. Frömmler und Heuchler waren die Einzigen, die jubelnd den Beginn ihres Regiments begrüßten.

Mit dem Religions- steht das Censuredict in nahem Zusammenhang. Es wurde am 19. December 1788 erlassen. Seine Bestimmungen selbst waren nicht streng. Die Schriftsteller wurden nur unter die Bestimmungen des gemeinen Rechts gestellt, Drucker und Verleger nur mit Geldstrafen belegt, höchstens bei gewohnheitsmäßiger Umgehung der Censurbehörde mit Entziehung ihres Privilegs bestraft. Gegen das Edict richtete sich daher nur eine Schrift.*) Sie rügte die durch die Censur dem Drucker entstehenden Kosten und Zeitversäumnisse und bemängelte namentlich den Paragraphen, der einzelne dem Censor entgangene Stellen für nachträglich straffällig erklärte und Privatpersonen berechtigte, wegen Beleidigungen Verleger und Drucker zur Rechenschaft zu ziehen.

Weit schlimmer als das eigentliche Gesetz waren die Bestimmungen, die sich daran schlossen.

*) J. F. Unger, Einige Gedanken über das Censuredict. Berlin 1789. Unger an Bertuch (ungedr.) 29. März 1789: „Ich habe es gut gemeint, das ist aber auch alles; sie beweist wenigstens, daß wir noch nicht so unterdrückt und im Joch des Zwanges liegen, da wir uns noch erfrechen konnten, Erinnerungen gegen eine königliche Verordnung zu machen. Sie wird aber nichts helfen. Das ist noch der beste Trost Derer, die dieses Edict veranlaßten.“

Der Hauptschlag erfolgte im Oktober 1791. Damals wurden, da Schlüter, Zöllner u. A. sich als sehr milde Censoren bewiesen hatten, Hermes' und Hillmer's strenger Censur alle theologischen und moralischen Bücher, sowie alle Brochüren, Zeit- und Gelegenheitsschriften unterstellt. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ wanderte, um den Censurplackereien enthoben zu sein, nach Kiel, die „Berlinische Monatsschrift“, nachdem einem Artikel Kants das Imprimatur verweigert worden war, nach Dessau. Für die Nicolaische Zeitschrift blieb es dabei nicht. Ihr, als der Hauptstütze neologischer Bestrebungen wurde der Debit in Preußen entzogen und erst nach vielen beweglichen Vorstellungen Nicolais und anderer Berliner Buchhändler wiedergestattet. Die Wiedereinführung dieses Hauptorgans der Aufklärung (7. April 1795) konnten die Censoren nicht verwinden. Sie suchten Nicolai für den Inhalt verantwortlich zu machen, was dieser mit dem Hinweis darauf ablehnte, daß er gar nicht mehr Verleger sei und versuchten ganz am Ende ihres Regiments (23. Dezember 1796) noch einmal einen wiewohl erfolglosen Ansturm wider ihn und sein Blatt. Selbst die politischen Berliner Zeitungen wollte Hillmer unter seine Censur bekommen, weil einmal in die Spenersche sich ein angeblich antireligiöser Artikel verirrt hatte; doch wurde den Zeitungen nur verboten (Juli 1793), in Zukunft überhaupt theologische Aufsätze oder Recensionen zu bringen. Eine neue Verschärfung der Censurbestimmungen beantragten Hermes und Hillmer im März 1794. Sie baten, den Berliner Buchhändlern anzubefehlen, das halbjährliche Verzeichniß ihrer Verlagsartikel Hillmer vorzulegen, ferner ihm jede verdächtig erscheinende Schrift zur Durchsicht zu übergeben. Trotz des entschiedensten Protestes der Berliner Buchhändler, trotz des Widerspruchs der churmärkischen Kammer wurde der Antrag der Obercensoren genehmigt. Die Wirthschaft dieser Censoren kann durch einige Beispiele illustrirt werden. In Kosegartens Predigten strichen sie Stellen und setzten dafür andere ein; Zeitschriftaufsätzen fügten sie große Anmerkungen

hinzu, die als solche der unglücklichen Autoren gelten mußten. Eine Abhandlung von Heynatz durfte nicht gedruckt werden, weil es darin hieß, eine Stelle im Buche Johannes werde von vielen Philologen für unecht gehalten; der Druck von Ewalds „Urania“ wurde wegen eines Aufsatzes von Lavater verboten, mit der Begründung: „der Verfasser habe nicht die rechte Meinung von Gott.“ Eine noch weitere Verschärfung wurde seitens der Censoren beantragt und von Wöllner unterstützt (Februar, März 1796). Sie wollten die Strafen für Buchdrucker und Verleger merklich erhöhen, namentlich aber den beim Kammergericht und anderen Collegien angesetzten Censoren zur Pflicht machen, auch Romane und andere Schriften, die ganz von theologischen Dingen handelten oder einzelne theologische Stellen enthielten, der Commission vorzulegen. Doch scheint es nicht, daß diese neue Forderung, die schließlich alle litterarischen Erscheinungen der Commission überliefert hätte, genehmigt wurde.

Nach Religion und Presse kam die Schule an die Reihe. Zedlitz hatte ein Oberschulcollegium eingerichtet — Meierotto und Gedike gehörten neben Wöllner zu seinen Mitgliedern —, das ein Unterrichtsgesetz vorbereiten sollte. Aber weder zu einem solchen Gesetze noch zu einer Schulreform kam die neue Behörde, die durch Zedlitz' Sturz (April 1788) ihr geistiges Haupt verlor. Nur über den Religionszustand der Schulen wollte man wachen. Darüber reichte die Immediatcommission einen Bericht*) ein (31. 12. 93), in dem es hieß, „daß wir in Hinsicht der niederen und Parochialschulen die göttliche Güte preisen, welche fast die meisten dieser Schullehrer bei dem Sinn erhalten hat, die reine unverfälschte Wahrheit auf echt biblische Art der Jugend beizubringen“. 15 Lehrer wurden als vortrefflich oder gut, 3 als ganz unmoralisch bezeichnet, 5 andere als Männer charakterisirt, „welche theils die Hauptwahrheiten des Christen-

*) G. St. A. R. 76, I, 521.

thums nur kalt berührten, theils in der Person Jesu Christi nur einen Lehrer, in seiner Erlösung nur Befreiung vom Aberglauben und jüdischen Vorurtheilen, in der Bekehrung nur eigene Besserung und Ablegung der Fehler und Schwächen finden wollten und überhaupt den Mangel eigener Erkenntniß durch Abweichung von dem biblischen Vortrag und durch neuern neologischen Modeton deutlich zeigten." Unterricht und Kenntniß in den Gymnasien stehe höchstens auf derselben Stufe, wie in den niederen Schulen; manchmal sei es schlimmer, „besonders können wir von dem Friedrichswerderschen Gymnasium nach Pflicht und Gewissen nichts Anderes sagen, als daß der den jungen Leuten gegebene Religionsunterricht nicht nur nicht wahrhaft christlich, sondern sowohl in der Wahl der vorgetragenen Materien als auch in der Behandlungsart derselben nach dem jetzt herrschenden Ton von der Erkenntniß der eigentlichen Heilslehre abführend und durchaus schriftwidrig befunden worden." Es wurde daher beschlossen, daß in jeder Classe jedes Gymnasiums zwei Stunden in der Woche Religionsunterricht zu ertheilen sei und zwar in der Unterstufe nach dem Handbuch des Mores, in der obern nach der „christlichen Lehre im Zusammenhang." Die unmoralischen Lehrer wurden abgesetzt, die lauen gewarnt, allen, auch den Inspectoren eingeschärft, „daß die wahre christliche Religion nach den Confessionsbüchern unserer evangelisch-lutherischen Kirche treu und redlich gelehrt werden soll und daß die Lehrer bei befundener Renitenz unfehlbare Remotion zu gewarten haben." Lehrer und Inspectoren erklärten darauf, daß das Geforderte geschehen sei oder geschehen würde.

In dumpfem Groll duldeten die Berliner die Herrschaft Wöllners und seiner Spießgesellen.

Nichts zeigt den Gegensatz der Berliner Volksstimmung bei seinem Kommen und Gehen besser als der Hinweis auf einige ihm gewidmete litterarischen Betrachtungen. Als er zum Minister ernannt wurde, sang die regierungsfreundliche und fromme

Tochter der Karschin*), die von der Mutter Sangeslust und Sangesunfähigkeit geerbt hatte:

Über alles, was im ganzen Lande
Wahrheit predigt, Sitte lehrt,
Hat nun Aufsicht, im Ministerstande
Wöllner, den der König ehrt.

Auf die reinste Lehre wird Er halten;
Keines Schriftverdrehers Hand
Darf hinfort am Glaubenspfeiler spalten,
Der Jahrhunderte bestand.

Als er aber am 11. März 1798 ging, nachdem er noch das königliche Schreiben vom 27. Dezember 1797, durch welches die Prüfung der Geistlichen in würdiger Weise wiederhergestellt wurde, in seiner inquisitorischen Weise zu deuten versucht hatte, wurde er vom Berliner Volkswitz sehr stark verspottet**). Er wurde als der Esel gehöhnt, der sich von seinem Dorfe aus, wo er ganz unbemerkt gelebt hatte, entfernt und zum obersten Haupt erhoben hatte, der im Verein mit Blindschleich und Maulwurf (Hillmer und Hermes), regiert hatte, von Schafen und Gänsen hofirt, nun aber vom Löwen, zu dem die Klagen der übrigen Thiere gedrungen, verjagt worden war.

Auch sonst fehlte es nicht an litterarischen Neckereien des mächtigen aber gehaßten und verachteten Mannes, Neckereien, welche theils zur Zeit der Macht, theils zu der der Ungnade erschienen und bald offen, bald in manchen Umhüllungen die Ansichten ihrer Verfasser ausdrückten. Kleine Hiebe gegen Wöllner wurden gelegentlich ausgetheilt in dem Epos eines ungenannten Verfassers***), das den Gesangbuchstreit (s. oben Bd. I,

*) Gedichte der Frau v. Klencke, 1788, S. 274.

**) Die Thiersitzung Eine bisher noch ungedruckte Fabel. Vom gekrönten Dichter Philibunkus in Philadelphia. Berlin 1798. Zu haben bei C. F. Weiße. 4 SS. in 4°. Mit den Bildern der angegebenen Thiere, ferner des Fuchses und des Zöllners in Holzschnitt. (Sammelband der G. L. Stiftung.)

***) Die Duncias des Jahrhunderts oder der Kampf des Lichts und

S. 330 ff.) behandelnd, den erfolglosen Zug einer aufgewiegelten Dorfgemeinde nach Berlin beschreibt, durch seine apologetischen Worte über den Gielsdorfer Schulz und andere Aufklärer die Zugehörigkeit seines Verfassers zur Lichtpartei verräth und in dem damals tonangebenden Manne einen Vertreter der Finsterniß sah. Auch ein vielbändiger Roman*), der in absichtlich dunkler Sprache zahllose Abenteuer zusammenhäufte, gedachte des „Meinungssystems", wie hier das Religionsedict bezeichnet wird. Wöllner wurde hier als „Levenzow", als verderblicher Rathgeber des „Herzogs", als ein dem Kronprinzen Verhaßter dargestellt; von dem Edikt selbst gesagt, „es verdunkele der Sonne Licht gleich einem Heuschreckenheer." Der stärkste Schlag gegen Wöllner wurde aber nach seinem Rücktritt in einem satirischen Gedicht**) geführt, dessen Verfasser boshaft genug war, den Namen des Gehaßten als Autor des Pasquills und dessen Mitarbeiter als Verleger anzugeben. Die theologischen Verhältnisse Preußens und Berlins bilden den einzigen Gegenstand des etwas zu langen Gedichtes. Sein wesentlichster Zweck sollte wohl sein, die Unzuträglichkeit der Lösung religiöser Fragen seitens der Staatsbehörde darzuthun. Nicht sowohl auf die Beantwortung der fünf dem von dem Fürsten berufenen Theologenconvent vorgelegten Fragen z. B.: Wer schuf die Welt? Schreibt sich das Uebel in der Welt von einem Gott her? Wie ist der Zustand nach dem Tode? kam es dem Dichter an, sondern auf eine Lobpreisung der Aufklärung und auf eine Verdammung

---

der Finsterniß. Ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen. Berlin 1793.

*) Dreyerley Wirkungen. Eine Geschichte aus der Planetenwelt tradirt und so erzählt. 6 Bände. Germanien 1789 und 90.

**) Fürstbürger Phosphorus oder die Allerweltpfaffenharlekinade von Wöllner. Eine komische Geschichte aus der Sphäre des Mondes. Neueste Auflage. Alethiopel, bei Hermes, Hillmer u Compagnie, o. J. Das Gedicht hat 500 siebenzeilige Strophen und 130 gelehrt klingende Anmerkungen.

der Lichtfeinde. Wie eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten klang die Strophe:

O Freiheit, Freiheit, Silberton
Dem Ohr, so wie dem Herzen,
Gespielin der Religion
Und Linderin der Schmerzen;
Dein Lob erscholl dort überall,
Auf hohen Bergen, tief im Thal,
In Tempeln und in Hallen.

In tapferer Art wurde die Aufklärung gepriesen und das lichtscheue Wesen mancher Kämpen denuncirt:

Zwar Einge mögen Lucifern,
Den Lichtfreund, Teufel nennen,
Weil sie den klaren Morgenstern,
Aufklärung sonst, verkennen,
Und wahrlich mag gewissen Herrn
Verhaßter sein der Klarheitsstern
Als Belial und Teufel.

War in diesen Worten des Fürsten wohl schon auf Wöllner hingedeutet, so wurde er in den Schlußstrophen deutlich genug gezeichnet. Auf eine lange Rede des Fürsten hin haben sich die Theologen entschlossen, im Lande des Verstandes zu bleiben.

Der weise Fürst erlaubte gern
Den Pfaffen ihre Bitte.
Sie dankten diesem guten Herrn
Und lernten seine Sitte.
Nur ein Rabbiner unterwand
Sichs, auszuschlagen den Verstand
Und pfropfte seine Flasche.

Er nahm beschenkt mit reichem Gut,
Wozu er noch gestohlen
(Denn das stak längst in seinem Blut),
Und schrie: Ihr Herrn, empfohlen!
Sie aber riefen: bleib ein Thor!
Und reit' als Esel nach wie vor
Zurück auf Deinem — Esel!

Wie gegen Wöllner, so richtete sich der Berliner Witz auch gegen seine Genossen, Hermes und Hillmer. Man verglich sie

mit den Invaliden, die ehemals durchs ganze Land reisen und umherschnüffeln mußten, ob sie selbstgebrannten Kaffee fänden, der als Contrebande betrachtet wurde. Wie diese, so gingen sie, die an Fuß und Hand gesund, aber an Kopf und Verstand lahm seien, überall umher, suchend, „Wer etwas Selbstgedachtes lehre, denn selbstgedacht ist jetzo Contreband.“ *) Beide wurden in Folge eines Berichtes des Ministers Schulenburg (3. März 1798) entlassen (sie erhielten je 500 Thaler Pension statt ihres Gehaltes von über 2000 Thalern) mit dem Hinweis darauf, „daß sie bei dem neuen Oberschulcollegium entbehrlich seien, da sie in ihren bisherigen Verhältnissen nichts geleistet hätten und auch fernerhin keinen Nutzen bringen würden“.**) Hermes erbat in einem späteren Schreiben (19. Januar 1805), nachdem er einen Ruf nach Kiel angenommen, den Fortgenuß seiner Pension bis zu Ende des Etatsjahres, da er „wegen seiner notorischen Dürftigkeit“ sonst nicht leben könne.

In Mirabeau's Andeutung war Wöllner der Pfaffe, Bischoffswerder (1740—1803) der Visionär. Er, der sich seit 1776 in Friedrich Wilhelm's unmittelbarer Nähe befand, beherrschte den Fürsten durch die Geheimbünde, in die er ihn einführte, durch die Wunder, die er ihn schauen und ahnen ließ, durch das Lebenselixir, in dessen Besitz zu sein er vorgab. Im Ganzen war dieses Treiben gewiß verhängnißvoll für den Staat, aber da es im Wesentlichen auf die Hofkreise beschränkt blieb, ohne große Bedeutung für das geistige Leben der Hauptstadt. Zudem ist es schwer, da die Veranstalter dieser Versammlungen keine Bekenntnisse hinterlassen haben, die späteren Berichterstatter mit Lust Unverbürgtes zusammenrafften, die wirklichen Vorgänge zu erkennen. Vielleicht kommt ein Anonymus***) der Wahrheit am nächsten, der am Anfange der Regierungszeit schrieb und

*) Mitgetheilt im Neudruck des Gentz'schen Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III., Brüssel und Leipzig 1820, S. XI A.

**) G. St. A. Cab. Acten. Rep. 89. 30f.

***) Geheime Briefe über die preuß. Staatsverfassung 1787, S. 70fg.

durch Nennung eines Namens specielle Kenntnisse verräth. Er schreibt: „Das Zimmer, worin die geheimen Künste getrieben werden, stellt ein Viereck vor, und an den Seiten ist in einem mäßigen Zwischenraum eine große Anzahl kleiner und niedriger Öfen angebracht, wodurch der magische Dunst und das die Augen einnehmende Räucherwerk nach Gefallen unterhalten werden. In der Mitte dieses Tempels, in einiger Erhöhung, zeigt sich die Gestalt eines Geistes, im weißlichen Gewande, von leichtem, seidenem Zeuge, das wegen seiner besonderen elastischen Beschaffenheit und anderer erforderlichen Eigenschaften aus Frankreich verschrieben werden muß. Aber die Gestalt dieses Geistes ist nur die Hülle, womit in der großen Geisterstunde der Körper eines Mannes, der zum geheimen Orden gehört und der heimlich in der Gestalt des Geistes Platz nimmt, bedeckt wird. Derjenige, der zu diesem frommen Geschäfte auserlesen worden, ist ein Sachse, Namens Steinert, ein Mann, der das besondere Talent besitzt, die Bauchsprache zu sprechen, das ist, einen hohlen Ton aus dem Innern seiner Brust hervorzuholen, der die dumpfe Sprache eines aus der anderen Welt vorgeladenen Geistes nachahmen soll. Man versteht sich überdem auf die besondere und geheime Kunst, dem Geiste, vermöge des an einem nicht sichtbaren Orte angebrachten magischen Spiegels und erforderlicher Bilder oder Abdrücke, die Gesichtsähnlichkeit des zu seinen Vätern versammelten Todten zu geben, den man aus dem Reiche der Schatten hervorruft."

Was aber auch in den Zusammenkünften gesagt und gethan worden sein mag, zweierlei steht fest: erstens, daß die Veranstalter und Mitwirker dieser Gespensterscenen einen gewaltigen unheilvollen Einfluß auf den König gewannen, dadurch, daß sie den Furchtsamen durch Einflüsterungen ihrer angeblichen Geister zu Allem brachten; zweitens, daß das lichtscheue Wesen, so sehr auch klare und energische Männer dagegen protestirten, von den Hofkreisen aus Eingang in andere Cirkel gewann und die Errungenschaften früherer Zeiten stark bedrohte.

Die dritte der von Mirabeau gekennzeichneten Trias war Frau von Lichtenau. Sie zwingt zu einem Eingehen auf ähnliche Frauen, auf die sittlichen Verhältnisse des Hofes überhaupt.

In den Gedichten auf die Redoute des Jahres 1788, welche dem oben angeführten unmittelbar folgen, wird unter den Frauen nur eine einzige nicht fürstlichen Geblüts gefeiert, die Gräfin von Ingenheim. Redlichkeit, so heißt es, umkränzt von blumenreicher Munterkeit, strahle aus ihren Augen; sie errege überall Erstaunen und Entzücken. Dies Entzücken hatte sie besonders beim Könige hervorgerufen, als sie noch Julie v. Voß und Hoffräulein bei der Wittwe Friedrich's des Großen war. Der leicht entzündliche König entflammte für sie, die Höflinge begünstigten die Neigung. Das schöne Mädchen hielt, trotzdem es den König liebte, auf seine Ehre; der Widerstand entzündete die Leidenschaften noch mehr, die vielen, selbst durch die Prinzessinnen gebotenen Gelegenheiten, mit der Geliebten zusammenzutreffen, versetzten den König in einen Zustand jugendlichster Leidenschaftlichkeit. Um sich von solchem Zustande zu befreien, that der König Unerhörtes. Er ließ sich bei Lebzeiten seiner Gattin, unter Zustimmung eines gefügigen Consistoriums, mit seiner Schönen, später mit deren Nachfolgerin, der Gräfin Dönhoff, trauen, lebte mit den Genannten in ehelicher Gemeinschaft auf irgend einem seiner Schlösser, hob die von diesen Frauen geborenen Kinder selbst aus der Taufe, nannte die eine der Genannten öffentlich „meine liebe Frau" und zwang seine eigne Gattin, ferner die Wittwe seines Vorgängers sowie die Prinzessinnen, diese Nebenfrauen als Ihresgleichen zu behandeln, einzuladen und bei den von jenen gegebenen Festen zu erscheinen.*) Derartiges, von Seiten echter Moral viel verwerflicher als das gewöhnliche Zusammenleben

*) Alle diese Einzelheiten aus den authentischen Aufzeichnungen: 69 Jahre am Preußischen Hofe. Von Sophie Gräfin von Voß. Leipzig 1876. Die Memoirenschreiberin ist die Tante der Julie und verehrt den König aufs Höchste trotz seiner Schwächen.

mit Conkubinen, war am preußischen Königshofe noch nicht vorgekommen.

Trotz dieser unsittlichen Handlungsweise büßte der König wenig von seiner Popularität ein, die hochgeborenen Gräfinnen wurden eher bemitleidet als verachtet; aller Haß wendete sich gegen eine Dritte, gegen die langjährige Geliebte des Königs, die Gräfin Lichtenau. Und doch war diese vielleicht die am wenigsten Schuldige.

Wilhelmine Encke*), die Tochter eines königlichen Musikers, geboren 29. December 1762, erregte schon in früher Jugend Aufsehen durch ihre wunderbare Schönheit. Sie wurde dem Prinzen wohl schon bekannt, als er noch mit seiner ersten Gattin, Elisabeth Christine von Braunschweig zusammenlebte (die Ehe wurde getrennt am 21. April 1769), und trat ihm näher, kurz nachdem er sehr bald nach der erwähnten Scheidung die Verbindung mit Friederike Louise von Hessen-Darmstadt eingegangen war. Der Prinz unterrichtete sie, gab ihr und empfing von

*) Ueber die Lichtenau vgl. Bailleu in der A. D. Biogr. XVIII, 534ff. Authentisches Material enthält nur die von Schummel bearbeitete „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie.“ 2 Abtheilungen. Leipzig und Gera 1808. (Auch französisch übersetzt von J. F. G. P. Paris 1809.) Dort sind viele Schriften genannt, welche Angriffe auf die Lichtenau enthalten, besonders v. Cölln's, der kurz vor seinem Angriff der Gräfin einen Heirathsantrag gemacht und einen Korb erhalten hatte, „Vertraute Briefe“, auf die in anderem Zusammenhange zurückzukommen ist. Die meisten Schmähschriften erschienen 1798, also unmittelbar nach dem Sturz der Gräfin oder einige Jahre später, z. B. 1800: A. W. Baranius, Versuch einer Biographie der Frau Gräfin v. L. — Sie haben meist schon ziemlich verlockende Titel, manche nicht minder anreizende Titelbilder, z. B. „Saul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland“. Berlin und Potsdam; „Empfindsame Reise der Prinzessin Ananas nach Großglogau“ (dem Verbannungsorte der Gräfin). Riez bei Beeskow; und die von A. Riem herrührende Schrift „Infernale“, Eine Geschichte aus Neu-Sodom, meist dramatisirt. Mainz. (Mit dem Doppeltitel): Der Substitut des Behemoth, oder: Leben, Thaten und Meinungen des kleinen Ritters Tobias Rosemond. Eine Geschichte aus uralten Zeiten. Bagdad gedruckt vor der Sündfluth. — Eine Aeußerung Hirt's im Briefe an Goethe, G. J. XV. 68fg.

ihr, mit dem eignen Blut geschrieben, ein Gelöbniß der Treue (27. Januar 1770) und erhielt von ihr bis zum Jahre 1780 fünf Kinder, die, soweit sie am Leben blieben, standesgemäß ausgestattet wurden. Die Geliebte des Königs selbst lebte in anständigem, nicht prunkvollem Haushalt auf einem Landgut und in einem Stadthause, führte seit 1780 den Namen des Kämmerers Rietz, mit dem sie, um ihr der Welt gegenüber eine Stellung zu geben, verheirathet worden war und seit 1796 — das Patent trägt freilich die Jahreszahl 1794 — den einer Gräfin Lichtenau. Sie war und blieb fast drei Jahrzehnte die treue Gefährtin des Königs. Sie war, nachdem ihre körperlichen Reize auf den Fürsten keinen Einfluß mehr übten, seine Freundin und seine Vertraute. Sie war weder Kupplerin und Gelegenheitsmacherin, noch Spionin und Diebin. Sie war keine Dirne, sondern ein Weib, das, in früher Jugend auf schiefe Bahn geleitet, die Folgen des ersten Fehlers muthig trug. Sie war kein Tugendspiegel, aber auch keine Heuchlerin. Sie war wohlthätig und guten Regungen nachgebend, „Menschenfreundin“ wird sie, lange nach den Tagen ihres Glanzes, von Freunden genannt. Sie liebte das Vergnügen und die Behaglichkeit, war wohl nicht frei von Selbstsucht und von Begehrlichkeit für die Nächststehenden, aber Schwelgerei und wollüstiges Treiben blieben ihr fern. Die Gesellschaft, die sie in ihrem Hause versammelte, war anständig; die Vergnügungen, mit denen sie dieselbe unterhielt, brauchten das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen. Sie zählte ihre Freunde und Freundinnen in den höchsten Kreisen, nicht etwa bloß unter den Spießgesellen und Creaturen des Machthabers, sondern unter Deutschen und Ausländern, die durch Geist und Stellung hervorragten. Eine Frau, der Philipp Hackert sich ehrfurchtsvoll nahte und die Aloys Hirt begeistert pries, konnte keine Verworfene sein. Schönheit und Klugheit mochten ihr später noch manche Triumphe verschaffen, die sie nicht immer mit keuscher, grausamer Strenge zurückwies, aber ihre Haupteigenschaft war Treue. Diese bestimmte den König,

bei ihr auszuharren, wenn Herz und Sinne auch anderweitig beschäftigt waren. Und Treue war es, welche sie an den König fesselte, als die Anderen flohen, Treue, welche sie antrieb, ihn zu pflegen, bis sie selbst niedersank. Sie hätte in diesen letzten Wochen hoffnungsloser Krankheit des Königs fliehen können, denn sie wußte wohl, was sie seitens des Kronprinzen und seiner Rathgeber zu erwarten hatte, aber sie zog es vor zu bleiben, um ihr Treugelübde zu lösen. Sie wurde in einen Proceß verwickelt, aber nicht bestraft, wie ihre Feinde gehofft hatten. Nach einer kurzen Zeit der Ungnade erhielt sie von Friedrich Wilhelm III., der ihr erbittertster Gegner gewesen war, ihre Güter zurück und manche Privilegien obendrein. Solche Vergünstigungen wären nicht eingetreten, wenn der gerechte Fürst sich nicht von dem Ungrund der Beschuldigungen überzeugt hätte, an die er ehedem selbst geglaubt. Die Libellisten, welche sich nach dem Sturze der Gräfin auf das daliegende Opfer gestürzt hatten, um ein gnädiges Zuwinken des Siegers zu erhaschen, verstummten allmählich; die 1808 erschienene Apologie der Gräfin blieb, obgleich damals kein Mangel an Pamphletisten war, unwiderlegt. Man hatte ein Opfer verlangt, für die Zeit einer kostspieligen und entsittlichenden Mätressen-Wirthschaft; nun hielt man sich an die, welche am meisten genannt worden, am längsten einen Nebenhof gebildet hatte und den jähen Wandel des Geschicks an sich selbst erfahren mußte.

Die Wirkung solch offenkundiger Verderbnisse am Hofe auf das sittliche Leben Berlins war fürchterlich und langandauernd. Jetzt erst wurde die Corruption allgemein und immer weiter schritt die Entnervung und Erschlaffung vor, die auch als ein Moment für den jähen Sturz von 1806 genannt werden muß. Die Periode Friedrich Wilhelms II. ist die Blüthezeit der Madame Schuwitz, der Königin der galanten Damen, die eine schier unerschöpfliche Litteratur*) hervorrief und für die außerhalb Berlin

*) Außer den Bd. I, S. 630 angeführten Schriften vgl. ferner: Apologie der Mad. Sch. Berlin 1793; Sch., Elise, oder Abenteuer und

lebenden als Inbegriff des modernen Babel galt.*) Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ein damaliger Berichterstatter (1793)**) die Zahl der Freudenmädchen, die er in 4 Classen eintheilt, auf 3000 angibt. Außer dieser geduldeten, privilegirten Prostitution zog nun aber auch in die höheren Kreise die Zuchtlosigkeit ein, die sich mit dem Mäntelchen der freien Liebe deckte oder sich als wahre Leidenschaft ausgab, für die es keine Gesetze und keine bindenden Verpflichtungen gab. Entführungen kamen häufig vor; noch häufiger das freche Eindringen des „Hausfreundes" in die Rechte des Mannes oder widerwärtiger Weiberwechsel.

Ein recht trauriges Zeugniß für die sittlichen Zustände bildet z. B. die Thatsache, daß eine Nichte von Henriette Herz mit Vorwissen der Tante in so wenig jungfräulichem Zustande heirathete, daß sie nach kaum 3 Monaten ein Kind zur Welt brachte. Die Tante beklagte solche Geschehnisse mit dem wohlfeilen Trostwort: „Wie die Menschen durch ihre Unmäßigkeit sich die schönsten Zeiten verderben — das Erhöhen durch Entbehren

---

Erfahrungen einer deutschen Buhlerin. Berlin (Altona) 1796; Poponius, Epitaph der unsterblichen Verdienste der Mad. Sch. Fft. u. Lpz. 1798. Ueber die „Standrede auf Mad. Schuwitz" bemerkte Sander an Böttiger, 3. Februar 1798, welcher sie zuerst Tieck zuschrieb: „S. 27 die 2 ersten Verse sind aus meiner Uebersetzung der Iphigenia, sowie die 2 ersten S. 43 aus Herthegen's Trauercantate auf Fr. Wilh. II. . . . Die beiden Buchhändler und die Buchhändlerfrau sind Himburg, Oehmigke und Mad. Schöne." Wie weite Kreise sich für derartige Litteratur interessirten, zeigt ein Brief des ernsten Archäologen A. Hirt an denselben Böttiger, 10. Februar 1978: „ à propos! Sie kennen doch schon die Standrede am Grabe der Mad. Schuwitz? Sie hätten wohl nicht geglaubt, auch ein Plätzchen darin zu verdienen: aber so geht es den Leuten, die Iffland loben. Sollten Sie dieses Produkt, das hier rasend gelesen und gekauft wird, so daß ich seit vierzehn Tagen kein Exemplar um keinen Preis habe haben können, noch nicht gelesen haben, so werde ich es Ihnen doch zu senden suchen."

*) Bürger an Göckingk 1792 vgl. Vjschr. f. Littgesch. III, 464.

**) Kosmop. Wanderungen durch einen Theil Deutschlands. Leipzig 1793. S. 184 fg. Als Pensionshalterin wird hier auch eine Madame Etsch genannt. Als Besonderes wird angeführt, daß die privilegirten Liebhaber von den Mädchen bezahlt werden.

verstehen die Gemeinen nicht. Die Verschämtheit ist aus der Welt gewichen und zwar nicht aus dem schönen Grunde, weil die Welt unschuldig ist." *)

Wollüstlinge aller Art haben das Gruseln gern und erfreuen sich, trotz der offen erklärten Abneigung vor dem Verbrecher und seinen Thaten, an den Nachrichten über beide. Stoff genug zu solcher Freude bot jene Zeit, wie wenigstens an einem Beispiel gezeigt werden soll. Im August 1789 hatte der Schlächtergeselle Christ. Lenz in der Nähe von Berlin die Post beraubt und drei Personen dabei getödtet. Er floh, wurde gefangen und hingerichtet und zwar, wie eine zur Warnung erlassene Anzeige des Generalpostamts lautete „auf einem mit einer Kuhhaut bedeckten Schinderkarren nach dem Richtplatz geschafft und mit dem Rade von unten auf vom Leben zum Tode gebracht und der Körper aufs Rad geflochten." Der Verbrecher wurde zum Heros einer ganzen Litteratur. **) Gleich nach seiner Ergreifung erschien: „Wahrhafte und ganz umständliche Beschreibung der wunderbaren Gefangennehmung des L. mit dessen accuratem Bildniß in Lebensgröße." Das Bild wurde auch besonders auf schönem Schreibpapier verkauft, „um es in Rähmen zu fassen." Dann erschien eine Schrift über die „Jugendjahre des Inquisiten", der in einem besonderen Blättchen eine „Beurtheilung" folgte. Diese wurde abgelöst durch die „authentische und ausführliche Lebensbeschreibung des berüchtigten Posträubers und grausamen Mörders Ch. L., wie auch vollkommene Nachricht, wie es bei dem Morde zugegangen nebst einem passenden allegorischen Kupferstich mit dessen deutlicher Erklärung." Wenige Wochen später wurde ausgeboten: „Des Mörders Lenz schauderndes Selbstbekenntniß." Die Hinrichtung (19. Januar 1790) machte dieser Schundlitteratur nicht nur kein Ende, sondern

*) Henr. Herz an Börne (ungedruckt), 24. März 1806: Die Hochzeit am 24. Nov. 1805, die Geburt am 1. März 1806.

**) Vgl. Voss. Ztg. 1789, 1790. Berlinische Merkwürdigkeiten derselben Jahre.

brachte sie erst recht zur Blüthe. Schon am 23. hieß es: „Weil soviele Leute in Gesellschaft geäußert, da sie doch so Vieles von dem Deliquenten L. gelesen, auch die ganzen wahrhaften Umstände seines Sterbetages, wie der Zug mit ihm geschehen, auf welche Art er executirt und was sonst dabei Merkwürdiges vorgefallen, wissen möchten, so kündigt man alles ganz wahrhaft niedergeschrieben dem Publikum für 6 Pf. an. Nebst accuratem Abriß seiner Hinrichtung." Vielleicht ist dies dieselbe Schrift, die u. d. T. „L.' Leichenzug und schreckliches Ende" feilgeboten wurde. Fast gleichzeitig erschien, in Nachahmung einer vor einem Jahrhundert sehr beliebt gewesenen Manier: „Gespräch im Reiche der Todten, zwischen dem in Berlin hingerichteten L. und Joh. Weiß, welcher in Spandau kurz zuvor gerädert worden." Gleichfalls, wie in früheren Zeiten, ergriff auch ein Geistlicher das Wort in dem Schriftchen: „Das Betragen des Mörders und Posträubers L. in seinem Gefängniß vor dem Inspector Ambrosi." Den Beschluß machte: „Ausführlicher, jedoch kurz und erzählungsweise gefaßter Auszug aus den gerichtlich verhandelten Inquisitionsakten wider den berüchtigten wegen des begangenen dreifachen Mordes, Post- und Straßenraubes unter gefängliche Haft gebrachten Schlächterknecht J. Ch. L." *)

Man sollte, wenn man diesen Wust überblickt, kaum glauben, daß ein halbes Jahrhundert der Aufklärung vorübergegangen und noch weniger, daß die Menschheit damals mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt war. Doch das war eben die traurige Wirkung vornehmer Beispiele, daß man sich mit Dirnen erlustigte, Räuber gruselnd verehrte und an allerlei Erscheinungen glaubte. Nicht mehr wie früher (Bd. I, S. 365 ff.) trieben einzelne Wundermänner ihr Wesen, sondern allerlei Spuk, bei dem dreiste

*) Mit Recht tadelte schon die Berl. Corr. 1790 St. 3 die vielfache Beschäftigung der Zeitungs- und Brochurenschreiber mit Lenz. „Entweder sollten sich die Herren Autoren zu dergleichen Henkersgeschichten gar nicht drängen oder wenigstens nicht bloß mit fader Enumeration begnügen, sondern philosophische und psychologische Reflexionen mit einweben."

Betrüger, geschickte Taschenspieler, gelegentlich auch unterrichtete Naturkundige die Hand im Spiele hatten, wurde in geheimen Gesellschaften zum Ergötzen Aller oder zur schreckhaften Warnung für Wenige vorgenommen. Wie gereizt die Einbildungskraft war, welch' thörichte Märchen geglaubt wurden, wie selbst die an Amt und Geist Hochstehenden sich herabließen, derartige Spukgeschichten ernst zu nehmen und zu untersuchen, zeigt folgender Vorfall, der durch die Erwähnung in der „Walpurgisnacht" Unsterblichkeit erlangt hat.

Dort constatirte der arme Proktophantasmist (Nicolai), da das Teufelspack trotz seines Scheuchens nicht verschwinden will, daß dies nach keiner Regel frage: „Wir sind so klug und dennoch spukts in Tegel."*) In diesem nahe bei Berlin belegenen Dorfe, in dem noch 1830 W. v. Humboldt Gespenster sah, wurde Wochen lang und zwar im Hause des Oberförsters Schulz ein nächtliches Gepolter gehört. War es Wirkung des von einem Straßenjungen verübten Unfugs oder Geräusch eines langen und dicken Pflocks, der an einer Schnur an der Gartenmauer befestigt war — worüber die Wachsamkeit eines beherzten Polizisten den besten Aufschluß hätte geben können — die Dörfler glaubten, und die Residenzbewohner stimmten lebhaft ein, daß allnächtlich ein Poltergeist dort erscheine, ein Gespenst umgehe. Wenn man nun auch darauf hinwies, daß das Geräusch nur gehört wurde, sobald Niemand im Corridor auf und abging — blieb es unbeachtet, so wollte das Gespenst seine Kräfte nicht verschwenden — und wenn auch ein Ungläubiger boshaft bemerkte, der Geist poltere lauter, seitdem man in Berlin soviel von ihm rede, die Sage vom Poltergeist blieb bestehen; einzelne Feinhörige wollten sogar wissen, es sei das Gespenst einer Dame, die noch kein Grabdenkmal erhalten habe. Von dieser die Ge-

*) Loeper, Goethe's Faust I, 180, Varnhagen, Bl. V, 273fg., Berl. Bl. 1797, II, 161—179. Denkw. u. Tagesgesch. der Mark Brandenb. 1797, IV, 1048—1054, 1799: 1110ff, 1218, 1265ff. Neue Berl. Monatsschr., Bd. I., S. 321ff., 1800, III, S. 436ff., IV, S. 297ff.

müther bewegenden Angelegenheit meldete Oberforstmeister v. Burgsdorf, der an den Spuk glaubte, der naturforschenden Gesellschaft in Berlin, daß sich besonders zu Mondscheinszeiten an einem mit Eisenblech beschlagenen Kasten, der auf einem mit Mauersteinen gepflasterten Corridor stände, ein seltsames Geräusch hören lasse. Auf eine solche Anzeige hin wurden wirklich von der Gesellschaft zwei Commissionen entsendet, deren einer Bode und Meierotto, deren anderer Karsten, Klaproth, Zöllner angehörten. Die Mitglieder der Commission hörten das Dröhnen, Rascheln, Klopfen, sie sahen nichts, constatirten das Schwinden des Geräuschs, sobald sie in die Nähe des Kastens kamen und waren ehrlich genug ihrer Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß hier kein Spuk, sondern der Unfug eines im Hause sehr bekannten Störenfrieds vorliege. Daß jedoch ernste Männer Derartiges einer Untersuchung werth achteten, ja, wie es scheint, eine ganze Nacht opferten, um sich von einem Spaßvogel oder Nichtsnützigen äffen zu lassen, zeigt, wie weit man von wirklicher Aufklärung sich entfernt hatte. Ja, Nicolai selbst, der Häuptling und reine Verstandesmensch, der noch ein Jahrzehnt vorher jeden Geisterseher vor seinen Richterstuhl geladen und verdammt hätte, veröffentlichte anknüpfend an die Tegeler Sage, „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen", worin er erzählte, daß er, freilich in einer Zeit schweren Kummers und heftiger Erregung Geister und Gestalten verschiedenster Art gesehen habe.

Kein Wunder, daß, wenn in Bürgerhäusern Gespenster spukten, auch im Schlosse der Geist der weißen Frau wieder umzugehen anfing. Im Zeitalter der Aufklärung hatte man diese Sage bekämpft oder rationalistisch gedeutet;*) jetzt berichtete man wieder davon als von etwas Selbstverständlichem.**) Ein

*) Vgl. oben I, 370, für die Sage überhaupt das. S. 201.

**) Erscheinung der weißen Frau im Schlosse und ihre merkwürdige Prophezeiung u. s. w. 1799. (K. B.) — Dagegen richtete sich die in Berlin 1799 erschienene Schrift: „Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Berlin. Ein Gespenst, welches über zwey Jahrhunderte sein Ansehen behauptet hat" von Biester. (S. A. aus den „Berlinischen Blättern".)

Soldat, der in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1799 die Wache im Schlosse hatte, sah sie nicht nur, sondern hörte sie auch und zwar eine Prophezeiung über die reichliche Ernte des kommenden Sommers und einen nach 200 Jahren bevorstehenden nicht vollständigen Weltuntergang.

Soweit war man, wenige Jahre nach Friedrich's Tode, von Friedrich's Geist entfernt. Trotzdem war man ihn zu ehren beflissen. Private Ehrungen erfolgten durch Ausgaben seiner Schriften, Anekdotensammlungen, historische Arbeiten, die seine gesammte Regierungszeit oder einzelne Kriege betrafen; durch Gedichte, in denen man sich um so lauter als Friedrich's Söhne bekannte, je weiter man von solcher Sohnschaft entfernt war; öffentliche Ehrenbezeugungen erfolgten durch die damals begonnenen Versuche, dem großen Könige ein Denkmal in Berlin zu errichten. Concurrenzen wurden von der Akademie ausgeschrieben, Gutachten eingeholt, Entwürfe, darunter auch von dem alten Chodowiecki eingereicht und ausgestellt.*) Es dauerte aber noch viele Jahrzehnte, bevor der Plan definitive Gestalt gewann und wirklich ausgeführt wurde.

Mit seinem Plane, dem großen Vorgänger ein Denkmal zu errichten, befriedigte der König damals die Berliner nicht. Vielmehr waren sie boshaft genug**), bei der Kunde des Denkmalplans das heftige Epigramm zu belächeln:

Ein Denkmal Ihm, den nie ein Brennen-Sohn vergißt?
Sein Denkmal ist in unserm Herzen;
Doch Du erinnerst uns mit Schmerzen,
Daß Er gestorben ist.

Nur in einer Beziehung war eine erfreuliche Aenderung eingetreten. Die Nichtachtung deutscher Schriftstellerei und die Bevorzugung französischen Wesens hatte einer methodischen Begünstigung deutscher Geistesarbeit Platz gemacht. Sie bekundete

*) Näheres jetzt bei K. Merckle, Das Denkmal König Friedrich's des Großen. Berlin 1894.

**) Mitgetheilt im Neudruck des Gentz'schen Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III. Brüssel und Leipzig 1820. S. XI A.

sich in der Reorganisation des Theaters, in der Schaffung eines vom König privilegirten deutschen Schauspiels, ferner in der Gewährung von Pensionen an alte und in huldvollem Lächeln an junge Schriftsteller, endlich in einer Germanisirung der Akademie.

Die Akademie der Wissenschaften, der ehemals der König vorgestanden, erhielt nun unter Herzberg einen neuen Charakter. Viele neue Mitglieder wurden aufgenommen. Doch fehlte es auch nicht an Verlusten. Einer der empfindlichsten war, daß einer der größten Mathematiker aller Zeiten J. L. Lagrange (1736—1813), der durch Friedrich den Großen berufen, an Euler's Stelle das Direktorat bekleidet, von der Berliner Gesellschaft sich aber so völlig entfernt hatte, daß man seinen Namen kaum begegnet, 1787 fortging. Er schied mit einem Witzwort. Da er, aus der letzten Sitzung kommend, lange auf seinen Wagen warten mußte, rief er aus: „Es ist leichter, in die Akademie hinein, als aus ihr heraus zu gelangen."

Ihre specielle Germanisirung erfolgte durch den genannten Herzberg, von dem eine „Deputation zur Bearbeitung und Vervollkommnung der deutschen Sprache" aus Mitgliedern der Akademie gegründet wurde. Sie stellte Preisaufgaben und veröffentlichte Sammlungen von Beiträgen ihrer eigenen Mitglieder.*) Der Minister betheiligte sich selbst an den Arbeiten. Als Beispiel und Richtschnur wurden Leibniz' unvorgreifliche Gedanken, freilich mit einer französischen Uebersetzung veröffentlicht; als Ziel erschien ein vollständiges Wörterbuch. Unter den freudigen Mitarbeitern an dem großen Werke, das sich als eine Fortführung längst vergessener Leibniz'scher Ideen gab, darf K. Ph. Moritz nicht vergessen werden.

Zu den Versuchen der Sprachverbesserung gehört auch eine kleine Schrift Hillmers**), die ihres Verfassers, nicht ihrer Be-

*) 2 Bände. Berlin 1793. Vgl. ferner Jahrb. d. preuß. Mon. I, 269. A. Hildebrand in Grimm's D. Wb. V, S. VII fg.

**) Bemerkungen und Vorschläge zur Berichtigung der deutschen Sprache und des deutschen Styls von G. F. Hillmer. Berlin 1793.

deutung wegen hier genannt werden mag. Sie machte keine weitgehenden Reformvorschläge, sondern stellte mancherlei Nachlässigkeiten im Gebrauche der Präpositionen, müßiger Buchstaben, Wörter, Gallicismen fest, Nachlässigkeiten, von denen einige noch heute in der Unterhaltungs- und Schriftsprache vorkommen.

Die Nennung Hillmer's mag aber noch aus einem anderen Grunde geschehen. Selbst in die Akademie nämlich drängten sich die Obscuranten ein. Wenigstens sprach man davon, daß Hermes an Moritz' Stelle treten solle. Biester und Nicolai*) bewarben sich damals vergeblich; das Gesuch von Marcus Herz wurde trotz Herzberg's Unterstützung abgelehnt; eine Abweisung, die an diejenige Mendelssohn's erinnert.

Wie Friedrich Wilhelm I. gegen Friedrich I., so bildet Friedrich Wilhelm III. einen bewußten Gegensatz gegen Friedrich Wilhelm II. Die beiden Söhne setzen der Prunkliebe und der Schwelgerei ihrer Väter soldatische Einfachheit und Nüchternheit gegenüber.

Beim Tode Friedrich's I. hatte wenig Schmerz, noch weniger Freude geherrscht. Die Theilnahme der Bürgerschaft an öffentlichen Dingen war noch nicht entwickelt genug, um sich in demonstrativer Weise zu äußern. Ganz anders 84 Jahre später bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. Man hatte unter der früheren Regierung, der man ja zu ihrer Zeit mit großen Erwartungen entgegengesehen hatte, geseufzt; nun hoffte man eine neue große Periode zu erleben, in welcher jeder Makel der frühern verwischt, alles Schlimme durch Glänzendes und Gutes ersetzt werden sollte. Aus diesem Grunde war die litterarische und künstlerische Huldigung, die man dem neuen Königspaare, dem braven Könige und der schönen Königin zu Theil werden ließ, außerordentlich und um so bemerkenswerther, als sie völlig spontan war.

*) Göckingk S. 18 sagt, „an ihrer Stelle trat ein Hofmeister bei Mad. Rietz ein.“

„Die Königin“, schrieb damals Graf Einsiedel, „ist ein Ideal von Schönheit und Anmuth, sie erobert alle Herzen, nicht aber um sie für sich zu behalten, sondern um die Beute dem Könige darzubringen.“

Schon bei ihrem Einzuge als Kronprinzessin nach ihrer Vermählung war sie sehr gefeiert worden.*) Ehrenpforten und Triumphbogen waren für sie errichtet. Handwerker und Kaufmannschaft wetteiferten mit Huldigungen, auch die Judenschaft hatte sich mit einer poetischen Begrüßung eingestellt. Unter diesen Gedichten fanden sich freilich Seltsamkeiten genug, z. B. die, daß die jüngere Prinzessin mit den Versen angeredet wurde: „In dem Blumenparadiese Friedrich Wilhelms strahlst auch Du, Dich verpflanzet heut Luise In ihr Herzens-Monbijou“. Aber redliche Gesinnung und Ausdruck echter Empfindung boten die Strophen:

Dich sehen, — ach noch mehr! Dich nunmehr unser nennen!
Prinzessin! welch ein himmlisch Glück!
Dein neues Vaterland wird gern mit uns bekennen
Du kömmst vom göttlichen Geschick!

Ja Dich empfangen unsre frohen Lobgesänge,
Und freudig beugt sich unser Knie;
Laut jubelt überall die ungezählte Menge:
„O Preußens neuer Glanz ist Sie.“

Die Stimmung der Berliner beim Regierungsantritt des neuen Paares wird durch folgenden Brief (12. Febr. 1798)**) am besten charakterisirt:

„Wir sind wirklich unbeschreiblich glücklich in allem Betracht. Daß ein junger König mit der kalten, ruhigen Ueberlegung, mit Mißtrauen gegen sich selbst und ohne Kleinmuth die Sachen so führt, als wäre er 40 Jahre alt, davon weiß ich aus

*) Louisens und Friederikens, Kronprinzessin, und Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen, geb. Prinz. v. Meckl.-Strelitz, Ankunft und Vermählung in Berlin, Dez. 1793. — Vgl. Z. f. Gesch. der Juden in Dtschl. Bd. IV.

**) Nicolai an Halem, H.'s Selbstbiogr. Anh. S. 195fg.

der Geschichte kein Beispiel. Wir bekommen Alle neues Leben. Der König hat aufgeklärte und rechtschaffene Leute um sich, und er zeigt, bei sehr vieler Festigkeit, wo es nöthig ist, überaus viel Gütigkeit und Milde. Unter den jetzigen Regenten ist kein einziger, der ihm auch nur von weitem gleicht. Gott erhalte uns ihn noch funfzig Jahre! Er ist dabei ein Muster an Simplicität in seiner ganzen Lebensart, ohne alle Affectation, und giebt ein Beispiel von häuslicher Glückseligkeit, dergleichen man im bürgerlichen Leben selten siehet, und an einem Königlichen Paare auch wohl noch nie gesehen hat."

Laute Feste fanden nicht statt. Ein Berichterstatter*) meldet darüber: „Der Tag der Huldigung war mehr rührend als glänzend. Der König hatte die lauten Freudenbezeugungen durchaus verboten, und es war sogar den fremden Gesandten, welche ihre Wohnungen erleuchten wollten zu erkennen gegeben worden, daß sie den König verbinden würden, wenn sie die Illumination unterließen. Auf diesem Wege dürfte es ihm in Berlin schwer fallen die Einfachheit, die er der Menge zum Muster aufstellen will, beliebt zu machen. Denn das Volk sieht dergleichen Veranlassungen, wo es sich, wenn auch auf eigene Kosten, lustig machen und laut jubeln kann, aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt an, denn das Fest und die Freude sollte nicht sowohl dem Könige gelten, sondern ihm dem Volke selbst."

Mehr werth als diese Volkszurufe, die nicht immer Gradmesser der wirklichen Beliebtheit sind — Friedrich Wilhelm III. wurde der Menge erst nach den Unglücksfällen und der folgenden Befreiung recht sympathisch — waren die Begrüßungen ernster Männer.

Auch der alte Gleim konnte sich nicht enthalten, noch einmal in die Harfe zu greifen. 1799 dichtete er: Der König und die Königin.

---

*) Graf Detlev v. Einsiedel an C. G. Körner, Berlin 14. Juli 1798, in Rudolf Brockhaus, Th. Körner, Leipzig 1891, S. 73 fg.

Wer Ihm und Ihr ins Auge sieht,
Dem bleibt nicht mehr sein Auge trübe,
Der singt im Herzen gleich ein Lied,
Dem Frieden und der Liebe.*)

Unter diesen Begrüßungen steht das Erscheinen einer speciell der neuen Regierung gewidmeten Zeitschrift obenan.

Unmittelbar nach dem Beginn der neuen Herrschaft, aber ohne die Absicht die alte zu schmähen, wurden die Jahrbücher**) veröffentlicht. Ihr Programm „ein Repertorium aller Gesetze, ein Gesammtbild aller Verwandlungen des Staats und geistigen Lebens" zu bieten, erfüllten sie zwar nicht, aber sie gaben mancherlei davon mit Offenheit ohne Rücksichtslosigkeit. Berliner Verhältnisse werden vielfach besprochen: Theater, Lebensmittelpreise, Mortalitätstabellen. Gedichte an hohe Personen, Reisebeschreibungen über Berlin und andere Städte der Monarchie waren ebenso zahlreich vertreten wie populäre Aufsätze der mannigfachsten Art; Technisch-Merkantilisches fand mit Patriotischem ziemlich gleiche Berücksichtigung; Pädagogisches und Religiöses, beides im Sinne der Aufklärung. Der kurzen Abfertigung der Theaternovitäten standen eingehende sehr lobende Berichte über Schillers Wallenstein gegenüber.

Unter den litterarischen Huldigungen für das neue Königspaar war die in dem genannten Journale selbst abgedruckte, von Novalis herrührende „Glauben und Liebe oder der König und die Königin" kürzer als „Blumen"***) bezeichnet, die bedeutendste. Dem, für den sie bestimmt war, gefiel sie freilich nicht. „Herrn Unger ist", so meldete ein Zeitgenosse, der es genau wußte, „auf Befehl des Königs durch das Polizeidirektorium angedeutet worden, er solle nicht mehr solchen Unsinn in den Jahrbüchern drucken lassen." †)

*) Gleim an Schadow 23. Juli 1799, Empfehlungsbrief für Voß. Schadow-Nachl. K. Nat. Gall., Berlin.

**) Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten. Berlin, Unger 1798—1801, je 3 Bände.

***) Jahrb. für die preuß. Mon. Juli 1798. In Novalis' Werken. Von der neueren Litt. sei hier nur erwähnt: Just Bing, Novalis, Hamb. u. Lpz. 1893.

†) Sander an Böttiger 27. Juli 1798.

Ein solches Urtheil darf nicht Wunder nehmen. Denn der Hof war unlitterarisch. Lieblingsschriftsteller des Königs wie der Königin war Lafontaine. Mit Kotzebue unterhielt man persönliche Beziehungen, eine Folge des Ergötzens, die man an seinen Dramen fand. „Vor Jahr und Tag"*) lautet ein Bericht 1803, „las man beim Thee Wagners Gespenster. Erst Delbrück (der Erzieher des Kronprinzen) hat unseren Königlichen Hoheiten dargethan, daß Engel's Philosoph für die Welt existire." Später wurde wohl Jean Paul wenigstens bei der Königin zu Gnaden aufgenommen; der König beharrte auch ihm gegenüber in einer Ablehnung, die von Verachtung nicht weit entfernt war.

Novalis' tiefsinnige Dichtung mochte freilich auch anderen Lesern der „Jahrbücher" dunkel erscheinen. Im Wesentlichen war es eine Verherrlichung der Liebe, die als die treibende, belebende, Alles beherrschende, selbst höher als das Königthum stehende Kraft gepriesen wurde; König und Königin erschienen, eben weil sie liebten, als Gipfel und Krone der Schöpfung. Die mit ihnen beginnende Zeit wurde als „das Ende des Haders" durch folgende Verse charakterisirt:

Lange währte der Zwist, es konnte keiner ihn schlichten;
  Mancher schöne Krystall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe besitzt den Talisman ewigen Friedens,
  Da nur, wo sie erscheint, fließen die Massen in Eins.

Die eigenartigste Begrüßung aber erhielt der König durch einen seiner Unterbeamten, den preußischen Kriegsrath Friedrich von Gentz, wohl den vornehmsten politischen Schriftsteller jener Tage.**) In seinem offenen Sendschreiben wies Gentz auf zahlreiche Mißstände hin, die sich in das Regierungssystem eingeschlichen hatten, und mahnte den König um Abstellung. Er lobte Vieles, die Rechtspflege, die Verwaltung, um ungescheuter

*) Sander an Böttiger 12. Februar 1803.

**) Sendschreiben an Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht 16. Nov. 1797. Berlin 1797. Vgl. oben S. 30 A. **.

tadeln zu können, verherrlichte die Armee, deren beständiges Gerüstetsein zum Krieg er wünschte, um doch als Ziel des Strebens für den neuen König die Abwendung jedes Krieges zu erklären. Kritiker Gentz' wollten als seine Hauptmahnung errathen, daß Preußen Oesterreichs Feind und Frankreichs Freund sein müsse.*) Hauptsächlich jedoch war es ihm um die berühmt gewordene Mahnung für Gedanken- und Preßfreiheit zu thun. Er wies auf die Verderblichkeit jeder Bedrückung hin und auf die Unmöglichkeit, eine solche durchzuführen, wenn man nicht ein Inquisitions-Tribunal zur Hand hätte, ferner auf die Erbitterung, die Bedrückungen hervorrufen. Dann fuhr er fort: „Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern sogar am Ende rühmlich wird. Tausend bösartige Insekten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, in die unbewahrten Gemüther des Volks und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der besseren Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt. Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblickten, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung."

Gentz erhielt auf seinen Brief wohl keine directe Antwort. Der König soll**) dem Kabinetsrath Menken gesagt haben:

---

*) Tadel des Sendschreibens des Berliners an seinen König. Am Rhein 1798.

**) Das Folgende nach Sanders Briefen an Böttiger, 2., 19., 23. December 1797.

„Danken Sie dem Verf.“, worauf dieser erwiderte: „Ew. Majestät sollten die Schrift wohl erst lesen, sie verdient Ihre Aufmerksamkeit“, und der König sagte: „Nun so muß es damit noch bleiben, ich will sie lesen, sobald ich Zeit habe.“ Die Schrift fand in Berlin nicht unbedingten Beifall. Herz erklärte, es sei nicht eine einzige neue Idee darin, nur das ganz Gewöhnliche; und Friedr. Delbrück, sonst Gentzens Verehrer, meinte, das Schreiben habe Künstelei und stehe doch weit unter der edlen Einfachheit der Alten. Schlimmer verfuhr mit Gentz ein Pasquill, das damals in Berlin circulirte. Sein Sinn war „Dich sollte die Nation zu ihrem Repräsentanten gewählt haben? Dich, der Du mit Deinen eigenen Finanzen so schlecht stehst, gewählt haben, um dem Könige Rath über Finanzen zu geben? Dich, der Du den fanatischen Burke übersetzt, der Du den Mallet du Pan, den Prediger des Kriegs, commentirt hast? Dich, der Du ein redliches Mädchen verführen und hinterher auslachen konntest?“

Ernste Mahnungen, wie die in Gentz' Schrift ausgesprochenen, erklangen vergeblich. Trotz des besten Willens des Regenten und seiner Rathgeber wurden die Schäden, an denen man krankte, nicht gebessert. Auch große Gedenktage, der Wechsel des Jahrhunderts und der Säculartag des preußischen Königsthums, brachten keinen Umschwung.

„Wir haben das neue Jahrhundert“*), so meldet ein Zeitgenosse, „ohne alle öffentliche Feierlichkeit angefangen, eine theatralische [von Rhode] und eine oder mehrere geistliche in den Kirchen ausgenommen. Zöllner hat sich sehr ausgezeichnet: sein Vortrag ist durch besonders dazu verfertigte und von Reichardt componirte Chöre der Greise, Männer, Jünglinge, Kinder unterbrochen worden und hat große Wirkung gethan. An Privatfesten hat es nicht gefehlt.“

Das erwähnte Festspiel Rhodes wurde am 1. Januar 1801 auf dem Theater aufgeführt**). Das alte Jahrhundert wurde

*) Sander an Böttiger 3. Januar 1801.

**) Die Feier des Jahrhunderts, ein Vorspiel mit Gesang und

durch die Zwietracht verdrängt, diese durch den Genius Preußens verjagt; letzterer, das neue von Charis mit einem Kranz geschmückte Jahrhundert begrüßend, schwang sich mit ihm in die Höhe. Die redenden Personen des Spiels priesen einzeln und zusammen Vaterland und König, huldigten der Vergangenheit, besonders Friedrich dem Einzigen, als dessen Hauptthat die „Entzündung der Fackel der Aufklärung“ gefeiert wurde.

In den Berliner Kirchen fand am 1. Januar 1801 eine Feier statt. Zu einer solchen Feier, nicht bloß in Berlin, sondern im ganzen preußischen Staate hatte ein königliches Edict vom 10. Dezember 1800 die Anregung und die Bestimmung für manches Einzelne gegeben. Dadurch wurden die Prediger aufgefordert, einen schicklichen Text zu wählen, um das Gefühl der Gemeinde für das gemeine Beste und den Landesherrn zu beleben, den Gottesdienst mit einem feierlichen Gebet zu beginnen und zu schließen, Mittheilungen über die interessanten Schicksale des Orts und der Bevölkerung anzufügen. Charakteristisch genug fehlte auch in diesem Edict und daher wohl in den auf Grund des Edicts gehaltenen Predigten jeder Hinweis auf den Ernst der Zeit und jeder Ausblick in die Zukunft, auch hier wog die verderbliche Meinung vor, daß die stolze Vergangenheit eine sichere Gewähr für eine gedeihliche Zukunft biete.

Fast noch stiller ging die Säcularfeier des preußischen Königthums vorüber (1801). Unter den Gelegenheitsschriften, die dazu erschienen, sei Woltmanns „Das brandenburgische Haus“ genannt, in dem Preußens Streben für Deutschlands Einheit gefeiert wurde, ein damals nicht eben zeitgemäßer Gedanke.

Es bedurfte nicht eigentlich solcher Gedenktage, um an die Vergänglichkeit der Zeit und der Institutionen erinnert zu werden. Die gewaltige Umwälzung in Frankreich predigte solches Vergehen laut genug. Durch die Revolutionsstürme ward zwar Preußen und Berlin nicht in unmittelbare Mitleidenschaft ge-

---

Tänzen von J. G. Rhode. Musik von Weber, Tänze von Lauchery. Gedruckt bei J. W. Schmidt. 23 SS.

zogen; aber die neuen Ideen respectirten keine Landesgrenze; die Revolutionskriege, an deren ersten preußische Truppen theilgenommen hatten, lehrten die Bedeutung des Feindes ahnen und die Eroberungszüge, denen halb Europa schon zum Opfer gefallen war, redeten eine nur zu verständliche Sprache.

Daher ist es nöthig, einen kurzen Blick auf die Art zu werfen, in der die französische Revolution in Berlin betrachtet und aufgenommen wurde.

Liest man die Berliner Zeitungen des Jahres 1788, so kann man nicht ahnen, daß man am Vorabend welterschütternder Ereignisse steht, und daß die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf Frankreich gerichtet sind. Schon die Stellung des Pariser Artikels ist merkwürdig genug. Er hat keinen hervorragenden, äußerlich markirten Platz, sondern er steht hinter den Berichten aus Kopenhagen, Gothenburg, Petersburg. Diese fehlen fast in keiner Nummer und nehmen einen breiten Raum ein; jener fehlt nicht selten und ist meist kurz. Die Berichte sind trocken genug. Zwar läßt sich die Vossische Zeitung am 12. Juli aus Paris vom 30. Juni melden: „Man hofft, es werde dem Könige gelingen, die Ruhe wiederherzustellen, und man hält eine Veränderung des Ministeriums für ein kräftiges Mittel, allem ferneren Unheil vorzubeugen, welches desto größer werden würde, wenn die in Gährung befindlichen Provinzen sich vereinigten, und das Militär sich weigerte, der Vollzieher strenger Befehle zu sein.“ Man merkte also, daß Gefahr im Verzuge war. Der Widerstand der einzelnen Parlamente gegen den König und gegen die Verfügungen des Ministeriums wurde berichtet, die Verbannung derselben wird registrirt, besondere Aufmerksamkeit den Bewegungen in der Bretagne gezollt, welche sich, wie es am 9. August heißt: „zu einem feurigen Widerstand rüstet, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“ Aber wenn es auch sonst an trüben Andeutungen nicht fehlte, die z. B. bei dem Bericht über Stürme und Hagelwetter in die Worte gefaßt wurden: „sogar

die Elemente scheinen sich vereinigt zu haben, unser schönes Land mit Schrecken zu erfüllen", — im Ganzen herrschte das Bewußtsein der Stärke und Sicherheit vor; nicht selten heißt es, daß der König eine friedliche Lösung erhoffe, oder es wurde das naive Wort gebraucht: „die Minister verdoppeln ihre Standhaftigkeit" (26. Juli).

Daneben fehlte es nicht an offiziösen Abwiegelungen und Dementirungen allarmirender Nachrichten; gelegentlich wurden auch Notizen über Feste und Gesandtschaften gegeben, als wenn man im tiefsten Frieden lebte. Irgendwelche nähere Theilnahme an den Ereignissen fehlt durchaus, eine Ansicht der Berliner Zeitungsschreiber über die französischen Ereignisse sucht man vergebens. Vielleicht tritt ihr Standpunkt in einer Anekdote hervor, die sich in einer Pariser Korrespondenz vom 4. September findet. Es ist in derselben von einer neuen und furchtbaren Aufregung bei Gelegenheit einer Anleihe des Staatsraths die Rede. Der Berichterstatter versäumt nicht von der starken Baisse an der Pariser Börse zu sprechen, welche auf die Nachricht von jener Anleihe eingetreten sei, und erzählt zuletzt: Eine der Schweizer Garden, welche das Palais de justice jetzt bewachen, sagte kürzlich einem Bürger, der ihn fragte, was er am Tempel der Gerechtigkeit mache: „Wir bewachen das Grab bis zur Auferstehung." Aus der Antwort, mag sie nun wirklich so ertheilt worden sein oder nicht, geht deutlich der finistre Humor der Betheiligten hervor, die das Grausige der Verhältnisse sehr wohl kannten oder ahnten.

Später war freilich Ton und Antheilnahme der Berliner Zeitungen einigermaßen verändert. Sie werden in einer sehr merkwürdigen Aeußerung Stolbergs folgendermaßen charakterisirt: „Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinorts-Kleinmuths und knechtischer Kannengießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen müßte. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter, und keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen, selbst hier nicht, in diesem Berlin, welches Friedrich, sobald er todt war, einzig und Menschenfreund nannte.

Jede Zeitung wetzet jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der sklavischen Panegyristen und der Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf welchem sie hoch standen." Die so bezeichnete Stimmung ist ein Nachklang derjenigen, die man am besten aus folgender Aeußerung von Friedrich Gentz, December 1790 (an Garve) erkennt: „Das Scheitern dieser Revolution würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und auf ein zusammenhängendes consequentes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Uebel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehen, so würden alle diese Uebel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sclaven glücklich sein können, und wie alle große und kleine Tyrannen dieses furchtbare Geständniß nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, was ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte."

Wie Gentz dachten auch die übrigen Kreise der höher Gebildeten. In der hervorragendsten Zeitschrift Berlins der Berlinischen „Monatsschrift" (vgl. oben Bd. I, 426 ff.), deren Leiter, wie Gentz gelegentlich meinte, „in Berlin den Ton angab", hatte einige Jahre vorher ein Gedicht „die Freiheit Amerikas" gestanden, das mit den folgenden Versen schloß*): „Die eiserne Fessel klirrt Und mahnt mich Armen, Daß ich ein Deutscher bin. Euch seh ich holde Scenen schwinden, Sinke zurück in den Schacht

*) Die hier und im Folgenden angeführten Verse Berl. Neubr. II, 3. — Dort S. XVI ist eine ganze Reihe Sammlungen genannt, die damals in Berlin erschienen. J. Gf. K. Agricola: Gedichte an das franz. Volk, Cordan; Frage und Antwort, Berlin 1794, ist, wie so Vieles aus jener Zeit, jetzt nicht mehr aufzutreiben.

und weine." Nun veröffentlichte dieselbe Zeitschrift ein Gedicht, das mit folgenden Versen begann: „Es ist kein Trug der Phantasei, O Freund; was mir ein Traum geschienen, Ist hohe Wahrheit; wir sind frei. Das alte Joch der Sclaverei, Das mancher Sclav mit Brutusmienen Uns vorwarf, brach Ein Tag entzwei; Und meine Gallier verdienen, Was ein despotisches Geschlecht Verrosten ließ, den schönsten Namen, Den Adams Enkel je bekamen, Den Namen Franken nun mit Recht." Im Verlaufe dieses Gedichts wurde Paris als Stadt der Freiheit gepriesen, und die Segnungen aufgezählt, die bereits in der kurzen Zeit des Bestehens der Umwälzung den Völkern geschenkt seien, und die ihrer im Verlaufe der Bewegung noch warteten.

Wie groß die Wißbegier und Antheilnahme der Berliner an den französischen Ereignissen war, mag aus folgenden Angaben ersehen werden.*) Seit Juli 1789 stand der Artikel „Paris" häufig an der Spitze der Berliner Zeitungen unmittelbar nach den offiziellen Nachrichten. Die Berathungen der Kammer werden mit großer Ausführlichkeit mitgetheilt. Zunächst kündigte der Buchhändler Vieweg an, er werde John Howards Bemerkungen über die Bastille herausgeben mit einem Grundriß „dieser fürchterlichen Festung, die jetzt zur Ehre der Menschheit ihrer Vernichtung so nahe ist". Zugleich meldete er das Erscheinen einer „Geschichte des Aufruhrs in Paris," die nicht aus Zeitungen zusammengestellt sei, sondern „von einem daran theilhabenden Manne herrühre", sie sollte wöchentlich, jeden Donnerstag ausgegeben werden. Fast unmittelbar darauf erschien bei Unger „Beschreibung und Geschichte der Bastille während der Regierung Ludwig XIV., XV., XVI." und „Linguets Denkwürdigkeiten der Bastille" und bei Wewer „die unerhörte Bastille oder Sammlung echter Beiträge zur Geschichte derselben." Auch einzelne Persönlichkeiten erregten solches Interesse, daß ihnen be-

*) Die nachfolgenden Notizen sind der Voss. Ztg. 1789/90 entnommen; bei den Ankündigungen der Buchhändler über Berliner Novitäten läßt sich heute oft gar nicht mehr constatiren, ob diese erschienen sind.

sondere Schriften gewidmet wurden, z. B. „Raynal, der Redner der Nationalversammlung im Jahre 1789." Nicht weniger als drei politische Zeitschriften wurden damals angekündigt. Die erste hieß „Annalen der Menschheit" (Aug. 1789), deren Ankündigung mit den Worten schloß: „O ihr Edlen, die mit uns harmonisch fühlen, ohne daß wir sie kennen, wo ihr auch immer seid, deren Blut stärker wallt bei den Namen: Menschenwohl und Menschenrechte — laßt uns einander die Hände reichen, uns brüderlich umarmen und unsere Kräfte vereinigen zu dem großen Zwecke, unsere Brüder glücklicher und besser zu machen." Die zweite war das „Neue Staatenjournal", von dem jedenfalls einige Hefte bei Petit und Schöne, dem damaligen eigentlichen Berliner Colportagebuchhändler, erschienen — Herausgeber war wohl der berüchtigte „Edle von Grossing". Als dritte wurde im September 1790 angekündigt „Journal für Menschenrechte, Volksrechte und Volksglück, den Fürsten Deutschlands geweiht." Unter den selbständigen auf die Revolution im Allgemeinen sich beziehenden Schriften seien drei genannt, die allerdings meist von Nichtberlinern herrührten: „Friedrich Schulz, Geschichte der großen Revolution in Frankreich" 1790, zu deren Empfehlung gesagt wurde, daß der „berühmte Verf. vor und während der Revolution in Frankreich" gewesen sei; „C. Girtanner, Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution" 1791; endlich „J. H. Tieftrunk, Ueber Staatskunst und Gesetzgebung. Zur Beantwortung der Frage: Wie kann man gewaltsamen Revolutionen am besten vorbeugen oder sie, wenn sie da sind, am sichersten heilen?" 1791.

Aber die Stimmung der Revolution gegenüber änderte sich wie in Deutschland so auch in Berlin. Hier wie dort wurden die Begeisterten bald kleinlaut und verkehrten ihren anfänglichen Jubel in heftige Verdammung. Dazu trugen einerseits die radikalen Theorieen der Freiheitsmänner und deren Umsetzung in blutige Thaten bei, andererseits die im Einverständnisse mit andern Mächten auf Grund der in Frankreich erfolgten Be-

drohung des monarchischen Prinzips geschehene Kriegserklärung Preußens. Jene jagten den Bedenklichen Angst ein, diese erweckte in den Patrioten kriegsmuthige und siegesgewisse Stimmung. Der Kriegsmuth äußerte sich in starken Stellen, z. B. in der folgenden: „Wohlan, Ihr Preußen! zum Gefecht Mit Galliens Rebelln! Tod und Verderben dem Geschlecht Der Henkerzunft Geselln!" Das Siegesbewußtsein diktirte die Verse: „Doch eitle Furcht! Man kennt ja schon Franzmännsche Kriegeszucht: Ein Kernschuß bringt die Legion Der Feinde gleich in Flucht." Mit starkem Aufwande von Gelehrsamkeit und Witz wurden die Libertiner zurechtgewiesen und die sich vornehm dünkenden französischen Barone, „die Kopfwegputzer, die Ratten Deutschlands und Schmarutzer" zu einem von plumpen Deutschenhänden bereiteten aber doch schmackhaften Diner eingeladen. Damals erschien auch und zwar in der Spenerschen Zeitung (17. Dez. 1793 Nr. 151) ein Lied unter dem Titel: „Berliner Volksgesang" God save the king*), das bald in Preußen populär, aber erst durch die Bemühungen Louis Schneiders im Jahre 1833 die eigentlich preußische Nationalhymne wurde. Es ist das Lied „Heil Dir im Siegerkranz". Doch wird die Armseligkeit der damaligen litterarischen Verhältnisse besonders klar dadurch, daß dieses sog. preußische Lied, das in einer Broschüre 1801 als

*) Goedeke V, 437. Vgl. auch P. Bartels, Zur Gesch. der preuß. Königshymne, Ztg. für Litt., K. u. Wiss. des Hamb. Corr. 1894 Nr. 7. Eine der schlimmsten Stellen ist in Str. 2, „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns", die außer dem entsetzlichen Reim noch einen sinnlosen Gegensatz bietet; im Original hatte es statt des gesperrten Wortes geheißen: „Unterthans". Die 5. Strophe, wie sie jetzt üblich ist, entspricht dem Schuhmacher-Harries'schen Original gar nicht mehr. Dort hatte sie gelautet:

Sey Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz:
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm'
an Deiner Brust.

Verpflanzung aus dem Englischen gerühmt wurde, nichts anderes war als ein Plagiat, das sich der Lübecker Domherr B. G. Schumacher mit dem bereits 1790 erschienenen „Lied für den dänischen Unterthan“ des Flensburger Heinr. Harries erlaubt hatte. Zudem hatte der Plagiator schlechte Reime eingefügt, unpassende Umstellungen vorgenommen, den friedlichen Ton der dänischen Hymne in einen kriegerischen verwandelt, drei Strophen seiner Vorlage aber, die sich speziell auf Dänemark bezogen, die einzigen, in denen ein wahrhaft poetischer Schwung zu spüren war, einfach weggelassen.

Die Wißbegier der Berliner nach Nachrichten vom Kriegsschauplatze und nach Meldungen über die Ereignisse der französischen Hauptstadt hielt sich mindestens auf der gleichen Höhe wie einige Jahre vorher. Am 2. Februar 1793 stürzte Jedermann*) nach dem Posthause, um die neuangekommenen Zeitungen zu sehen, denn man wußte ja längst von der Verurtheilung des Königs und seiner bevorstehenden Hinrichtung. Aber erst am nächsten Posttage, am 4. Februar erfuhr man die am 21. Januar geschehene grausige That. Damals lasen „Soldaten auf den Straßen den Hintritt Ludwig's vor und deklamirten Gelegenheitsgedichte darüber, so wie sie sonst im bevorstehenden Ausmarsche über einen zum Tode verurtheilten Delinquenten zu verkünden und zu verkaufen pflegten.“ Wenige Tage später ereignete sich ein höchst seltsamer Aufzug: „Auf einem der Hauptplätze der Königsstadt erschien mit einmal, wie die geharnischten Männer des Jasons aus der Erde, eine Schaar junger, lebhafter, munterer Leute, die die Augen aller Vorübergehenden auf sich zogen — denken Sie sich diese unvermuthete Erscheinung mitten in dem Schoße der Einigkeit — Was aber das sonderbarste von allem war, die Rüstung dieses streitbaren Haufens — Schwerter von — Holz, Mützen à la Jacobin von — Papier, und das Feld-

*) Wochenschrift „Der Zuschauer“ (s. unten S. 66 fg.) S. 141, 153, 165; die starke Gegnerschaft der genannten Zeitschrift gegen die Revolution geht aus Stellen wie Seite 32, 35, 49, 344 hervor.

geschrey? — Freyheit und Gleichheit der Gassenjungen.“ Die Polizei steckte die „Jakobiner-Novizen“ in den Ochsenkopf. Der Auflauf hatte auch keine weiteren Folgen, doch für die damals herrschende Stimmung ist er höchst charakteristisch.

Eine mindestens offiziöse Aeußerung über die Stellung des Berliner Hofes zur französischen Revolution findet man in einer Rede, welche Hertzberg am 6. Oktober 1791 in der Akademie hielt.*) Schon 1789 hatte er es hier nöthig gefunden, in einer akademischen Rede zu beweisen, daß die preußische Regierung nicht despotisch sei. Jetzt wendete er sich, nachdem er die äußeren Umwälzungen, d. h. die Weltumgestaltungen durch Alexander den Großen, die Römer und die Völkerwanderung behandelt, die religiösen kurz berührt und von den inneren die englische, holländische, amerikanische erwähnt hatte, direct zu der französischen, der „außerordentlichsten, die die Geschichte kennt“. Ohne im Einzelnen ein Urtheil fällen zu wollen, erkennt er, der freilich in mancher Beziehung größere Mäßigung gewünscht hätte, an, „daß sie dazu beitragen kann, die Mißbräuche der vorigen vielleicht mehr aristokratischen als despotischen Monarchie zu verbessern, die Last der Nation durch eine genauere Staatswirthschaft und durch die Tilgung der zu großen Schulden zu vermindern.“ Freilich war Hertzberg kein großer Prophet, indem er meinte, Frankreich werde bessere Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten anbahnen und Gleichgewicht und allgemeine Ruhe Europas sichern.

Aber damit war begreiflicher Weise von einer Billigung der Revolutionsideen nicht die Rede; vielmehr folgte gegen sie bald ein Hauptschlag.

Am 31. August 1791**) wurde der bisherige Censor historischer Schriften Schlüter angewiesen, eine ihm vorliegende Schrift über die französische Revolution zu gestatten, da es doch nicht

*) Ueber äußere, innere und religiöse Staatsrevolutionen. Aus dem Französischen übersetzt.

**) Für das Folgende Kapp, Archiv a. a. O. IV.

mehr möglich sei, die Kenntniß dieser Begebenheit und der ihr entsprechenden Grundsätze zu unterdrücken, jedoch „alle gegen die Regierungen, gegen die Treue, den Gehorsam, die Unterwürfigkeit der Unterthanen, gegen höhere Stände, gegen Obrigkeiten anstößige Sätze und Ausdrücke zu streichen und zu mildern und keinen gefährlichen Grundsatz stehen zu lassen, der auf Verbreitung des demokratischen Giftes abzielet". Wenige Monate später (1. Februar 1792) wurde dem Kammergericht ein Reichsschluß zur Nachachtung mitgetheilt, der die Unterdrückung aller aufrührerischen Schriften befahl. Da aber dem Könige diese allgemeine Bestimmung nicht genügte, so wurde nach längeren Berathungen des Staatsministeriums den Buchhandlungen und Buchdruckereien — von beiden zusammen gab es damals in Berlin 46 — die genaueste Befolgung des Censuredicts und die Unterdrückung schädlicher Schriften zur Pflicht gemacht. Ursprünglich sollte der Handel mit allen auswärtigen Büchern und Zeitschriften, z. B. auch der Jenaer Litteraturzeitung, verboten werden, doch wurde dies Verbot mit Rücksicht auf den daraus entstehenden Ruin des Berliner Buchhandels nicht erlassen. Wiederholt wurde in den Erklärungen der Minister ausgeführt, daß in Preußen, besonders auch in Berlin, eine Billigung oder Einwirkung des Aufruhrgedankens nicht vorhanden sei. Trotzdem kam einzelnes bedenkliche vor. Jenisch veröffentlichte eine Ode „auf die gegenwärtige Lage Frankreichs", in der die Fürsten über das Wanken ihrer Throne mit starken Worten belehrt und bedroht wurden, von Recht und Freiheit, ihren Feinden, ihren Lohn zu empfangen; er wurde wegen des also kundgegebenen „Aufruhr- und Aufwiegelungsgeistes" ernstlich verwarnt (November 1792). Auswärtige Zeitungen, die in revolutionärem Sinne schrieben, wie die Trenck'sche Monatsschrift und der Niedersächsische Merkur, wurden verboten.

Um von den damals in Berlin erschienenen Schriften eine Vorstellung zu geben, mögen drei etwas näher betrachtet werden. Die eine, in seichter Aufklärungsmanier geschrieben, von

J. L. Ewald, einem nicht talentlosen Vielschreiber, der übrigens nur selten das Wort über Politik ergriff: „Ueber Revolution, ihre Quellen und die Mittel dagegen“ *) wollte „dem menschlichsten Fürsten“, dem die Schrift gewidmet war, zwei alte Wahrheiten lehren, die eigentlich nur als eine einzige gelten können, daß nämlich Menschen immer Menschen bleiben, wenn man sie menschlich behandele, und daß Menschlichkeit der Grund aller Ruhe in Gesellschaftszirkeln und im Staate sei. Ganz anders trat Würzer (vergl. oben S. 12) in seinem „Revolutions-Catechismus“ auf. Er wollte die Mordscenen vom 2. September 1792 nicht gerade in Schutz nehmen, warnte nur vor übertriebenen Nachrichten und begrüßte die Erklärung der Menschenrechte als eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte. Im Allgemeinen wollte er zwar, daß Staatsumwälzungen nicht durch Bürgerblut erkauft würden, hielt sie aber für nothwendig, weil alles Menschliche der Veränderung bedürfe, und erklärte sie nur dann als vom Uebel, „wenn Freiheitsschwindel und unvernünftige Liebe zu Neuerungen ihre Quelle sind“. Die politische Freiheit definirte er so: „Sie besteht in dem Rechte des Volkes, d. h. aller Staatsbürger, sich von einer freiwillig dazu bestellten oder doch gebilligten öffentlichen Macht nach gewissen genau bestimmten Grundsätzen regieren zu lassen“ und erklärte es für nothwendig, daß das Volk das Recht habe, die das Wohl des Staates betreffenden Einrichtungen und Verordnungen zu machen. Im Besondern stellte er zwei Forderungen auf: 1. die Preßfreiheit mit der Begründung: „sie hilft durch ihren wohlthätigen Einfluß mit jedem Tage die Schritte der Regierung zur Vollkommenheit zu beschleunigen“, 2. das Aufhören aller Standesunterschiede, denn „alle Staatsbürger, alle Klassen derselben ohne Ausnahme müssen an der Freiheit gleichen Antheil haben, weil

*) Beide Schriften Berlin 1793, Ewald's Schrift in 2. Aufl. Von dems. erschien 1801 in Berlin eine ähnl. Schrift: „Gemeingeist“ und 1797 das. die (übrigens unpolitischen) Fantasien auf der Reise und bei der Flucht vor den Franken.

alle ohne Ausnahme zum Staate gehören und mit Recht auf die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft den gleichen Anspruch machen."

In einer dritten Schrift von A. F. Cranz*) „Wort der Beherzigung an die Fürsten und Herren Deutschlands" redete der Verfasser in prophetischer Weise als Warner und Mahner, der es noch ungewiß ließ, ob die Revolution die Alles überfluthende Morgenröthe sei, die das Licht der Welt schickt, oder die Macht, die Alles in ihrem Dunkel begräbt. Schon er wies darauf hin, daß Bücherverbote nichts nützten, sondern nur die Angst der Betroffenen bewiesen.

Weit wichtiger indeß als alle diese einzelnen Schriften waren die Auseinandersetzungen zweier wirklicher Politiker, damals gewiß der ersten der Nation, Friedrich von Gentz und Georg Forster. Gentz 1764—1832 (vergl. oben S. 36 fg.) lebte von 1786—1802 in Berlin; Forster, der nur ganz vorübergehend in Berlin lebte, darf hier genannt werden, weil seine Schriften nicht nur in Berlin erschienen, sondern wegen seiner persönlichen Beziehungen und der großen für ihn herrschenden Sympathie dort außerordentlich viel gelesen wurden. Forster, der von Haus aus kein Politiker war, sondern 1792 äußerte, er müsse jetzt ins politische Fach pfuschen, weil der Buchhändler es verlange, war mit seinem Herzen bei der Sache, die er nicht aus freien Stücken aufgesucht hatte. Gentz, der die Politik als seine Lebensaufgabe betrachtete, arbeitete nur mit dem Verstande. Von Georg Forster erschienen damals zwei größere Werke in Berlin.**) Sie sind beide, wie schon ihr Titel sagt, nicht in

---

*) Vgl. über ihn Band I, Seite 432. Seine Schrift ist behandelt bei Wenck „Deutschland vor 100 Jahren", Band II, Leipzig 1890, der in seiner sonst trefflichen Darstellung von Berlin wenig spricht.

**) Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai, Juni 1790, in 3 Bänden, 1791—94, übrigens ein glänzendes Zeugniß für die damalige Berliner Typographie. — Kleine Schriften, ein Beitrag zur Völker- und Länder-

erster Linie politisch, enthalten vielmehr Betrachtungen des Naturforschers, Kunstliebhabers, Geographen, Historikers, Beobachtungen des Volkslebens, der Sitten, Schilderung wissenschaftlicher Zustände und Persönlichkeiten. Aber mitten in ganz unschuldigen Betrachtungen kommen Kraftsätze vor wie der folgende: „Niemand soll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatz kommen, den jetzt mancher Apostel des Despotismus herumträgt, und den ich schon zum Ekel wiederholen hörte, daß die Aufklärung Schuld der politischen Revolution sei." Bei der Schilderung Lüttichs setzte er die Entstehung der Gewalt, die Bildung des Rechts auseinander und kam zu vielen Sätzen, die eine unmittelbare Anwendung auf die Zeitverhältnisse zuließen. „Das Geheimniß aller anmaßenden Regenten, auf dessen Untrüglichkeit sie getrost fortsündigen, liegt in den Erfahrungssätzen, daß der Mensch, der einmal ein unveräußerliches Recht aus den Händen gegeben hat, sich unglaublich viel bieten läßt, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte." Ganz besonders war es das ideale Entzücken des Schwärmers über die neuerwachte Freiheit, das in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1790" und den „Parisischen Umrissen" zum Ausdruck kam. In ähnlicher Weise, wie Campe, Johannes von Müller und andere Philantropen, Philosophen und Historiker aus Paris in einer Art Taumel, wahrhaft berauscht von dem elementaren Ausbruch des Freiheitsgefühls, zurückkehrten, schrieb auch Forster unmittelbar nach Anfang der Revolutionsbewegung: „Ein Sturm der Begeisterung hob die ganze Nation zur Höhe des Selbstgefühls; Mensch zu sein, war der schöne Stolz von 25 Millionen, das erste und letzte Ziel ihrer Befreiung." An einer anderen Stelle erklärte Forster, allerdings nach dem Vorgange eines französischen Schriftstellers, die

---

kunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, 5 Bände, 1794—97. Ein früherer, als I bezeichnet, war 1789 in Leipzig erschienen. Hauptsächlich kommt für unseren Zweck Band VI (5) in Betracht. Die betreffenden Aufsätze waren früher in der Berliner Zeitschrift „Friedenspräliminarien" erschienen. Beide Werke in der Vossischen Buchhandlung.

große französische Bewegung als „die wichtigste und erstaunenswürdigste Revolution der Sittlichkeit, Bildung und Entwickelung des ganzen menschlichen Geschlechts." Als ihre Wirkungen zeigte er auf: die Entstehung einer öffentlichen Meinung, die Herbeiführung des anspruchslosen Christenthums des Herzens und des Geistes, die Vernichtung der Selbstsucht, die Ertödtung der Habsucht, des Geizes, mit einem Worte der feilen Knechtschaft, zu welcher der Mensch herabsinken konnte, der Abhängigkeit von leblosen Dingen. Dieser Idealismus leitete ihn in Betrachtungen der Revolutionsbewegung fast bis zu seinem Ende. Erst, als er zu erkennen glaubte, daß keine Tugend in der Revolution sei, ekelte sie ihn an.

Im Gegensatz zu diesem Verherrlicher der Freiheitsgedanken vertrat Gentz nach kurzem Freiheitstraum, von dem oben eine merkwürdige Probe mitgetheilt ist, den anti-revolutionären Gedanken, ohne freilich in der ersten Zeit den Anspruch des Volkes auf Theilnahme an der Regierung zu leugnen. Gerade er verkündete die von Forster bekämpfte Ansicht, daß das Uebermaß der Aufklärung die Anarchie begründet habe. Er erklärte die Menschenrechte, „wovon die großsprecherischen Gesetzgeber Frankreichs prahlten, welche die leidende Menschheit mit einem Traum von Gesundheit äfften, um sie gleich darauf verdoppeltem Elend zu überantworten," für „hochtönende und nichtssagende Declamationen". Im Gegensatz dazu wollte er die Kant'schen Menschenrechte als elementare Vorstudien gelten lassen, und vertheidigte, je länger seine politische Schriftstellerei dauerte, die Lehre der alten Staatskunst, daß nicht das Volk, sondern die Regierungen den Hauptfactor des Staatslebens bildeten. Aus diesem Grunde übersetzte er Schriften von Franzosen und Engländern über d. h. gegen die Revolution und gab in Vorreden, mit denen er diese Uebersetzungen begleitete oder in selbständigen Aufsätzen, die er in schon bestehenden Berliner Monatsschriften schrieb, oder als wichtigste Beiträge der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschriften veröffentlichte, seinem Unwillen über die Volksherrschaft

oder über „die neueste politische Büberei“ in starker Weise Ausdruck.

Gentz' Meinung war jedoch nicht die allgemeine. Trotz der schauderhaften Ereignisse in Frankreich herrschten nach wie vor Sympathien für das Land; nur gab die Polizei mehr Acht, daß diese sich nicht hervorwagten.

„Jetzt (1793) wird von Seiten der Polizei,“ sagt ein verständiger Beobachter,*) „auf jeden Schreier sehr Acht gegeben, und die Folge ist, daß weniger geschrieen, weniger in den Tag hinein getadelt, aber desto mehr im Stillen gemurrt wird . . . Wenn indessen der Courrier du Bas-Rhin von öffentlichen Unruhen redet, die hier vorgefallen sein sollen, so ahmt er hierinne unsern deutschen Zeitungsschreibern nach, die sich durch elende Lügen und Verleumdungen alle Tage verächtlicher machen.“ Derselbe Berichterstatter meldet geradezu von Polizeispionen, die, in öffentliche Versammlungen geschickt, über die Reinheit der politischen Ueberzeugungen wachen sollen.

Denn daß damals in Berlin eine gewaltige Aufregung vorhanden war ist zweifellos. Zwar ist die in einem Briefe Knigge's**) (15. November 1792) stehende Aeußerung: „In Berlin soll der P. H. (Prinz Heinrich) aufgefordert sein, an die Spitze der Unzufriedenen zu treten, indessen erbittern die wüthenden aristokratischen Schriftsteller durch ihre elenden Schmähungen Manchen, der sich sonst ruhig halten würde“, in ihrem ersten Theil gewiß nur ein bloßes Gerücht, aber als Ausdruck der auswärts über Berlin verbreiteten Meinung ist auch ein solcher Bericht bemerkenswerth. Wenn es daher auch, wie der oben angeführte zeitgenössische Berichterstatter bemerkt, es keine öffentlichen Unruhen in Berlin gab, so kamen doch Widersetzlichkeiten der Bürgerschaft gegen die städtischen Behörden vor, die von der Regierung als schlimme Vorboten einer etwaigen

*) Kosmopolitische Wanderungen durch einen Theil Deutschlands. Leipzig, W. Heinsius, 1793. S. 130fg., 207.

**) Halem's Selbstbiographie, Anhang S. 149.

allgemeinen Erhebung betrachtet wurden. Daher wies der Minister von Voß in einem Schreiben an das Polizeidirectorium*) (7. Mai 1794) bei einer Streitigkeit zwischen den Bandfabrikanten und den Posamentirern darauf hin, „es sei sehr bedenklich, bei solchen Vorgängen statt Ernst und Nachdruck zu gebrauchen, sich durch Furcht verleiten zu lassen, den Aufrührern, was sie verlangen, zuzugestehen. Es leidet keinen Zweifel, daß dies das sicherste Mittel ist, sie für den Augenblick zu beruhigen; es ist aber ebenso gewiß, daß ein solches Verhalten unruhige Köpfe in ihrem Begehren, immer weiter zu gehen und bei jeder Gelegenheit den obrigkeitlichen Verfügungen Trotz entgegenzusetzen, verleitet."

Vielleicht wurde das Polizeidirektorium gerade durch eine solche Aufforderung veranlaßt, gegen friedliche Bürger ungerecht, übermäßig streng zu verfahren, denn es wurde in einer späteren Aufforderung angehalten, gegen Ruhige glimpflich zu Werke zu gehen, und in einem Schreiben (31. Juli 1794) wurde der ganze Magistrat wegen seines Benehmens gegen die Bürger getadelt. Es hieß darin: „Nicht durch Heftigkeit und Ungestüm, sondern durch Willfährigkeit in dem Hören der Supplikanten und durch ein gelassenes, verständiges, ernsthaftes, schonendes Bedauern derselben wird das Ansehen der vorgesetzten Behörde aufrecht erhalten, und ich muß die Beobachtung eines solchen Benehmens den Mitgliedern des hiesigen Magistrats um so mehr empfehlen, da ich theils selbst mehrmals Gelegenheit erhalten habe, von hiesigen Einwohnern, welche über eine sehr harte Behandlung von Seiten des Magistrats laute Klage führten, eine äußerst vernünftige und bescheidene Vorstellung ihrer Anliegen zu hören, theils aber, wenn die Mitglieder des Magistrats sich ein anstößiges Betragen gegen die hiesigen Einwohner erlaubten, es abzusehen ist, daß die Subaltern-Officianten des Magistrats-Collegiums hierin bald nachahmen werden." Aus dem folgenden

*) G. St. A. CXV Sect. w. 15.

Jahre lassen sich nur zwei bestimmte Ereignisse anführen, welche die Stellungnahme der Regierung gegen die revolutionäre Anschauung in Berlin kennzeichnen, die Entlassung Reichardt's und die Confiscation einer Broschüre Riem's. Jener — Kapellmeister und Musikdirektor in Berlin, Herausgeber des in Berlin erscheinenden Journals „Deutschland" und des zu Altona veröffentlichten „Frankreich" — wurde vermuthlich auf das Angeben des Kanzlers von Hoffmann, der ihn als wüthenden Demokraten bezeichnete, entlassen, und weder die Intervention seiner Gönnerin, der Fürstin von Dessau*), noch seine durchaus heftige, rein persönlich gehaltene, auf seine politischen Gesinnungen durchaus nicht eingehende Schrift**) vermochten die Rücknahme der Entlassung zu bewirken. Wenn aber Riem wegen seiner Broschüre***) wirklich aus Berlin verwiesen wurde, so würde diese Verweisung eine ungewohnte und ziemlich unerklärliche Härte beweisen, denn die genannte Schrift erörtert fast ausschließlich finanzielle Verhältnisse und könnte in diesem Theile höchstens einer gewissen Indiscretion geziehen werden; der politische Theil ist außerordentlich kurz. Er untersucht und verneint die Frage, ob Oesterreich, England und Rußland gegen Preußen in ein Bündniß getreten seien und bezeichnet es als das Interesse Europas, England nicht zu stark werden zu lassen, Frankreich und Holland als Gegengewicht gegen England zu erhalten. Höchstens mochte folgender Schlußpassus Anstoß geben: „Preußen „fehlte", da es bei seinem Frieden ohne Mitwirkung des Kaisers einen großen Theil Deutschlands ausschloß;" eine Kritik, die aber doch die Strenge der erwähnten Bestrafung nicht rechtfertigen würde. Jedenfalls

*) Auch die Lichtenau gehörte zu seinen Gönnern. Dafür wird folgende kennzeichnende Anekdote erzählt. Als der König ein Urlaubsgesuch des Kapellmeisters nicht bewilligen wollte, ging die L. zu ihm und drohte: „Majestätchen, du mußt." (Briefe Sander's an Böttiger.)

**) Ueber die Schändlichkeit der Angeberei. Berlin 1795. Vgl. bes. S. 45.

***) Europa in seinen politischen und finanziellen Verhältnissen. Erstes Heft 1795.

wurde, vielleicht in Folge jener Vorgänge, damals die Verfügung erlassen, „daß alle herauskommenden Zeitschriften dem Polizeipräsidio unmittelbar vorgelegt und da entweder ihr Veto oder ihr Imprimatur erwarten sollen." Die Zeitschrift, die dies mittheilt*), freilich mehr eine jener rasch vergehenden Skandalchroniken als ein ernstes Blatt, meint, diese Verfügung sei „kein Kind einer schwarzen Despotie gegen Gedanken- und Preßfreiheit, sondern ein wohlthätiger Sprößling väterlicher Fürsorge, unter dessen schützendem Schatten die vaterstädtische Litteratur immer besser gedeihen wird.

Nur ganz gelegentlich übte der König politische Kritik oder Censur. Als er 1796 in einem Kalender die französische Zeitrechnung (nach der Revolution)**) erwähnt, in einem andern ein Bild Kosciusko's fand, ließ er beide confisciren.

Trotz der Härte dauerten die Sympathien für die Revolution fort.

Ein Zeugniß dafür findet sich in der Meldung eines auswärtigen Beobachters, der, obgleich er nur kurze Zeit in Berlin war, scharf zusah.***) „Die große Menge", so schrieb er, „ist überhaupt in Berlin besonders reizbar und mehrere Aeußerungen haben deutlich zu verstehen gegeben, daß es an Aufwieglern nicht fehlt; ein Glück ist es nur, daß dergleichen Ausbrüche der öffentlichen Unzufriedenheit durch die weisen Vorkehrungen einer aufmerksamen Polizei und eines furchtbaren Militärs mit Leichtigkeit unterdrückt werden können."

Im Allgemeinen dürfte man sagen, daß der gegen früher bemerkbare Unterschied darin bestand, daß, während es sich bisher um allgemeine Freiheitsverherrlichung gehandelt hatte, nun die specielle Vorliebe für Frankreich, besonders für Napoleon als

*) Camera obscura 1795, S. 357ff. Sie nennt von damaligen Berliner Zeitschriften noch zwei: „Die Berliner Peitsche" und „Der Bienenkorb".

**) Sander an Böttiger 24. December 1796.

***) Einsiedel an C. G. Körner 1798, in R. Brockhaus, Th. Körner, Leipzig 1891, S. 74.

den Retter aus der Noth, sich hervorwagte. So wurden 1799 auf den Straßen und in den Tabagien zwei Blätter bedenklichen Inhalts für einen Dreier verkauft.*) In dem einen theilte ein Musketier schlimme Prophezeiungen für den König und sein Haus mit, die er in der Nacht vom 31. März auf den 1. April von der weißen Frau gehört haben wollte. In dem andern „Der neu entstandene ägyptische Prophet Bonaparte" wurde gelehrt, daß ein gewaltiges, das Land verwüstendes Ungeheuer durch Bonaparte, „einen von Gott hoch erleuchteten, geistvollen Mann, von dessen Seite alles Gute herkomme", getödtet würde. Dieser Lehre aber wurde die gewiß nicht bloß für Aegypten berechnete Erklärung hinzugefügt: „Das immerwährende Flattern der Flügel (des Ungeheuers) bedeute, daß ihr Volk nach der edlen Freiheit seufze und mit niedergeschlagener bekümmerter Seele nach einem von Gott gesandten Mann die äußerste Sehnsucht trage, um bald von ihm erlöset zu werden, welches nun durch die Ankunft Bonaparte's in eine vollkommene Erfüllung gebracht worden zu sein scheint."

Die Zeugnisse, die im Obigen aus Briefen, Broschüren und Aktenstücken über die Stimmung der Berliner zur französischen Revolution mitgetheilt sind, und die wegen ihrer Zerstreutheit kein vollständiges Bild zu geben vermögen, beweisen zwar nicht einen allgemein herrschenden, durchaus gereiften politischen Sinn, aber jedenfalls eine lebhafte, den im eigenen Lande herrschenden Ideen nicht immer wohlwollende Antheilnahme. Auch die damals erscheinenden Zeitschriften und Dichtungen fanden Gelegenheit, sich mit dem Weltereigniß abzufinden.

*) Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. der Mark Brandenb. 1799. Bd. VII, S. 772ff.

Zweites Kapitel.

Dichter und Schriftsteller.

An Zeitungen und Zeitschriften war kein Mangel. Von einigen Erzeugnissen beider Kategorien war schon die Rede (oben S. 40ff.).

Das Monopol der beiden Haupt-Berliner Zeitungen dauerte fort, trotz aller Versuche es zu durchbrechen. Selbst von diesen ging die eine, die Spenersche schlecht und auch die Vossische wurde in ihrer Entwickelung dadurch gehindert, daß sie eine Privatanzeige nicht eher aufnehmen durfte, bis sie im Intelligenzblatt gestanden hatte (Göckingk S. 27.) Die „Neue Berlinische Zeitung", die auf Grund des Realschulprivilegs 1796 erschien (vergl. Bd. I, S. 407 ffg.), führte ein kurzes freudloses Dasein.

Eine wesentliche Vermehrung erfuhren die beiden privilegirten Zeitungen durch vielfache amtliche und private Bekanntmachungen, unter denen auch Familienanzeigen immer häufiger wurden. Litterarische Artikel kamen gleichfalls öfter vor; ständig blieb eine Zeit lang die Theaterrubrik. Ein sehr erwünschter Zuwachs, eine Fremdenliste, die seit 1803 von der Spenerschen Zeitung gebracht wurde, unterblieb seit dem 3. Oktober 1805 und zwar mit folgender seltsamen, für die Zustände jener Zeit höchst charakteristischen Begründung. „Bei der gegenwärtigen Anhäufung von politischen Artikeln unterbleibt einstweilen die Anzeige der hier angekommenen Fremden und zwar um so eher als sie ihren Zweck, eine vollständige Uebersicht aller einpassirten Fremden zu liefern, nie hat erfüllen können, weil viele Fremde

nicht öffentlich gemeldet sein wollen, andere unter fälschlich sich beigelegtem Namen einpassiren, sehr viele zu der Zeit, wenn ihre Namen in der Zeitung zu lesen, bereits wieder abgereiset waren, auch manchen Ausländern, z. B. solchen Personen, die von der benachbarten Grenze ohne besondern Urlaub, oft nur auf 24 Stunden hierherkamen, durch die ihnen selbst unbewußte öffentliche Nennung ihres Namens in ihren Wohnorten Unannehmlichkeiten zubereitet worden sind."

Die gewaltigen politischen Ereignisse am Anfange des 19. Jahrhunderts mußten das Verlangen nach einer anders gearteten Zeitung erregen. Solches gedachte Joh. v. Müller*) zu befriedigen durch die Zeitschrift: „Die Zeiten. An Teutschland. Eine periodische Schrift" (Oktober 1804); später (Ende 1805) tauchte der Gedanke auf, ein offiziöses Journal unter Müller's Leitung herauszugeben; aber aus allen diesen Plänen wurde nichts. Ein großes offiziöses Blatt oder „offiziell raisonnirendes", wie es auch hieß, „der Zuschauer", unter Mitwirkung von Joh. von Müller und Buchholz sollte bei Sander durch G. Merkel**) herausgegeben werden. Dieser behauptete, den Beifall des Königs, die Zusage von Materiallieferung durch die Minister, von Relationen zweier Gesandten zu haben; er wollte mit dem Moniteur „einen Kampf auf Leben und Tod führen", doch kam auch dieses Unternehmen nicht zu Stande. Von K. J. Langes journalistischen Unternehmungen ist besser in anderem Zusammenhang zu handeln.

Diejenigen Berliner Leser, die den Mangel einer wirklichen politischen Zeitung schwer empfanden, wurden durch die mannigfachen politischen Zeitschriften einigermaßen entschädigt. Wenige unter ihnen haben wirkliche Bedeutung. Eine vielbändige***)

*) Vgl. J. v. Müller's Briefe an Bertuch „Im neuen Reich", 1881, II, S. 621 ff.

**) Dies aus den ungedruckten Briefen G. Merkel's an Böttiger, 9. Nov. 1805 ff.

***) Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg, hgg. von J. W. A. Cosmann und Th. Heinsius, 6 Bände (3. u. 4. Bd.

kommt höchstens als patriotische Chronik in Betracht, eine andere*), die sich auch politische nannte, hörte auf, „weil sich die politischen Angelegenheiten zu ändern scheinen" und sollte beim Ausbrechen des Krieges u. d. T. „das verwirrte Europa oder Kriegs- und Revolutionsnachrichten" wieder aufleben. Diesen Kriegs- und Revolutionsnachrichten, mit besonderer Betonung der Friedensaussichten und -Hoffnungen dienten die „Friedenspräliminarien" von Huber (Berlin bei Voß 1794—96, 10 Bände). Aber auch sie hatten keinen Erfolg. „Sie mußten aufhören", schrieb Sander an Böttiger 9. Dec. 1796, „weil am Ende die Kosten nicht mehr herauskamen. Es war mit ihnen von Anfang an versehen. Das erste Stück kam zu Johanni heraus und war nicht auf die größere Klasse von Lesern berechnet, so wenig wie die nächstfolgenden. Dann wurde nicht monatlich ein Stück geliefert. Kurz, die Zeitschrift konnte garnicht in wirkliche Aufnahme kommen. Als sie durch Oelsners und Lafontaines Beiträge interessanter wurde, war die Anzahl der Stücke schon zu hoch herangewachsen, als daß nun noch viele Käufer eintreten konnten. Oft ließ es Huber auch an Mscr. fehlen, und dann mußten blinde Passagiere mit auf den Postwagen. Zuweilen schickte er auch etwas, das er für ganz neu hielt und das, wenn es den weiten Weg von Neufchâtel bis Berlin gemacht hatte, schon seit einigen Wochen in der Minerva oder in einem anderen Journale gedruckt zu lesen war. Zu dem allen kam nun noch, daß Huber einen so eingeschachtelten, mystischen, hieroglyphenartigen Stil schreibt."

Als eigentliches Berliner Revolutionsjournal wird Reichardt's

---

wird Fischbach als Mitherausgeber genannt), Berlin 1796; Belitz und Braun, D. u. T. d. M. Br. und der Herzogthümer Magdeburg u. Pommern, Bd. 7—10, Berlin 1798—99; D. u. T. der Preußischen Staaten, hgg. von Cosmann, 6 Bände, neu nummerirt, Berlin 1801—1803.

*) Berlinische Correspondenz historisch-politischen und litterarischen Inhalts. Eine periodische Schrift von einem Cranzianer und Nicht-Cranzianer. Berlin 1790. 12 Stücke. — Gelegentlich werden darin zwei Zeitschriften „Der Lauf der Welt" von Bremer und „Volksspiegel" von Müchler stark getadelt.

„Deutschland"*) angesehen. Aber wie es litterarisch unbedeutend war, sich von Auszügen nährte oder verjährten Kleinkram wiederaufwärmte, so ist es auch in erster Linie nicht als politisches Journal zu betrachten. „Eine kurze Uebersicht des politischen Zustandes Deutschlands" war einer der 12 Theile, den der Herausgeber versprach. Doch blieb es bei allgemeinen Freiheitsdeclamationen bei einer vornehmen Beurtheilung der Schwäche und Hilflosigkeit der Männer der Partei. Nirgends fand sich eine directe Billigung und noch weniger etwa ein Aufruf zur Revolution, selbst da nicht, wo es nahe lag, sich mit den Revolutionsideen eins zu fühlen, wie in dem Gedicht „Auf Georg Forsters Kenotaph", wo es hieß:

Und mit dürstendem Geist umfaßtest Du, was Dir als Freiheit
Lange ersehnt, was als Trost menschlicher Brüder erschien.
Auch den Nebel voll flüchtiger Farbe ersahst Du, in welchen
Man sie hüllte, doch zeigt Nebel dem Schiffenden Land!
Redliche streben, sie zu enthüllen. Verlarvte Gestalten
Täuschen Viele. Du sankst, eh' Dir der Schleier entfiel.

Daß mehrfach die Fügsamkeit unter die französische Herrschaft entschuldigt, wenn auch nicht gerade vertheidigt wurde, war mehr ein Zeichen des damals in Deutschland fehlenden Mannesmuths als eine Verherrlichung Frankreichs. Eine solche könnte man höchstens in einem Gedicht „Gallia und Germania" sehen, wo beide als Schwestern geschildert werden, von denen die eine aus dem Schlafe erwacht, nach schweren Krisen ihr Glück gefunden hat, während die andere noch schläft. Aber der Schluß des Gedichts:

Bald erwachet die Hehre und führet zum menschlichen Glücke,
Das sie so schwer sich erstrebt, ihre Geliebten hinzu.
Sieh, schon scheuchet der Morgen die finstern Gestalten der Hölle,
Und die Menschheit schießt feurige Strahlen empor

soll doch eigentlich nur bedeuten, daß auch Deutschland der Neu-

*) Berlin, Unger 1796, 4 Bände. Das von demselben hgg. Journal „Frankreich" erschien in Altona. Ueber „Deutschland" s. Xenien Nr. 46ff. E. Schmidt's und Suphan's Bemerkungen (Weimar 1893) S. 116fg.

ordnung der Dinge, die nun einmal durch die Revolution in die Welt gekommen war, theilhaftig werden sollte.

Von größerer Bedeutung waren drei Journale, nicht von Litteraten herausgegeben, die heute über Politik und morgen mit ebenso geringer Sachkenntniß über Anderes schrieben, sondern von wirklichen Politikern: Archenholz, Gentz, Woltmann.

Die Minerva*) erschien nur ein halbes Jahr in Berlin. Ihr Herausgeber, der Historiker Archenholz, der vom September 1790 bis Juni 1792 in Frankreich weilte, unternahm es, von dieses Landes Schicksalen seine Volksgenossen zu unterhalten. Er stellte die Nothwendigkeit der Revolution nicht in Abrede, sondern schilderte die Zustände des alten Regimes grell genug, bemängelte aber die Entwicklung seit 1791 und hatte zu den „unerfahrenen schwachmüthigen Gesetzgebern" geringes Vertrauen, das immer geringer wurde, je mehr die Ereignisse fortschritten. Er haßte die Jacobiner und erklärte ihre Wirksamkeit für verderblich. Doch billigte er die Ausschließung der französischen Prinzen und Emigrirten überhaupt, trat nachdrücklich für Preßfreiheit ein. Vornemlich betonte er jedoch, „daß die Höfe, allein durch ihre Gesandten unterrichtet, eine gänzlich falsche Vorstellung von der gewaltigen Kraft Frankreichs hätten und daß die „vereinigte Macht Europens zu schwach sein dürfte, die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder einzuführen." Vielmehr erklärte er es schon 1792 nicht für unmöglich, daß die französischen Freiheitsarmeen deutsche Provinzen in Besitz nehmen und lange behaupten könnten.

Die 1795—1799 von Gentz (s. S. 52) herausgegebene „Neue deutsche Monatsschrift" hatte keinen rechten Erfolg; theils deswegen, theils wegen der Verschärfung der Censur sollte sie schon nach dem ersten Jahrgang aufgegeben werden; sein „historisches Journal" erschien mit Unterstützung der Regierung.**) Gentz, einer

*) Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, herausgegeben von J. W. von Archenholz. Januar bis Mai 1792. Berlin, J. Fr. Unger, seitdem in Hamburg.

**) Göckingk S. 53, 74. Ueber beide Journale Mendelssohn-Bartholdy,

der eifrigsten Zeitungsleser, der für ein von ihm zu gründendes Repertorium der Revolutionsgeschichte 4 deutsche, 5 französische und 3 englische Zeitungen postäglich durchlas, veröffentlichte auch in seiner Zeitschrift geistvolle Essays, die den Durchschnitt damaliger politischer Artikelschreiberei weit überragten. Er vertheidigte mit Lebhaftigkeit den Satz, daß gesetzgebende Macht und Regierung in einem Verhältniß politischer Wechselwirkung zu einander stehen müßten, verherrlichte englische Verfassungseinrichtungen und protestirte gegen Grundsätze und Ereignisse der französischen Revolution.

Eine noch feindlichere Haltung gegen die Revolution nahm Gentz' historisches Journal*) ein. Der ehemalige Revolutionsschwärmer und Freiheitsverkünder predigte hier in politischen Abhandlungen und geschichtlichen Auseinandersetzungen seine Abneigung gegen die französische Erhebung. Das war sein gutes Recht, um so mehr, als er schon wie erwähnt seit Jahren in Einleitungen zu Uebersetzungen französischer und englischer Schriften seinen Irrthum bekannt und gesucht hatte, seine ehemalige Lobpreisung vergessen zu machen. Auch bewies er politischen Scharfsinn dadurch, daß er immer entschiedener auf Englands hohe Bedeutung hinwies. Bedenkt man indessen, daß diese Lobpreisung der Staatstüchtigkeit der Engländer keine unintereſſirte war, sondern in der Hoffnung auf englische Pensionen und als Dank für wirklich empfangenes Geld ausgesprochen wurde, daß auch Oesterreich manche liebedienerischen Blicke und Zurufe empfing, die alsbald ihren klingenden Lohn erhielten, so wird man in diesem s. g. politischen Propheten doch bald den unzuverlässigen Mantelträger sehen. Weit schlimmer aber war es, daß Gentz**), der auf Antrieb des Ministers Schulenburg zum Zweck der Herausgabe des Journals von einem großen Theil seiner Amtsobliegenheiten befreit und mit einer bedeutenden Zulage beschenkt

Gentz. Ders. A. D. B. VIII, 578 fg. Gentz an Garve S. 104, Tagebücher (1873) I, 1, S. 19.

*) Berlin 1799—1800.

**) Sander an Böttiger, undatirt, jedenfalls 1799.

wurde, die Interessen seiner Auftraggeber nicht genügend wahrnahm und sich fremden, wenn auch nicht geradezu feindlichen Mächten verkaufte. Das Beispiel dieses hochbegabten aber charakterlosen Mannes, der auch in seinem sittlichen Verhalten das schlimmste Vorbild war, wirkte unheilvoll auf die vielen feilen Streber, die nicht einmal ihres Herrn und Meisters Talent besaßen.

Ganz anders verfuhr K. L. von Woltmann, Historiker und Diplomat, 1770—1817, der als Geschäftsträger deutscher Fürsten und Städte in enger Verbindung mit den tonangebenden Männern der Residenz in Berlin mit Unterbrechung von 1799—1812 lebte. Er gab in Berlin bei Unger die Zeitschrift „Geschichte und Politik" heraus.*) In dieser Zeitschrift, die nur zuerst Beifall fand, später langsam hinsiechte, auch mancherlei Schwierigkeiten der Censur zu bestehen hatte, suchte er seine historische und politische Ansicht darzulegen. Jene war, daß die Menschen unaufhaltsam dem Ziele einer vollendeten Entwickelung aller ihrer Kräfte entgegenschreiten, diese war Bewunderung für die Revolutionsideen und für deren gemäßigte Vertreter, die Girondisten, Abneigung gegen die wüthenden Schlächter wie Robespierre und Hoffnung auf Napoleon als Retter Frankreichs und Europas. Da ihm Geist und Gemüth dieses Gewaltigen gleich bewunderswerth erschienen, so machte er sich zum freiwilligen Herold seines Wesens und seiner oft bedenklichen Thaten. Später zweifelte er an der Fähigkeit Deutschlands, sich selbst zu erheben, wurde aber, als diese Befreiung doch geschehen war, einer der eifrigsten Rufer im Streit.

Die damaligen Berliner hatten jedoch im Großen und Ganzen weniger Interesse an den weltbewegenden Ereignissen der großen, als an den nichtigen Vorfällen der kleinen Welt. Auf jeden Leser hochpolitischer Darlegungen kamen gewiß hundert Liebhaber des Klatsches. Aber auch für diese wurde reichlich

*) 6 Bände, jeder zu 12 Stücken, 1800—1805. Vgl. Woltmann's Selbstbiographie, sämmtliche Werke, 1827, I. — Ueber Woltmann als Historiker s. Kap. 4.

gesorgt. Ein klassisches Beispiel für diese Winkelblätterlitteratur, die bisher selten vorkam (vgl. Bd. I, S. 431 ff.), seitdem aber Mode wurde, ist die „Chronik von Berlin".*) Ihr Herausgeber H. W. Seyfried (1755—1800), ein Frankfurter, der nur wenige Jahre seines bewegten Lebens in Berlin zubrachte, mit Theaterdichtern, selbst Schiller und Goethe bekannt, Schauspieler und dramaturgischer Schriftsteller war, bewies seine Vorliebe für das Theater auch in dieser Zeitschrift. Denn die eingehenden, mit Liebe und Kenntniß geschriebenen Theaterberichte sind gewiß das Beste an ihr, wenn nicht das einzig Gute. Sonst zeigte sich der Herausgeber als ein Volksschriftsteller, wie er nicht sein soll, mit dem falschen Biedermannston, der im Namen des Volkes redete, ohne das geringste Recht, für das Volk zu sprechen, und ohne Kenntniß seiner Bedürfnisse. Er polemisirte gegen die Aufklärung, als wäre diese an dem materiellen Uebel und sittlichen Verderben der Massen schuld und ließ sich natürlich die Juden als Zornobjekt nicht entgehen. Er gefiel sich in wohlfeilem Patriotismus und erstarb, nicht ohne Berechnung, voll Devotion vor jedem Beamten. Für jeden Gaukler und den Unternehmer irgendwelcher Lustbarkeit hatte er so laute Reklamestöße, daß

---

*) Ueber Seyfried A. D. B. XXXIV, 111 fg., wo die Berliner Thätigkeit nur kurz gestreift, unsere Zeitschrift gar nicht berührt wird. Sie führt den Titel: Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten. Eine periodische Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. Mit einem Titelkupfer. Berlin 1789—92. Petit u. Schöne, im Ganzen 12 Bändchen. Das Titelkupfer ist ein rohes sog. Porträt des T. In der linken Hand trägt er eine Fahne mit der Inschrift: „Freund gegen Freund, Schurck gegen Schurck". Vorn angeheftet ist das Bild einer üppigen Frauensperson mit der Unterschrift: „Frau T. geb. von Ipsilischnipsilischnipsi" und den Versen: „Mein Tlantlaquatlapatli bleibt Fürwahr der beste Mann, Er ist's, der mir die Zeit vertreibt Und mich ernähren kann." Das unter dem Namen dieser Frau, an der nichts komisch ist als der Name, herausgegebene „Blumengärtchen", Berlin 1789—90, ist nur theilweise von ihm. — Gegen Tl. richtete sich z. B. folgendes Pamphlet: „Nöthige Ehrenrettung des Berliner Schlächtergewerks gegen ihre Mitbürger anderer Stände Trepanirung des Ehrenschänders Tl. wegen seiner pasquillantischen Ausfälle", 1789.

man ihnen die erfolgte oder erwartete Bezahlung anmerkt. Das Schlimmste an der Zeitschrift aber war, daß ihr Schreiber — denn Schreiber und Herausgeber waren wohl eins — sich schamlos in Familiengeheimnisse eindrängte und unangenehme Geschehnisse boshaft enthüllte, daß er sich in Zweideutigkeiten, pikanten Anspielungen gefiel und beim Auftischen widriger Geschichten, mochten sie nun dem Leben entnommen oder frei erfunden sein, den Moralisten machte, der sich tugendhaft gebärdete, nachdem er möglichst frivol geredet hatte.

An Nachahmungen solcher Volksschriften, die von den Massen begierig gelesen wurden, vielleicht eben weil sie jedes litterarischen Gehalts bar waren, war kein Mangel. Nur eine einzige mag erwähnt werden: „Der Zuschauer", oder „Der Zuschauer und Moqueur", wie später der Titel lautete, der zum Mindesten in 4 Bänden von Ende 1793 bis Ende 1794 erschien und dann aufgegeben wurde, weil er „zu wenig einbrachte". Er sollte im Gegensatz zur „Berliner Chronik", die eine Schrift „für den Pöbel" gewesen, eine Volksschrift werden, wurde aber, je länger er fortschritt, seinem Vorgänger trotz der beabsichtigten Unähnlichkeit zum Verwechseln ähnlich. Er verbreitete sich über die Vorgänge in der guten, mehr aber über die Erlebnisse in der schlechten Gesellschaft, suchte zwar anfänglich einen strengen Sittenrichter zu spielen, malte aber später das sittenlose Treiben weitschweifig aus. Berliner Typen, z. B. die herumziehenden Savoyardenknaben, wurden geschildert, Berliner Moden, z. B. die, daß Mädchen die Haare ihrer Geliebten trugen, wurden gegeißelt, Berliner Gewohnheiten, z. B. die Allgewalt des Stammtisches, an welchem freilich statt der Weißen Kottbuser oder Fredersdorfer Bier die Hauptrolle zu spielen hatte, dargestellt. Mit großer Ausführlichkeit wurden die Theatervorstellungen recensirt, gelegentlich erfolgte eine Polemik gegen Zeitungs- oder Broschürenschreiber seitens des ungenannten Herausgebers. Einmal verbot die Censur eine Parodie auf das in einer anderen Berliner Zeitung zu Ehren von Frau Unzelmann abgedruckte

Gedicht. Fast kein Beitrag ist unterzeichnet, eine Ausnahme machen nur ein Gedicht des Taubstummenlehrers Eschke und Poesieen eines früh verstorbenen Fr. Kutsche. Nur ganz gelegentlich finden sich unterzeichnete Beiträge allgemeineren Inhalts, wie ein von hervorragenden Männern ausgehender Plan zur Erziehung armer Kinder zwischen 6 und 14 Jahren, wie denn überhaupt Aufsätze über Erziehung in der Zeitschrift einen sehr großen Raum einnehmen. Außer den Zuständen der Stadt wurden politische Angelegenheiten ausführlich behandelt; der Autor war ein heftiger Gegner der Revolution und gedachte der Hinrichtung des Königs von Frankreich und des traurigen Schicksals seiner Hinterbliebenen mit innigster Theilnahme.

Während derartige Zeitschriften dem geistigen Leben Berlins wenig dienten, so daß ein näheres Eingehen auf sie überflüssig erscheint, betonten andere Journale das litterarische Moment.

Im Jahre 1788 begannen verschiedene neue Blätter zu erscheinen, die alle sehr kurzlebig waren. Von Cranz ein „Journal von Berlin“, das der früher Band I, Seite 433 charakterisirten Zeitschrift ähnelte, die „Berlinischen Jahrbücher“, endlich die „Berliner Allgemeinen Anzeigen litterarischen Inhalts“. Die letzteren, die zweimal wöchentlich erschienen und es mindestens auf 84 Nummern brachten*), deren Herausgeber nicht genannt ist (Riem verwahrt sich ausdrücklich gegen die Autorschaft; die Mitarbeiter bezeichnen sich höchstens mit Chiffern), wollten kein Concurrenzunternehmen gegen die allgemeine deutsche Bibliothek sein, sondern häufiger als jene erscheinend die Bevölkerung der Hauptstadt schnell von dem allgemein Litterarischen und die auswärtigen Leser mehr von dem eigentlich Berlinischen unterrichten. Sie polemisirten stark gegen die genannten Jahrbücher, gegen Seyfried, gegen Gedike, dessen Jesuitenriecherei getadelt wurde, besonders gegen die Berlinische Monatsschrift, deren Kampf gegen Schwärmerei und Cryptokatholicismus verspottet wurde.

*) Unvollständiges Exemplar in der Königl. Bibliothek.

Sie selbst standen auf durchaus freisinnigem Standpunkte, waren mäßig aufgeklärt und verherrlichten durchaus die Grundsätze der Kantischen Philosophie. Daneben waren sie besonders bemüht, Friedrich den Großen zu feiern und die ihm gewidmeten Schriften anzuzeigen. Gegenüber dem Historischen und dem Geographischen, welches Letztere in eigenthümlicher Weise bevorzugt wurde, stand Philologisches und Litterarisches im Hintergrunde.*)

Auch französische Zeitschriften lebten wieder auf. Eine dieser Neugründungen**) ist freilich unbedeutend genug. Bemerkenswerth ist an ihr höchstens, daß sie in näherer Verbindung mit der Akademie stand, über deren Sitzungen berichtete und ihre Arbeiten verzeichnete. Sonst waren die wissenschaftlichen, belletristische Vorgänge der Zeit behandelnden Beiträge recht unbedeutend: eine Komödie des citoyen Desforges machte höchstens Aufsehen durch die Art, wie man den Autor benannte und Ab-

*) In einer Anmerkung mag wenigstens, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, nach den Anzeigen der Berliner Zeitungen, eine Reihe von Zeitschriften aufgezählt werden, von denen die meisten in den Jahren 1789—1791 thatsächlich zu Berlin erschienen, jetzt aber völlig verschollen sind. „Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit", „Würzer: Etwas wider die Langeweile und Feiertage", „Neumodischer Jahrmarkt von allerhand Waaren für Jedermann", „Publikum und Theater", „Seyfried, Preußische Annalen merkwürdiger Gegenstände, Anekdoten und Schriften", „Monatsschrift für den gesitteten Bürgerstand". 1795 werden angeführt: „Der Berlinische Bienenkorb, eine Wochenschrift" und „Berliner Peitsche, Bürgerblatt von Hans von Strippeknall". Die letztere und einzelne andere nennt und behandelt L. H. Fischer a. a. O. S. 75 ff. Aber auch Zeitschriften, die mehr als ein Jahrzehnt später herausgegeben wurden, hatten kein besseres Schicksal. So z. B. die 1805 sicher im August und September veröffentlichte „Der kleine Berliner Merkur, eine Tagesschrift zum Nutzen und Vergnügen des Publikums". Sie war unpolitisch. Das Chronikartige trat mehr hervor als das Unterhaltende und Gemeinnützige. — Andere, vielfach angekündigte Journale erschienen wohl gar nicht, z. B. „Merkwürdige und unterhaltende Brieftasche. Ein neues wöchentliches Volksblatt oder lesenswerthe Aufsätze eines biederen Deutschen." 1804.

**) Journal littéraire de Berlin 1794. — Die Kgl. Bibliothek besitzt zwei Hefte davon.

handlungen, wie die „über die Ungerechtigkeit, welche von der deutschen Delikatesse an einem sehr soliden Theile des menschlichen Körpers begangen wird", vermochten nur durch ihre Seltsamkeit zu wirken.

Das von Rambach, in Gemeinschaft mit L. W. Meyer, dann mit Feßler herausgegebene „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" (1796—1800, im Ganzen 10 Bände) war kein einheitliches Organ: ihm zu Folge wechselte die Zeit gar oft ihren Geschmack. Zuerst war das Blatt gegen Goethe aufgetreten, dann nahm es die Angriffe zurück; auf eine antischlegel'sche Periode folgte eine solche, in der die Brüder besser behandelt wurden; eine Befehdung Kotzebue's wurde auf dessen energische Antwort hin als Uebereilung bezeichnet. Dies Berliner Blatt brachte vielerlei über Berliner Kunst und Litteratur, bitterböse Kritiken Bernhardi's über das Theater, die schließlich den Bruch zwischen Rambach und Feßler herbeiführten und Daniel Jenisch's (Gottschalk Necker's) satirische Bilder, die mehr die Schatten- als die Lichtseiten der Residenz hervorhoben. Es berücksichtigte Philosophisches, z. B. Fichte's Angelegenheit, und Politisches, ohne dabei revolutionsfreundlich zu werden, ja sprach auch, um den Damen angenehm zu sein, von Moden. Es hatte tüchtige Männer unter seinen Mitarbeitern, in Berlin und außerhalb der Stadt, nahm aber, weil es nicht besonders streitbar war, keine hervorragende Stellung ein.

Die Fortsetzung des Archivs, „Kronos", die Rambach ediren wollte, erschien nicht. Die Zeitschrift „Eunomia", die Feßler und Rhode herausgaben, — im zweiten Halbjahr Feßler allein — entsprach ihrem stolzen Programm, eine Zeitschrift des 19. Jahrhunderts zu sein, sehr wenig, denn kaum etwas darin gemahnte an eine neue Zeit; abgestandene wissenschaftliche Aufsätze wechselten mit unbedeutenden politischen Berichten, Theater-Kritiken, in denen nicht grade Enthusiasmus für Schiller herrschte, und Gedichten. Bedeutendes Aufsehen machte eigentlich nur Schadow's litterarische Anzapfung von Goethe's Kunsturtheilen und als

Kuriosum mag Müchler's Gedicht: „Der Kritikaster und der Trinker" gelten, in dem die drei Strophen des Liedes „Im kühlen Keller sitz ich hier" drei parodirenden des Recensenten vorangestellt wurden.

Wie seltsame Blüthen die Zeitschriften-Litteratur trieb, sieht man aus der folgenden: „Velocifer. Eine auf Lebensweisheit und Lebensgenuß wie auch Vaterlandswohl abzweckende Wochenschrift von einigen Geschäftsmännern herausgegeben zur Unterstützung eines vaterlosen Knabens" (1805), von der jedenfalls 13 Stücke erschienen. Ihr Unternehmer war ein Pensionär Zaumsegel, der eigentliche Herausgeber der Justizrath Krünitz, der sonst nur durch einige ökonomische Veröffentlichungen bekannt ist. Die Beitragenden sind fast niemals genannt, sondern nur mit Chiffern oder Anfangsbuchstaben bezeichnet. Der Inhalt der Zeitschrift gemahnt an die schlechten Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, Belehrendes wechselt mit Unterhaltendem ab; außer Novellen finden sich Räthsel und Anekdoten. Manche der letzteren sind übrigens derart, daß sie dem jungen Mann, zu dessen Unterstützung die Zeitschrift erscheinen sollte, nicht gerade zur erbaulichen Unterhaltung gedient hätten. Ein ganz besonderes Zeugniß des geringen litterarischen Bedürfnisses, das die Herausgeber besaßen und befriedigen wollten, ist der von ihnen gebrachte Auszug „Aus dem Tagebuche eines jungen Mannes auf einer Reise nach Rom", nämlich des Bedienten, der die Familie Wilhelms von Humboldt nach Italien begleitete und 1803 in Rom starb.

Schon in den genannten Zeitschriften waren vier Arten der sog. schönen Litteratur: Lyrik, Epos, Roman und Drama vertreten, doch verdienen alle vier noch eine besondere kurze Würdigung.

Der patriotischen, überhaupt der politischen Lyrik ist (oben S. 43ff.) bereits gedacht; von der Volkslyrik sind verhältnißmäßig wenige Proben*), und auch diese theilweise aus späterer Zeit bekannt, die in munterm Tone, manchmal mit frischer Empfindung,

*) Berlin in der Volksdichtung von Joh. Bolte. Berlin 1890.

häufig in sehr nüchterner Auffassung Naturschilderungen enthalten oder gesellschaftliche Zustände darlegen.

Noch weniger als diese Gedichte und das früher (S. 45) erwähnte Huldigungslied, das, wenn auch von dem Volke gesungen, kein Volkslied ist, können die von F. G. Bothe herausgegebenen Volkslieder*) als deutsche Volkslieder bezeichnet werden. Es sind vielmehr zum allergrößten Theil Uebersetzungen aus dem Englischen, im Wesentlichen aus Percy's Sammlung, einige aus Thomas Moore und anderen englischen Dichtern z. B. Shenstone. Diese Uebersetzungen sind entweder vom Herausgeber oder von Freunden, manchmal werden sogar die Bürger'schen Nachbildungen mit wenigen Veränderungen gegeben. Unter diesen Volksliedern findet sich ein einziges, das größte des ganzen Bandes „Die Prinzessin von Sinadon", das allerdings nach Volkslieder-Motiven von dem Herausgeber selbst gedichtet ist. Außer den englischen sind manche französische, auch lateinische, nur sehr wenige deutsche, von denen eins aus Jung Stilling, eins selbst aus Opitz entnommen ist. Der Herausgeber giebt seinen Liedern Anmerkungen und Einleitungen, gelegentlich auch den ursprünglichen Text mit. Die Volksdichtung charakterisirt er als „die erhabenste aller Dichtungen. Große und wichtige Wahrheiten und Begebenheiten sind ihr Hauptgegenstand. Sich selbst vertrauend, fliehet sie Putz und eiteln Flitterstaat, sie wandelt unter allen Ständen, allen Altern umher und ist überall anziehend, überall lehrreich." Wie wenig er aber den eigentlichen Begriff der Volkslieder erkennt, geht daraus hervor, daß er seine Sammlung in erster Linie dafür bestimmt: den moralischen Sinn des Volkes zu schärfen und zu veredeln, daß er die „Aftervolkslieder", d. h. wohl die eigentliche wirkliche Volksdichtung, „zu verdrängen und die verehrten Modedichter" durch seine Sammlung auszustechen wünschte.

*) Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken. Berlin 1795, bei Himburg. „Vater Gleim, dem deutschen Volksdichter gewidmet". Eine seltene Sammlung, in meinem Besitze.

In diesen Zusammenhang gehören wohl auch die Gelegenheitsgedichte, die gerade am Ende des Jahrhunderts besonders zahlreich waren. Poetische Neujahrswünsche, auf seidenen Bändern gedruckt, zierlich, oft prächtig ausgestattet, waren damals Mode; 1799 ließ der unternehmende, selbst poetisch veranlagte Drucker und Buchhändler W. Dieterici „Ein Dutzend Neujahrskarten für jede Familie passend. Auch zu Geburtstagen sehr zweckmäßig“ erscheinen*). Der allgemeinen Dichterwuth konnten sich auch die Nachtwächter nicht entziehen. Ihre in unerhört holprigen Versen abgestatteten Glückwünsche enthielten, außer den üblichen Bitten und Segenserflehungen, namentlich lüsterne Schilderungen des Geschlechtslebens und bramarbasirende Hinweisungen auf die bekannte Tapferkeit des preußischen Heeres**).

Neben dieser Volkslyrik bestand nun auch eine Kunstlyrik, deren Vertreter ihre Gedichte in Zeitschriften und Einzelsammlungen erscheinen ließen, besonders gern aber, einem Zuge der Zeit folgend, in Musenalmanachen mit den Erzeugnissen der Genossen vereinigten. Diese Berliner Musenalmanache erschienen 1791—1797***). Ihr Aussehen ist höchst unscheinbar. Sie erschienen im kleinsten Sedez-Format, auf gewöhnlichem Druckpapier, in schlichter Ausstattung, nur der letzte Band hat etwas größeres Format, sieht aber nicht glänzender aus. Eine Musikbeilage, manchmal mehrere, ist jedem Bande beigegeben. Vorn steht ein Titelkupfer. In den ersten Bänden, in denen die Pietät vor dem alten noch größer war, als später, das Bild je eines

*) Toeche, 100 Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler, Berlin 1889, S. 15. — In der Spenerschen Zeitung 1791 werden Neujahrswünsche in Gold für 16 Thlr. angekündigt. Bei diesen Neujahrswünschen begegnen viele Geschmacklosigkeiten. Bei einer Strohhütte findet sich die Inschrift: „Gott gebe sie Dir voll Freude“; bei einem Hahn: „Wenn dieser Hahn wird krähen, wird meine Liebe aufhören“.

**) Herzlicher Glückwunsch des Nachtwächters zum neuen Jahr nebst dessen treu gemeinten Ermahnungen. Ohne Jahr, sicher 1800. 8 SS Samml. d. V. f. d. Gesch. Berlins.

***) Ein letzter von Walter 1802. Näh. bei Goedeke IV, 369.

„Alten", Ramlers und der Karschin, später allegorische Bilder von schlechtem Geschmack. Wenn man in dem Almanach von 1793 eine recht vollkommene, stark entblößte Dame auf einem Altar, um welchen Amoretten Blumengewinde befestigen, ein Kränzlein niederlegen sieht, so möchte man kaum ahnen, daß jene Dame die Poesie ist, wenn man nicht durch ihre wehenden Locken und die Leier in ihrer Hand an die Richtigkeit dieser Deutung gemahnt würde. Auch Apollo ist gelegentlich dargestellt. Aber nach wirklich künstlerischen Motiven, bedeutsamen Schilderungsversuchen darf man dabei nicht fragen.

Der Almanach fristete ein kümmerliches Dasein. In den sieben Jahren seines Bestehens hatte er nicht weniger als 4 Verleger: Matzdorff, Franke, Hartmann, W. Oehmigke d. J. Vielleicht wäre noch ein Fünfter herangezogen worden, wenn nicht der letzte Herausgeber Berlin verlassen und damit die Herausgabe eines Berliner Almanachs aufgegeben hätte. Denn nicht derselbe Herausgeber stand während der ganzen Zeit an der Spitze des Unternehmens. Vielmehr sind die ersten zwei Bände von K. H. Jördens, die fünf letzten von J. Ch. Bindemann und F. W. A. Schmidt herausgegeben. Diese Verschiedenheit der Herausgeber bildet nicht den einzigen Unterschied der beiden Gruppen. Neben dem äußern Unterschied ist auch der innere bemerkbar, daß in den zwei ersten Jahrgängen in großer Zahl höhere Beamte, selbst ein geheimer Kriegsrath, den Dichtergaul besteigen, während in den letzten den Jüngeren die Bahn geöffnet, zuletzt ausschließlich eingeräumt wird.

Von den drei Herausgebern ist der erste, Karl Heinrich Jördens (1757—1835), der bekannteste, aber zugleich dichterisch der unbedeutendste. Sein (allerdings der spätern Zeit 1806 bis 1811 angehöriges) sechsbändiges Werk „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten"*) ist noch heute ein brauchbares Nachschlagewerk,

*) Ueber Jördens und Bindemann, sowie die anderen kurz genannten Dichter s. Goedeke sowie A. D. B. Für Schmidt von Werneuchen. Bibliographie und Auswahl seiner Gedichte in Berl. Neudr. I, 4, hgg.

wenn es auch weder durch Vollständigkeit noch durch sicheres Urtheil ausgezeichnet ist. Er war kein Glücklicher. In Berlin freilich (von 1776 bis 1791) konnte er mit seiner Stellung, zuerst am Schindlerschen Waisenhause, dann am Köllnischen Gymnasium zufrieden sein. Denn sowohl seine Lehrthätigkeit als namentlich seine vielen Schulbücher, Lehrschriften und Uebersetzungen brachten ihm Anerkennung ein. Später jedoch ging es abwärts mit ihm, obwohl es scheinbar vorwärts ging. Er wurde nämlich außerhalb Berlins zum Leiter verschiedener Schulanstalten berufen, hatte aber in diesen Stellungen kein Glück. Auch in seiner Familie blühte ihm kein Heil. Litterarische Versuche, von denen er Ruhm erwartete, zerstörte er selbst. Seine Beiträge zum Almanach sind sehr geringfügig, sie bestehen nur in einer prosaischen Abhandlung über Ramler und einer poetischen „Epistel an einen Freund" bei Uebersendung Ramlerscher Oden, in welcher dieser Dichter als Mutherwecker und Anreger zu wackrer Thätigkeit gefeiert wird.

Der zweite, Ernst Christoph Bindemann*) 1766—1845, ebenso langlebig als sein Vorgänger, war glücklicher als jener. Auch ihm mußte es seltsam vorkommen in höheren Lebensjahren so völlig veränderte litterarische Zustände zu sehen; aber der Rückblick auf Früheres, auf seine eigene Stellung gab ihm größere Freude. Er war ein glücklicher Mensch, als Schulhalter, Pfarrer, Gatte und Vater. Das ganze idyllische Glück eines deutschen ländlichen Pfarrhauses kostete er aus; denn der Stadt Berlin, wo er seine ersten Kenntnisse erlangt und seine Lebensgefährtin gefunden hatte, gehörte er nur bis 1793 an. Auch

---

von L. Geiger, Berlin 1889. Anerkennung von Schmidt's Poesieen durch J. Trojan, „Neues und Altes von Tegel" (Nat. Zeitg. Sonntagsbeil. 39, 25. Sept. 1887) und Th. Fontane, Wanderungen d. d. Mark — Auch Arnim (Steig Arnim I, 135 fg.) lobt die Gedichte, von denen er einzelne citirt als „reich, originell, individuell".

*) Ueber ihn Petrich, Stargarder Programm 1878, mit dessen Beurtheilung ich nicht übereinstimme.

seine litterarischen Arbeiten brachten ihm Lob. Seine Theokritübersetzung wurde von Voß und Jakobs anerkannt, neuerdings von Eduard Mörike ihres „natürlichen Ausdrucks“ wegen gerühmt und der eignen Uebertragung vielfach zu Grunde gelegt. Bindemann lebte nicht bloß den Büchern und dem Amte, sondern auch der Zeit. Es ehrt ihn, daß er in der Zeit allgemeiner Fahnenflucht für Schill eintrat und muthig ein Verhör bestand, das wegen dieser kühnen That über ihn verhängt wurde.

Als Uebersetzer verkündete Bindemann Lob des Studiums der alten Sprachen, besonders des Griechischen; nur dies sei im Stande eine Litteratur zur Blüthe zu bringen. Die Alten, vornehmlich Theokrit, betrachtete und ehrte er als seine Vorbilder. Wenn er auch nicht eigene Lieder zu ihrem Ruhme anstimmte, so bekundete er den Einfluß, den sie auf ihn geübt, besonders in seiner eifrigen Pflege der Form. Dadurch gewann er vor seinen Mitarbeitern den Vorzug leichter Versifikation, glücklicher Handhabung antiker Metra, guter Reime, Sangbarkeit seiner Lieder, den selbst die mißgünstigen Beurtheiler an ihm hervorzuheben wußten.

Freilich muß man sich hüten ihn zu überschätzen. Denn man braucht nur seine Gedichte „An den Mond“ oder „Beim Wasserfahren“ mit den ähnlich überschriebenen Goethischen zu vergleichen oder gar seine Ballade „Edwiga“ in einem Athem mit einer Schillerschen zu nennen, um den großen Abstand zu überblicken, der ihn von den Heroen trennte. Auch Humor besaß er nicht. Seine Epigramme, eigene und angeeignete, sind überaus schwach. Er war ein ernster Mann, der im würdigen Ausdruck ernster Gedanken am glücklichsten war. Nur den weisen Genuß des Lebens erklärte er als „Gesetz“ in seinem „Lustrevier.“ Er verehrte Gott und lehrte, daß die Tugend in dankbarem Aufblicke zu Gott bestehe. Grübeln war seine Sache nicht. An der Schöpfung sich zu freuen, am ganzen Gewebe, an den blühenden Rosen, das war sein Gottesdienst; —

Grübelnd löset der Thor Fäden und Rosen sich auf.

In der Natur erblickte er die weiseste Lehrmeisterin der Tugend und daher der Gottesidee. Ihre Freuden im Winter und Sommer zu besingen, wurde er nicht müde; stets war er bereit, Freundschaft und Liebe in der Natur doppelt zu genießen. Wie er in der Freundschaft und Liebe nicht das Aufregende und Leidenschaftliche, sondern das stille, heimliche Glück „das Stübchen so reinlich und nett“ suchte und pries, so suchte er in der Natur das Liebliche und Kleine auf. Er besang nicht die Gaben des Bacchus, sondern „des Knasters süße Gewalt“; statt Bergesriesen und gewaltiger Ströme verherrlichte er die märkische Landschaft und sein Dörfchen. Er war unermüdlich im Lobe des Landlebens und in feierlicher Absage städtischer Etikette.

Während Jördens und Bindemann jetzt als Dichter völlig vergessen sind, wird der Dritte, F. W. A. Schmidt, wohl genannt, aber verspottet. Da seine Verurtheilung in spöttischer Weise von keinem Geringeren als von Goethe ausgesprochen wurde, so ist sie allgemein bekannt und als unumstößlich angenommen. Aber sie bedarf der Berichtigung. Eine solche ist in neuerer Zeit von Kritikern, wie Jakob Grimm und Goedeke, von Dichtern, diesen berufensten Urtheilern in poetischen Dingen, wie Trojan und Fontane, ausgesprochen worden.

Schmidt (1764—1834) lebte in der ersten Hälfte der neunziger Jahre als Prediger am Invalidenhause in Berlin, seitdem als Pfarrer in dem nahegelegenen Dorfe Werneuchen. Er blieb dauernd mit Berlin verbunden und huldigte gern seinen dortigen Freunden. Fern von dem Mittelpunkt der Ereignisse entfremdete er sich nicht den Vorgängen seiner Zeit, sondern widmete dem Neuen lebhaftes Interesse, ebenso wie er die Großthaten der früheren Zeit bewunderte. Seine Vorliebe jedoch war nicht der Stadt, sondern dem Dorfe, nicht den äußeren Vorgängen, sondern dem Innenleben zugewendet: die ihn umgebende Natur, das Leben seines Dörfchens, die stillen Freuden seines Hauses und die lebhaften Empfindungen seines Herzens fanden in ihm ihren Sänger.

Als Nachfolger der idyllischen Poeten des 18. Jahrhunderts pries Schmidt die stille ländliche Ruhe. Nur zwei Momente arbeitete er mehr aus. Das eine ist der Gegensatz wider städtischen Luxus, Lärm und heftiges Gelüste; das andere die bis in das Einzelne und Kleinste gehende Beschreibung der ländlichen Natur. Das erstere führte leicht zu Ungerechtigkeit und Uebertreibung, das letztere zu Kleinlichkeit, die lächerlich werden könnte. Von beiden hielt unser Dichter sich nicht frei. Doch mit gesundem Sinne und löblichem Ausdruck stellte er ländliche Einfachheit der städtischen Prunkliebe und Etikette, Freiheit in der Bewegung dem Zwange, unverdrossen den Körper stählende und den Geist befreiende Arbeit der entnervenden und nicht einmal Freude gewährenden Vergnügungssucht gegenüber. Mit immer neuer Empfänglichkeit beobachtete er das Erwachen der Natur, das Walten der verschiedenen Jahreszeiten, weidete sein Auge am Wachsthum jeder Pflanze und erquickte sein Ohr am Summen jedes Gethiers; die Beschäftigung des Landmanns dünkte ihm der poetischen Verklärung werth, und die ganze Mark, welche bisher kaum einen Dichter gereizt hatte, der Thiergarten und die Jungfernhaide, die Pichelsberge und Tegel, Fahrland und Werneuchen fanden an ihm ihren Sänger. Genügsamkeit und Bescheidenheit, die für seine Dorfverherrlichungen und seine Landschaftsschilderungen charakteristisch sind, kennzeichnen auch seine Liebespoesie. In ihr findet sich kein leidenschaftliches Stammeln, kein eifersüchtiges Wüthen, kein durch kleinliche Bangigkeit erzeugtes Verzweifeln, sondern eine ruhige, freundliche, in den Zeiten des Brautstandes nicht sichtbar erhöhte, während der langen Jahre der Ehe nicht in Kühle verwandelte Neigung. Er war froh im Besitze seiner Gattin, die seine Anschauungen und seine stillen Freuden theilte, und sang seinen Kindern gern Tändelliedchen vor. Als sein Liebchen todt war, das mit ihm „sich ein einsam Oertchen gesucht, wo's heimlich sich kann freuen, von Lärm und Lauschern fern“, da war auch für ihn des Lebens Freude zu Ende, und er dichtete:

Was zurück ich lasse: mit Bedacht,
Wird mir's nach zu höherm Glücke streben.
Was ich konnte, hab' ich fest vollbracht,
Und so nehme Gott dies arme Leben.

Bindemann und Schmidt waren die tonangebenden Dichter ihres Kreises, aber nicht die einzigen. Hochberühmte Namen wird man in der Mitarbeiterliste nicht finden, aber manche tüchtige Männer, die in ihrem Gebiete sich bewährten. Zu ihrer Zahl gehört der Vielschreiber Jenisch, der Etymologe, Alterthumsforscher und Psycholog K. Ph. Moritz, der dänische Dichter und Philosoph v. Brinckmann, Stägemann, der sich später als Staatsmann einen Namen erwarb, von später ziemlich bekannten Dichtern K. Müchler und L. Th. Kosegarten, auch einige auswärtige, wie A. G. Meißner u. A.

Die Themen, welche die Genannten und Ungenannte behandeln, unterscheiden sich kaum von denen, die von den Chorführern angeschlagen wurden. Natur und Liebe sind die Hauptgegenstände, welche von jenen wie von diesen besungen werden.

Der eifrigste Liebesdichter war wohl F. A. v. Stägemann. Man kennt ihn mehr als patriotischen Verherrlicher der späteren Zeit; aber auch seine Liebesgedichte sind einer Betrachtung nicht unwerth.*) Sie sind fast ausnahmslos an Amanda gerichtet, unter welchem Namen er wohl seine spätere Gattin, die gleichfalls dichterisch beanlagte Elisabeth, bezeichnete. Sie sind gut ausgedrückte, leider oft in Sonette gepreßte Klagen über Härte, Freudenausbrüche über Liebeszeichen, spielende und ernste Betrachtungen eines mit dem Alterthum vertrauten Geistes, Darstellungen gewöhnlicher Vorgänge aus dem Leben der Geliebten, die sich von Trivialität möglichst frei halten.

Religion wird in den Gedichten wenig berührt, höchstens um kurz in ganz conventioneller Art ein Zeugniß der eignen Gläubigkeit abzulegen. Polemik gegen Andersgläubige findet sich

*) M. A. 1792, S. 155; M. A. 1794, S. 3, 56, 97, 108, 149, 159; M. A. 1797, S. 123.

gar nicht. Nur einmal werden die Franzosen wegen ihrer Einführung der Vernunftreligion gehöhnt. Der Dichter Agrikola meint ironisch, daß diese Einführung den Franken nicht zur Schande gereiche, „weil die Vernunft in ihrem Lande, sonst keine freie Wohnung hat.“ *)

Schon diese Stelle zeigt, daß die im Revolutionszeitalter lebenden Dichter die große Umwälzung jenseits des Rheins nicht gleichgültig mitansahen. Bei dieser Betrachtung macht sich eine zwiefache Auffassung geltend. Es gab Aufruhrfreunde auch in Deutschland oder, wie ein gesinnungstüchtiger Poet sich ausdrückte: „Schon vergiftet der Hauch des Aufruhrs Teutoniens Fluren.“ Diese Freunde, freilich recht gemäßigte, kamen zum Wort. Meist wiesen sie auf die bestehende Ungleichheit, die Bedrückung des Volkes, die Bevorzugung des Adels hin. In einem Nachruf auf den berühmten Hippel heißt es: „Bürgertugenden nur adeln den Bürger der Welt.“ Als besonders eigenthümlich muß hervorgehoben werden, daß gerade Adlige, Männer und Frauen, das Wort in menschen- und bürgerfreundlicher Gesinnung ergriffen. In einer „Bittschrift eines pommerschen Rekruten an seinen Officier“ ließ Fritz Freiherr von Walther und Cronegk den Soldaten klagen:

Warum verfährst du hart mit mir
Und schlägst so auf mich ein?

und ihn, zur Begründung einer besseren Behandlung, die Worte brauchen:

Ich bin des Vaterlandes Sohn,
Ja auch so gut wie du . . . .
Vergiß es nicht, denk immer dran,
Daß Menschen Brüder sind.

Auch andere Zustände mißfielen den Dichtern. Sie beklagten außer dem Mangel an gleichmäßiger Behandlung auch den Mangel an Gerechtigkeit überhaupt. Denn nicht bloß des Witzes

*) M. A. 1795, S. 56. Die sonstigen angeführten Stellen 1791, S. 4; 1797, S. 156; 1792, S. 54fg., 82, 120, 145, 163.

wegen wurde von einem Dichter folgender scharfe Vers gebraucht:

> Vor Zeiten trug die Göttin eine Binde,
> Jetzt aber ist ihr Antlitz frei,
> Damit sie die Dukaten finde
> Und noch die Braten nebenbei.

Schlimme öffentliche Zustände wurden aber damals in Deutschland wie in Frankreich der Regierung und den Fürsten schuldgegeben. Schlechte Rathgeber, Schmeichler wurden für manche traurige Folgen verantwortlich gemacht. Wiederum eine Adlige, Susanne von Bandemer, geb. von Franklin, war es, welche in einem Gedichte: „Fehler der fürstlichen Erziehung" darstellte, daß ein junger Fürst Alles gelernt habe und mit den Versen schloß:

> Zwei Reisende befragten einen alten Mann
> An seinem Hofe: Sagt uns, aber ungeheuchelt,
> Was euer Prinz am besten kann?
> Gut reiten, sprach er; denn kein Pferd hat ihm geschmeichelt.

Wenn man auch nicht sagen kann, daß die Forderung der Gleichheit und Brüderlichkeit mit ähnlicher Entschiedenheit wie die nach Freiheit laut wurde, so wurden doch Anklänge daran vernehmbar. Als der „eine Mann" d. h. der einzig schätzenswerthe wird einmal der bezeichnet, welcher

> Mit Mannes Sinn und Mannes Kraft
> Den Unterdrückten Recht verschafft

und die Gesinnung gab sich kund, die wohl als ein gutes Erbe der Aufklärungszeit bezeichnet werden kann, daß *eine* Sonne Allen scheine, *ein* Gott für Alle lebe, dem es gleich gelte, welche Schrift von den Menschen für göttlich gehalten werde,

> wenn jeder die nur hat,
> Die er uns selbst ins Herz geschrieben,
> Die Menschen alle brüderlich zu lieben.

Im Gegensatze zu dieser, wenn auch nicht revolutionären, so doch neuerungsfreundlichen Strömung ist eine andere, antirevolutionäre, royalistische bemerkbar. Zur Erregung dieser Stimmung wirkten drei Momente mit: der anererbte Haß gegen

Frankreich, die Furcht, durch die Revolutionsheere angegriffen, ja vernichtet zu werden, die eingewurzelte Liebe zum Königshause. Jener Haß bekundete sich schon durch Ablehnung der französischen Dichtung. Ein Dichter,*) der sich in einer schwerfälligen Ode des antiken Versmaßes bedient, konnte sich nicht entbrechen zu sagen, daß er, während er dem hohen Ziele des Ruhmes zustrebte, „verachtend blickt' auf Galliens Tändeleien". Die Furcht, daß Frankreich seinen Siegeszug immer weiter ausdehnen werde, war in jenen Jahren nicht unbegründet. Es ist anerkennenswerth und bildet einen rühmlichen Gegensatz zur bramarbasirenden Sprache späterer Jahre, daß die Dichter den Feind, der ihnen droht, nicht unterschätzen. So wendet sich einer „an Teutonia" mit folgenden Versen:

Verachte nicht den oft besiegten Krieger!
Er führt ein blank gewetztes Schwert
Für Phantasie und neuen Heerd;
Und würd' er deiner tapfern Heere Sieger,
Zerfleischt' er grausam dich, so wie der Tiger
Die Beute, die sich sträubend wehrt.

Darum betrachtete er es als eine um so ruhmvollere Aufgabe, einen solchen Feind zu besiegen. Zu diesem Zwecke müßten die Deutschen „den Modeprunk parisischer Sirenen", in welchen sie sich vergafft hätten, aufgeben, sie müßten sich innerlich und äußerlich auf den gewaltigen Kampf vorbereiten. Das Vaterland, so schließt er, „wenn es der Zwietracht Höllenfeuer dämpft, ist des Barden Leier, äonenlang des Nachruhms werth". Von der Unvermeidlichkeit eines gewaltigen Ringens auf Leben und Tod haben die Dichter jedoch keine Ahnung. Daher jubeln sie dem Frieden von 1795 mit Begeisterung zu, wähnend, daß mit diesem Frieden ein Ende aller Zwietracht gekommen sei.

Die Abneigung gegen Frankreich im Allgemeinen und gegen

*) Mehring, M. A. 1795, S. 107ff. „An Teutonia" von Agricola 1795, S. 111ff. Die Friedensgedichte von C. F. Köhler, K. Müchler, R. Agricola 1796. Gedichte auf den König, den Kronprinzen, die Prinzessinnen passim. „An den 24. Jan." M. A. 1797, S. 66.

die französische Revolution im Besondern stärkte das monarchische Gefühl und vermehrte die Neigung der Dichter, ihre Treue zum Herrscherhause zu verkünden. Festliche Ereignisse in der Königsfamilie wurden besungen. Man ersieht aus solchen Gedichten, wenn sie auch nicht hervorragende Poesieen sind, daß die Gesinnung, welche diesen Versen zu Grunde liegt, eine freiwillige, wahrhaftige ist. Sie hervorzurufen bedurfte es keines Anstoßes von außen her. Daß aber die Bethätigung dieser Königstreue, mochte sie auch ungeboten dem Herzen des Volkes entstammen, mit einem gewissen Warnungssignal gegen Frankreich versehen wurde, ergibt sich aus folgenden Versen, die einem Gedicht auf den Geburtstag Friedrichs des Großen entnommen sind:

Laßt in weltbürgerlicher Zunft,
Uns jährlich Friedrichs Fest erneuern!
Wir wollen seinen Jahrstag feiern
Als den Geburtstag der Vernunft.

Und es geschah gewiß nicht ohne Absicht, daß man aus dem Nachlasse der Karschin Siegeslieder, die dem siebenjährigen Kriege angehörten, mittheilte, daß man den alten Ramler von Zeit zu Zeit zu einem patriotischen Verse veranlaßte, — die Gedichte sollten vielmehr als Zeugen einer großen Periode dienen, in welcher Preußen der ganzen Welt Trotz geboten und französische Heere niedergeworfen hatte.

So gern die Almanachsdichter sich als Angehörige des preußischen Staats bekundeten, so wenig ließen sie erkennen, daß sie Berliner waren. Wie die meisten Naturschilderungen der Dichter jener Zeit, so hatten auch die Dichtungen im Almanach wenig Gegenständliches. Die paar Gedichte, welche sich mit Berlin beschäftigen, kann man auf diese Stadt nur beziehen, weil der Titel darauf hinweist. Die „Abendempfindungen im Thiergarten bei Berlin"*) könnten auch anderswo empfunden sein; nur der in folgenden Versen stark auftretende Lokalpatriotismus verräth den Berliner:

*) Schrader, Almanach 1794, S. 96fg.

Mag die Schweiz mit ihrer Schöne prangen!
Könnt' ich froher sein am Genfersee?
Könnt' ich inniger am Jura hangen,
Als am Ufer unsrer stillen Spree?

Auch Berliner Persönlichkeiten wurden verhältnißmäßig selten angesungen. Während die Karschin noch eine Virtuosität darin besaß, zahlungsfähige Gönner anzudichten, scheuten sich die Jüngeren vor solchen Buschklepper-Ueberfällen auf die Börsen ihrer Beschützer. Daher finden sich in den späteren Jahrgängen meist nur Verse auf Gleichstehende. v. Voß gab seinem Entzücken Ausdruck, da er Burmann Klavier spielen hörte oder Th. Heinsius verherrlichte in einem Gedicht an seinen Collegen Köpke die Freundschaft und mahnte ihn zur Tugend.*) Auch wenn J. A. v. Beyer den Minister Mauschwitz feiert, so galt sein Lob nicht dem hochstehenden Beamten, sondern „meiner Seele vertrautestem Freund.“ Nur einmal werden in ausführlicher Weise Berliner Litteraten und Beamte, der genannte Minister, die Häupter der Berliner Aufklärung, Gelehrsamkeit und Kunst gefeiert. Dies geschah in einem Gedichte von C. G. Küster, „der Freundschaftsbund“, das die Schilderung des der Geselligkeit gewidmeten Donnerstagkränzchens und zugleich den Glückwunsch zu dessen fünfundzwanzigjährigem Bestehen enthielt.

In allen diesen Almanachgedichten wog der Ernst vor. Berliner Witz begegnet man selten. Ein Humorist unter den Dichtern war der alte Burmann, der ja wirklich unter Thränen lächelte (vgl. Bd. I, S. 481 ff.). Der Satiriker der dichtfrohen Gesellschaft war Herklots. Er, der viele Jahre hindurch Prologe, Epiloge und Festgedichte für das Königliche Theater dichtete, trat in den Almanachen als Verfasser kleiner, nicht unwitziger Epigramme auf. In diesen spottete er der Frauen und machte sich über manche gesellschaftlichen Unsitten lustig. Er nahm

*) M. A. 1797, S. 77, 156; 1792, S. 1 ff. — Küster M. A. 1791, S. 110—129. Das Gedicht ist auch separat gedruckt. Vgl. Voss. Zeitg. 30. Juli 1890, 1. Beil. S. auch unten S. 176, 200 fg. Burmann M. A. 1794, S. 161 ff. Herklots 1797, S. 44, 85.

manchmal einen Anlauf grob zu werden, gab aber bald den Versuch auf. Seine Satire begab sich niemals auf die bedenklichen Gebiete der Politik und Religion, sondern blieb ruhig auf ebener Erde, wie etwa in dem Gedichtchen „Der Wunderthäter“:

Der Küfer Steffen, ohne Spaß,
Thut nie erhörte Wunder:
Er zapfet aus demselben Faß
Oft Landwein und Burgunder.

Die Almanache, heute so gänzlich verschollen, fanden auch damals weder lauten noch allgemeinen Beifall. Daß einer derselben sogar Censurbedenken erregte, ersieht man aus einem Gedicht „Auf einen Professor in ***, wo dieser Almanach verboten war“.*) Aber selbst diese Reklame nützte nichts. Die Kritik wollte von dem Almanach nicht mit Lob reden. Goethe's oben bereits angedeuteter Spott gegen die „Musen und Grazien in der Mark“ ist bekannt. Minder bekannt, aber nicht minder heftig, waren Kritiken von Schlegel, Tieck, Göckingk und einigen Ungenannten. Auf solche Recensionen zu schweigen war nicht Sache der Angegriffenen. Sie waren wie die meisten nicht durch Lob verwöhnten Dichter übel auf die Kritiker zu sprechen. Den Recensenten überhaupt liebten sie als einen Mann darzustellen, der weder durch Frauenlächeln noch durch Kunstgebilde, weder durch Schönheit der Natur noch durch auserlesene Genüsse irgend welcher Art zu reizen sei, der vielmehr nur befriedigt werden könne, wenn man ihm einen „Meßcatalogus“ bringe. Die Recensenten des Almanachs insbesondere striegelten sie durch ein „Fabelchen: Die Biene und der Esel.“ Darin schilderten sie, wie die Honig sammelnde Biene von dem Esel ausgescholten werde; er könne die Blumen nicht leiden, betrachte nur die Disteln als Konfekt und schreie Jeden schimpfend mit Ja an, der ihm nicht Disteln

*) 1796, S. 70. Der Professor hieß, wie aus den Versen hervorgeht, Hofmann. — Die weiter angeführten Gedichte 1796, S. 145, unterzeichnet X.; Bindemann's Verse 1797. Die vernichtende Recension der Almanache durch Tieck in dessen kritischen Schriften; Schlegel im Athenäum Bd. 3.

reiche. Der Dichter aber beendet seine Fabel mit folgender Moral:

Da thust du recht dran, armer Wicht,
Denn Blumen sind für Esel nicht.

Solche Abfertigung indessen, die von Selbstüberhebung nicht frei ist, kennzeichnet das Wesen dieser Berliner Dichter nicht vollständig. Sie waren nicht unempfänglich gegen das wahrhaft Bedeutende, das zu ihrer Zeit erschien. Schmidt, der durch Goethe Gezüchtigte, soll des Strafenden Gedichte gern gelesen und den Seinen empfohlen haben. Bindemann veröffentlichte „bei Ankündigung der bekannten Zeitschrift“ folgende Distichen, durch die er das gemeinsame Werk der Dioskuren sympathisch begrüßte:

An die Horen

O willkommen bei uns, ihr langsam wandelnden Horen,
Bringet die griechische Zeit gütig uns wieder zurück!
Führt uns den blumigen Pfad! wir stiegen auf Klippen der Staatskunst,
Irrten in des Systems finsterer Krümmung umher.
Windet der Menschheit Kranz! — Noch blühen am Hügel die Rosen,
Und es reichen sie euch eure Geweiheten zu.

Durch solche Ahnung eines Höhern, durch solche neidlose Anerkennung einer neuen Zeit, die sich vorbereitete, erwarben unsere Dichter das Anrecht, Beachtung zu fordern und aus der Zahl ehrwürdiger Antiquitäten erhoben zu werden.

Ein Taschenbuch ganz besonderer Art ist das von Karl Müchler herausgegebene „Berlinische Taschenbuch der Toilette, geschrieben auf 1796“ mit einem hübschen Kupfer von Jury. Seine litterarischen Beiträge, durchaus für die Frauenwelt bestimmt, preisen das häusliche Leben, die glückliche Liebe, die Vernunft, welche sich mit Schönheit paart, ohne letzterer den Vorzug zu geben. Es geizte freilich nicht nach Originalbeiträgen, sondern druckte ruhig ein Gedicht Bürger's nach, gab eine Uebersetzung aus dem Englischen und stellte in der Rubrik „für Stammbücher“ neben manchem Eigenen vieles Angeeignete zusammen, z. B. auch Goethe's „Edel sei der Mensch“ und ähnliche schon damals beliebte Sprüche. Seinen praktischen Zweck

bekundete es durch Einnahme- und Ausgabe-, Wasch-, Gewinn- und Verlust-Tabellen für das ganze Jahr, die etwa die Hälfte des ganzen Büchleins einnehmen. Schade, daß in dem Exemplar, das mir vorliegt, die kleinen Pergamentblättchen, die in der Waschtabelle stehen, nicht ausgefüllt sind; man könnte sonst hübsche Schlüsse auf eine Berliner Haushaltung jener Zeit ziehen. Im Allgemeinen sind die zum Gebrauch dienenden Gegenstände wohl dieselben wie heutzutage; nur dürften „Waschschuhe“ für Kinder seltener geworden sein, „Untermützchen“ und „Pohlröcke“ für Kinder bedürften einer Aufklärung. Unter der „Damenswäsche“ gemahnen „Rondo, Kontuschen, Kornetten“ an eine entschwundene Zeit, auch „Kamisöler“ dürften sich heute nicht mehr finden; kein Mann trägt heute wohl mehr „Kolrets“ und „Vorärmel“, und ob man jetzt noch einen Schlafrock zur „Männerwäsche“ rechnet, erscheint mindestens zweifelhaft.

Als selbständiger Lyriker, der sich am besten den Almanach-Dichtern anreiht, verdient Franz von Kleist hier einen Platz. Franz Alexander von Kleist, geboren 24. December 1769 in Potsdam, früh Officier, verließ bald den Soldatenstand, lebte seit 1790, wenn auch nicht dauernd, in Berlin und starb 1797.*) Er begann damit, Schiller, dem er äußerlich so ähnelte, daß noch in neuester Zeit sein Bild für das des großen Dichters gehalten wurde, zu widerlegen, indem er dessen „Göttern Griechenlands“ das „Lob des einzigen Gottes“ entgegensetzte, schrieb patriotische Schriften und versuchte sich in Epen, Dramen und auf dem weiten Gebiete der Lyrik. Man thut ihm zu viel Ehre an, wenn man ihn wegen einiger nicht unkräftiger Verse auf Mirabeau mit seinem Namensvetter Heinrich von Kleist zu-

*) Zwei neuere Monographien von Ackermann und Schwering, Berlin 1892. B. Schulze, Nord und Süd, 1893, vgl. Goedeke 5, 458. Hohe Aussichten der Liebe, 1791; Glück der Liebe, 1793; Glück der Ehe, 1796; alle 3 bei Vieweg, Berlin; zusammen: Liebe und Ehe in drei Gesängen, Berlin 1797, bei demselben; Zamori oder Philosophie der Liebe, 1793; Sappho 1793 bei Voß; Vermischte Schriften 1797. Sämmtliche schöne Originaldrucke in der G. L. St.

sammenstellt und ihn über Grillparzer erhebt, weil dieser in seiner dramatischen Bearbeitung desselben Stoffes „Sappho“ manche Berührung mit dem Vorgänger zeigte, bei der dahingestellt bleiben mag, ob sie wirklich als Plagiat oder nur als Benutzung derselben gemeinsamen Quelle angesehen werden muß. Jedenfalls war Grillparzer nicht so geschmacklos, dem Werke eine gelehrte Vorrede von beinahe 50 Seiten und eine fast ebenso lange Nachrede über dramatische Dichtkunst beizugeben. Kleist war ein liebenswürdiger Dichter. Seine Schriften erfreuen noch heute als Meisterwerke der Typographie und durch herrliche Stiche nach Jury und Catel's Zeichnungen von Bolt und Bollinger gestochen. Die Originalausgabe der Sappho ziert ein Stich Chodowiecki's. Leben und Dichten war bei Kleist nur eins. Die Geliebte, die er in jungen Jahren heimführte und deren Bild er manchen seiner Dichtungen voranstellte, blieb die Göttin, der er zeitlebens huldigte. Die „hohen Aussichten der Liebe“ und deren Fortsetzung „Glück der Liebe“ und „Glück der Ehe“ sind trotz des fremden Namens „Minona“ und trotz vieler Anspielungen auf das Alterthum ihr gewidmet. Es sind wohlgeglättete Verse, mit viel Pathos, schrecklichen Uebertreibungen und manchen entsetzlichen Reimen, voll Tugendsalbaderei und etwas philisterhafter Lobpreisung des Hymen, der als Schöpfer der Menschlichkeit und Staatengründer mit unnöthiger Polemik gegen Rousseau gepriesen wird. Freundschaft und Liebe waren auch die Götter, die er in seinem langen, vielleicht in den Xenien verspotteten Epos „Zamori“ besang, einem Epos, das wegen seiner mühevoll gearbeiteten, des Wohlklangs nicht entbehrenden Stanzen — 529 sind freilich eine arge Zumuthung — Achtung verdient, die Nachahmung Wieland's aber zu deutlich an der Stirne trägt, ohne dessen leichte Anmuth und heitere Ironie zu erreichen. Es ist von lyrischen Partien mehr als billig durchzogen, verbrämt die sehr dürftige Handlung mit allzu langen Reflexionen und gelegentlichen Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle und Thorheiten. Verherrlichung der Tugend und Verkündung der Auf-

klärungsideen tritt auch hier hervor, und daß gelegentlich Friedrich der Große vorkommt, darf bei einem Kleist nicht wundernehmen. Seine Beziehungen zu Zeitgenossen, sowohl Dichtern als Politikern und Kriegern, schildert er am besten in seinen Oden und Liedern, die in den „Vermischten Schriften“ gesammelt sind: neben lahmer Verspottung von Goethe's Elegien eine Lobpreisung Gleim's, neben einer Chronik des Jahres 1790, die gereimten Zeitungsberichten ähnlich ist, prosaische und poetische Verherrlichungen Herzberg's. Sein „Denkmal deutscher Dichter in drei Gesängen“, vielleicht durch Bodmer veranlaßt, athmet streng loyale Gesinnung und ist von einer rührenden Kritiklosigkeit. Gegenüber dem Lob der Mittelmäßigkeit aller Zeiten und Orte wirkt ordentlich erhebend die Verherrlichung Lessing's, so schlecht auch die folgenden Verse sind:

O, wann könnte Deutschland dich vergessen,
Der du mehr als Hellas' Dichter bist,
Ehrfurchtsvoll wird dich der Forscher messen,
Der einst stolz Thuiskon's Größe mißt.

Die Gerechtigkeit, mit welcher der ehemalige Gegner Goethe's und Schiller's diese beiden Großen zu würdigen versucht, macht einen guten Eindruck, obgleich die Lobverse auf Goethe nicht viel enthusiastischer sind als die auf Eschenburg und Meißner, mit denen sie umrahmt sind. Die Huldigung seines Herzens jedoch gewährte er Wieland, Gleim und seinem Namensvetter, dem Heldendichter Ewald von Kleist; gleich ihm den Doppellorbeer des Kriegers und Poeten zu erringen war der Traum seines kurzen Lebens.

Die Romanlitteratur jener Zeit ist außerordentlich zahlreich. Wollte man alle Romane besprechen, die damals in Berlin gedruckt wurden, so könnte man viele Bogen füllen. Doch muß es hier genügen, auf einzelne wenige besonders beliebte Arten hinzuweisen.

Zunächst auf den Familienroman, der in J. J. Engel*)

*) Ueber Engel siehe unten Kapitel V. Eine wirkliche Biographie existirt nicht. Der Artikel in der A. D. B. ist dürftig. Bibliographisch

seinen Vertreter fand. Der Roman „Lorenz Stark“, den man nicht mit Unrecht ein Lieblingsbuch unserer Großväter genannt hat, ist ein Buch, das wie mit einem Schlage eine abgelebte Zeit vor uns hinzaubert. Es wurde in der vornehmsten Zeitschrift jener Zeit, „den Horen“, zuerst veröffentlicht 1795, obwohl es fast 30 Jahre vorher begonnen worden sein soll, und ist nur in wenigen Einzelausgaben verbreitet. Es ist keine aufregende Geschichte, sondern ein gut erzählter, man könnte sagen alltäglicher Vorgang, ohne sonderliche Intriguen. Die Sprache in ihrer ruhigen durchsichtigen Klarheit, in ihrer kunstlosen Kunst erinnert an Lessing, die vorgetragenen Anschauungen sind durchaus die der Aufklärungszeit. Der Verstand herrscht entschiedener darin als die Phantasie. Man möchte es mehr zur didaktischen als zur epischen Prosa zählen. Liebe und Bekenntniß der Wahrheit, Einfachheit der Lebensführung, Schlichtheit im äußeren Auftreten, ernste und gewissenhafte Pflichterfüllung wird gelehrt. Die Gestalten, die in dem Buche auftreten, sind die Bewohner eines einfachen Bürgerhauses, das Ganze athmet die tüchtige, ehrenfeste Bürgerlichkeit, das patriarchalische, gute, wohlgeschmückte Wesen unserer Vorfahren. Engel wollte, wie man sagt, in dem Helden seinen Großvater schildern. Man könnte meinen, daß auch andere Personen aus Berliner Bürgerkreisen ihm bei der Zeichnung vorschwebten. Das Ganze ist weniger eine Erzählung als eine Charakterstudie, denn daß der junge Stark schließlich die Wittwe Lyk heimführt und den Starrsinn des Vaters besiegt, könnte mit wenigen Worten erzählt werden. Die Hauptsache ist die Charakteristik des Vaters und des Sohnes. Alte und neue Zeit treten einander in diesen beiden Personen entgegen: der erstere, der verständige menschen-

genau Goedeke Bd. V, 473 ff. Für Lorenz Stark ist eine Ausgabe von Joseph Kürschner in Spemann's Collection hinzuzufügen. Die typographisch glänzend ausgestattete Ausgabe seiner Werke, Berlin 1801—6, 12 Bde., Mylius'sche Buchhandlung, zeigt Engel's Beliebtheit am Anfang dieses Jahrhunderts. Das ungünstige Urtheil Goethe's (17. December 1795) und Schiller's (23. December) ist mir wohlbekannt.

freundliche, großmüthige Mann „mit den ernsten Falten des Sittenrichters und dem heimlichen Lächeln des Spötters“, der nichts kennt als Arbeit und Wohlthun, aber auch die Belohnung für seine gute Thaten einheimsen möchte durch lautes Lob und stille Achtung, und der die Welt nach seinem Muster umzuschaffen geneigt ist, der letztere, dem Vergnügen nicht abhold, auf eine elegante äußere Erscheinung bedacht, überzeugt von seinem Werth und empört darüber, daß der Alte ihm nicht die verlangte Schätzung angedeihen läßt, von diesem seinem Trotz und manchen Jugendstreichen jedoch durch die Liebe geheilt. Mit feinem Humor werden die kleinen Schliche erzählt, welche Frau, Schwiegersohn und Tochter unternehmen, um den Alten zu bekehren und den Sohn zu modeln. Mit einem Geschick, das den erprobten Frauenkenner verräth, werden drei weibliche Charaktere plastisch geschildert: die schwache Alte, die trotz aller Liebe unter dem Joche des Eheherrn seufzt, die schalkhafte, thätige, entschlossene Tochter, die vor einer kleinen List nicht zurückschreckt, endlich die Liebhaberin, eine junge Wittwe, die in ihrer ersten Ehe durch die Verschwendung ihres Mannes viel litt, erfolglos dagegen ankämpfte und doch als hauptschuldig an diesem tollen Treiben und dessen üblen Folgen betrachtet wurde. Die Scene, in welcher diese Frau durch Stark's Tochter zum Bekenntniß ihrer Liebe für den Bruder genöthigt werden soll, ist von entzückender Anmuth. Es ist schade, daß solche Bücher, die das Behagen des Kleinlebens, die Tüchtigkeit thätigen Wirkens, die Freude am Dasein in beweglicher Rede, mit liebenswürdigem Humor, ohne Effecthascherei und ohne Sentimentalität schildern, heute so gänzlich verschollen sind.

Das klassische Beispiel für den autobiographischen Roman bot Karl Philipp Moritz*). Dieser vielseitige, schon mehrfach er-

*) Vgl. über M. Bd. I, S. 399fg., 546, 598. Der Roman „Anton Reiser“, ein psychologischer Roman, 4 Theile, Berlin 1745—90. Neudruck in den deutschen Litteraturdenkmalen XXIII. Heilbronn 1886. Der 5. Theil von Klischnig, 1794, verdient nicht mehr den Titel psychologischer Roman.

wähnte Mann, Archäolog, Sprachforscher, Pädagoge, Philosoph, der in die Tiefen der Mystik hinabstieg, wurde auch Romanschreiber. Nicht weil er Lust am Fabuliren hatte, sondern weil er das Bedürfniß fühlte, das, was er erlebt und gelitten hatte, Andern zu erzählen. Dieses Bedürfniß wurde verstärkt durch das Streben, Andere zu belehren, und durch den Drang, sich über seine eigene Entwickelung klar zu werden. Daher könnte man das Werk ebenso gut einen pädagogischen Roman nennen wie einen psychologischen, welchen letzteren Titel der Autor wählte. Es ist kein Meisterwerk, vielmehr läßt die Komposition Manches zu wünschen übrig. Viele Wiederholungen machen einen üblen Eindruck, die Zusammenstellung unnöthiger Dinge ermüdet und absichtliche Unklarheiten, wie die nur durch Anfangsbuchstaben angedeutete Bezeichnung von Männern und Städten verwirren den Leser. Allen diesen kleinen Mängeln aber stehen große Vorzüge gegenüber. Die unbedingte Wahrheitsliebe, die für große Dinge aus dem schlichten Ton der Erzählung sich ergibt, aber selbst in geringfügigen Kleinigkeiten durch Zeitgenossen, wie Reichardt und Iffland bestätigt wird, sodann die Schilderung des niederen Volks, des Handwerkerstandes, in dem der nach Höherem strebende und zu Höherem bestimmte Knabe sich abplagen muß, endlich aber, und dies ist die Hauptsache, die künstlerische Vorführung der Entwickelung eines Menschen, der nicht bloß in der Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur lebte, sondern seine eigene Sturm- und Drangzeit durchmachte. Denn es ist nicht die Geschichte seines ganzen oder des größeren Theils seines Lebens; der Frühverstorbene — er erreichte nur ein Alter von 36 Jahren — gab vielmehr nur Schilderungen seines Jugendlebens bis 1776. Den an äußeren Vorgängen reicheren Theil seines Lebens: die italienische Reise, das dortige Zusammenleben mit Goethe, die Berliner Zeit darzustellen unterließ er wohl absichtlich, theils, weil er Unangenehmes über sich selbst und Widriges über einflußreiche Persönlichkeiten hätte sagen müssen, theils, weil er grade durch den Umgang mit Goethe völlig aus der Stimmung

jener dargestellten Zeit herausgerissen war. Jenes Lebensbruchstück, das Moritz veröffentlichte, war erfüllt von leidenschaftlicher Liebe zu Litteratur und Theater. Daneben spielt das religiöse Leben eine große Rolle. Der Autor schwankte zwischen Mysticismus, Lebensüberdruß und Wollust des Schmerzes. Er war erfüllt von tiefer melancholischer Stimmung, die durch einsame Spaziergänge, Kirchhofsbesuche verstärkt und bis zu Selbstmordversuchen gesteigert wurde. Der Eindruck der Dichtungen des 18. Jahrhunderts auf sein empfängliches Gemüth war so groß, daß er für Poesie fast unterschiedslos schwärmte. Aber von mächtigstem Einfluß wurden Shakespeare und die Leiden des jungen Werthers; die Darstellung dieses Einflusses bildet den Höhepunkt des Buches. Einer Nachahmung von Goethe's Dichtung galten wiederholte Versuche, die Moritz seine Unfähigkeit dichterischer Gestaltung deutlich zeigten. Doch stak die Werther-Stimmung so fest in ihm, daß sie sich bis aufs Aeußerlichste erstreckte, ja daß sie in ihm den sehnlichsten Wunsch erzeugte, in der Nähe des Gefeierten, wenn auch als sein Bedienter zu leben. Als schwer arbeitender und wandernder Handwerksbursche, als Gymnasiast in Hannover, als Student zu Erfurt wurde Moritz von der Sehnsucht nach dem Theater gepeinigt und erhoben, mannigfache Versuche Schauspieler zu werden, schlugen fehl, und der Autor entläßt uns mit der Scene, wie Reiser nach Leipzig kommt, um in ein dortiges Theater einzutreten, zu seinem Schmerze jedoch erfährt, daß der Direktor mit der Kasse durchgebrannt ist. Das Buch ist das wahre Bekenntniß eines strebenden Menschen, der seine Fehler freilich etwas vergrößert, wenn nicht gar sich Laster andichtet, frisch geschrieben, lebhaft empfunden, „Zeugniß idealer Gesinnung und realer Anschauung. Vorführung eines Zeitbildes und Ausmalung von Stimmungen und Zielen, die bei den Strebenden aller Zeiten sich wiederholen könnten.“ Daher gewährt das Buch den großen Vortheil, daß der Leser, der mitfühlend die Geschichte des Helden verfolgt, das Bewußtsein hat, daß der irrende Knabe nicht dem Unter-

gange geweiht sein kann, sondern bestimmt ist, zum vollreifen Mann sich zu entwickeln.

Diesen beiden Hauptarten des Romans, dem autobiographischen und dem Familien-Roman, dessen Vertreter auch in der allgemeinen deutschen Litteratur mit Ehren genannt werden, schließen sich speziell Berlinische an, die nur eine örtliche und zeitliche Berühmtheit besaßen, heute aber gründlichst vergessen sind. Dies gilt in erster Linie von dem rührenden weinerlichen Roman, dessen Hauptautor, Lafontaine, in Berlin vielleicht seine getreueste Gemeinde fand (vergl oben S. 36). August H. A. J. Lafontaine 1758—1831, seit 1791 als Erzähler thätig, schrieb eine große Bibliothek zusammen. Ursprünglich folgte er den Bewegungen der Zeit, berührte die pädagogischen Streitigkeiten und entnahm den Revolutionsbewegungen seine Stoffe, ohne freilich die Blutscenen und die wirkliche Revolutionsgeschichte zu berühren. Dann ahmte er jeder Moderichtung, auch den Räuber- und Ritter-Romanen nach, bis er zuletzt rein ins Schablonenhafte gerieth und die gleichgültigsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben behandelte. Nur eins bewahrte er bis zuletzt, die Aufklärungsgedanken, die Lobpreisung der Tugend und den Kampf gegen Standesvorurtheile. Seine gelehrte Bildung suchte er beständig durch die Einfügung philosophischer Brocken und gelegentliches Vorbringen gelehrter Untersuchungen zu bekunden. Seine Erzählungen machen aber auf den, der verurtheilt ist, sie zu lesen, den Eindruck vollendetster Talentlosigkeit. Er arbeitete mit den gröbsten Mitteln und pflegte nicht einmal seinen Stil. Er machte selten einen Ansatz zur Beschreibung der Gegenden und Menschen oder zur Charakterschilderung. Dem Zufall wies er die wichtigste Rolle an. Die Liebe ließ er fast immer beim ersten Anblick entstehen und Mann und Weib in Verzückung setzen. Mit Vorliebe behandelte er sittliche Verirrungen, vermied es aber trotz seiner priesterlichen Nachsicht gegen menschliche Schwächen, mit einem gewissen technischen Geschick in Frivolität zu gerathen. Seine Hauptfähigkeit bestand in weiner-

licher Rührseligkeit, sodaß er bei den Romantikern, obwohl Einzelne aus ihrem Kreise mit ihm gut bekannt waren, nach seinem eigenen Namen die Bezeichnung des „Wassermanns“ trug. Merkwürdiger Weise entging er dem Strafgericht der Xenien. Seine Leser waren in ganz Deutschland zerstreut, und man darf sagen, daß er Jahrzehnte hindurch besonders bei Frauen und Mädchen Lieblingsautor war. Die größte Gemeinde fand er aber in Berlin, wo ein Haupttheil seiner Schriften in Einzel- und Gesammtausgaben in wiederholten Auflagen erschien, und wo persönliche Freunde und bezahlte Buchhändlerknappen für Ausbreitung seines Ruhmes sorgten.

Als spezielle Berliner Eigenthümlichkeiten mögen jedoch, abgesehen von den gänzlich belanglosen Klatschgeschichten, die in Wochen- und Monatsschriften dem lesehungrigen Publikum verabreicht wurden, einzelne eigenthümliche Produkte angeführt werden.*) Zunächst das Werk eines frühreifen Mädchens, Sophie Helmine Weger (später verehelichte Wahl), die, in Berlin geboren, 15jährig, den Roman „Emiliens Reise nach Paris oder die Macht der Verführung“ schrieb, in dem die Zurückführung einer Verirrten zur Tugend dargestellt wurde. Sodann „Orientalische Gemälde“ (1802) von Saul Ascher (1767—1822), der auch sonst mannigfach, nicht immer zu seinem Ruhme, litterarisch thätig war. Sein Werk verdient weniger wegen seines Werthes eine Hervorhebung, als wegen der Berücksichtigung, die dem damals grade in Berlin sehr großen jüdischen Lesepublikum zu Liebe von einem Schriftsteller jüdischen Glaubens einem orientalischen Stoffe gezollt wurde. Doch handelt es sich hier mehr um orientalische Namen, als um wirklich östliches Colorit. Die Geschichten, die Ascher möglicherweise aus Quellen des Orients zusammenstellt, wollen nicht etwa Haremsgeheimnisse verrathen und Zuchtlosigkeit empfehlen, sondern — übrigens in ziemlich

*) Vgl. Goedeke, der auch für das Vorige zu vergleichen ist, V, 476, 480, 517.

ungeschickter Darstellungsweise und mit seltsamen Stilhärten — die Wahrheit verherrlichen, Anspruchslosigkeit preisen und die traurige Lehre verkünden, daß das Leben Anstrengungen und Verdienst nicht immer nach Gebühr belohne. Ja, der Autor scheint sowenig im Osten zu beharren, daß er deutsche, vielleicht sogar Berliner Zustände satirisch streift und in dem „goldenen Bruchstück“ — der Lehre eines Philosophen, bei deren Anhören der Landesfürst in einen tiefen, langersehnten Schlaf fällt — möglicherweise eine Persiflage der Fichtischen Philosophie versucht hat.

Als Vertreter der Berliner Sitten — oder, was damals und später ziemlich dasselbe sagen wollte, Unsittenromans, mag Joh. Ch. Siede 1765—1806*) gelten, der in angesehener Stellung viele Jahre in Berlin lebte und später das, was er durch erotische Schriften gesündigt hatte, durch erzieherische Arbeiten zu sühnen suchte. Seine Romane sind, wenn man die übrigen nach „Emilie Sterner“ beurtheilen darf, jammervolles Lesefutter. Ab und zu findet sich in ihnen zwar ein Ansatz zur Charakteristik und Naturschilderung, aber meist herrscht die Lust an abenteuerlicher, wildbewegter, romanhafter Erzählung vor, in der Kinderraub und Vergiftung eine Hauptrolle spielen, Darstellungen idyllischer Unschuld mit rührseligen Declamationen abwechseln, hauptsächlich aber grobsinnliche Scenen mit cynischem Behagen ausgemalt, Verführungs-, Ehebruch- und Mätressen-Geschichten trotz scheinbarer moralischer Entrüstung mit vielen schlüpfrigen Einzelheiten dargestellt werden.

Auch die in ganz Deutschland beliebten Spitzbuben- und Räuber-Romane waren in Berlin durch eine Abart vertreten. Rambach bearbeitete theils allein, theils das früh entwickelte Talent einiger Schüler, wie Tieck und Bernhardi, mißbrauchend, in „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniff-Genies“

*) Vgl. unten 3. Kap. Fehlt in der A. D. B. Goedeke V, 517. Von den dort angeführten Romanen habe ich mir nur „Emilie Sterner“ 2 Bde., Berlin 1793, verschaffen können.

(Berlin 1790—91, 2 Bände) die Geschichte des bayrischen Hiesel, in der er den plumpen Räuber und Wilddieb wie einen herrlichen Helden behandelte, und stellte in dem Buche „Die eiserne Maske“ (1792), einer schottischen Geschichte, die schaurigen Erlebnisse eines an düsterster Verstimmung Leidenden dar.

Der humoristische Roman fand in Langbein seinen Vertreter. Sein „Thomas Kellerwurm“ (Berlin, Schüppel 1806), um das beste Erzeugniß dieser Gattung zu kennzeichnen, ist die Geschichte eines adligen Dickwanstes, der eigentlich zu nichts zu brauchen ist, der sowohl sein väterliches Vermögen, als manche andere ihm durch Erbschaft zufallende Summen verschwendet, als Kadett, Referendar, Kammerjunker, Major, zuletzt als Oberküchenmeister durch seine Faulheit, Feigheit und Freßsucht übel besteht, jüngeren Mädchen durch Galanterie, alten Jungfern durch Frömmelei zu gefallen sucht und sich von ihnen ernähren läßt, bis er sich schließlich als Sammler zu einem Luther-Denkmal aufspielt und dabei, vom Schlage gerührt, stirbt. Der Roman, der mit Vorliebe in kleinen Städten und an kleinen Höfen spielt, ist gut erzählt und gewährt auch heute noch eine nicht ermüdende Lektüre. Langbein hebt die Lächerlichkeiten, insbesondere der kleinen Höfe, gut hervor, verweilt auch einmal bei Berlin, wobei dessen thätiges Leben gelobt und ein verunglückter Gang durch die Friedrichstraße, ebenso wie eine nicht minder verunglückte Stellwagen-Parthie nach Charlottenburg beschrieben werden. Es ist höchst ergötzlich, den Romanhelden auf allen seinen Fahrten zu begleiten, um so mehr, als der Autor nicht sparsam ist mit seinen satirischen Ausfällen, in denen er die Romantiker als Lobredner der Faulheit und als Sonettisten, die Gleichheitsschwärmer und übertriebenen Puristen, die Aufklärer und die übermäßigen Bevorzuger des Adels in gleicher Weise bedenkt, mit besonderer Vorliebe aber bei Gall und der Schädellehre verweilt, einmal z. B. in recht amüsanter Weise das Gehirn seines Helden auf die Organe der Kochkunst untersuchen läßt (s. S. 9, 16, 90, 60, 142, 166, 251, 289 fg., 305 ff.).

Den Durchschnitt des den Berlinern gebotenen Romanlesefutters bezeichnet das Journal der Romane.*) Außer je einem vier- und einem zweibändigen Roman waren es meist kürzere Erzählungen, auch ein Band Märchen; die wenigsten von allen waren Originalarbeiten, z. B. von der schreibfertigen Gattin des Verlegers (vgl. Bd. I, S. 566 fg.), die bei weitem meisten Uebersetzungen, von denen zwei, nicht werthvoller als die übrigen, dadurch litterarisches Interesse erregen, daß sie von Charlotte von Schiller herrührten und sich vielleicht der bessernden Hand Schillers zu erfreuen hatten.

Die schöne Litteratur jener Epoche bietet weder ein einheitliches noch ein erfreuliches Bild. Es war keine Zeit des Aufschwungs und der Vollendung, sondern des Sinkens. Berlin zehrte an altem Ruhm. Um mit den Stätten konkurriren zu können, wo eine die Welt mit ihrem Glanz erfüllende Litteratur sich gestaltete, bedurfte es einer gründlichen Erneuerung von innen heraus.

*) Berlin bei Unger 1800—1802. Mir sind 11 Bände bekannt. — Ueber das von Charlotte von Schiller herrührende vgl. Schiller und Cotta, S. 353.

Drittes Kapitel.

Unterricht und Wissenschaft.

An die Errichtung neuer großer Lehranstalten wurde in jenem Zeitraum nicht gedacht. Wohl aber erfolgte i. J. 1797*) für das gesammte Schulwesen des Staats, also auch Berlins, eine tabellarische Aufnahme. Ueber den äußern und innern Zustand wurden die genauesten Angaben gefordert und ertheilt: über Zahl der Klassen und Schüler, über die persönlichen und ökonomischen Verhältnisse der Lehrer, über deren Lehrmethoden, über die Schulsammlungen, über Beneficien der Schüler, über deren Prüfung und Zuchtmittel.**)

*) G. St. A. R 76, 546.

**) Einzelnes aus den Berichten über die Realschule soll hier mitgetheilt werden. Die Schule hatte (1799) 6 Klassenzimmer, 11 Klassen, 987 Schüler. Die Realschule zerfiel in 3 Abtheilungen: in ein Pädagogium, eine Kunst-, eine Handwerker- oder deutsche Schule. In der ersten ward der fremdsprachliche Unterricht bevorzugt, in der zweiten der technische, in der dritten der elementare; viele Fächer waren allen drei Abtheilungen gemeinsam, nur die Lehrart verschieden. Mit der Schule war eine Pensionsanstalt verbunden, in der verschiedene Stufen, in Bezug auf Essen und Wohnung, unterschieden wurden: die der obersten zahlten für Essen, Wohnung, Bett, Heizung, Beleuchtung, Schulreinigung, Tinte 65½, die der untersten 30 Thlr. vierteljährlich; dazu kamen für jeden jährlich noch etwa 7 Thlr. Weihnachts- und Trinkgelder. Die Sammlungen umfaßten Geometrie, Mechanik, Aërometrie, Hydrostatik und Hydraulik, Maschinen oder Modelle zu solchen, für Hydrotechnik, ferner Bergbau, Hüttenwesen, beschreibende Naturwissenschaften, Physik, Astronomie, Chronologie, Geographie, Oekonomie, Manufaktur, bürgerliche und Kriegs-Baukunst, Numismatik, Physiologie und Archäologie. Den Lehrern war besonders zur Pflicht gemacht, „durch einen wahrhaft gottseligen Wandel den Schülern vorzuleuchten". Unterricht wurde täglich

Die Entwickelung der früher genannten Gymnasien und höheren Lehranstalten braucht nicht im Einzelnen verfolgt zu werden, da tiefgreifende Aenderungen nicht eintraten. Doch mag darauf hingewiesen werden, daß die ältere Generation von Lehrern und Leitern dahinging; Meierotto starb 1801, Fr. Gedike 1803. Von dem Nachfolger des Letzteren muß später noch die Rede sein.

Einen Augenblick schien es, daß das Wöllner'sche Regiment den Schulen von Neuem drohte. Am 9. Sept. 1803*) wandte sich das kurmärkische Oberkonsistorium an den König mit der Klage, daß in den Berliner Gymnasien die Religiosität nicht genug gepflegt werde. Grund zu solcher Klage gaben die allgemeinen Erfahrungen der Konsistorialräthe, im Besonderen aber eine Beschwerde des Hofpredigers F. Stosch, 1750—1821, des reformirten, litterarisch nur durch einige Predigten bekannten Ephorus des Friedrich-Werderschen Gymnasiums. Dieser hatte in einer Eingabe vom 23. Juni die traurigen Zustände jenes Gymnasiums überhaupt gerügt, vornehmlich aber sich darüber beschwert, daß in ihm nicht genug auf Religion und Religions-

(natürlich außer Sonntags) von 7—11, 2mal von 11—12, 4mal von 2—6 ertheilt, d. h. 42 Stunden wöchentlich. Zu diesem Unterrichte gehörte weder Turnen noch Singen, noch Schreiben, vielmehr wurde gelehrt: Französisch (9), Latein (3), Deutsch (3), Englisch (2), Mathematik (8); die übrigen Stunden vertheilten sich auf Religion, Naturwissenschaft, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Buchhaltung. (Im Friedrich Wilhelms-Gymnasium waren nur 36 Stunden, täglich von 7—11 und 4mal von 2—5, wo in drei französischen (4), drei griechischen (3), vier deutschen (2), fünf lateinischen Klassen (8 Stunden) gelehrt wurde.) Die Stunden begannen sechs Minuten nach dem Schlage. Bei Bestrafungen wurden die Lehrer daran erinnert, daß sie nicht das Amt eines strafenden Richters, sondern eines züchtigenden Vaters verwalteten. Die Stundenmasse war und blieb in allen Berliner Schulen dieselbe. Erst 1809 erinnerte Humboldt in einem Schreiben an Sack mit Rücksicht auf das Berlinische Gymnasium: „Vielleicht wird doch eine Verminderung der Lectionen nöthig sein, weil, soviel der unterzeichneten Section bekannt ist, die Kinder in den unteren Klassen mit Lehrstunden gar zu sehr besetzt sind und von der Masse der Lehrgegenstände fast obruirt werden."

*) G. St. A. R. 76, I, 497, 499, 509 Vol. 2.

kultus gehalten werde. Das Zutreffende einer derartigen Beschwerde wies zwar der damalige Rektor F. L. Plesmann (1755 bis 1807, der nur mit ein paar Programmen an die Oeffentlichkeit trat) von sich und seinen Kollegen ab, gab jedoch zu, „daß vielleicht einige ehemalige Lehrer jenen Ruf veranlaßt hätten." Der Hofprediger dagegen warf den Lehrern Lauheit, Ueberhebung über die Prediger vor, leugnete, daß er bei solchen Angaben von Parteilichkeit und Priesterarroganz getrieben werde und faßte seine Meinung in dem Satz zusammen: „Ich für mein Theil kann mir die Ueberzeugung nicht nehmen, daß in den Schulen eine nicht unbedeutende und nicht zu übersehende Quelle der Nichtachtung der Predigergeschäfte fließt."

Die Klage des Consistoriums wurde an das Ministerium gebracht. J. E. v. Massow, als Vorsteher des Oberschuldepartements Wöllner's Nachfolger, erließ an das genannte Gymnasium (14. Okt. 1803) und an die beiden anderen Berliner höheren Lehranstalten eine Verfügung zur Steuer des „immer allgemeiner werdenden Geistes der Lauheit für Religion und deren Cultus." In ihr verlangte er 1. Wiederaufnahme des Klassen-Gebetes und Gesanges am Anfang des Unterrichts; 2. regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und Befragen der Schüler nach der letzten Sonntags-Predigt; 3. ehrfürchtige Gesinnung bei der alle halbe Jahre stattfindenden Abendmahlsfeier; 4. Frömmigkeit der Lehrer, die sich auch in ihren Vorträgen zu bethätigen habe; 5. stärkere Hervorhebung des Dogmatischen im Religionsunterricht, statt des Historischen. Auf dieses Schreiben ist nur die Antwort des grauen Klosters erhalten, das nach Gedike's Tod ohne Leitung war. Es ist von G. L. Spalding verfaßt (1762—1811), dem Sohne Joh. Joachims (Bd. I, 336 fg.), einem tüchtigen, besonders durch seine Quintilian-Ausgabe sehr verdienten Lehrer, und von vortrefflichen Männern, die als Alterthums-Sprachforscher, Pädagogen und Patrioten einen hohen Rang einnahmen, Heindorf, Heinsius, J. F. Delbrück, Köpke und B. H. Schmidt unterzeichnet. Mit großem Freimuth wurde die moralische und

religiöse Integrität der Lehrer dargethan, die strikte Innehaltung kirchlicher Gebräuche durch die Lehrer und zweckmäßiger religiöser Unterricht behauptet, dagegen die Unmöglichkeit erwiesen, den Kirchenbesuch der Schüler zu überwachen, Predigten abzuhören und den Gesang wieder einzuführen, der bei Unzulänglichkeit der Räume, Verspätung der Schüler und Unfähigkeit der Lehrer einen Chor zu leiten eine wahrhafte Erbauung nur vernichten statt erhöhen müßte. Das würdevolle Actenstück, das seinem Verfasser alle Ehre macht*), schloß mit den Worten: „Ein vorlauter und unehrerbietiger Ton über Religionssachen, wenn er sich auch auf den Lippen der Jünglinge dieser Stadt hören läßt, kann keineswegs sofort den Lehrern zur Last fallen, von welchen dieselben geleitet werden. Der Geist der Zeit, das Beispiel der Eltern, besonders der Vornehmeren, wirkt weit hinaus über den Eifer auch des gottesfürchtigsten Lehrers." Die Angelegenheit hatte keine weiteren Folgen; man mag annehmen, daß solche kräftige Aeußerungen den Regierenden Vertrauen einflößte für die Männer, denen die Erziehung der Jugend anvertraut war.

Das Gymnasium, aus dessen Mitte ein derartiges Actenstück hervorging, erhielt 1803 in J. J. Bellermann einen kräftigen Leiter. Dieser (1754—1842), der Ahn einer bedeutenden, noch heute segensreich wirkenden Lehrerfamilie, war ein ausgezeichneter Direktor, der die ihm untergeordnete Lehranstalt zu neuem Flor brachte, ein ungemein vielseitiger und fruchtbarer Gelehrter, der auf den Gebieten der Theologie, Pädagogik, Philologie namentlich der orientalischen und der Naturwissenschaften zahlreiche und achtungswerthe Arbeiten hinterließ.

Vor Bellermann war Gurlitt in Hamburg in Aussicht genommen. Seitens der Regierung wünschte man, nachdem B. schon gewählt war, K. A. Böttiger in Weimar als Nachfolger Gedike's in allen seinen Stellen nach Berlin zu ziehen.**) Da dies, namentlich durch Zöllner's entschiedenen Widerspruch, vereitelt

*) Wörtlich abgedruckt Voss. Ztg. 1893, Sonntagsbeil. 35.

**) Vgl. Böttiger's Berufung n. Berlin, „Euphorion" 1894, 2. H., S. 350ff.

wurde, wurde ihm, auf Beyme's Betrieb, in dem neuorganisirten Schuldepartement auf ehrenvollste Art eine Stelle als Oberconsistorialrath angeboten, die ihm, da die alten Mitglieder Zöllner, Teller, Sack, bald mit Tode abgingen, den allergrößten Einfluß verschafft haben würde. In den verschiedensten Kreisen, denen der Schriftsteller, Buchhändler, Künstler und Staatsmänner: Kotzebue, Merkel, Sander, Nicolai, Schadow, Uhden, begrüßte man diese Berufung mit Freuden; im letzten Augenblick lehnte Böttiger, wahrscheinlich Privatverhältnisse halber, die Stelle ab. Es ist müßig, sich in Combinationen darüber zu verlieren, ob dieser vielgewandte Mann, der seine Vielgeschäftigkeit nicht immer segensreich anwandte, Berlin zum Heile gereicht hätte; doch mag man annehmen, daß auch ihn der größere Wirkungskreis gemodelt und manchen unlauteren Einflüssen, die sich in der Kleinstadt stärker geltend machten, entzogen hätte.

Der damals erwachte pädagogische Eifer zeigt sich auch in der neuerblühenden pädagogischen Litteratur. Eine Schrift Sack's*) lehrt die Zustände des Landschulwesens der Mark in tristester Beleuchtung kennen: die Schullehrer waren untüchtig und litten Mangel — es gab unter 627 nur einen, der über 250, dagegen 59, die zwischen 10 und 20, sogar 21, die unter 10 Thalern Einnahme hatten; die Schulhäuser, wenn es überhaupt welche gab, waren „verfallene Bretterhütten oder finstern, dumpfen Stockhäusern" ähnlich; der Schulbesuch war, da die Eltern ihre Kinder in der Wirthschaft brauchten und das „Schulgehn als eine Art von lästigem Hofedienst ansahen", im Winter schlecht; der Unterricht war dürftig, weil es den Lehrern an einem Methodenbuch und an einer seminaristischen Vorbildung mangelte. Als einziger Lehrstoff der Volksschule wurde gefordert: Schreiben, Rechnen, Lesen, Singen, klare Begriffe von der Beschäftigung des Landmannes, Landesgesetze, vaterländische Geschichte**) — nicht Welthistorie —, Religion und Pflichtlehre.

*) Fr. J. G. Sack, Ueber die Verbesserung des Landschulwesens vornehmlich in der Churmark Brandenburg. Berlin 1799.

**) Als hierzu brauchbar wurde empfohlen: Vaterländisches Lesebuch für Land- und Soldatenschulen. Berlin, Unger.

Das geforderte Seminar wurde 1803 in Berlin errichtet und half einige der gerügten Mängel abstellen.

Fr. Gedike*), der erprobte Pädagoge, gab eine Zeitschrift heraus. Sie sollte für den Volks- und Jugendlehrer das sein, was Klein's Annalen für den Juristen waren, gab aber trotz ihres Doppeltitels dem Schul- vor dem Kirchenwesen bei weitem den Vorzug. Ihr Hauptwerth bestand und besteht noch heute in ihrer Aktensammlung, in den zahlreichen königlichen Cabinetsordres, sowohl damals als früher erlassenen, und in den Berichten der obersten Schulbehörden. Doch beziehen sich die mitgetheilten Berichte und Verfügungen ausschließlich auf die Provinzen, nicht auf Berlin.

Gedike war eine Zeitlang auch Leiter des Friedrichswerderschen Gymnasiums gewesen, dessen Lehrer besonders schlecht gestellt waren. Die Akten**) sind voll von beweglichen Klagen der Lehrer über die nicht ausreichenden Gehälter, Klagen, denen durch wiederholte mäßige Beihülfen begegnet wurde; selbst die gewährten Besoldungen mußten kläglich erbeten, um nicht zu sagen erbettelt werden. Auch unter dem Rectorat Bernhardi's änderten sich diese Zustände nicht. Charakteristisch für jene Zeit mag der Umstand genannt werden, daß (1800) das Stadtgericht die Klage eines Chorschülers wegen einer über ihn verhängten Disciplinarstrafe gegen den Director annahm. Darüber beschwerte sich Bernhardi; Staatsrath Uhden forderte vom Magistrat Bericht; doch ist in den Akten weiter nichts über die Angelegenheit erhalten.

Das Mädchenschulwesen blieb in den Händen von Privaten; allzusehr dürften sich hier die Zustände gegen früher (vergl. Bd. I, 568) nicht gebessert haben. Von einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände, verbunden mit einem Seminar, gibt es dürftige Kunde.***) Frau Ernestine von Krosigk, geb.

*) Annalen des preußischen Schul- und Kirchenwesens, Berlin, 1. Band, 3. Heft, und 2. Band, 1. Heft, Berlin 1800 u. 1801.

**) G. St. A. R. 76, 499, 500.

***) G. St. A. R. 76, I, 539.

von Krüger (1767—1843), die auch einige Bände Novellen und Gedichte veröffentlichte, gründete eine solche und erhielt auch für das Seminar einige Jahre hindurch Unterstützung. Nach einem Bericht Nolte's — die Anstalten standen unter dem Oberschulcollegium — waren die pädagogischen Kenntnisse der Leiterin unbedeutend, die Leistungen mäßig und der Besuch schwach. Im Seminar waren zwei Schülerinnen, eine von 20 und eine von 12 Jahren, in der Schule 12, die ohne Classeneintheilung, ohne Lehrmittel, von der Leiterin nebst drei Lehrern in wenigen Stunden unterrichtet wurden.

Uebrigens hatten die Lehrer, im Gegensatz zu anderen königlichen Beamten, die Verpflichtung, die Feuerwache zu übernehmen. Als Heinsius einmal ablehnte (1804),*) wurde er vom Polizeidirectorium belehrt, daß die königlichen Beamten nur bis zu den expedirenden Secretären herab von der Verpflichtung frei seien, und aufgefordert, sich zu fügen mit besonderer Rücksicht darauf, „daß die Feuerwache keine bürgerliche Last ist, sondern zu den gesellschaftlichen Pflichten gehört, deren Ausübung jedes Individuum der Commune von demjenigen zu verlangen berechtigt ist, welcher mit demselben in einer Societät lebt."

Privatschulen für die Kinder höherer Stände und Parochialschulen für ärmere Kinder bestanden in gewohnter Weise. Für die Lehrer der letzteren Stufen wurde 1797 eine Wittwenkasse eingerichtet; unter den Begründern und Leitern der Privatschulen wird der bekannte Schriftsteller und Gelehrte Feßler genannt. Als Cerf, Privatlehrer des Englischen, und der später berühmt gewordene Meyer Hirsch, Lehrer der Mathematik, um die Erlaubniß zur Anlegung einer Privatschule baten (14. April 1794), wurden sie abgewiesen, „weil dergleichen Institute schon überflüssig vorhanden sind." **)

Zu den bestehenden Schulanstalten trat 1790 eine neue,***)

*) Bellermann'sche Brieff. G. L. St., Bd. 4.
**) G. St. A. R. 76, I, 519.
***) G. St. A. R. 76, 514.

das von J. M. F. Schulze aus Dessau gegründete „Handlungsinstitut". Der Begründer gerieth freilich gleich anfangs in Collision mit J. C. Siede, der bereits die Erlaubniß zu einer Handelsakademie besaß. Beide wandten sich mit Schriften an das Berliner Publikum, der erstere mit dem „Sendschreiben an die Herren L. F. und H., das zu stiftende Handlungsinstitut betreffend", der letztere mit einer „Rede an edle Männer der Kaufmannschaft", auf die Schulze in einem dicken Opus antwortete: „Rechenschaft an das deutsche Publikum von dem, was er seit Jahren für seine Lehr- und Erziehungsanstalt gedacht, empfunden, geredet, geschrieben, gethan und gelitten hat." Die Kaufmannschaft erklärte Handelsakademieen, wie beide sie gründen wollten, für überflüssig, wünschte eine Handelsschule für Knaben, die sich dem Geschäfte zu widmen gedächten, trat aber doch mit Schulze in Verbindung, der 1791 eine „Bürger- und Handelsschule" eröffnete. Siede, der in demselben Jahre seine Handelsakademie errichtet hatte, mußte, nachdem zwei jämmerliche poetische Bittschreiben an den König erfolglos gewesen waren, seine Anstalt schließen. Die Schulze'sche Schule, deren Curatoren verschiedene Gildeältesten waren, wollte in sehr seltsamer Weise Elementar- und Handelsschule vereinen, wurde aber seitens der Regierung auf letztere beschränkt, auch der Titel „Bürgerschule" ihr aberkannt. Von der allgemeinen Religionsvisitation 1793 wurde die Schule zwar ausgeschlossen, der Religionslehrer, Prediger Mehring, aber zu einem Bericht über den von ihm ertheilten Unterricht genöthigt. Wiederholte Bitten des Curatoriums (von 1793 an) um eine staatliche Unterstützung blieben ohne Berücksichtigung. Sie wurden endlich 1802 gewährt, als der Geh. Kriegsrath Kunth sich der Anstalt annahm.*) Aber weder das gewährte Geld noch die neue Direction, an deren Spitze

*) Vgl. Fr. und P. Goldschmidt, Kunth, Berlin 1888, S. 33fg. — Aehnlicher Art scheint auch die „neue Erziehungs- und Industrie-Anstalt" gewesen zu sein, über welche die N. Berl. Monatsschr., 18. Band, 1807, S. 183ff. genauere Auskunft gibt.

Kunth selbst trat und an welcher der Mathematiker E. G. Fischer und der Kaufmann und Moralphilosoph David Friedlaender sich betheiligten, konnten den Untergang der Anstalt aufhalten. Doch erwirkten sie das Gute, daß Nutzen und Nothwendigkeit der Gewerbeschulen in weiteren Kreisen erkannt wurden.

Ein für unglückliche Kinder bestimmtes Erziehungsinstitut mag eingehender geschildert werden, da der Begründer es verdient und zufällig reichlicheres Material dazu vorhanden ist.*) E. A. Eschke 1766—1811, ein fleißiger Litterat, der mit Romanen und Gedichten debutirte, dann juristische Studien trieb und fast drei Jahrzehnte hindurch die verschiedenartigsten Beiträge für alle möglichen Berliner Zeitschriften lieferte, beschäftigte sich seit 1788 praktisch mit der Erziehung von Taubstummen und schrieb im Laufe der Zeit eine kleine Bibliothek über dies Spezialfach. Als er 1788 die Erlaubniß erbat, eine derartige Anstalt als eine staatliche zu begründen, wurde er auf Grund eines Gutachtens Meierottos abgewiesen, der ausführte, solcher Unglücklichen gäbe es in Berlin zu wenige und sie würden, selbst wenn sie Unterricht erhielten, nicht in den Stand gesetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Trotzdem begann Eschke sein Institut Ende desselben Jahres in Niederschönhausen mit einem königlichen Gehalt von 150 Thlr., nachdem der König erklärt hatte: „Ich wünsche dem Manne, der Menschenliebe und Geschicklichkeit genug besitzt, sich dieser von der Natur Verlassenen hilfreich anzunehmen, die vorzüglichste Unterstützung.“ Trotz vielfältiger Empfehlung, besonders seitens der verwittweten Königin, konnte ein Jahrzehnt hindurch eine wirksamere Beförderung des Unternehmens durch den Staat nicht erreicht werden; nur geringfügige Zuschüsse wurden gewährt. Von 20 Zöglingen be-

*) G. St. A. R. 76, I, 541, 549. Eine ältere Druckschrift: Ahlemann, Beschreibung des Taubstummen-Inst. in Berlin, 1804. Eschke fehlt in der A. D. B. Vgl. über ihn Meusel, Bd. 2, 9, 13. — Ein abfälliges Urtheil über Eschke's Charakter bei Varnhagen, Verm. Schriften II, 157—159.

zahlten 2; die Kosten des menschenfreundlichen Unternehmers waren so groß, daß er sein ganzes väterliches Vermögen aufbrauchte. Endlich 1799 wurde er Professor und Direktor des Taubstummeninstituts mit einem mäßigen Gehalt (600 Thlr.), freier Wohnung in dem der Anstalt zugewiesenen Hause in der Linienstraße und einem jährlichen Zuschuß von 100 Thlr. für die Kost jedes armen Kindes. Doch blieb diese Bewilligung nur auf dem Papiere. In Wirklichkeit wurde (1801) unter 21 Schülern von 5 gar nichts, für einen 12, für andere zwischen 70 und 120 Thlr. bezahlt; nur 2 vermögende Schüler waren darunter, die 200 bezw. 300 Thlr. entrichteten. Eschke und seine Frau ertheilten, nur unterstützt von einem Schreib- und Zeichenmeister — 1803 wurde ein ehemaliger Schüler der Anstalt als Lehrer angestellt — sämmtlichen Unterricht, waren aber, da das Häuschen nur 4 Stuben, 1 Stübchen und eine Anzahl Kammern umfaßte, in dem Raume äußerst beschränkt; „wir haben nicht ein Stübchen für uns, sondern leben mitten unseren Zöglingen". Zu dieser materiellen Noth kam noch die gemüthliche Kränkung, die gleichzeitig erfolgte verhältnißmäßig großartige Dotation des Blindeninstituts.*) In Rücksicht darauf kam Eschke, der Berufungen nach Dorpat und Petersburg abgelehnt, — wofür er übrigens ein beträchtliches königliches Gnadengeschenk erhalten hatte — um seinen Abschied ein (September 1806), wurde aber durch eine bedeutende Erhöhung seiner Besoldung gehalten. Von den von ihm gestellten Bedingungen wurde nur eine einzige, die Erhöhung der Pension für die aus der Königlichen Chatulle unterstützten Zöglinge gewährt. Die Franzosenzeit brachte auch ihn mit seinen 34 Zöglingen in die größte Noth; nach dem Frieden wurden die Verhältnisse einigermaßen geregelt. Zwar klagte er im Juni 1809, daß von seinem Gehalt 2400, und von dem ihm gewährten Chatullengeld 2475 Thlr. rückständig seien; aber manche Wunde des bei allem

*) Die Blindenanstalt von Zeune wurde unmittelbar vor den Unglückstagen, am 4. Oct. 1806, errichtet.

Eifer eitlen Mannes war durch die Gewährung des Titels eines Oberschulraths geheilt. Sein persönliches Ansehen war so groß geworden, daß er kurz vor seinem Tode, wie es scheint, in nicht sehr loyaler Weise die zeitweilige Befreiung seiner Anstalt von einer ihm lästig dünkenden Beaufsichtigung durchsetzen konnte. Seine Leistungen verdienen rückhaltloses Lob und gewährten seiner Anstalt unter den Schwesteranstalten eine hervorragende Stellung.

Schon damals begann in Berlin, das sich ehemals für Basedow begeisterte, das Interesse für Pestalozzi's Methode. Die wirkliche Einführung der letztern in die Schullehrerseminarien, die Umgestaltung des Volksschulwesens, die dazu nöthige Entsendung besonders fähiger Candidaten nach Yverdun*), gehört der spätern Zeit seit 1808 an und darf gradezu als eines der Mittel bezeichnet werden, durch die man den gesunkenen Volksgeist zu heben gedachte. Eine solche Reform ist ein Theil des Werkes der Nicolovius und W. v. Humboldt, von denen der Letztere an Pestalozzi schrieb: „Wir werden aufleben in deinem Licht und du wirst auch in uns Wunderkräfte wecken." Die erste schon 1805 nach Pestalozzi's Grundsätzen geleitete Schule in Berlin, war die von Plamann. Diese Unterrichtsanstalt**), begründet von J. E. Plamann 1771—1834, erhielt ungeheuren Zulauf, erreichte aber ums Jahr 1830 ihr Ende. Die Anstalt wurde alsbald ein Sammelplatz patriotischer Lehrer, Jahn, Friesen, Harnisch; merkwürdige Menschen, wie Marius Schmidt, Männer, die später hervorragende Stellungen einnahmen, wie Eiselen, Klöden, August waren kurze Zeit an der vom Staate subventionirten und beim Publikum sehr beliebten Anstalt beschäftigt. Leiter und Lehrer der Anstalt wurden durch Wort und Schrift, Disputationen und Zeitungsartikel Kämpen für die Pestalozzi'sche

---

*) Näheres bei H. Morf, Zur Biographie Pestalozzi's. Winterthur 1889, IV.

**) Vgl. F. R. Bredow, Plamann. Breslau 1836; W. Harnisch, Mein Lebensmorgen. Berlin 1865. S. 169 ff.

Methode, von der sie freilich nur die Grundlage, nicht alle kleinen Aeußerlichkeiten annahmen, und feierten ihren Sieg oft, ehe er wirklich errungen war.

War die letztere Anstalt im Wesentlichen für Kinder der s. g. höheren Stände bestimmt, so wurden nur für Kinder der Armen Erwerbschulen errichtet.*) Auf Anstiften Goßler's hatte sich (18. März 1793) eine Gesellschaft gebildet, die Schulen begründete, in denen Kinder von 6—14 Jahren in den nöthigen Religions- und sonstigen Schulkenntnissen unterrichtet, sowie an eine ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung gewöhnt wurden. Die Anstalten, obwohl von dem Könige gern gesehen und von einem Comité hoher Staatsbeamten geleitet, wurden durch Beiträge Privater unterhalten, die im Jahre 1798 den Höchstbetrag von 3673 Thlrn. erreichten; zwischen 1801—5 erhielten sie einen Antheil an der Einnahme für die Opernvorstellungen, von 1817 an erhielten sie eine ansehnliche (2500 Thlr.) jährliche Beihilfe seitens des Königs. Bis Ostern 1795 waren durch reichlich fließende milde Beiträge 4 Schulen mit 276 Kindern errichtet worden; weitere 4 folgten bis 1799; eine neunte erst 1829. Die segensreiche Wirkung der neuen Einrichtung bestand darin, daß die sonst verwahrlosten Kinder zur Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Reinlichkeit angehalten wurden. Eine öffentliche Prüfung, die am 19. Juni 1795, verbunden mit einer Ausstellung der Handarbeiten stattfand, erregte großes Interesse; das am 22. Juni auf dem Weinberge vor dem Rosenthaler Thor für die Kinder gegebene Fest vereinigte die Gönner des Unternehmens und gewann ihm neue.

Unter den neuen damals begründeten Lehranstalten verdient wenigstens eine zu einem besonderen Zweck bestimmte eine Hervorhebung, weil sie, wenn auch mit großen Veränderungen bereits über 100 Jahre besteht, die Veterinärschule, aus der die

*) Thym in der Berl. Monatsschr. 1796, Febr., Bd. 27, S. 97—118. Eine kleine Schrift von Schmidt. Berlin 1792. Jubelschrift 1843, eine Bearbeitung der letzteren Monographie. 1862.

kgl. thierärztliche Hochschule hervorging.*) Hervorgegangen aus eigener Initiative des Königs Friedrich Wilhelm II., der 1787 Naumann und Siek nach Charenton und Wien geschickt hatte, um die dortigen Anstalten kennen zu lernen, war sie hauptsächlich zur Heranbildung von Roßärzten und zur wissenschaftlichen Unterweisung der Huf- und Fahnenschmiede der Cavallerieregimenter bestimmt. Die Zöglinge hatten einen dreijährigen, theils theoretischen, theils praktischen Cursus durchzumachen, der außer Thierarzneikunde, Pferdezucht und Hufbeschlag auch verwandte Gebiete, Apothekerkunst, Chemie und Physik berührte.

Auch eine andere Lehranstalt, die mit dem Militärwesen in enger Verbindung stand, wurde 1795 ins Leben gerufen und besteht noch heute: die medicinisch-chirurgische Pepinière.**) Sie hatte den Zweck, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militär zu erziehen und zugleich die schon vorhandenen, großentheils sehr rohen und unwissenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Bei der verschiedenartigen, oft recht unbefriedigenden Vorbildung der jungen Leute wurde außer dem eigentlichen medizinischen Fachunterricht auch eine Unterweisung in den allgemeinen Bildungsfächern z. B. Französisch und Philosophie ertheilt; grade diese, besonders Kiesewetters Vorlesungen, boten den Höherstrebenden die meiste Anregung. Unter den medizinischen Lehrern (vergl. Band I, S. 553 ff.) war der Stifter dieser Anstalt, zugleich der bedeutende, geniale Begründer der Militär-Sanitätsverfassung Joh. Görcke (1750—1822, seit 1767 in Berlin), der die preußischen Militärärzte auch außerhalb Preußens zu Ehren brachte und ihnen in

*) Vgl. Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. der Mark Brandenburg, 1796, II, S. 800 ff. Festschrift bei dem Jubiläum 1890. Aeltere Schrift von Albers 1841.

**) Eine lebendige Schilderung gibt Varnhagen, Denkw. des eign. Lebens (1870) I, 191 ff., dessen Worte im Text benutzt sind. Fernere Schrift von Preuß 1819. Ueber Görcke A. D. B. IX, 371 fg. Kleine Schrift über Mursinna Berlin 1811. E. v. Bergmann, Berl. Universitäts-Rede 1893.

trübster Zeit selbst von Feinden Anerkennung verschaffte; neben ihm mag Chr. L. Mursinna (1744—1823, seit 1772 in Berlin) genannt werden, als ein Autodidakt, der sich durch Fleiß und Geschicklichkeit vom Barbier zum Generalchirurgus erhob; er war der erste, der in Berlin Staaroperationen machte und rühmte sich 867 ziemlich oder ganz glücklich ausgeführt zu haben.

Unter den damals auftauchenden Plänen zu neuen Schulen mag ein charakteristischer, der zu einer Krankenwärterschule genannt werden.*) Die als Schüler Aufzunehmenden sollten hauptsächlich Invaliden, nicht unter 25, nicht über 50 Jahr alt, untadelhaft ehrlich, nüchtern und keine Tabaksraucher sein. Der Unterricht sollte etwa ein halbes Jahr dauern, praktisch und theoretisch sein; auch Vorlesungen wurden für nöthig erachtet, weil die existirenden Bücher zu hoch seien, überdies auch die Wärter die Bereitung von Medizinen lehrten, was zu vermeiden sei. Die Wärter müßten vielmehr durch Eid verpflichtet werden, den Kranken niemals nach eigener Ansicht Mittel anzurathen; als Taxe für Tag und Nacht wurde 16 gr. festgesetzt.

So wenig diesem flüchtigen Hinweis auf ärztliche Bildungs-

*) Oppenheimer in N. Berl. Monatsschr. 1799, II, S. 205, 223. In der Anmerkung wenigstens soll darauf hingewiesen werden, daß am Anfang des Jahrhunderts immer neue Anstrengungen gemacht wurden, die Impfung einzuführen. Das preuß. Medicinaldepartement war das erste des Continents, das am 11. Juni 1801 an sämmtliche Medicinalcollegien die Aufforderung richtete, Versuche über die Impfung anzustellen. Die Empfehlung wurde wiederholt am 12. Juni 1802; am 21. October 1802 wurde das Schutzpocken-Impfinstitut in Berlin eingerichtet. Erwähnenswerth ist ferner die Verordnung des Coll. med. et sanitatis vom 7. Jan. 1804 (Spenersche Zeitg. 19. Jan.). Danach waren im Jahre 1803 in Berlin 281 Kinder an „natürlichen Menschenpocken" gestorben, während in Wien im gleichen Zeitraum 137, in Kopenhagen 5. Der bestallte Impfarzt Bremer, der Letzteres mittheilte, und allwöchentlich die Zahl der an Pocken gestorbenen Kinder angab, meinte, Berlin, das sonst in der Beförderung alles Nützlichen vorangehe, werde doch jetzt nicht zurückstehen. — 1804 erschien von G. F. Sack eine Schrift über die Schafpocken und deren Einimpfung. An der zahlreichen populären Litteratur über Impfung betheiligen sich auch andere Berliner, z. B. Rambach mit seinem (in Magdeburg wirklich aufgeführten) Familiengemälde „Die Kuhpocken".

anstalten eine Beschreibung der Hospitäler folgen soll, so mag doch auf eine Reihe von Schriften hingedeutet werden, die sich mit den Zuständen der Berliner Charité beschäftigen.*)

Den Anstoß zu dem litterarischen Kampf scheint ein Angriff in einem verbreiteten satirischen Taschenbuch gegeben zu haben. J. D. Falk, der Weimarer Satiriker**), der kurze Zeit in Berlin war, äußerte sich mit grimmigem Hohn über die ungesunde Lage der Charité, das Zusammenpferchen von Gesunden und Genesenden und die Ueberlieferung der Kranken als Versuchsobjekte in die Hände ungeübter Doctoren. Gegen diesen Angriff veröffentlichte Biester (Berl. Blätter, April 1798) eine lebhafte, aber ungeschickte Vertheidigung, in der er alle Beschuldigungen als unbegründet zurückwies. Daß aber schwere Mängel bestanden, bekannte offen W. Prahmer, der lutherische Geistliche der Anstalt, und zwar Mängel an Aufwartung, an ordentlichem Essen, an reinlicher Wäsche. Er constatirte, daß Melancholische, ohne Beaufsichtigung gelassen, einander schwer verwundet, daß Weiber, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, als Köchinnen verwendet wurden. Er gab Schilderungen des Essens und der Wäsche, die man nicht ohne Schauder lesen kann. Prahmer's Ausführungen wurden von einem weniger competenten Ungenannten unterstützt. In einem Journal (Neueste Staatsanzeigen IV, 3) wurde die treffliche Behandlung der Thiere in

*) Eine Anzahl dieser Schriften von Prahmer, Falk in einem Sammelband der K. B., c 7106; dieselbe auch in G. L. St. C. H. E. Moritz, Treue Erzählung meiner gehabten Schicksale in der Charité, 1803, ist unbedeutend.

**) Falk, Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, hgg. von J. D. Falk, Leipzig 1798. Die Vorrede ist Weim., Okt. 1797 datirt. Ueber die Charité, S. 107 fg. Doch sagt L. Tieck, Krit. Schriften I, 126: „Das ganze Buch scheint mir darauf angelegt, Berlin zu persifliren, aber es ist wohl nicht nöthig, es zu apologisiren, da die Unkunde des Verfs. sich zu sehr verräth, um eigentlich aufzufordern, gegen ihn zu sprechen.“ — Ueber die Verunreinigung der Spree als „bestes Mittel zur Entvölkerung der Residenz“, Falk, S. 99 A. — S. 103 werden als „sg. stille und laute Wirthschaften für die niedere Volksklasse“, z. B. „Der hölzerne Schlafrock“ und „Der schwarze Kater“, genannt.

der Thierarzneischule der unwürdigen der Menschen in der Charité gegenübergestellt: während ein an der Bleikolik leidender Arbeiter trockenes Brot bekomme, erhalte ein krankes Pferd zur Stärkung Chokolade. Im Wesentlichen auf Prahmer stützte sich Falk in seiner Antwort an Biester, stellte aber diesem „Gegenstück“ noch alphabetisch geordnete poetische Denkwürdigkeiten voran, durch die er die Lacher jedenfalls auf seine Seite brachte.*)

In Folge dieser Angriffe wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt. An diese richtete Prahmer eine neue Schrift, in der er Wünsche und Vorschläge zur Abstellung der bisherigen Mißbräuche äußerte. Von der Commission wurden die Anschauungen dieses unterrichteten und wohlgesinnten Mannes gebührend beachtet, durch sie wurden wesentliche Reformen eingeführt**), die lehrreiche Blicke auf die früheren Zustände gewähren. Dem Krankenhaus wurde eine jährliche Einnahme von 10 000 Thlr. auf die Lotteriekasse angewiesen, der ordinirende Arzt Fritze sollte die Oberaufsicht über die Oekonomie führen, in der Anstalt wohnen, daher eine angemessene Entschädigung für seine Stadtpraxis erhalten; die Charité sollte nicht mehr unter dem Armendirectorium, sondern unter der gemeinsamen Aufsicht zweier Etatsminister stehen; die Haupt-Irrenstation sollte, da das Irrenhaus

*) Die zahmsten dieser Knittelverse mögen wenigstens an dieser Stelle mitgetheilt werden:

E. Essen: Ward schmackhaft zubereitet von
Den Schönen aus dem Pavillon
Wer sie nur sieht, kriegt Appetit:
Erkenn' es dankbar, mein Gemüth!
F. Frösche: Sie quaken im Gesundheitsbad
Der Charité dies Jahr gar sehr,
Und Stuten tranken Chokolat
In der École vétérinaire.

**) Nachricht von den neuesten Verfügungen über die Charité, Neue Berl. Mon. 1798 Jan., S. 7ff. — Später wurden in Denkw. u. Tagesgesch. d. Mark Br., 1799, Bd. 8, S. 1126—1198, 1298ff., 1354ff., Aufsätze von Kriege, Zöllner, Prahmer über denselben Gegenstand veröffentlicht. — Auch Merkel mischte sich, durch Falk, wie er behauptet, aufgefordert, in den Streit, vgl. Eckardt, Merkel 169.

in der Krausenstraße am 1. September 1798 abgebrannt war, in das der Charité geschenkte Gebäude der Zuckersiederei in Neu-Kölln verlegt werden. Forderungen von eisernen Bettstellen für jeden Kranken wurden abgelehnt; jedem dagegen ein angestrichener Schemel gewährt; Rouleaux sollten für die Fenster nach der Sonnenseite angeschafft werden. Die Zimmer wurden besser ventilirt, die Betten wurden weiter auseinander gerückt; unheilbare Wahnsinnige erhielten ein besonderes Zimmer. Die Kost wurde verbessert; Wäsche für 1400 Thlr. neu gekauft. Die Wärter erhielten einen monatlichen Gehalt von 2 Thlr. Auf 25 innere und 20 äußere Kranke kam je eine Wärterin; auf 12 melancholische ein Aufwärter, ferner auf 20 noch eine Aufwärterin und auf 50 noch ein Aufwärter zu Nachtwachen und groben Arbeiten. Das übrige Personal bestand aus 4 Küchen-, 8 Putzmägden und 8 Einheizern. Schon aus diesen Zahlen, die einen Fortschritt bedeuten, erhellen Zustände, die unseren hygienischen Anschauungen schnurstracks widerstreiten, zu deren Abhilfe aber in erster Linie nicht die Erkenntniß, sondern die erforderlichen Geldmittel fehlten.

Im Jahre 1800 wurde Chr. W. Hufeland (1762—1831) zum Leiter der Charité berufen und wußte nicht nur die ihm untergebene Anstalt zu fördern, sondern auch durch seine Persönlichkeit und seine Leistungen der Wissenschaft, der er diente, in weitesten Kreisen Achtung zu verschaffen.

Auch außerhalb der Schulen wurde in Berlin viel gelesen*)

*) Lesebedürfniß und Lesestoff der Berliner werden gleichermaßen charakterisirt durch die „Journal- und Lesegesellschaft“, deren Fortbestehen die Wittwe Martini anzeigte (Spen. Ztg. 19. Dec. 1789). Sie zerfiel in zwei Klassen. Die eine umfaßte die Journale und zwar die Allg. Litt. Ztg., die Göttinger, Gothaer, Hallischen, Erfurter, Frankfurter, Greifswalder, Nürnberger gelehrten Zeitungen, Döderlein's theologische und Beckmann's physikalische Zeitschrift, die allgemeine deutsche und die Bibliothek der schönen Wissenschaften, Berlinische Monatsschrift, Schlözer's Staatsanzeigen, Journal von und für Deutschland, Deutscher Merkur, Weckherlin's hyperboräische Briefe, hannöversches Magazin. — Die zweite Klasse

und gearbeitet. Sein litterarischer Ruhm war sehr groß und wurde von zufälligen Besuchern laut verkündet.

„Berlin," schrieb einer von ihnen,*) „ist der Mittelpunkt alles Schönen und Großen, das der Deutsche zu leisten bisher vermochte, und auch die Künstlerhände fremder Meister haben diese Stadt verschönert, und so verdient sie der Wohnort eines mächtigen und gebildeten Fürsten zu sein, der hier mitten unter den aufgeklärtesten und denkendsten Männern der deutschen Nation und unter deren gebildetsten Theil wohnt!"

Unter den verdienten Schriftstellern einer früheren Generation außer. den schon erwähnten, wie Nicolai, Ramler u. A. lebte z. B. G. v. Göckingk in Berlin (von 1793 an) in hoher amtlicher Stellung (gest. 1828). Aber seine Leier war verstummt und sein Interesse für die werdende Litteratur gering. Nur einem abgeschiedenen Freunde, Nicolai, widmete er eine ausführliche Schilderung.**)

Für Verbreitung des wissenschaftlichen Geistes sorgten Vorlesungen der verschiedensten Art. Fast alle***) Professoren des medicinisch-chirurgischen Instituts kündigten auch Vorlesungen außerhalb des Instituts an. Die damaligen Professoren waren: J. Th. Sprögel, Joh. G. Walter, Joh. Fr. Fritze, Chr. Friedr. Ahlemann, Joh. Christ. Mayer, H. Chr. Pein, D. Chr. Knape, C. L. Mursinna, Joh. G. Zencker, die von ihnen gelesenen Gegenstände Physiologie, Anatomie, klinische Medicin, Materia Medica, Chemie, Botanik, Chirurgie und Osteologie. Die meisten der öffentlich gehaltenen Vorlesungen fanden zweimal die Woche zu gleichmäßigen, nicht gerade niedrigen Honorarsätzen statt. Manche

bestand hauptsächlich aus Romanen, die, da sie natürlich wechselten, nicht genannt wurden, und aus zwei Modejournalen. Nach dem Tode der Wittwe Martini setzte ihr Schwiegersohn, der vielgenannte Pfarrer Brumbey, die Lesegesellschaft fort.

*) Gustav Hehn, Vater Victor Hehn's, 1801, mitgetheilt von Th. Schiemar, Balt. Monatsschr. XL, S. 160.

**) Briefe von ihm 1793ff. sind in Kap. 1 benutzt.

***) Das Folgende nach Annoncen der Berliner Zeitungen 1789—92.

der Lesenden bemerkten, daß sie „mit höchster Genehmigung" oder „auf höchsten Befehl" lasen, so von Burgsdorff über Forstwissenschaft und Goßler über das neue bürgerliche Gesetzbuch. Der letztere hob, wie manche seiner Collegen, hervor, daß er eigentlich nicht für Rechtsverständige, sondern für gebildete Bürger seine Vorträge einrichte. Juristische Vorlesungen gleichsam über sein eigenes Werk hielt der Obertribunalsrath Klein, physikalische Herz und Achard — der letztere mußte einen Winter aussetzen, weil sein Auditorium sich nicht heizen ließ, astronomische Bode, philosophische Moritz, Kiesewetter, E. F. Fischer, Siede (der Schulmann und Romanschriftsteller), dessen Vorlesungen „Ueber Welt- und Menschenkenntniß" so besucht waren, daß zwei Kurse eingerichtet werden mußten. Vorberg hielt rhetorische, von Karsten mineralogische, von Lamprecht Vorlesungen über Theorie der Handwerke, Manufakturen und Fabriken.

Ueber das wissenschaftliche Treiben selbst mögen einige Notizen unterrichten, welche die der Sprache, Geschichte und Philosophie gewidmeten Bestrebungen zu würdigen versuchen.

Mit den von der Akademie und von Privaten herrührenden Beiträgen zur wissenschaftlichen Erkenntniß der deutschen Sprache (oben S. 31fg.) hängt die Bearbeitung der deutschen Litteraturgeschichte zusammen. Hier gebührt Berlin das Verdienst, auf einem unbetretenen Gebiet den Führer gespielt zu haben. Daß die damaligen Leistungen durch spätere weit übertroffen wurden, thut diesem Verdienste nicht den geringsten Eintrag; es wäre ungerecht, deswegen die früheren Arbeiten in den Hintergrund zu stellen. E. J. Koch (1764—1834, von 1768—1805 in Berlin) gab, angeregt durch seinen Meister Wolf ein Compendium oder „Grundriß der Sprache und Litteratur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod" (2 Bände, 2. Auflage, Berlin 1795—98) heraus. Dies sorgsame, meist bibliographische Verzeichniß ist noch heute in Folge seiner Reichhaltigkeit brauchbar und wurde noch 50 Jahre später von Goedeke seiner Arbeit zu Grunde gelegt, wenn auch Koch's Methode, den Stoff nach

Dichtungsgattungen zu zersplittern und damit die Dichterpersönlichkeiten zu zerstören, verworfen wurde. Nicht minder war Franz Horn (1781—1837, in Berlin fast ununterbrochen seit 1803) ein Anreger. Als Dichter war er unbedeutend.*) Mir liegt die Ausgabe seiner Gedichte, Berlin 1820, mit mancherlei handschriftlichen Zusätzen von seiner und seiner Gattin Hand vor, die aber nicht im Stande sind, seinen Dichterruhm zu erhöhen. Aber durch seine drei litterarhistorischen Werke „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredtsamkeit" (1805), „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Litteratur Deutschlands während der Jahre von 1790—1818" (1819) und „Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeiten bis zur Gegenwart" (4 Bände, 1822—29), um einzelner kleinerer Arbeiten zu geschweigen, gab er den Anstoß zu einer eifrigen Thätigkeit. Er war redselig und gelegentlich unklar, kein Gelehrter, der unverdrossen Material zusammenbrachte, und kein Künstler, der in glänzender Weise darzustellen verstand, aber ein verständiger Beurtheiler, der sich von den Ausschreitungen der Parteien fern hielt, und der, wie er als einer der ersten Uhland's und Heinrich von Kleist's Verdienste richtig würdigte, jenes sonst noch damals übliche Schwärmen für eine goldene Zeit fahren ließ, in der Rabener als Lucian gepriesen und ein Sulzer und Genossen verhimmelt wurden. Mag er auch die ästhetischen Kämpfe der Schweizer und Sachsen gänzlich verkennen und sie geistreichelnd als einen Streit von Nichts, durch Nichts und zu Nichts verwerfen, mag er überhaupt in ästhetischen Dingen (Schillers Recension über Bürger) unverständig urtheilen, mag er in seiner Periodisirung (Hölty nach Goethe und Wieland) verkehrt sein, in eitlem Selbstlob sich vordrängen, gelegentlich thörichte Grundsätze andeuten, z. B. daß alle Dichtungen zu verwerfen seien, die den Frauen gefielen, so beurtheilt er doch im

*) Vgl. Goedeke III, alte Ausgabe, 136ff. u. A. D. B. s. v. Ein biogr. Denkmal über ihn von seiner Frau erschien Leipzig 1839.

Ganzen die einzelnen Richtungen gerecht, z. B. die Romantiker, zu denen er nicht gezählt sein wollte, hob weniger bekannte Dichter hervor, z. B. Andreas Gryphius, wußte Klopstock enthusiastisch zu würdigen, trat für Lessing's poetische Begabung energisch ein, erkannte Goethe voll an, obwohl er ihn gewiß nicht erschöpfend als den Dichter des Gemüths in seiner Allseitigkeit bezeichnete, und trat muthig für Schiller ein, nicht bloß gerührt durch seinen frühen Tod, sondern durch die Erkenntniß seiner Bedeutung zu einer Zeit, in der diese Bedeutung keineswegs allseitig anerkannt wurde. Kurz, er besaß die Hauptfähigkeit des Litterarhistorikers, das wahrhaft Große nach seinem Werthe zu schätzen und darzulegen.

Tiefer waren die litterarischen Bestrebungen, die von F. v. d. Hagen (1780—1856, von 1801—11, von 1825 dauernd in Berlin) und J. G. Büsching, 1783—1829, seit 1810 von Berlin entfernt, Sohn des verdienten Berliner Schulmanns (I, 540 fg., 575 ff.), ausgingen. Mit ernstem Sinn, wenn auch nicht immer mit zureichender Kraft, bald überholt durch gesündere Einsicht und stärkere Kraft Größerer, gaben sie 1809 und 1810 ein „Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst“ und 1812 einen „Litterarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrh.“, heraus. Hagen's großes Verdienst in diesen und zahllosen anderen Publikationen, die sein langes Leben durchziehen, besteht darin, daß er in Deutschlands trübsten Tagen durch die Wiederbelebung des Nibelungenliedes als des großen nationalen Epos vaterländischen Sinn erweckte und stärkte. Mag diese Ausgabe (Probe 1806, Edition 1810) kritisch ungenügend, mögen die meisten seiner Arbeiten aus jener früheren Periode, sowie aus der späteren, ungründlich sein, wie J. Grimm aus wissenschaftlichem und Andere aus persönlichem Gegensatze darthaten, so verdient Hagen wegen seiner rastlosen Arbeit, wegen seiner geistvollen Anschauungen, wegen seiner virtuosen Vielseitigkeit, große Beachtung. Grade diese Eigenschaften brachten dem Publikum bedeutenden Gewinn,

während ihn eigensinniges Beharren auf seinen Irrthümern für wissenschaftliche Arbeit ungeeignet machten.

Außer der Philologie wurde die Geschichte eifrig behandelt. Das Geschichtsstudium erhielt durch Johannes von Müller's Aufenthalt in Berlin (seit Anfang 1804) neue Anregung. Man hatte auf ihn, der alsbald den Titel eines Hofhistoriographen und geheimen Kriegsraths erhielt, als auf eine der Hauptstützen des wissenschaftlichen Lebens in Berlin gerechnet. Aber das, was die etwa gleichzeitig mit ihm nach Berlin kommenden Hufeland für die Medizin (s. oben S. 114), Fichte für die Philosophie (siehe unten), wurden, vermochte er theils wegen seiner Fahnenflucht, theils wegen seiner mehr auf eine breite litterarische, ja wohl auch politische, als eine specielle Lehrwirkung gerichteten Bemühungen, nicht zu werden. Zudem war seine bedeutendste Leistung, sein großes Werk über die Schweizer Geschichte fast vollständig erschienen, ehe er nach Berlin kam. Aber die Anregung, die er persönlich und brieflich auf jüngere Leute übte, war eine große, und die historischen Pläne, die er faßte, freilich ohne sie auszuführen, waren hochbedeutend. Er war es, der zuerst die Bedeutung der Relationen venetianischer Gesandten erkannte, freilich ohne sie zu nutzen. Er erwog die Herausgabe einer Quellensammlung für die Geschichte des Mittelalters in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, allerdings ohne nur den ersten Schritt zu der Ausführung zu thun. Er bekam unter den ehrenvollsten Ausdrücken den Auftrag, eine Geschichte Friedrich's des Großen zu schreiben, kam aber über vorläufige Durchforschung der Materialien nicht heraus.*)

Erwähnt mag werden, daß damals 1805 das noch jetzt bekannte und geschätzte Werk K. F. Becker's, eines Berliners, 1777—1806, als Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer vollendet wurde, (9 Bände von 1801 an), dem alsbald eine neue Bearbeitung unter dem Titel „Weltgeschichte für die Jugend"

*) Ueber seine politische Zeitschrift s. oben S. 59, seine Stellung während der französischen Occupation unten S. 214 fg.

folgte, die erst nach dem Tode des Verfassers im Druck vollendet wurde. Die 3. bis 5. Auflage dieses Werkes wurden als K. F. Becker's Weltgeschichte von Woltmann bearbeitet. Das ziemlich rasch vollendete Werk des jugendlichen und von seinem Lehrer, F. A. Wolf, geliebten Schülers, erlangte durch seine lehrhaft-pädagogische Art große Bedeutung und fand auch außerhalb Berlins, weite Verbreitung. Der Herausgeber dieses Werkes war Woltmann. C. F. Woltmann*), angeregt von Müller, ein Schüler Spittler's, der vielleicht seinem Meister Müller den Plan einer Quellensammlung für das Mittelalter nahe legte, gehörte zu denen, die durch ihr Streben und ihre allgemeine Thätigkeit mehr Beachtung verdienen, als durch ein einzelnes Werk. Denn weder seine „Geschichte der sächsischen Kaiser", bei welcher die Darstellung viel Gewandtheit zeigt, die Forschung freilich ungenügend war, noch seine philosophisch-historischen Arbeiten „Ueber ältere und neuere Menschengeschichte", die von Schiller schnöde als Mischung von Impudenz, Niaiserie und Tollheit verurtheilt wurden, noch seine „Geschichte der Reformation", obwohl bemerkenswerth durch ihre verhältnißmäßig große Objectivität trotz guter protestantischer Gesinnung, bei der Schiller die Breite und Kleinigkeitskrämerei des Erzählers mißfiel, noch endlich seine mehrfachen geschichtlichen Versuche über einzelne Staaten, sind wirklich bleibende Geschichtswerke geworden. Auch minder scharf Urtheilende, z. B. W. von Humboldt, erklärten 1801, „Woltmann hat nie viel bedeutet, jetzt bedeutet er weniger als je", und Andere tadelten seine gesuchte, fast verworrene Sprache.

Im Gegensatz zu Woltmann, dem Franzosenfreunde, der sich doch eine Schwenkung nach der deutschen Seite vorbehielt, stand Ancillon, der eifrige Napoleonhasser, „gleichsam ein Guß

*) Für das Folgende vgl. die betr. Artikel der A. D. B. und der Biogr. universelle, Wegele, Historiographie passim; Einzelnes Humboldt-Schweighäusser, S. 47, Memoiren des Frhrn. v. S - a, I, 190 ff. Goethe-Schiller'scher Briefw. Nr. 201, 763, Jansen, Aus Oldenburgs vergangenen Tagen vielf. bes. S. 190 fg. Woltmann als Politiker oben S. 61.

von französischer und priesterlicher Eleganz, Würde und deutschen Humanitätsideen." J. P. F. Ancillon (1766—1837) war ursprünglich Theologe, später Politiker und übte als solcher nicht immer eine heilsame Wirkung. Sein 1803 nach kleineren historischen und historisch-philosophischen Versuchen erschienenes „Tableau des révolutions dans les systèmes politiques depuis le quinzième siècle" (4 Bände, 1823 neugedruckt, deutsch übersetzt 1804—6) war ein vielgerühmtes Werk, eine Philosophie der Geschichte der neueren Zeit. Das Verdienst dieses Buches war mehr politisch als historisch. Es wollte die Geschichte des europäischen Gleichgewichts erzählen, dessen Nothwendigkeit erweisen und that dies zwar mit manchem Zwang, den es den Ereignissen anthat, doch in klarer, nur selten geschraubter Ausdrucksweise. Der Verfasser genoß wegen dieser Schrift größere Ehre, als mancher tiefgründliche Forscher, wurde Mitglied der Berliner und Pariser Akademie und in der letzteren als würdiger Erbe Leibniz' begrüßt.

Es bleibt immerhin merkwürdig genug und ist gewiß ein Zeichen von Gleichgültigkeit gegen nationales Wesen, daß Darstellungen und Erforschungen der brandenburgisch-preußischen Geschichte so gut wie garnicht erschienen. Herzberg's Versuche waren älter; höchstens begegnen in den Abhandlungen der Akademie einzelne, die märkische Geschichte oder Geographie betreffende Arbeiten Erman's und Biester's. Auch die damaligen Zeitschriften sind arm an Beiträgen über die Landesgeschichte. Nur von einigen Versuchen, die der Stadtgeschichte zuzurechnen sind, ist ein Wort zu sagen.

Die Häuser waren bisher nicht numerirt gewesen. In Folge davon war die Bezeichnung in Adreßkalendern eine sehr umständliche gewesen (vgl. Bd. I, S. 116).

Daher machte (Jan. 1798)*) der Polizeipräsident Eisenberg den Vorschlag, sämmtliche Häuser der Stadt, innerhalb der Ring-

*) Jahrb. der preuß. Mon. 1798, Anz. S. 1—20. auch separat erschienen.

mauer, fortlaufend von links nach rechts zu numeriren, beginnend mit dem Schloß, von da über Schloßplatz, Schloßfreiheit nach dem Lustgarten, mit der Charité als letzten Nummer schließend. Dagegen erhob sich Kosmann mit dem Vorschlage, jeder Straße und jedem Platze ihre eigenen Nummern zu geben.*) Beide Vorschläge verwarf Oesfeld**), jenen, weil 4stellige Zahlen — er taxirte die Häuserzahl auf 8000 — schwer auszusprechen und die Nummern von Ortsunkundigen unauffindbar seien, diesen, weil bei der großen Zahl von Gassen dieselben Nummern zu oft vorkommen würden. Er beantragt daher seinerseits, jeder der s. g. Städte und Vorstädte besondere mit verschiedenen Farben bezeichnete, auf Blechschildern aufgedruckte Nummern zu geben, auch Straßenbleche anzuheften. Diese Numerirung war beliebt worden, so daß dann bald ein wirkliches Einwohnerverzeichniß, das erste seiner Art, eine Aufzählung der Straßen und genaue Registrirung der Einwohner, erscheinen konnte.***) An solche Veröffentlichungen schlossen sich andere an†), die freilich keinen Fortschritt gegen Nicolai bedeuteten. Nützlicher als derartige Nomenclaturen, die einen wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchten, war eine medizinische Belehrung††), die man als Vorläufer moderner hygienischer Vorschriften bezeichnen kann: es wurde nämlich bei

*) Denkw. der Mark Brandenburg, 1798 Febr.

**) Jahrb. a. a. O., S. 39—49. Vgl. das. Bd. III, Anz. S. 153ff. Vgl. auch Berl. Bl. 1798, Bd. I. S. 143ff.

***) Neue anschauliche Tabellen von der gesammten Residenzstadt Berlin, oder Nachweisung aller Eigenthümer, mit ihrem Namen und Geschäfte, wo sie wohnen, die Nummer der Häuser, Straßen und Plätze, wie auch die Wohnungen aller Herren Offiziere hiesiger Garnison, zum zweitenmale dargestellt von Neander v. Petersheiden, Königl. Preuß. Premier-Lieutenant im Artillerie-Corps, Berlin 1801. — Die erste Auflage war 1799 erschienen.

†) Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde von Joh. Christ. Gädicke. Berlin 1806.

††) Ludwig Formey, Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin. Berlin 1796.

einer Aufzählung der einzelnen Brunnen angegeben, was alles in dem Wasser eines jeden gefunden worden sei.

In erster Linie unter den damals gepflegten Wissenschaften stand die Philosophie. Kant's System beherrschte um jene Zeit die Geister. Der Sieg Kant's in Berlin war nicht mühelos gewesen.*) Nicht gerade feindlich stellte sich zu ihm die officielle Vertreterin der Wissenschaft, die Akademie. Sie, deren Mitglied Kant am 21. November 1786 zugleich mit dem Hallenser Eberhard geworden war, suchte eine Art Mittelstellung einzunehmen. Schon 1791 hatte die Akademie eine Preisaufgabe „Ueber die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff" gestellt, gewiß im Hinblick auf Kant. Dieser fühlte sich selbst zur Beantwortung veranlaßt, wurde aber mit seiner Schrift nicht rechtzeitig fertig, dagegen betheiligten sich Reinhold, Hülsen und Maimon an der Bearbeitung. Im Jahre 1796 stellte sie eine Preisaufgabe „Ueber den Grundwerth der Entdeckung des Herrn Professor Kant in der Metaphysik, Moral und Aesthetik", wobei D. Jenisch das Accessit erhielt. Der eifrigste Gegner Kant's in Berlin war Nicolai. Nicht nur, daß er in seinen in Berlin erscheinenden kritischen Zeitschriften die Leibgarde seiner Getreuen gegen Kant auftreten und in seinem Verlage antikantische Schriften, denen er gelegentlich langathmige Vorreden voranschickte, besonders die des vielschreibenden J. Ch. Schwab erscheinen ließ, er selbst zeigte sich oft als kampfbereiter Gegner. Nicolai, der von sich behauptete, daß er Kant's sämmtliche Werke gründlich gelesen, die kritische Philosophie 12 Jahre studirt habe,

*) Für das Folgende verdanke ich Nachweisungen der unermüdlichen Freundlichkeit des Herrn Dr. Reicke in Königsberg. — Gottschalk Necker's Satire, Berlin in Berl. Neudr. II, 2. — Biester, Ueber Kant in der N. Berl. Monatsschr. 1804, Bd. 11, S. 277—291. — Rosenkranz, Gesch. der Kantischen Philos. 1840. — Trendelenburg, Ueber die philos. Thätigkeit der Akad. im vor. Jahrh. (Bericht über die Verhandlungen im Jahre 1852), S. 393—416. — Kiesewetter vgl. Varnhagen, Denkw. I, 196ff., A. D. B. XV, 730.

bevor er öffentlich davon gesprochen, äußerte sich zunächst 1796 in einem Aufsatze, bei dem er seinen Namen nicht nannte, über Kant, hielt dann im 11. Bande seiner Reise durch Deutschland ein Strafgericht über die kritische Philosophie und legte im Sempronius Gundibert in vielerlei Seitensprüngen der Erzählung seine Meinung über Kant und dessen System dar. Der hochfahrenden Art seines Tadels entsprach dann eine verächtliche Entgegnung Kant's, ein paar Worte in der Einleitung zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre", in der von dem unkritischen Ignoranten gesprochen wurde, „der willkürlich ignorirt, was er nicht aufkommen lassen will." Gegen die halbe Seite Kant's schrieb Nicolai eine Vorrede von 74 Seiten zu den in seinem Verlage erscheinenden „Neun Gesprächen zwischen Christian Wolff und einem Kantianer." Kant hielt alle diese Angriffe für wichtig genug, um in seinen „zwei Briefen über die Buchmacherei" Nicolai zu antworten. Gegen diesen wurden dort Beschuldigungen erhoben, die er (Nicolai) folgendermaßen präcisirte: „der Unwissenheit; der Buchmacherei; daß ich mich zum Narren mache; daß Gundibert verzerrt und verächtlich sei; daß ich die Gegenstände auf den Kopf stelle; über Theorie und Praxis (deren nothwendige Uebereinstimmung Nicolai behauptet, während Kant die Möglichkeit eines Widerspruchs beider statuirt hatte). Gegen solche Beschuldigungen nun führte Nicolai sein schwerstes Geschütz auf, ein Buch von 266 Seiten, das er „Ueber meine gelehrte Bildung" betitelte, das aber, wie schon diese Anfangsworte des sehr ausführlichen Titels beweisen, auch über vieles Andere als über die Kantische Philosophie handelte. In den Kant gewidmeten Stellen zieh Nicolai den Philosophen der gröbsten Mißverständnisse und Widersprüche. Seine Widerlegung gipfelte in dem Satze, daß „ein Quentchen gesunder Menschenverstand sehr oft viel mehr ist, als 6 Centner vonvornige kritische Philosophie." Seitdem versuchte Nicolai fast ein Jahrzehnt lang diesen gesunden Menschenverstand gegen Kant und alle nach ihm auftretenden Philosophen zu Ehren zu bringen, ein Versuch, der in

Folge des verkehrten Standpunkts wie der Ueberlegenheit der Gegner kläglich scheiterte.

Gegenüber diesem Gegner und anderen ähnlichen war nun ein Heer von Kämpfern zur Vertheidigung des Meisters bereit. Der fruchtbarste, wenn auch vielleicht nicht der eigenartigste, Vertreter der Kantischen Philosophie in Berlin war J. G. C. Kiesewetter, ein Berliner (1766—1819), der 1788 in Königsberg Kant's Schüler gewesen war, 1792 nochmals bei ihm gehört hatte und seit 1793 Professor der Philosophie an der militärärztlichen Bildungsanstalt in Berlin war. Seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in die Zeit von 1795 an fällt, war sehr groß. Sie sollte nicht den Gelehrten dienen, daher nichts Neues bringen, sondern war, wie es auf dem Titel seines „Versuches einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie", der nach und nach in vier Auflagen verbreitet wurde, hieß, ausdrücklich „für Nichteingeweihte" bestimmt. In diesem Sinne behandelte er die Logik, die Kritik der Urtheilskraft und der reinen Vernunft, gab Auszüge aus den „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik" und verfaßte eine gleichfalls in mehreren Auflagen erschienene „Logik zum Gebrauch für Schüler." Kiesewetter, der Kant's eifrigster Correspondent aus Berlin war, ihn über litterarische, politische Dinge, auch über Klatsch unterrichtete, fühlte sich in dieser Rolle eines Apostels völlig wohl und verzichtete auf Mittheilung der Resultate eigenen Denkens, höchstens bekämpfte er einzelne Gegner seines Meisters wie Herder. Fast mehr noch als durch seine Schriften, obwohl grade auch sie Kreise erschlossen, welche durch die schwerflüssige Schreibart des Autors nicht hatten eröffnet werden können, wirkte Kiesewetter durch seine Vorlesungen; gar manche Jünglinge mochten wie Varnhagen von ihnen „unwiderstehlich hingerissen" worden sein; aber auch das große Publikum, das seine Privatvorlesungen besuchte, ein Publikum, das sich zum Theil aus Prinzen und den Mitgliedern hoher Adelsfamilien zusammensetzte, schenkte dem Lehrer und dem, dessen Lehre er verkündete, fortdauernden Bei-

fall. So wurde die Kant-Gemeinde in Berlin eine ungemein zahlreiche. Sie bestand aus hohen Beamten, unter die selbst der Minister Zedlitz zu rechnen ist, aus Lehrern, von denen einer, A. C. Michelsen, Kant die Uebersetzung eines Euler'schen Werkes widmete, und der in der Vorrede ihn den „Tiefgründenden“ nannte, aus Officieren, besonders aus unabhängigen Schriftstellern, vielfach denen, die aus dem Kreise der Aufklärer hervorgegangen waren. Denn die Berlinische Monatsschrift, ihr Hauptorgan, war auch diejenige Zeitschrift, in der die meisten kleineren Abhandlungen Kant's erschienen, die ja, wie erwähnt, dem Philosophen und der Zeitschrift starke Schwierigkeiten bereiteten, durch die allein, nicht etwa durch eine Divergenz der Anschauungen, die Vereinigung beider gelöst werden mußte. Diese kleinen Abhandlungen bereiteten die Leser der Zeitschrift, die im Wesentlichen dem gebildeten Publikum angehörten, auf die großen Werke vor, oder dienten für diejenigen, denen das Studium der Werke zu schwer war, als das einzige Mittel, Kant's Größe kennen zu lernen.

Die Beschäftigung mit Kant war in der Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert förmlich Mode geworden, auch bei den Damen, die im Besuch von philosophischen Vorlesungen eine Art von Sport fanden. Sie ersetzte die Mendelssohn'sche Philosophie und die der Aufklärer, die vor ihr geherrscht hatte. Man wird nicht irre gehen, wenn man den ungeheuern Erfolg, den die Kantische Philosophie in Berlin hatte, einen Erfolg, der nur später von der Hegel'schen erreicht, wenn nicht übertroffen wurde, drei Momenten zuschreibt: ihrer Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu Feindschaft gegen das Christenthum, ihrem stark ausgeprägten politischen Freiheitssinn, der sich z. B. in Kant's Stellung zur französischen Revolution bekundete, und ihren so entschieden formulirten moralischen Forderungen, die als Fortsetzung und Ausbildung des Tugendbegriffs der Aufklärungszeit erschienen.

Daraus erklärt sich auch, daß gerade die Juden so überaus

warme Anhänger Kant's und fleißige Verkünder seines Ruhmes und seiner Lehre wurden. Neben Kiesewetter steht Markus Herz,*) freilich weniger einflußreich durch Schriften als durch Vorlesungen, ein tüchtiger, sehr beliebter Arzt, Philosoph und Physiker, ein Mann von großer Klarheit des Denkens, einfach in seiner Sprache, nüchtern in seiner Auffassung, dem modischen Gesellschaftstreiben ebenso abhold wie der modischen Litteratur, die nicht im Stande war, ihm die Lessing'sche Zeit und Richtung, an der er sich gebildet hatte, zu ersetzen. Er hatte Kant gehört und gesprochen, war mit ihm in einem philosophischen Briefwechsel verblieben und genoß des Philosophen Werthschätzung, auch nachdem die persönliche Verbindung zwischen beiden geschwunden war. Unselbständiger als Herz war David Friedlaender, der ebenso wie Herz aus Königsberg stammte, aber den größten Theil seines Lebens (bis 1834) in Berlin zubrachte. Wie jener war er ein Getreuer Mendelssohn's, der zeitlebens die goldene Epoche der Litteratur nur in der Mendelssohn'schen Aera zu sehen vermochte. Er war kein Gelehrter von Fach, sondern ein Kaufmann, der mehr in Briefen und geselligen Gesprächen als in Schriften seine Meinung verbreitete und seine Hauptaufgabe nicht in der Mittheilung und Geltendmachung philosophischer Lehren, sondern in einer unermüdlichen, auf praktische Ziele gerichteten, mit Sachkunde und großem, freiem Blick nicht etwa um kleinlichen Vortheils willen geführten Kampf für die ethische und politische Befreiung seiner Glaubensgenossen erkannte, aber kraft seiner Verbindungen und seines Ansehens, seine philosophischen Kenntnisse

*) Ueber die drei genannten jüd. Schriftsteller m. Gesch. der Juden in Berlin; meine B. Fr. H. gewidmeten Artikel in der A. D. B. und zahlreiche Notizen in der Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschland. 5 Bde. Braunschweig 1886—92; für B. und Fr. Einzelnes in m. „Vorträge und Versuche", Dresden 1890; Friedl.'s charakteristische Briefe an Böttiger in der Allg. Z. d. Judenth. 1894. — Vgl. auch Band I, S. 394 ff. Sal. Maimon, der mit den Erwähnten oft zusammen genannt wird, bleibt hier unerörtert, weil er doch nur vorübergehend in Berlin war. Ueber ihn L. H. Fischer a. a. O, S. 61—73.

und Ueberzeugungen gerade in solche Kreise brachte, die einer leichteren Umprägung vollwichtiger Münze bedurften, um sie in Kurs zu setzen und zu gebrauchen. Der eigenartigste unter diesen jüdischen philosophischen Schriftstellern war jedoch Lazarus Bendavid (1762—1832, in Berlin geboren und gestorben). Sein Streben war Unabhängigkeit, und die von ihm selbstgefertigte Grabschrift lehrt, daß er sie, nach der er in seinem ganzen Leben rang, vor seinem Tode erreichte. Er lebte in seiner Jugend in behäbigen Verhältnissen, daher blieb ihm der furchtbare Kampf gegen das äußere Elend erspart, der die meisten seiner höherstrebenden Glaubensgenossen in die traurigste Lage brachte, nur der Streit für die Befreiung des eigenen Geistes mußte von ihm ausgekämpft werden. Aber auch in diesem Kampfe konnte der Sieg nicht mühelos erreicht werden; der Schritt von dem Judenknaben, der von einer Talmudschule zur andern geschickt und von halbgebildeten Lehrern unverständig und erbarmungslos behandelt wurde, bis zu dem Manne, der von Kästner als ebenbürtig in der Mathematik gerühmt, als Philosoph von der Akademie mit einem Preise geehrt wurde, war kein kleiner. Er hat in einer höchst anziehenden Selbstbiographie (Berlin 1806) beschrieben, welche Anstrengungen er dazu machte. Nachdem er 1797 versucht hatte, in den preußischen Justizdienst zu treten, aber mehrfach wegen seines jüdischen Glaubens abschlägig beschieden worden war, ging er nach Oesterreich, hielt in Wien zuerst in einem Hörsaale der Universität, dann im Palast des Grafen Harrach Vorlesungen und lehrte Kantische Philosophie. Später, als ein allgemeines Verbot gegen die Fremden ihm in Oesterreich nicht länger den Aufenthalt gestattete, ging er nach Berlin zurück und setzte dort seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer und Schriftsteller, eine Zeitlang als Redacteur der Spener'schen Zeitung fort, in welcher Thätigkeit er sich durch seine Umsicht zur Zeit der französischen Herrschaft nicht geringes Verdienst erwarb. Dann war er Jahrzehnte lang Leiter einer jüdischen Schule, die kaum mehr als eine Armenschule war, und bewahrte für jüdische Dinge,

über die er schon 1793 eine kleine Schrift geschrieben hatte, großes Interesse, das er noch 1823 bei der Begründung der Wissenschaft des Judenthums lebhaft bethätigte. Trotz seiner untergeordneten amtlichen Stellung kam er in Folge seiner Schriften mit den bedeutendsten Männern Berlins in persönliche, mit auswärtigen in briefliche Berührung, wurde von Johannes von Müller geschätzt, von Goethe und Schiller schon zur Zeit, da er Beiträge in die „Horen" schickte, trotz gelegentlicher Ausstellungen nach Verdienst gewürdigt, von Heine als „ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet, wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Kant" charakterisirt, von Börne dagegen, der als junger, leichterregbarer Mensch dieses ihm fremde Wesen nicht begreifen konnte, wegen seiner scheinbaren Eitelkeit verhöhnt. Bendavid blieb während seines ganzen Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie. Als solcher veröffentlichte er zunächst die Vorlesungen, welche er über die verschiedenen Schriften Kant's gehalten hatte: „Ueber die Kritik der reinen", „der praktischen Vernunft", „Ueber die Kritik der Urtheilskraft", Wien 1795—97 („Reine Vernunft", 2. Auflage, Berlin 1802). Während er aber in diesen Schriften nur die Lehre seines Meisters Kant dem größeren Publikum in anziehender Gestalt vorzutragen sich bemühte, schrieb er auch selbständige, philosophische Arbeiten. Eine Arbeit „Ueber den Ursprung unserer Erkenntniß", Berlin 1802, wurde von der Berliner Akademie mit einem Preise gekrönt, andere, wie: „Versuch einer Rechtslehre", Berlin 1802, und zwei ästhetische Schriften: „Beiträge zur Kritik des Geschmacks", Wien 1797, und „Versuch einer Geschmackslehre", Berlin 1799, sind zwar beide fast völlig vergessen, besitzen aber noch jetzt durch ihren Stil und ihre Gewandtheit, die damals mächtigen Ideen darzustellen, geschichtliches Interesse. Auch in den folgenden Jahrzehnten beharrte Bendavid auf seinem Standpunkte. Als er bemerkte, daß andere

Philosophen herrschend wurden, versuchte er keine schriftstellerische Opposition, sondern zog sich schweigend und grollend zurück.

Als Kant starb, schrieb Biester in der von ihm geleiteten Monatsschrift einen warmen Nachruf, der in erster Linie Kant's Verhältniß zur Monatsschrift würdigte, aber Raum ließ auch für allgemeine Betrachtungen, die gewiß die Stimmung vieler Berliner Kreise zum besten Ausdruck brachten. „Nie hat ein Buch", so hieß es darin, „in der lesenden und noch mehr in der schreibenden Welt eine so allgemeine, eine so anhaltende Sensation gewirkt, als Kant's Kritik", und ferner: „in ihm (Kant) vereinigen sich auf bewunderungswürdige Weise Tiefsinn mit Scharfsinn, glücklicher Witz mit echtem Wissen, Originalität, Erhabenheit, Stärke mit Milde, Feinheit und zartem Sinn."

Viertes Kapitel.

Die Romantiker und ihre Gegner.

Während viele Berliner Litteraten in voller Harmlosigkeit ihrem Dichtervergnügen nachgingen, höchstens den politischen und wissenschaftlichen Zeichen der Zeit lauschten, indem sie ihr Verhältniß zur französischen Revolution oder zu Kant's Umsturz der Philosophie klarlegten, bereitete sich eine litterarische Revolution vor, die in Berlin ganz anders gespürt wurde, als „Sturm und Drang" dreißig Jahre früher: die Romantik. Ihr Wortführer in Berlin war Ludwig Tieck, ein Berliner.*) Er war als Sohn eines gut situirten Berliner Handwerkers am 31. Mai 1773 geboren. Durch die Erzählungen der Mutter und durch den Geschmack des Vaters wurde er auf die Litteratur hingewiesen, unter Gedike's Leitung, ohne ganz von ihm abhängig zu sein, gebildet, im Hause Reichardt's, der durch seine vielseitige Anregung, durch sein allem Neuem zugängliches Wesen mehr wirkte, als durch seine litterarischen Leistungen, zu praktischem

*) Für Tieck außer seinen Werken: Köpke, 2 Bde., Leipzig 1855; die Einleitung Minor's bei Kürschner, Bd. 144—145; B. Steiner, „Tieck's Volksmärchen", Berlin 1893; für die Romantik überhaupt Haym, Romantik, Berlin 1870; G. Brandes, Litteratur des 19. Jahrhunderts, Bd. II, 2. Aufl., Leipzig 1887. Zum Urtheil über Tieck die wichtige Stelle Grillparzer's, 5. Ergänzungsband, Stuttgart 1888, Seite 103. Das Gedicht gegen das junge Deutschland 1837 in Klee's Ausgabe 1892, vgl. damit Köpke 276. — Bibliographische Vollständigkeit soll in diesen Nachweisen durchaus nicht angestrebt werden; sie sind vielmehr so kurz, wie nur irgend möglich.

9*

Betriebe der Litteratur, zu schauspielerischen Bemühungen hingelenkt. Nach einem Studienaufenthalt in Halle, Göttingen, wo er Bürger's Einfluß gespürt, sich im Englischen vervollkommnet, das ihm schon durch seine Beschäftigung mit Shakespeare nahegetreten war, und Erlangen, wohin ihn Nürnberg, die altdeutsche Kunststadt, gelockt hatte, kehrte er im Herbst 1794 wieder nach Berlin zurück. Er war Nicolai empfohlen, gehörte aber nicht zu dessen Richtung. Was ihn und die Seinen von den Aufklärern trennte, war zunächst die rückhaltlose Bewunderung Goethe's, die für Berlin von Moritz ausgegangen war. Seine Entfremdung von den Aufklärern entstammte aber nicht nur der Lobpreisung dieses größten Schriftstellers, sondern dem Gegensatz der Naturen. Dem vernunftmäßigen, nüchternen, protestantischen, gegen das Leben kurzsichtig abgewandten Sinn der Früheren setzte er phantastische, vor dem Uebernatürlichen nicht fliehende, sondern sich wollüstig darein versenkende, fromm-katholisirende Naturliebe, ja Naturschwärmerei entgegen. Es war eine eigenthümliche Ironie des Zufalls, daß Tieck's erste Werke, die, aus solchen und anderen Elementen zusammengesetzt, die ersten poetischen Erzeugnisse der Berliner Romantik, wenn nicht der Romantik überhaupt waren, im Verlage Nicolai's und seines Sohnes erschienen. Es sind die Volksmärchen, herausgegeben von Peter Lebrecht 1797, deren Titel, nicht der Inhalt, anknüpfte an „Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten", mit der Tieck neben einigen anderen Versuchen „gewissenloser Fabrikarbeit", ein älteres belletristisches Unternehmen des Nicolai'schen Verlags „Die Straußfedern" vermehrt und abgeschlossen hatte. Die Volksmärchen bedeuteten einen Fortschritt durch ihren Hinweis auf die Volkslitteratur, für den Tieck freilich außer seinem Freunde Wackenroder (s. unten S. 135) den Vorlesungen seines Lehrers Koch (s. oben S. 116) verpflichtet war. Da jedoch Tieck nicht bloß Herausgeber, sondern auch Dichter war, wiederholte er nicht nur die alten Märchen, sondern veränderte ihren Ton, gelegentlich auch ihren Inhalt und fügte, so gut er es manchmal verstand, die

schlichte Erzählungsart der Alten nachzuahmen, eine Anzahl Lieder von moderner Empfindung hinzu. Sodann wühlte er, seiner Eigenart entsprechend, gern im Schreckhaften, indem er finstere Dämonen heraufbeschwor und von ihrem Eingreifen in Menschenschicksale schaudernd erzählte. War er schon mit diesen seinen Sprüngen aus den Bahnen der gesunden Vernunft den Aufklärern in die Quere gekommen, so noch mehr mit seinen eingestreuten Satiren gegen die Nützlichkeitsrichtung der Aufklärung, gegen die platte Auffassung der Poesie überhaupt und vornehmlich des Theaters als einer moralischen Besserungsanstalt. Diese Tendenz kam in den dramatischen Märchendichtungen noch deutlicher zum Ausdruck. Unter ihnen war für Berlin die wichtigste „Der gestiefelte Kater", ein Kindermärchen in 3 Akten mit Zwischenspielen, einem Prolog und Epilog, das durch seinen Zusatz „aus dem Italienischen" den Hinweis auf den besonders nachgeahmten Vorgänger Gozzi enthielt. Die Tendenz des wunderlich aus Drama und Märchen gemischten, durch diese Mischung jeder künstlerischen Einheit entrathenden und trotz oder wegen seiner tollen, nur vermittelst eines Commentars verständlichen, Einfälle herzlich ermüdenden Stückes, war die weitere Verspottung des Berliner Theatergeschmacks. Diese Verspottung wurde in dem genannten Märchen und seinen Nachfolgern dadurch vorgenommen, daß dem Publikum ein ganz unsinniges Märchen vorgespielt wurde, in dem die Zuschauer oft selbst mitspielten und sich lustig machten über Böttiger, Iffland, Kotzebue und andere Schriftsteller, die in den Berliner und auswärtigen Kreisen den Ton angaben. In ähnlicher Weise, nicht drolliger und nicht wirkungsvoller, sondern nur ausgelassener, spöttelten die anderen Märchenspiele „Zerbino", „Die verkehrte Welt" über das Wesen der Aufklärung, über gelehrte Bildung und die gesammte Litteratur jener Tage. In allen diesen Spielen bewährte Tieck nicht die Kunst des Lustspieldichters, sondern die Geschicklichkeit des Fratzenmachers; es ist charakteristisch, daß er, der mit solcher Wildheit das Alte berannte, vierzig Jahre später

die „Altgewordenen über Spuk und alberne Phantome“ tröstete, die damals sich wieder mächtig zeigten. In seinen Bestrebungen hatte Tieck zwei Berliner Genossen, von denen einer sein Abbild, der andere sein Anreger war. Der erstere war Bernhardi, der letztere Wackenroder.

A. F. Bernhardi*) (vgl. oben S. 103) war geboren 1769 und auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium unter Meierotto gebildet. Gleich Tieck, mit dem er sich früh verband, war er in Rambach's litterarischer Frohnarbeit groß geworden. Die Verbindung mit Tieck hielt er aufrecht durch seine Vermählung mit Tieck's Schwester, die freilich übel genug ausging und seine Abhängigkeit zeigte er in seinen litterarischen Produktionen. Auch diese waren dazu bestimmt, den Gegensatz zwischen alter und neuer Richtung anschaulich zu machen; bald verspottete er in Familie „Sebald“ oder „Der edle Nachtwächter“ Iffland'sche Rührseligkeit, bald schilderte er satirisch in anderen Stücken seiner Bambocciaden das ganze Philistertreiben oder gab dort und in den „Nesseln“ Karrikaturen der Berliner Gesellschaft, der Officiere, der Juden und Jüdinnen oder persiflirte geradezu den Gegensatz Tieck's und Nicolai's. In seinen Theaterkritiken (1793), die schon durch ihre scharfe Sprache Aufsehen erregten, bekämpfte er unerbittlich die dramatischen Productionen, wie die Leistungen der Künstler, denen er später (1802) größere Gerechtigkeit widerfahren ließ, und unter denen er Fleck stets besonders auszeichnete. Doch faßte er sein Credo in die Worte zusammen: „Es ist unstreitig, daß sowohl das Theater und die Schauspielkunst wie die dramatische Dichtkunst in Deutschland im tiefsten Verfalle liegt.“ Die poetischen Producte seiner Gattin bedeuteten nicht viel. Ueber Sophie Bernhardi urtheilte Clemens Brentano: „Es ist von ihr

*) „Bambocciaden“, 3 Thle., 1797—1800. „Nesseln“, 1798, Haym 867 fg. „Reliquien“, 3 Bde., Altenburg 1847. (Zur Kritik Haym 117, Anm. 1.) Kynosarges, Quartalsschrift, Berlin, 1 (einz.) Stück, 1802 (G. L. St.). Passow, Leben in Briefen, S. 142. Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's (des Sohnes), Leipzig 1893. Ueber Sophie Bernhardi, das Urtheil von Clemens Brentano bei Steig, Arnim I, S. 24 ff.

ein Band Märchen und Traumbilder von unerhörter Bildung der Verse, grober Imitation und entsetzlicher Langerweile erschienen." Bernhardi's Wesen und Persönlichkeit tritt aus diesen seinen unbedeutenden Jugendwerken nicht hervor. Vielmehr war er ein hervorragender Schulmann, der lange Zeit an der Spitze höherer Berliner Lehranstalten stand. Durch seine „Sprachlehre" (1801 und 3) wurde er Bahnbrecher der neueren Sprachwissenschaft. Er war, wie Passow 1811 schrieb „mitunter kraus und scheinbar verwirrt, aber sprühend von Genialität, Kraft und originaler Laune, so etwas von Mephistopheles, eine durchaus seltene Natur."

Der andere Berliner, der bestimmend auf Tieck einwirkte, war W. H. Wackenroder (1773—1798), der Sohn des Berliner Bürgermeisters. Sein Kultus war die Freundschaft und seine Religion die Kunst. Seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", künstlerische Confessionen, enthielten wie die Schriften der jungen Romantiker überhaupt, einen lauten Protest gegen die handwerkmäßige Uebung der Kunst, zugleich aber die Lehre, daß der Künstler nicht bloß können, sondern empfinden müsse, daß die mit Religion verschwisterte Kunst und das Leben eins, daß Kunst der Gegenstand eines Heiligenglaubens sei. In ähnlichen Sätzen sprach er in den „Phantasieen über die Kunst", die Tieck mit vielen eigenen Beiträgen herausgab (1799), mit starkem Hinweis auf die Tragik des eigenen Lebens, dem ein völlig ausgereiftes Schaffen nicht gegönnt war, mit Verherrlichung der Musik, die er am liebsten zu seiner Lebensbeschäftigung gemacht hätte und mit sicherer Beurtheilung der altdeutschen Kunst, deren Werth er als einer der ersten erkannte. In dieser Luft und Stimmung entstand Tieck's Roman „Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte" (2 Bände 1798), der ursprünglich eine deutsche Künstlergeschichte, etwa ein Gegenbild zu Vasari werden sollte, aber ein Bildungs-Roman wurde. Auf dieses seltsame Werk wirkte das Vorbild „Wilhelm Meister's" nur äußerlich; laxe Moral ward gepredigt und

schlüpfrige Scenen wurden mit Vorliebe ausgemalt. Das eigentlich Bedeutungsvolle lag nur in den schwärmerischen Naturbetrachtungen und in dem lebhaften Eintreten für deutsches Wesen und deutsche Kunst.

Diese drei jungen Männer, Tieck, Bernhardi, Wackenroder, erhielten durch zwei Nichtberliner, die Brüder Friedrich und Wilhelm Schlegel, einen Zuwachs und eine Stärkung. In den Werken der beiden Brüder wie in denen der Genannten sollten Kritik und Dichtung verbunden sein, aber doch blieb letztere nach der gesammten Befähigung der Brüder gewaltig hinter der ersteren zurück.

Beide lebten nur kurze Zeit in Berlin, Friedrich von 1797 bis 1800, August Wilhelm von 1801 bis 1804. Viele ihrer Werke erschienen in Berlin, auch noch später, als die Brüder fern von Berlin lebten. Aber nicht die letzteren, sondern die Werke der Berliner Zeit, die auf Berlins geistiges und sittliches Leben einflußreich wurden, sind hier zu schildern, Friedrich's „Lucinde“, August Wilhelm's Vorlesungen, Beider „Athenäum“.*)

Die als Roman bezeichnete „Lucinde“ (1799) ist kein Roman, sondern ein absichtlich zusammenhangloses Gemisch von Briefen, Fragmenten, Aufsätzen, Erzählungen. Das Buch ist eine Verklärung der sinnlich-geistigen Leidenschaft, die Friedrich zu Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohn's, gefaßt hatte, eine Verherrlichung des Müßiggangs, der Frechheit, der kraftlosen Kunstbegeisterung, die seine Eigenthümlichkeiten waren. Diesem Dichter war das Leben nicht zu Thaten und Sorgen bestimmt, sondern eigentliches Geschäft des Daseins war ihm männliche Freundschaft und Liebe zum Weib. Er umarmte die Geliebte „mit ebensoviel Ausgelassenheit wie Religion“. Erotische Scenen mit Lucinde und einer früheren Geliebten — wenn nicht etwa seine Schwägerin Caroline bei diesem Porträt Modell gesessen —

*) Bibliographisches Goedeke, Grundr. alte Ausg. III, 8ff. Die neuere Litt. ist außerordentlich reich, bes. wichtig Friedrich's Briefe an Wilhelm, hgg. v. Walzel, Berlin 1890.

malte er schlüpfrig aus und ließ diesen lüsternen Schilderungen tiefklingende Darlegungen über Emancipation des Fleisches folgen. Sich selbst und seinen ganzen Kreis schilderte er mit erschreckender Wahrhaftigkeit und vertrat offen dessen Tendenz: die Befreiung des Weibes und die Identität von Poesie und Leben, wie er dies sich zu gestalten versucht hatte. Dicht neben schönen Schilderungen kindlichen und weiblichen Wesens, der Einigkeit und Ewigkeit des Liebesgefühls und der Beseligung der Mutterfreuden stehen freche und rohe Aeußerungen über das Geschlechtsleben und orakelhafte Predigten unklarer Philosophie. Dies Evangelium der Pflichtlosigkeit und des Sinnencultus fand in Schleiermacher einen Vertheidiger, und einen dichterischen Verherrlicher in August Wilhelm, der den Bruder pries, daß er „den himmlischen Gefilden die hohe Gluth der leuchtenden Lucinde" entführt habe. Vertheidiger und Dichter schämten sich später des Werkes und seiner Empfehlung. Ein paar arge Zoten (in der Lucinde) wurden durch Cartons weggeschafft.*) M. Herz urtheilte derb: „Der eine Theil ist eine gemeine prosaische Schweinigelei, der zweite eine poetische und der dritte Unsinn."

In engem Zusammenhang mit der Lucinde steht Dorothea's „Florentin" (Berlin 1801, als erster Theil bezeichnet). Er kann in gewissem Sinne ein Gegenstück zur „Lucinde" genannt werden. Denn der Held, mag er nun Friedrich Schlegel oder einen andern vorstellen, Maler und Bummler, „der schöne Leichtsinn", wie er einmal genannt wird, ist ein Thatenlustiger, der doch thatenlos durchs Leben geht, ein Sinnenmensch, der kein Bedenken hat, eine Frau auf Probe zu nehmen, und ein so geringer Verfechter des festen Gefüges der menschlichen Gesellschaft, daß er sich kein Gewissen daraus macht, einen Mörder, dessen Schuld er erkennt, durchzuhelfen. „Er hat," so wird einmal im Roman über ihn geurtheilt, „die zarteste Scheu für die Sinnenfreiheit anderer

*) Sander an Böttiger 22. Juni 1799.

Personen." Aber der Roman war nicht bloß ein Abklatsch fremden Vorbildes, er war nicht wie die „Lucinde" eine Verklärung der Sinnlichkeit und eine Verherrlichung gemeiner Lust, sondern eine Darstellung der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Welt, des mächtigen, unklaren Verlangens nach anderen, besseren Verhältnissen, sodann eine Lobpreisung wahrhafter, Herz und Sinn gefangennehmender Liebe. Er war erfüllt von echter Begeisterung für die Kunst, wobei wiederum die Musik ihren ehrlichen Antheil neben ihren Schwestern erhielt, und zeigte Spuren eines gesunden Humors, der gegenüber den sonstigen forcirten Witzanstrengungen der Romantiker förmliches Wohlbehagen erregt.

Noch bedeutungs- und einflußloser als diese poetischen Werke waren die in Berlin erschienenen und zum Theil dort gearbeiteten Trauerspiele der Brüder: „Jon" und „Alarcos", die bei den modernen Lesern nur als unfreiwillige Komik wirken, schon von den Zeitgenossen ausgepocht wurden und von einem Zeitgenossen (Brentano) also beurtheilt wurden: „Der ‚Alarcos' ist wirklich das Schlechteste, was ich kenne, und eigentlich gründlich komisch mit solcher Künstlichkeit schlecht zu sein." So bedeutungslos nun auch die dichterischen Werke der Brüder waren, so hatten ihre Nachdichtungen und theoretischen Untersuchungen großen Werth und erlangten mit Recht nachhaltigen Einfluß. Von den Nachdichtungen waren die aus der spanischen und italienischen Litteratur für die gesammte zeitgenössische Dichtung folgenreich, denn sie boten ihr durch Form und Inhalt ein breites Feld zur Nachahmung. An poetischer Schönheit wie an innerem Werth stehen aber jene Nachbildungen hinter der Shakespeare-Uebersetzung Wilhelm's zurück, die 1796 zuerst in Zeitschriften, unter anderen auch in dem Journal „Deutschland" (s. oben S. 61) veröffentlicht und dann besonders, 16 Stücke in 8 Bänden, gleichfalls in Berlin 1797—1801 gedruckt wurde. Sie fand nicht unmittelbar die gebührende Würdigung und Nachahmung, aber sie blieb das Meisterwerk, von dessen Er-

scheinen die Wiedergeburt und Allgewalt Shakespeare's in Deutschland zu datiren ist.

Besondere Bedeutung gewann auch die von den Brüdern herausgegebene Zeitschrift „Athenäum".*) Diese, die, wie unterrichtete Buchhändler mittheilten, damals freilich wenig Käufer und Leser fand, war von ganz anderem Kaliber, als die bisher in Berlin erschienenen, vielgelesenen, schönwissenschaftlichen Journale. Beide Brüder hatten sich zu ihrem gemeinsamen Feldzug gründlich vorbereitet und ausgerüstet. Wilhelm hatte in der Jenaischen Litteratur-Zeitung eine große Anzahl Kritiken geschrieben, in denen er, in den ästhetischen Wegen Schiller's und Goethe's wandelnd, statt absprechender Kritiken zergliedernde Beschreibungen mit Entschiedenheit des Urtheils und Empfänglichkeit für das Formschöne, freilich mit einer seltsamen Vorliebe für Didaktisches und Satirisches, geliefert hatte. Friedrich hatte in dem großen, ausdrücklich gegen Nicolai gerichteten Aufsatze über Lessing und in dem noch breiteren über die Römer und Griechen seine Theorien über Romantik wortreich und unklar zu begründen gesucht. Eine Zeitlang hatte er sich mit Reichardt zu dem „Lyceum der schönen Künste" (Berlin 1797, 2 Theile) verbündet, aber bald die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung eingesehen. Nun traten sie vereint in der neuen Zeitschrift rücksichtslos auf, wie sie gleich am Anfang bekannten, unverständlich, wie sie sich am Schluß selbst rühmten. Die Zeitschrift war im Wesentlichen ihr litterarisches Eigenthum, denn die übrigen Beitragenden waren wie Dorothea und Caroline, Bernhardi und seine Gattin mit Kleinigkeiten, Schleiermacher und Hülsen mit unwesentlichen Arbeiten vertreten. Die kritischen Leistungen der Brüder, besonders Wilhelm's, ihre Würdigung bedeutender Erscheinungen z. B. Klopstock's und Goethe's, ihre scharfe Verurtheilung schlimmer Schmierer wie Lafontaine's

*) „Athenäum", eine Zeitschrift von A. W. Schlegel und Friedrich Schlegel. 3 Bände in je 2 Heften. Berlin 1798—1800. Der erste bei Vieweg, der zweite und dritte bei Frölich.

waren vortrefflich. Die zahlreichen Anbohrungen von Voß, Matthisson, Schmidt dagegen waren mehr grob als witzig, die Anklagen gegen Jenisch und andere dürftige Gesellen entbehrten der Originalität und das heftige Poltern gegen Wieland wurde durch seinen Mangel an jeder Pietät widrig. Ihre Kritiken waren jedoch nicht nur negativ, sondern sie wurden positiv anregend dadurch, daß durch sie die wissenschaftliche Litteraturgeschichte in Deutschland begann, wenn auch die grundlegenden Leistungen, an denen die Brüder selbst in hervorragender Weise betheiligt waren, einer späteren als der hier behandelten Zeit und anderen Orten als Berlin angehörten. Trotz aller nicht zu leugnenden Bedeutung jedoch hatten sie manche Gebrechen und zeigten unselige Folgen. Sie, die gegen die litterarische Unfehlbarkeit auftraten, prahlten mit einem unausstehlichen Selbstbewußtsein; sie, die Front machten gegen das Reclamewesen, gefielen sich in schwülstiger Lobhudelei der Genossen. Sie hüllten sich absichtlich in Unklarheit, die nur dem Eingeweihten durchsichtig wurde; sie spielten mit Ironie und Geist und brachten Schiefes vor, nur um neu zu erscheinen. Gewiß steckt namentlich in den Fragmenten, z. B. der Verherrlichung der Alten, dem congenialen Erfassen Goethe's viel Geistvolles, Wahres, Originelles, Muthiges, z. B. in den Aeußerungen über Christenthum und Spinoza, selbst Gemüthstiefes, aber all' dies steht neben vielem Thörichten, Schiefen oder Halbwahren. Ein Paradoxon, z. B. folgendes „die französische Revolution, die Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts" ist entweder ein Unsinn oder kurzsichtige Vermischung weltgeschichtlicher Factoren mit einem hochbedeutenden und einem ziemlich vergänglichen Werk. So ist der Eindruck der einzelnen Aufsätze in der ganzen Zeitschrift noch heute kein anderer als in Schiller's Tagen: „Mir macht," klagte Schiller selbst, „diese naseweise, schneidende und einseitige Manier physisches Weh."

Zu den Romanen und dem Athenäum traten Wilhelm's Vorlesungen. Zu Jena, wo er als Professor über Aesthetik,

deutsche Sprache und Dichter des Alterthums las, hatte er weder Zulauf noch Erfolg gehabt; in Berlin hoffte er sein Publikum zu finden und täuschte sich nicht in seiner Hoffnung.

A. W. Schlegel's Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst (1801—1804)*) waren, wie selbst Gegner zugestehen mußten, vielbesucht. Sie handelten über die Kunstlehre und gaben eine Geschichte der klassischen und der romantischen Litteratur. Unter jener wurde die Poesie der Alten verstanden, wobei nur wenige Streifzüge in Epos und Lyrik des 18. Jahrhunderts gethan wurden — unter dieser im Wesentlichen Litteratur des Mittelalters und Italiens. Schlegel's Darstellung der Litteraturentwickelung begründete eine neue Wissenschaft: sie brach mit der alten Manier der Aufzählung von Büchertiteln und verweilte, statt sich bei der Durchnahme der Kleinen aufzuhalten, nur bei den Großen, Werke der Ausländer in geschmackvollen Uebersetzungen vorführend. Der Redner sagte seinen Zeitgenossen überhaupt, den Berlinern insbesondere, die stärksten Wahrheiten. Das Rühmen der Zeitgenossen, es in Litteratur und Wissenschaft unendlich weit gebracht zu haben, bekämpfte er entschieden, indem er die Werthlosigkeit der vielgepriesenen Romane, Dramen, Journale und gelehrten Zeitschriften darlegte, die Gebildeten nur als hungrige, aber leichtgesättigte Näscher an den Producten der Meßcataloge, das Volk als die einzig wirklichen Leser charakterisirte. Den Anspruch der Berliner, durch die Aufklärung das Geistesleben gefördert zu haben, zerpflückte er grausam, suchte das Heilsame ihres Einflusses auf Philosophie und Moral in Abrede zu stellen, bezeichnete die von jener so hochgehaltene Toleranz als verkleideten Indifferentismus und wünschte dem Cultus des Verstandes entgegen die Phantasie, Träume und Mythologie wieder zu Ehren zu bringen. Solch überkräftiger Negation, die sich in hämischen Angriffen auf den alten Nicolai zuspitzte, entsprach nun freilich das positive Programm wenig; worin die neue Schule das

*) Vollständig erst gedruckt von J. Minor, Heilbronn 1884, 3 Bde. — Ausführlich Haym, S. 764—854.

Wesen einer großen Zeit sah, wurde kaum berührt; selbst begeisterten Zuhörern mochte der polternde Redner seltsam erscheinen, der Lessing und Goethe nur mit Vorbehalt lobte und in seine Phrase: „er halte das meiste Poetische, was die Deutschen in der letzten Periode verehrt hatten, für durchaus null“, stillschweigend Wieland — wohl auch Herder — und gewiß Schiller einschloß.

Die Brüder Schlegel galten einer Schar von Jüngern als Meister und Führer; das Organ dieser strebenden Jünglinge war ein Musen-Almanach, der in den Jahren 1804—6 erschien.*) Als seine Herausgeber nannten sich Adalbert Chamisso und K. A. Varnhagen, die bei dieser Edition wie im Leben überhaupt mit Wilhelm Neumann eng verbunden waren. Von den beiden ersten, dem kunstreichen Prosaiker und dem zwei Nationalitäten in sich verschmelzenden Dichter, muß noch in anderem Zusammenhange die Rede sein; Wilhelm Neumann verdient schon deshalb hier eine Stelle, weil er der einzige Berliner (geboren 1781, gestorben 1834), sowie der von den Dreien am wenigsten bekannte und damals jedenfalls der hervorragendste war. In seinen Dichtungen liebte er durchaus italienische Klänge, ahmte Petrarca nach, wählte wie jener Freundschaft und Liebe als Hauptthemata und bediente sich fast ausschließlich des Sonetts. Er besaß große Geschicklichkeit in der Behandlung von Versen und Reimen, wußte zu tändeln, verlor sich aber nicht in Tändeleien; durch die Gegenwart erdrückt, suchte er aus der Vergangenheit Kraft zu entnehmen, wurde aber nicht völlig durch den Widerstand, den die Welt auf ihn übte, geschwächt, sondern sobald die Gemeinheit sich wider ihn rüstete, „erwacht die Kraft und glimmt der Freiheit Funke.“ Er huldigte Tieck, obwohl er ihn mehr als Mitkämpfer denn als Meister begrüßte, erkannte als einen hohen Meister Goethe an,

*) Neudruck des letzteren, Berl. Neudr. II, 1, Berlin, Paetel 1889. In der Einleitung daselbst alles nähere Bibliographische u. Biographische. Walzel, Chamisso (Kürschner's D. N. Litt.) bietet trotz seiner Verheißungen nichts Neues.

den er in glücklich gewählten begeisterten Tönen zeitlebens pries. Die drei Jünglinge, der eine angehender Arzt, der zweite Officier, der dritte Kaufmann, seit 1803 in inniger Freundschaft verbunden, waren weder Streber noch Parteimenschen, weder von Selbstlob triefend noch nach Freundeslob lüstern, sondern von idealem Eifer und einem schönen Verlangen nach harmonischer Ausbildung erfüllt. Indem sie einen Stützpunkt für ihre Bestrebungen suchten, geriethen sie auf die Vertreter der jungen Schule. Ihnen folgten sie, ohne sich sclavisch zu beugen. Daher theilten sie ebenso wenig die katholisirend-mittelalterliche Neigung der Romantiker wie deren Abneigung gegen Schiller, huldigten dagegen gleich jenen Goethe, den sie in Gedichten priesen und, wie z. B. Chamisso in seinem Faust-Fragment bei aller Selbstständigkeit der Erfindung, nachahmten. Sie wandten sich der südlichen Poesie zu, theils durch Annahme ihrer Strophenform, theils durch Uebersetzungen. Sie verklärten schwärmerisch Liebe und Freundschaft und besaßen, indem sie im Reich der Phantasie umherflatterten, für die traurige sie umgebende Wirklichkeit wenig Sinn; daher schilderten sie überaus selten die Natur und äußerten fast nichts über des Vaterlandes Noth. Außer den Herausgebern und ihrem Engverbündeten waren von Berliner Dichtern Hitzig, der sich später als Biograph und Kriminalist verdient machte, und Ludwig Robert, der noch an anderer Stelle zu würdigen ist, mit Beiträgen vertreten, Fichte und Theremin, August Bode und Bernhardi steuerten einige Beiträge bei. Die in den drei „grünen" Bänden vereinigten Dichtungen, wenn auch von Meisterschaft weit entfernt, waren doch keineswegs bloß dilettantische Spielereien, sondern ernste Bestrebungen der grünenden Jugend und hätten ein besseres Geschick verdient als ihnen zu Theil wurde, denn sie wurden wenig gelesen, wenig gekauft, dagegen tüchtig innerhalb und außerhalb Berlins verspottet. Ihr Hauptverspotter war Garlieb Merkel. Varnhagen mit Neumann, denen sich als Dritter Bernhardi zugesellte, rächten sich, indem sie unter falschem Druckorte (Köln bei Hammer) die „Testimonia

auctorum de Merkelio", d. i. „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" veröffentlichten. Sie war eine Sammlung von Zeugnissen gegen Merkel, theils wirklichen, früher gegen ihn gethanen Aeußerungen, heftigen, nicht selten unbilligen Gedichten und Prosastücken, theils Aussprüchen berühmter Autoren gegen irgend einen Gegner, die nun auf Merkel übertragen wurden. Es war eine grobe Antwort auf eine grobe Herausforderung, der dann auch der Befehdete nebst seinen Freunden die Antwort nicht schuldig blieben.

Neben dieser zwar jugendlich unfertigen, aber ein frisches Streben verrathenden Sammlung erscheint Friedrich Schlegel's Almanach ziemlich greisenhaft.*) In einem Bande von über 400 Seiten führt er seinem Publikum ein Roland-Epos aus Turpin's Chronik, Nachdichtungen aus Spee und prosaische Reisebriefe aus Deutschland und Frankreich vor, in denen das Poltern gegen Rubens ein Lächeln abnöthigt, und höchstens die Verherrlichung des Kölner Doms historisch bedeutsam ist. Nur in den letzten 2 Bogen bietet er ein paar Gedichte, an denen einige nur mit Chiffern bezeichnete Freunde mitarbeiteten. Aber die Liebeslieder darin sind schwülstig, rührend ist allein die Treue, die dem früh gestorbenen Novalis geweiht wird.

Zu den seltsamsten romantischen Dichtungen, die in Berlin erschienen — der Verfasser war freilich ein Breslauer —, gehört das Drama „Horribunda" von Wilhelm Elogius Meier, das von Clemens Brentano „als das witzigste, erhabenste und genialste, was ich lange gelesen" **) charakterisirt wurde, das man aber als eines jener übergenialen Produkte bezeichnen muß, bei denen der Leser oft nicht weiß, ob der Verfasser sich selbst dabei etwas gedacht hat. Es ist ein Gemengsel toller Scenen, in denen Dichter, Schüler, Schriftsteller, genial scheinende Männer und

*) Poetisches Taschenbuch für's Jahr 1806. Friedrich Schlegel. Berlin, Unger 1806.

**) Ungedruckter Brief an Caroline v. Günderode, 1806. „Horribunda" ebenso wie „Eros" Berlin, Maurer 1805. (K. B.)

Frauen auftreten; Träger der alten und neuen Zeit stehen sich gegenüber, Horribunda, die Vertreterin der alten, wird von den Rettern der neuen Zeit ermordet, im Orkus finden sich dann die Verkannten, bei deren Schilderung es an Spöttereien gegen die Aufklärung, gegen Kotzebue, gegen Lessing's Gegner nicht fehlt, während andererseits auf der Oberwelt das wüste Treiben der neuen schriftstellerischen Richtung gegeißelt wird. Derselbe Meier hat eine Sammlung „Eros" herausgegeben, in der sich außer Liebesgedichten, die der sonderlichen Originalität entbehren, ein Roman und ein Zeitstück finden, unter den Gedichten auch ein großes „Goethe's Geburtstag", wo Iphigenie, Faust, Egmont, Clärchen, Tasso, Stella und Götz zur Beglückwünschung des Dichterfürsten erscheinen.

Eine Richtung wie die eben geschilderte, die dem bestehenden Denken und Dichten so rücksichtslos entgegentrat, mußte bei den Angegriffenen Widerspruch erregen. Dieser Widerspruch wurde in einzelnen früher charakterisirten Zeitschriften laut. Er erstreckte sich bis auf das Theater (siehe unten Seite 166); hauptsächlich erhob sich jedoch gegen die neue Richtung eine Trias, bestehend aus einem Philosophen, einem Kritiker und einem Dichter. Der Philosoph war als erster auf dem Platze; dieser, Daniel Jenisch, Prediger, Philosoph (vergl. oben S. 123) und Kulturhistoriker, Dichter und Satiriker, der in einem langathmigen Gedichte „Borussias" die Thaten Friedrich's im siebenjährigen Kriege nach dem Muster der alten Epen mit viel oratorischem Beiwerk verherrlicht, die Xenien mit einem langen Commentar „Litterarische Spießruthen" begleitet, das Leben der Stadt Berlin satirisch beleuchtet und, fast noch ehe das alte Jahrhundert zu Ende war, die Summe daraus gezogen hatte, war höchst wahrscheinlich der Verfasser der satirischen Schrift „Die Diogenes-Laterne", Leipzig 1799. Sie brachte Invectiven gegen Schlegel und Fichte, besonders aber Anzüglichkeiten über das Verhältniß zwischen Friedrich und Dorothea,

die der erstere in seiner Heftigkeit bei Gericht anhängig machen wollte.*)

Jenisch hatte die Eigenthümlichkeit, zu bellen und zu beißen, wenn er weder gereizt noch angegriffen war. Ihm war es ein Bedürfniß, zu Zeiten zu reden und von sich reden zu machen. Da er aber kein Berufskritiker war, so hatte er mit der einmaligen Darlegung seines Standpunkts genug. Nicht so der Kritiker der Trias Garlieb Merkel. Dieser (1776—1850) lebte 1800—1806 mit kleinen Unterbrechungen in Berlin. Er hatte sich einige Zeit in Weimar aufgehalten, dort mit Böttiger befreundet und vermuthlich von diesem die Ansicht einimpfen lassen, daß von den damaligen großen deutschen Schriftstellern eigentlich nur Wieland und Herder ganz bedingungslos anzuerkennen seien und ihren Ruhm verdientermaßen genössen. Seitdem trat er gegen Goethe und Schiller auf, von denen der erstere nur in Invectiven, die er bei Lebzeiten secretirte, seinen Groll ausließ, und gegen die Romantiker, unter denen freilich Schlegel und Bernhardi ihm die ersten Sticheleien grob genug heimgezahlt hatten. Den tödtlichen Schlag gegen alle seine Feinde glaubte er in seiner zu Berlin erscheinenden periodischen Schrift „Briefe an ein Frauenzimmer" zu führen. Ihr Hauptzweck war der Kampf gegen die Romantiker. Diesen führte Merkel nicht nur mit Schimpfwörtern, indem er „Lucinde" einen Mistkäfer, die

---

*) Ueber D. Jenisch Goedeke V, 448, A. D. B. Die Satiren „Berlin" sind schon oben S. 123 genannt. Die Borussias erschien 1794, die Schrift über die Xenien 1796, eine dreibändige Culturgesch. 1801. Die „Diogenes-Laterne" habe ich mir nicht verschaffen können. Daß Jen. Verf. davon sei, schließt man aus Fichte's Leben II, 344; A. Schleierm. Leben III, 135. — Merkel s. A. D. B. Eckardt, Garl. Merkel, Berlin 1887. — Die Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten (Sondertitel des 1. Bandes: neuesten) Produkte der schönen Litteratur, hgg. von G. Merkel, 4 Bde., Berlin 1800—1802, über 1000 Seiten. — Litteratur über Kotzebue s. unten Kap. 5. Der „Hyperboräische Esel" erschien Leipzig 1799. — Schlegel's „Ehrenpforte" o. O. 1800, auch in Schlegel's Werken, Bd. II; Kotzebue's „Expectorationen" (1803), neuerdings abgedruckt bei J. W. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen, Berlin 1885, Bd. III.

„Ehrenpforte" ein „Schandmal der deutschen Litteratur" und das Athenäum, „einen Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere schienen" nannte, sondern durch Aufzählung ihrer Seltsamkeiten, ihres orakelhaften Tons, ihrer Parteileidenschaft, ihrer Unsittlichkeit, ihrer Verskunst, die sie für Poesie ausgäben. Er tadelte auch außer den Brüdern Schlegel, die übrigen Romantiker so heftig, daß der Buchhändler Sander, in dessen Hause sie alle verkehrten, erklärte, er sei nur Commissionär, nicht Verleger der „Briefe". Merkel wurde auf diese Anzapfungen hin tüchtig angegriffen, spielte aber nicht den Beleidigten, sondern veröffentlichte die Entgegnungen der Befehdeten. Er sprach über Goethe sehr von oben herab und über Schiller's Dramen, wie ein nicht immer zufriedengestellter Gönner, ja wünschte diesen geborenen Dramatiker lieber als ernsten Heldendichter zu begrüßen. Jean Paul wollte er nur sehr bedingt gelten lassen, unbedingt nur Wieland, Herder, Kotzebue. Doch hatte er am Tadel mehr Behagen, als am Lob, erfreute sich höchstens, wenn er des Zerzausens Großer müde geworden war, am Hervorzerren kleiner Geister, vermochte aber nicht, trotz aller seiner Mühen, ihnen langes Leben einzuhauchen.

Merkel wurde erst dann den Gegnern nicht ungefährlich, als er sich mit Kotzebue vereinte. Dieser allzufruchtbare Schriftsteller, der als Theaterdichter noch später zu würdigen ist, und der namentlich in letzterer Beziehung von den Romantikern seit ihrem Auftreten furchtbar befehdet worden war, hatte naturgemäß einen heftigen Grimm gegen diese seine Feinde gefaßt, der sich speciell in Ausfällen gegen die Brüder Schlegel Luft machte. Schon ehe er nach Berlin kam, hatte er in seine Komödien vielfache Anspielungen auf sie aufgenommen. Hauptsächlich gegen sie war seine Posse „Der hyperboräische Esel, oder die heutige Bildung" gerichtet, in welcher er zunächst die schwerverständliche Sprache der Brüder aufs Korn nahm. Wie übel die Brüder diesen Hohn, der allerdings viel witziger und geistreicher hätte vorgetragen werden können, empfanden, ergibt sich vor Allem aus der Thatsache, daß A. W. Schlegel, der

sonst mancherlei Schimpfreden ruhig über sich ergehen ließ, auf diese antwortete, und aus der Art, wie er erwiderte.

Schlegel antwortete nämlich in der „Ehrenpforte und Triumphbogen“ für den Theaterpräsidenten von Kotzebue. Sieht man von der Herzensrohheit ab, die darin besteht, die Verbannung eines Unschuldigen oder zum mindesten Unglücklichen zum Gegenstande des Spottes zu wählen, so wird man manches aus der Sammlung von Epigrammen, Sonetten, Gedichten und Dramen, aus denen die „Ehrenpforte“ zusammengesetzt ist, geistreich finden. Verschwenderisch ausgestreuten Witz, den manche Verehrer der Romantik in der seltsamen Schrift gefunden haben, vermag ich freilich nicht darin zu entdecken, dagegen kräftig ausgedrückte Grobheiten gegen Kotzebue's Charakter, Dichtweise und Lebensbeziehungen. Der Catalogue raisonné der Kotzebue'schen Schriften ist unerhört witzlos und in dem Drama „Kotzebue's Rettung oder der tugendhafte Verbannte“ ist doch nur die Idee recht geistreich, daß die Persönlichkeiten der Kotzebue'schen Dramen, von La Peyrouse und dem Souffleur aufgesucht und zusammengebracht, sich vereinigen, um Kotzebue's Rettung zu bewirken. Dagegen ist die Ausführung recht platt, die Schilderung Kotzebue's, der mit Benjowsky in Sibirien weilt, äußerst gemein und höchstens der Gedanke witzig, wie der Dichter nach Deutschland zurückkommt, ohne daß er nöthig hat, seinen Flucht- und Bestechungsversuch auszuführen, und dort mit Böttiger zusammentrifft, der auch ihn entwickeln will, wie er es bei Iffland gethan.*) Kotzebue ließ eine ziemlich lange Zeit verstreichen, bis er

*) Zur Beurtheilung der Ehrenpforte mag folgender ungedruckte Brief Göschen's an Böttiger (Dresdener Bibl.) willkommen sein. „Die Ehrenpforte, welche der Athenäumsorden sich selbst errichtet hat, ist von mir gestern angestaunt. Solche Zoten, wie Benjowsky mit der P. macht, verfehlen ihre Wirkung nicht. Ein unwiderstehlicher Ekel reißt einem die Broschüre aus der Hand und wirft sie in den Winkel. Ich fürchte nicht, daß Sie sich einen Augenblick darüber geärgert haben. Elende abgedroschene Wortspiele, z. B. wie Bue; aus lange vergessenen Dingen einen Kohl aufwärmen, was kann das für Nutzen den Herren bringen? Was kann es meinem Freund V(ieweg) für Nutzen bringen, ein solches Ding

diesen plumpen Stoß abwehrte. Er besaß Taktik genug, um zu wissen, daß er nicht mit denselben Waffen und in einer der früheren ähnlichen Angriffsart vorgehen dürfe. Daher wartete er Zeit und Gelegenheit ab. Diese fand sich, als die beiden Brüder, die in ihren kritischen Tempeln sich gern als einzige Götzen des Dramas verehren lassen wollten, in den von ihnen gedichteten Dramen „Jon" und „Alarcos" gezeigt hatten, daß ihnen die Befähigung zum Drama völlig abging. Da erschien Berlin 1803 Kotzebue's bitterböses Pamphlet „Expectorationen, ein Kunstwerk, zugleich ein Vorspiel zum Alarcos."

In diesem Drama treten Goethe, der Große, Falk, der Kleine, A. W. Schlegel, der Wüthende und Fr. Schlegel, der Rasende auf, unterhalten sich über Goethe's Größe, die Kleinheit der Anderen und rüsten sich zu einem Feldzug, in welchem es die Beweihräucherung Goethe's und die Vernichtung seiner Nebenbuhler gilt. Sie zählen ihre Anhänger auf, die ihnen ergebenen Zeitschriften, die Stücke, welche sie spielen lassen, die Mittel, deren sie sich bedienen wollten und erhalten des Meisters Segen zu dem Werke, welches zu seiner Erhöhung bestimmt ist. Da schläft Goethe ein, lächelt und schnarcht. „A. W. Schlegel setzt die Melodie seines Schnarchens sogleich auf Noten und preist es der Welt als rein musikalische Musik und als Musik der Musik . . . Der kleine Falk nimmt den Augenblick wahr, wo Goethe schläft und redet über entsetzlich viele Dinge entsetzlich viel." Außer der allgemeinen Tendenz dieser Satire, Goethe und den Seinen heftige Streiche zu versetzen, die gewiß nicht immer

---

zu drucken; doch Campe war ja im Bahrdt mit der eisernen Stirn angegriffen! und der Mensch bleibt Mensch.

Unterdeß mag Freund Merkel ruhig seinen Gang fortgehen. Dürft ich rathen, so ließ er bloß den Titel und die Scene in Sibirien, zwischen Benj., Kotzebue und P. abdrucken, ohne weiter ein Wort dazu zu sagen, als etwa: gegen solche Waffen wisse er nicht zu kämpfen, er empfehle sich also den Verfassern höflich und auf immer."

Auch Schlegel erhielt übrigens — freilich wegen späterer Sünden — seinen „Triumphbogen" in „Briefen aus Berlin", Hanau 1832, S. 72—74.

trafen, verfolgte auch Kotzebue den weiteren Plan, die Brüder Schlegel lächerlich zu machen. In dieser Absicht wurden besonders die Berliner Verhältnisse gestreift und unter diesen die obenerwähnten Schlegel'schen Vorlesungen hervorgehoben. Ueber sie hieß es:

„Sie müssen es glauben, besonders die Damen,
Die sollen mich auf dem Katheder sehn,
Mich preisen und kein Wort verstehn.
Die werden haufenweise zu mir rennen
Mit Cicisbeen und Ridicülen,
Ein Stündchen sitzen auf meinen Stühlen,
Damit sie nachher sagen können:
„Als das Collegium ward gelesen,
Bin ich auch ein paarmal dabei gewesen.
Und während ich strickt' an meinen Strümpfen,
Habe ich lernen auf Wieland schimpfen
Und die Göttinger verunglimpfen
Und über Virgil die Nase rümpfen,
Die ganze Aesthetik in einer Nuß
Kostet mich nur zwei Friedrichsd'or,
Dabei hab' ich meinen schönen Fuß
Gezeigt der ganzen Versammlung vor,
Und mein elegantes Negligée
Ist auch nebenher bewundert worden.
Was nun gedruckt wird im Süden und Norden,
Das kritisir' ich an der Spree
Nach dem echten kritischen Maßstab,
Bei dem es immer sehr viel Spaß gab."

Witz und Grobheit dieses Pamphlets sind der vielgepriesenen „Ehrenpforte" Schlegel's durchaus ebenbürtig. Nur während Schlegel sich gleich nach der ersten Anzapfung seiner Satire offen genannt hatte, suchte Kotzebue sich feig zu verstecken. Er handelte diesmal genau so erbärmlich, wie 15 Jahre vorher bei „Bahrdt mit der eisernen Stirn." Er leugnete z. Th. mit elenden Ausflüchten die Autorschaft ab, obwohl sich das gesammte eigenhändige Manuscript bei dem Buchhändler Quien befand, der es bereitwillig vorzeigte.*) Dies verstimmte seine hohen Gönner;

*) Sander an Böttiger 4. Dec. 1803.

die Gemüthsmenschen aber verdroß, daß K. alsbald nach seinem so übermäßig zur Schau getragenen Schmerz über den Tod seiner Gattin ein solches Pasquill schreiben konnte.

Fast ein Jahr bevor die Expectorationen erschienen, hatte Kotzebue eine Berliner Zeitschrift begründet. Vornehmlich war er zu dieser Gründung wohl dadurch veranlaßt worden, daß Leipzig seit 1801 die „Zeitung für die elegante Welt", begründet von K. Spazier, übrigens einem Berliner, besaß, welcher in dieser die Romantiker pries, ihre Gegner aber, nachdem er sie anfänglich milde behandelt hatte, dem Gelächter preisgab. Gegen diese Zeitschrift und gegen die neue Richtung in der Litteratur überhaupt war nun der von Kotzebue gegründete „Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser" gerichtet. Er erschien viermal, später sogar fünfmal die Woche in je 2 Quartblättern mit Kunst- und Musikbeilagen, später auch mit der Inseratenbeilage „Litterarischer und artistischer Anzeiger"; nach der Vereinigung mit Merkel's „Ernst und Scherz" wurde der Doppeltitel „Der Freimüthige und Ernst und Scherz" den Namen der beiden Herausgeber vorangestellt.

Der „Freimüthige"*), an dem außer den Herausgebern, Huber, August Lafontaine, Kuhn, Böttiger, Schadow, Iffland unter ihren Namen mitarbeiteten, — Wieland zur Mitarbeit zu veranlassen gelang nicht trotz lockendster Anerbietungen — hatte zahllose ungenannte Correspondenten. Von ihnen gab Kotzebue an Böttiger (26. Febr. 1803) folgende Aufzählung: „Willemer in Frankfurt, der hiesige russische Minister Alopeus (von ihm ist der Aufsatz über Suwarow), Hofsecretär v. Eschrich in Wien, Kammerrath v. Apell in Cassel, Friedrich Laun (Schulz), Beck in Mannheim, Mme. Pereira geb. Arnstein in Amsterdam, Graumann in Neapel, Hagemann in Rom, Richter in Moskau, Hofrath Lafontaine in Warschau (Uebersicht der polnischen Litteratur), Professor Pölitz und Secretär Winkler in Dresden, Hennings in Plön (von ihm eine scharfe Beurtheilung des Bildes, welches in Weimar den

*) Das Folgende nach Merkel's und Kotzebue's Briefen an Böttiger.

Preis erhalten), Schröder, Gouverneur des Prinzen Heinrich allhier, Baron Leonhardi in Frankfurt, Roose in Wien, Kammerrath Bothe in Breslau, sogar der alte Wittenberg in Hamburg. Ich darf sogar sagen, der König liefert mir Beiträge; denn die Berichtigung wegen der preußischen Fahne kam unmittelbar von ihm und ist aus Berichten seiner Minister gezogen. Einer derselben hatte es an Archenholz schicken wollen, aber der König antwortete: „Wozu das? Ich habe ja den Freimüthigen." Diese Hofgunst wird auch sonst bestätigt; auch der römische und der russische Kaiser waren regelmäßige Leser des Blattes. In späterer Zeit traten noch gar manche Mitarbeiter hinzu. Aus dem Jahrgange 1805 mögen von bekannteren Namen — sehr viele Aufsätze sind gar nicht oder nur mit einzelnen Buchstaben unterzeichnet — Fr. Kind, Fr. Buchholz, Schreiber, Haug, Gildemeister in Bremen, K. Witte der Vater, von Frauen Julie von Bechtolsheim und Therese aus dem Winkel genannt werden. Merkel trat bald zurück, schmollte ein Weilchen, gab (siehe oben S. 151) kurze Zeit ein anderes Blättchen heraus, trat aber nachher wieder hinzu. Ende 1805 schied Kotzebue aus der Redaktion und Merkel, der anderer Geschäfte wegen nur die Oberaufsicht behalten wollte, nahm Friedrichsen zum geschäftlichen Leiter. Nach Sander wurde Frölich Verleger oder eigentlich Commissionär — beide bald die Romantiker, bald ihre Gegner in ihr Haus und in ihren Verlag ziehend — endlich Matzdorf, doch war dieser Wechsel nur in persönlichen Verhältnissen begründet. Mitte 1804 wurden 2000 Exemplare abgesetzt. Böttiger war eifriger Mitarbeiter, sein Jahreshonorar betrug 400 Thaler. Von ihm war der warme Aufsatz über Huber, über den nicht weniger als 5 Aufsätze einliefen, während nach Herder's Tod kein Einziger das Wort ergriff, von ihm auch der Nekrolog Schillers.

Der „Freimüthige" war von Anfang an nicht bloß als ein antiromantisches, sondern auch als ein anti-Weimarisches Blatt geplant. Kotzebue wollte seinem Zorne gegen die Weimaraner

Luft machen. Am liebsten hätte er mit Böttiger's schicksalsreicher Besprechung von Schlegel's Jon begonnen; jedenfalls sammelte er alle Unzufriedenen um sich und griff alle Vertheidiger der Dichter-Dioskuren an. Zahllos sind die gegen diese, besonders gegen Goethe geäußerten bissigen Bemerkungen und oft verstieg sich der thörichte Zorn zu maßlosen Schimpfereien und ungeheuerlichen Verdächtigungen.*) So unwürdig nun auch der gegen Goethe angeschlagene Ton ist — die Bemerkungen gegen die Romantiker waren nur ein grober Keil auf einen groben Klotz — man wird danach die ganze Zeitung nicht beurtheilen dürfen. Sie war für Berlin jedenfalls eine völlige und erwünschte Neuerung. Sie belehrte durch ihre kurzen Notizen und ihre längeren Aufsätze in recht unterhaltender Weise über die Vorgänge auf den Gebieten der Politik, Litteratur und Kunst, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in fremden Ländern. Sie bewies eine nicht abzuleugnende journalistische und redactionelle Geschicklichkeit. Es soll nicht geleugnet werden, daß Kotzebue und Merkel dem Skandal nicht abhold waren, aber man thut ihrem Blatte großes Unrecht, wenn man es etwa zu den Skandalblättern rechnet. Theologisches und Philosophisches wurde in der Zeitung gestreift, selten eine antikatholische Tendenz gezeigt, Toleranz gegen die Juden weniger durch aufklärerisches Predigen bekundet als durch Mittheilung günstiger Verfügungen für sie

*) Gegen den Freimüthigen richtet sich „Freimüthigkeiten. Ein Seitenstück zu den Expectorazionen und zugleich ein blöder Mitbewerber um den von Herrn v. Kotzebue ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel. Abdera." 136 SS. Es ist ein Drama, halb in Prosa, halb in Versen, worin das Publikum mitspielt, die Schauspieler improvisiren, der Lampenputzer eine Rolle hat. Es richtet sich im Wesentlichen gegen Kotzebue, der als Hilarius — G. Merkel als Theobald — auftritt, daneben der Harlekin, Apollo, Amor. Die Natürlichkeitsrichtung, das Rührungsstreben werden persiflirt, Kotzebue's Verhältniß zu den Romantikern, gelegentlich auch zu den Weimaranern, wird behandelt. Doch fehlt es nicht an Spöttereien gegen Jon, Fr. Schlegel, Gall, die Kantische und Fichtische Philosophie, Hirt (Aufsatz über Laokoon) u. Aehnl. Das Ganze nicht sonderlich witzig, aber ein charakteristischer Beitrag für die herrschende Stimmung.

aus Rußland oder durch Hinweis auf ihre Geistesarbeit, z. B. ihre Schulen. Oeconomische Einrichtungen wurden ausführlich besprochen, Naturwissenschaftliches in großen Abhandlungen und eingehenden Recensionen behandelt. Für die bloße Unterhaltung sorgten Aphorismen, Anekdoten, Epigramme, gelegentlich auch Uebersetzungen aus fremden Blättern. Das Berlinische trat nicht übermäßig in den Vordergrund, doch wurde ein Ueberblick über Theater und Kunst geboten, gerne aber nannte sich das Blatt ein Berlinisches und bekundete sich noch lieber als ein preußisches.

In den letzten Monaten hatte Merkel, der sich auch für einen Politiker hielt, mehr Politisches als früher gebracht und in Folge dessen kleine Differenzen mit der Censur gehabt. Er war, wie zu seinem Ruhm gesagt werden muß, ein unerschrockener Kämpfer für die deutsche Sache gegen die Franzosen, selbst als dieser Kampf gefährlich war. Mit Recht durfte er (Juni 1816) bei der Ankündigung eines neuen Blattes „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige" sagen, er schmeichle sich, „daß es noch nicht ganz vergessen sei, wodurch er sich im Jahre 1806 die Nothwendigkeit zuzog, seinen Freimüthigen plötzlich abbrechen und Deutschland verlassen zu müssen."

Die Antiromantiker behaupteten zunächst das Feld, doch behielten sie nicht den Sieg.

Nicht mit klingendem Spiel zog die Romantik in Berlin ein: ihr erstes allzu siegesgewisses Auftreten sah vielmehr einer Niederlage ähnlich. Wenige Jahre später indessen war die Romantik da, siegreich, fast Alleinherrscherin. Die Zeit der Vernünftigkeit und Aufklärung ging mit ihren Hauptträgern dahin. Ein junges Geschlecht zog ein, schwörend auf den Namen Goethe: Männer und Frauen, die an Shakespeare und den Südländern Formensinn und Geschmack gebildet und gereift hatten, die das Mittelalter verklärten und dem Pulsschlag der eigenen Zeit lauschten, und die als Hauptgegenstände ihrer Poesie mit immer neuem Eifer wählten: Natur und Phantasie, Religion und Vaterland.

Fünftes Kapitel.

Theater.

Das Theater hatte sich am Ende der vorigen Epoche in starkem Verfalle befunden (vergl. Bd. I S. 585—600). Dieser Verfall wurde durch pecuniäre Unterstützung und wirkliche Theilnahme des neuen Königs aufgehalten.*) Trotzdem wurde die Zeit von 1786—96 keine Blütheperiode. Fast unmittelbar nach dem Tode Friedrich's des Großen eröffnete Döbbelin (5. December 1786) das neue Nationaltheater, aber schon am 1. August 1787 wurde er von seiner Directionsstelle entfernt, zunächst als Regisseur beibehalten, aber 1790 nach vielen Unzuträglichkeiten, die sich hauptsächlich aus seiner großen, durch Spiel und unordentliche Wirthschaft erwachsenen Schuldenmasse ergaben, entlassen und starb am 10. Februar 1793. Während seiner Directionsführung hatten Schröder, Jünger, Dyk, Gotter, „Maria Stuart“ von Spieß außer Uebersetzungen aus dem Französischen die Kosten des Repertoires bestritten. Einmal war „Coriolan“ von Shakespeare, freilich in einer Uebersetzung von Dyk, auf der Bühne erschienen.

An Döbbelin's Stelle trat ein Directionscomité, bestehend aus Ramler (Band I S. 471 ff.), Engel (oben S. 88 ff.) und dem

*) Quellen und Litteratur außer den S. 177 ff. charakterisirten Zeitschriften, Brachvogel, Geschichte des kön. Theaters, Berlin 1878, 2. Band. J. V. Teichmann's Litt. Nachl., hgg. v. Dingelstedt, Stuttgart 1863. Schäffer u. Hartmann, Die königlichen Theater (Statistik), Berlin 1886. L. H. Fischer's mehrfach angeführtes Buch bringt Einzelnes. Die Litt. über Iffland vgl. A. D. B. Anderes (bes. Handschriftliches) ist in den Anmerkungen angeführt.

Oberfinanzrath Beyer, von denen letzterer Verwaltungsbeamter, die beiden Schriftsteller artistische Leiter waren. Alle Uebelstände eines dreiköpfigen Comité's, von dem zwei Mitglieder des Theaters wenig kundig, der dritte nur theoretisch damit bekannt war, zeigten sich auch hier. Das eigentliche Haupt war Engel. Seine Besoldung war kläglich. Sie betrug 632 Thaler, wofür er seine übrigen gutbezahlten Stellen hatte aufgeben müssen, während der Operndirector Freiherr v. d. Reck 3000 Thaler und nebenbei sehr ansehnliche Geschenke erhielt. Dazu kam, daß Engel in geschickter Weise zwischen dem Willen des Königs, der oft genug selbständig Engagements oder Aufführungen von Stücken befahl, und den Forderungen des Kämmerers Rietz, des Namengemahls der Gräfin Lichtenau, und des genannten Operndirectors laviren mußte. Er mußte ferner Döbbelin gegenüber, welcher Besitzer der Theatergarderobe war, seine Diplomatengeschicklichkeit erproben und fortdauernd dem herrischen, launischen, litterarisch ungeschulten Publikum bald Nachgiebigkeit, bald Strenge zeigen. Unter diesem Publikum thaten sich die Lieutenants vom Regiment Gensdarmes besonders ungebührlich hervor, neben ihnen andere Adlige, die seltener auf dem Wege von Bittschriften, häufiger auf dem der Drohungen oder Ruhestörungen ihren Willen durchzusetzen versuchten. Der geplagte Director hatte außerdem Eifersüchteleien, Streitigkeiten, ja Schlägereien der Schauspieler nachdrücklich und streng zu bestrafen. Er mußte die Schauspieler anleiten und die eingereichten Stücke, selbst diejenigen beliebter Autoren, verbessern. Einen eigentlichen Dramaturgen gab es ebenso wenig wie einen Theaterdichter. Das letztere Amt begehrte H. W. Seyfried und führte als Unterstützung für sein Begehren an, daß er bei einer Uebersiedelung nach Preußen ein Vermögen von 6—8000 Thalern ins Land bringen würde. Herklots machte damals und später die Prologe und Theaterreden. Die meisten Dichter erhielten sehr geringe Honorare: gedruckte Dramen, selbst von Berliner Autoren, auch solchen, die mit der Noth des Lebens zu kämpfen hatten, galten

für vogelfrei. Auch für erfolgreiche Bühnenwerke wurde meist nur eine einmalige kärgliche Renumeration gewährt. Selbst Kotzebue, der durch Beifall Verwöhnte, forderte und erhielt nur mäßige Summen. Ungeheuerliche Ansprüche, wie die C. L. Heyne's (A. Wall), der ein volles Drittel jeder einzelnen Vorstellung begehrte, wurden mit ein paar Friedrichsd'ors abgefunden.

Nach Döbbelin's Weggang war Fleck Regisseur. Beyer wurde durch Geheimrath von Warsing ersetzt. Ramler, um Vieles befragt, schloß sich meist den Vorschlägen Engel's an. Der letztere führte mancherlei Reformen ein: der Anfang der Vorstellungen wurde von 5 auf $5^1/_2$ Uhr verlegt, die Schauspieler zu strenger Disciplin angehalten, besonders auch dazu, ihre handschriftlichen Rollen nicht weiter zu geben, damit nicht, wie dies früher geschehen war, Aufführungen seitens anderer Directoren stattfinden konnten, theatralische Schaustellungen in Bier- und Weinwirthschaften wurden inhibirt, die zahllosen Freibillets auf 10 beschränkt, unter denen auch eins für die alte Karschin sich befand — sie erhöhten sich aber bis zum Ende von Engel's Directionsführung wieder bis auf 130 — Abonnements eingerichtet, von denen das allererste Madame Schuwitz nahm, die sich für ihre Pensionärinnen eine recht sichtbare Loge auswählte. Engel war eigentlich ein behaglicher Mann, der zu solch strammer Arbeit wenig geeignet war. „Ja die großen Gelehrten," so bedauert der Wirth in einer damaligen Posse,*) „sind gemeiniglich schlechte Esser. Doch unserm Professor Engel schmeckt's dennoch. Der kann essen wie ein Drescher und trinken wie ein Mainzer Domherr." Er soll einmal voll Zorn über die Nichtbefolgung seiner Edicte ausgerufen haben: „Der Engel hat Gesetze gegeben, aber kein Teufel will sie halten." Neben vielem Guten und Richtigen, das Engel einführte, machte er Fehler und gab sich Blößen. Zu jenen gehörte, daß er trotz Heinitz' Widerspruch dem Decorationsmaler Verona ein allzu leicht erlangtes Monopol gewährte; zu

*) Das Religionsedict 1789. 2. A., 1. Scene. Die Anecdote, Gesellschafter 1818, Nr. 202.

diesen, daß er trotz des mehrfach ausgesprochenen Wunsches des Königs Mozart's „Zauberflöte“ abwies unter dem Vorwande, daß die Inscenirung zu viel Schwierigkeiten mache, und unter dem andern, daß der Text zu jämmerlich und zu mystischen Inhalts sei. Es ist nicht undenkbar, daß er zu der letzteren Ausflucht getrieben wurde durch die Furcht, durch die Aufführung sich des allgewaltigen Wöllner Zorn zuzufügen, oder daß er in der That sich scheute, die Schwäche seines Könnens der schwierigen Inscenirung gegenüber zu bekunden. Das Schlimmste aber war, daß er das vielfach vom König gewünschte und trotzdem abgewiesene Werk plötzlich, als der König im Felde war, zur Aufführung brachte. Unmittelbar darauf erfolgte seine brüske Entlassung, die ein vor vier Jahren eingereichtes, aber seitdem von Engel gewiß längst vergessenes Entlassungsgesuch zum Vorwande nahm.

Die achtjährige Wirksamkeit Engel's war keineswegs eine erfolglose. Im Verhältniß zu den geringen Mitteln, die aus den Eintrittsgeldern und der regelmäßigen königlichen Beihülfe flossen — nur selten traten außerordentliche königliche Bewilligungen für kostspielige Decorationen hinzu — wurde Manches erreicht. Außer dem Schauspiel wurde die deutsche Oper gepflegt, während das königliche Opernhaus, das, meist nur in der Carnevalszeit umsonst geöffnet, erst seit 1789 gelegentlich gegen Eintrittsgeld zugänglich gemacht wurde, der Pflege der italienischen Oper diente. Schauspieler und Schauspielerinnen, selbst die berühmte Unzelmann, waren, soweit es ihre Stimmmittel zuließen, verpflichtet, als Sänger aufzutreten, ja, sie konnten selbst genöthigt werden, im Ballet mitzuwirken. Das Repertoire war von dem unter der früheren Direction üblichen nicht sehr verschieden. Von Schiller's Stücken wurde „Don Carlos“, natürlich ohne jede Entschädigung für den Autor (20. November 1788),*) von

*) Vgl. Schiller an Körner I, 217, der die große Wirkung des Stückes auf den König constatirt. „Mir macht nur dieses daran Spaß, daß Engel und Ramler so armselige Hunde sind, um nicht einmal ihren

Goethe's Werken „Die Geschwister", beide mit großem Beifall aufgeführt, von Shakespeare erschienen „Der Kaufmann von Venedig" und „Macbeth" in den damals üblichen schlechten Bearbeitungen auf der Bühne; von klassischen Werken ist außerdem Racine's „Athalia" zu nennen. Aber die Erfolge aller dieser und der von früher her beliebten deutschen Repertoirestücke verblaßten gegen die Kotzebue's, der mit vielen seiner kleinen Lustspiele, besonders aber mit seinen Schauspielen „Menschenhaß und Reue" und „Die Indianer in England" die Bühne geradezu beherrschte, — „Benjowsky" wurde aus ästhetischen und politischen Gründen zurückgelegt — und gegen Iffland's Schauspiele, die sich seit 1790 die Berliner Bühne eroberten, wie „Dienstpflicht" und „Spieler". Fast noch größer als der Beifall, den sich diese deutschen Dramatiker erwarben, war der, welcher den deutschen Opern zu Theil wurde, letzterer zugleich ein Sieg der einheimischen gegen die ausländischen Producte. Von Mozart errangen außer der „Zauberflöte" „Figaro's Hochzeit", „Don Juan" und „Titus", von Gluck „Iphigenie" und „Alceste" die schönsten Erfolge, zu denen mehr noch als der Theaterleiter die geschickten Kapellmeister Wessely und B. A. Weber das Ihrige beitrugen.

Das Interregnum der Herren Ramler und von Warsing, in dem von einer Herrschaft eigentlich kaum die Rede war, war von sehr kurzer Dauer. Eines der wenigen wichtigen Ereignisse aus dieser Zeit war die Stiftung eines Pensionsfonds für die Mitglieder der Schaubühne. Bei dieser Gelegenheit hielt Fleck eine Dankrede (vergl. Annalen Heft 15 S. 3 ff.). 1796 wurde A. W. Iffland, auf den der kunstliebende König schon seit Jahren sein Augenmerk geworfen hatte, und der ohne Zuthun, ja ohne Benachrichtigung der Directoren zum Gastspiel eingeladen worden war, zum Generaldirector ernannt, Ramler wurde seiner

---

Geschmack auf der Bühne behaupten zu können." Eine andere Stelle über Zwistigkeiten zwischen Ramler und Engel daselbst, Bd. I, 132. Ueber Engel's Abschiedsgesuch Schiller's Briefe, ed. Jonas IV, 41 vgl. 480.

Stelle enthoben, Warsing blieb als Justizkommissar und Iffland begann allein seine segensreiche Wirksamkeit.

Die wahre Blütheperiode des Berliner Theaters ist durch den Namen Iffland bezeichnet. A. W. Iffland (1759—1814) kam als Gast Ende 1796 nach Berlin. Ueber den Eindruck, den er auf der Bühne und in der Gesellschaft machte, schrieb ein Zeitgenosse*): „Unser Publikum läßt Iffland volle Gerechtigkeit widerfahren. So oft er spielt, wird das Orchester gedrängt voll Zuschauer und die Musik muß hinter dem Vorhange sein. Schon um $3^1/_2$ Uhr (um $5^1/_2$ geht das Schauspiel an) ist das Parterre, das etwa 450 bis 500 Menschen, sitzende und stehende, fassen mag, gedrängt voll, so daß man wenigstens nicht mehr zum Sitzen kommen kann. Auch habe ich mich gefreut, daß unsere Berliner so manchen kleinen schönen Zug richtig fühlen und den Künstler durch ein leises Lächeln oder durch Bravo von einzelnen Stimmen belohnen. Der Mensch Iffland wird sich über Berlin ebenso wenig beschweren als der Schauspieler. Man reißt sich ordentlich um seine Gesellschaft und kann seiner nur selten habhaft werden. Bis jetzt ist es an unserem Hofe noch ohne Beispiel, daß ein Schauspieler bei Prinzen gegessen hat; Iffland ist aber von der Prinzessin Ferdinand und auch von unserem Kronprinzen zu Tische gebeten worden."

Der Eindruck schwächte sich mit der Zeit kaum ab. Beweis dafür sind die enthusiastischen Urtheile in den Tageszeitungen und den Theaterzeitschriften.

Besser als die gewerbsmäßigen Kritiker unterrichtet über Iffland ein unparteiischer jugendlicher Beurtheiler, der 1801 längere Zeit in Berlin zubrachte:**) „Man vergißt auch ihn und sich selbst, wenn man ihn auf dem Theater sieht. Die Wahrheit seines ganzen Spiels, die künstliche Natürlichkeit seiner Declamation und Action, die völlige Abwesenheit jeder Manier,

*) Sander an Böttiger 19. November 1796.

**) Gustav Hehn, der Vater von Victor H., an seine Mutter, mitgetheilt von Th. Schiemann, Balt. Monatsschrift, Bd. 40, S. 160.

die edle Ungezwungenheit und Gewandtheit jeder noch so geringfügigen Bewegung, die weise Oekonomie mit seiner Stimme, der Mangel am Uebertriebenen u. s. w. sind Vorzüge, die er in einem Grade besitzt, den Niemand übertreffen kann. Man vergißt, wenn er spielt, daß man einen Schauspieler sieht, man glaubt in der wirklichen Welt zu sein, man möchte sich mit in die Handlung, mit in das Gespräch mischen, weil man bei einem Bekannten zu sein glaubt. Alles an ihm ist Natur, und dies ist bei ihm die Wirkung der feinsten und gedachtesten Kunst! Wer ihn nicht hat spielen gesehen, der sage nicht, daß er schon wisse, was diese Kunst leisten kann; wer Achtung fürs Theater gewinnen, wer sich von dem moralischen Nutzen desselben und von seinem Einfluß auf menschliche Gemüther überzeugen will, der sehe Iffland spielen. Wenn er gute Grundsätze predigt, oder Fehler tadelt, so ist es unmöglich, das Schauspiel-Haus anders als mit dem Vorsatze zu verlassen, die guten Grundsätze anzunehmen und die Fehler abzulegen."

Das Theaterpublikum gab jedoch nach wie vor zu vielen Ausstellungen Anlaß. Der Lärm, das Schwatzen, Pochen, Zischen, Pfeifen war unerträglich. Selbst das Erscheinen der königlichen Familie machte keinen Eindruck. Am schlimmsten war es am Sonntag, wo die „Mylords vom Mühlendamm" erschienen. Auch Höhergestellte indessen, Offiziere namentlich, gaben weiter zu Klagen Anlaß; es kam nicht selten vor, daß die Polizei einschreiten und Verhaftungen vornehmen mußte. Gelegentlich bekundeten Gönner einer Schauspielerin diese ihre Gunst in etwas aufdringlicher Weise; bisweilen lieferten sich die Anhänger nebenbuhlerischer Actricen, die hinter den Coulissen an einander gerathen waren, auch im Parterre förmliche Schlachten. Auch kam es vor, daß Gegnerschaften zwischen einzelnen Schauspielern und dem gesammten Publikum auszugleichen waren, wenn ein Schauspieler durch Trunkenheit die Vorstellung gestört oder eine Schauspielerin durch einen heftigen Ausruf die ihrer Meinung nach nicht genügenden Beifall spendenden Zuschauer beleidigt

hatte. Der seltenste Fall war wohl der, daß ein litterarischer Zwist Publikum und Schauspieler trennte, daß das Publikum nicht aus augenblicklichem Mißbehagen ein ihm gebotenes Stück durch Zischen ablehnte, sondern daß die Abneigung gegen eine ganze Richtung demonstrativ erklärt wurde.

Iffland's Directionsführung charakterisirte sich als Mischung von Kraft und Milde. Wie seine noch jugendliche und bedeutende Persönlichkeit eine ganz andere war, als die seiner Vorgänger, so auch seine Stellung den Schauspielern, wie den Machthabern gegenüber. Diese, die ihm eine glänzende Besoldung gaben, bemühten sich, seine Wünsche zu befriedigen, jene sahen in ihm nicht bloß den erfolgreichen Dichter, sondern verehrten auch den bühnenkundigen Schauspieler und Director. Daher wußte er bald die Errichtung eines neuen Theatergebäudes durchzusetzen. Am 31. Dezember 1801 wurde das alte Theater mit einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ und einer Herklots'schen Theaterrede geschlossen, am 1. Januar 1802 unter dem furchtbaren Andrängen einer übergroßen Menschenmenge das neue Schauspielhaus, das an dem Platze des jetzigen stand, eröffnet, prächtiger und größer, als das alte. Wiederum hatte Herklots in einer poetischen Eröffnungsrede das Wort*), einer öden Versspielerei, in der nicht einmal Fleck's Tod erwähnt war, — während dichterisch viel bedeutendere auf diesen Tag gedichtete Reden unbeachtet blieben — und Kotzebue's „Kreuzfahrer“ waren das erste aufgeführte Stück. Huldigungen für den König und die schöne Königin beschlossen die Feier.

Wie dem Publikum, den Schauspielern und den Großen, so nahm Iffland auch den Dichtern gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als seine Vorgänger. Bisher waren Schiller's und Goethe's Stücke nur gelegentlich, vielleicht gradezu gegen den Willen des jeweiligen Leiters (vergl. oben S. 158, Anm. *), jedenfalls ohne Wissen der Autoren, aufgeführt worden; nun

---

*) Vgl. Berliner Neudrucke II, 3. Seite, XXXV ff., S. 148 ff.

wurden autorisirte Vorstellungen der klassischen Dichtwerke gegeben, denen die Weimaraner erwartungsvoll entgegensahen. Zwar Goethe hatte als Bühnendichter keinen großen Erfolg. Diejenigen seiner Stücke, die unter Iffland's Direction zum ersten Mal gegeben wurden, weder „Tancred" noch „Egmont", beide 1801, weder „Iphigenia" noch „Die natürliche Tochter", beide 1803, konnten das Publikum fesseln.*) Mehr vermochten dies ältere Stücke, wie „Clavigo", in dem Brockmann als Gast glänzte. Mit Schiller aber zog ein gefeierter Gast ein, der den Schauspielern die schönsten Aufgaben stellte und das Publikum mit Begeisterung erfüllte. In rascher Aufeinanderfolge wurden „Wallenstein" 1799 (nur 2 Theile, „Das Lager" erst 1803) gegeben, ein großer Triumph für Fleck, der die Titelrolle spielte, „Maria Stuart" 1801, wo die Unzelmann Triumphe feierte, in demselben Jahre (23. November) „Die Jungfrau von Orleans", die in den folgenden sechs Wochen 13 mal wiederholt und in den nächsten 40 Jahren 240 mal gespielt wurde, und in der die Pracht der Vorstellung selbst kühle Beurtheiler blendete, „Die Braut von Messina" 1803, „Wilhelm Tell" in demselben Jahre, „Phädra" 1806; auch andere Stücke, sogar Bearbeitungen z. B. „Turandot" erhielten ihren Platz, während die Uebersetzungen französischer Lustspiele zwar angeboten, aber damals nicht verwendet wurden. Die Schiller'schen Stücke wurden fast ausnahmslos in der Originalfassung dargestellt. Eine Ausnahme machte nur „Die Jungfrau von Orleans". Für sie**) fand sich zwar kein Plümicke, aber Woltmann unternahm es — denn er war es, wenn der Theaterzettel auch Schiller die Veränderung zuschrieb — den Montgomery, den schwarzen Ritter, selbst den Erzbischof zu streichen. Auch die Rollen waren theilweise schlecht besetzt, namentlich die weiblichen, da neben der Meyer (Jungfrau) die ersten

*) Vgl. Fichte's Briefe: Goethe, Jahrbuch XV, Zelter-Goethe I, 63, 76, 91, der freilich erst für die späteren Jahrzehnte der treueste Theaterreferent wurde.

**) Aus Briefen Sander's an Böttiger 1802.

Schauspielerinnen, z. B. die Unzelmann Nebenrollen zu spielen sich weigerten. Trotzdem, vielleicht nicht zum wenigsten durch den Pomp der Aufführung, eroberte das Stück rasch die allgemeine Gunst; war der Eindruck schon im alten Theater, auf der kleinen Bühne ein mächtiger – besonders angestaunt wurden die 160 Menschen im Krönungszuge —, so wurde er auf dem neuen noch in stärkerer Weise empfunden.*) Auch alle übrigen Stücke Schiller's fanden begeisterte Aufnahme nicht bloß wegen des Namens des Autors und glänzender Einzelleistungen der Schauspieler, sondern wegen ihres dichterischen Werthes. Selbst politische Anspielungen, die der übervorsichtige Iffland in Wallenstein und Tell zu entdecken meinte, mögen bei der Menge den Erfolg noch vermehrt haben. Schiller ließ sich die Mühe nicht verdrießen, selbst für Besetzung einzelner Rollen Vorschläge zu machen, die Decorationen bis auf Kleinigkeiten mit dem Theaterdirector zu besprechen, ja ein Stück (Tell) Bogen- und Aktweise zu schicken, ein Zeugniß, welchen Werth er auf Iffland und die Berliner Aufführung, die ja auch pecuniär für ihn nicht unwichtig war, legte.

Gegenüber der Vorherrschaft Goethe's und Schiller's erscheint das Auftreten Shakespeare's als ein kümmerliches. Trotz der Schlegel'schen Uebersetzung, durch die er beim Publikum eingebürgert wurde, vermochte er auf der Berliner Bühne noch keinen rechten Platz zu gewinnen. Nur „Julius Cäsar" wurde damals neu aufgenommen. Dagegen herrschten die alten Götter, am unbedingtesten Kotzebue, dessen Lust- und Trauerspiele, selbst „Benjowsky", fast ausnahmslos aufgeführt wurden. Seine Herrschaft war eine so unbestrittene, daß die Direction, die ein Drama „Johanna von Montfaucon" nur aus äußeren Gründen abgelehnt hatte, auf ein Machtwort des Gewaltigen hin sofort zu Kreuze kriechen mußte. Von musikalischen Werken sind in

*) Schiller soll die übergroße Pracht des Krönungszuges getadelt haben. Göckingk, Nicolai S. 185 A., berichtet seine Worte: man habe den Zug und die Jungfrau gegeben.

erster Linie Himmel's „Fanchon", einer der bedeutendsten Erfolge der Iffland'schen Direction überhaupt, und Gluck's „Armide" zu nennen.

Von den Berliner Dichtern kamen wenige zum Worte. Einen wirklichen Erfolg bedeutete nur Werner's „Martin Luther" oder „Die Weihe der Kraft". Die Aufführung dieses Stückes war ein Theaterereigniß ersten Ranges.*) Das Stück wurde am 11. Juni 1806 zum ersten, am 15. Juli zum fünfzehnten Male aufgeführt und dann nur aufgegeben, weil Officiere durch eine die Hauptperson parodirende Maskenfahrt öffentliches Aergerniß gegeben hatten. Iffland, durch seine Meisterdarstellung Luther's, riß zur Bewunderung hin. Aber das Schauspiel selbst, vom Dichter als deutsches Nationalspiel, zur Erhebung in schweren Zeiten, zum Erwecken und Stärken von Glauben, Kraft und Freiheit bestimmt, der Königin Louise gewidmet, ergriff viele Kreise mit starker Gewalt. In einer Zeit religiöser und politischer Lauheit mußte die warme, stürmisch aufquellende, nationale und fromme Begeisterung einen bedeutenden Eindruck hervorrufen. Daß der begeisterte Apologet des Reformators bald ein übereifriger Katholik werden würde, konnte man nicht ahnen.

Der Grund, warum die neue romantische Richtung, der Werner's Luther allerdings nicht völlig zuzurechnen ist, nicht recht zum Worte kam, lag in der litterarischen Gesinnung, welche die Wortführer der Schule gegen Iffland aussprachen und in Iffland's dadurch hervorgerufenen gereizten persönlichen Stimmung. Seitens des Theaters kam es einmal geradezu zu einem kleinen Kampf.**) Am 3. November 1800 wurde das Lustspiel „Cha-

*) Vgl. Goedeke. Grundr., Bd. III. Neuerdings Minor, Fkt. 1881, Poppenberg, Berlin 1893. „Die Weihe" wurde zuerst 1806 gedruckt. Damals erschienen: „Gesänge aus D. W. d. Kr.", Berlin 1806, und „Einige Worte an das Publikum über das Schauspiel D. W. d. Kr". Berlin 1806. Vom Verf. desselben.

**) Teichmann, S. 166. Tieck's, Schlegel's, Iffland's Briefe daselbst, S. 275, 284—90. Sander an Böttiger 6. Dec. 1800. Köpke, Tieck, I, 280—83. Nachgelassene Schriften, Bd. II, Haym, S. 757. Fischer, S. 96 ff.

mäleon“ von Beck aufgeführt, in dem ein hungriger Bettelpoet Schulberg als Schmarotzer, Mystiker, Mitglied einer aus fünf Sonettisten bestehenden Clique, die sich beweihräuchert und Andere in den Koth zerrt, dargestellt wurde. Daß bei dieser Figur speciell an Tieck (es war von romantischen Dichtungen des Peter Lebrecht die Rede, vgl. oben S. 132) gedacht war, steht außer Zweifel, vielleicht waren auch die beiden Schlegel, Bernhardi, Novalis, eben die fünf, gemeint. Tieck beklagte sich mündlich und schriftlich bei Iffland, wünschte die Weiteraufführung zu hindern, drohte dagegen zu schreiben und sich auch sonst an Iffland zu rächen*), zog sich aber dadurch nur verdiente Abfertigung zu. Das Stück hielt sich, vielleicht mit Ausmerzung der auf die Zeit berechneten Anspielungen, die jedenfalls in der gedruckten Ausgabe von 1803 fehlten, bis 1836 auf dem Theater. Nach solchen Vorgängen blieb das Theater den Romantikern längere Zeit verschlossen.

Iffland, der selbst sein erster Schauspieler war, verfügte über einen Stab tüchtiger Kräfte. Selbst von der Döbbelin'schen Familie war die seit 1775 engagirte Tochter geblieben, die erst im Jahre 1828 starb. In erster Linie unter den Schauspielern stand Fleck, der am 20. December 1801 starb und seine Gattin Louise, geborene Mühl, beide seit 1792, K. W. Unzelmann, der launische, trunksüchtige, zu Händeln stets bereite, und seine Gattin, die durch Lieblichkeit und Genialität gleich verführerisch war,

*) Sander an Böttiger: „Um sich zu rächen, haben nun die Herren Tieck, Bernhardi und ein gewisser Grattenauer Ifflanden bei seinem Benefiz (Das Erbtheil des Vaters, Fortsetzung des Essighändlers) auspochen wollen. Sie suchen Theilnehmer anzuwerben. Einer der Aufgeforderten zeigt das der Polizei an und diese läßt den drei genannten Herren andeuten: wenn im Schauspiele Lärm entstehe, so werde man sich an sie halten. Die Benefiz-Vorstellung ist ruhig abgegangen, weil mehrere Polizei-Beamte zugegen gewesen sind. Nun aber wird Hr. Tieck seinen Aufsatz gegen Iffland und nebenher gegen Merkel drucken lassen. Er hat ihn schon Hrn. Maurer, dem Verleger des Archivs, geschickt, doch selbst dem ist er zu stark gewesen, und er hat erklärt, so etwas könne er nicht drucken.“ Diese Darstellung mag freilich für das Sensationsbedürfniß des Empfängers etwas zugestutzt sein.

beide seit 1788, nachdem der Gatte schon von 1775—81 in Berlin gewesen war, F. J. Beschort und seine besonders als Sängerin thätige Frau, beide seit 1796, Franz Mattausch seit 1789. Von neuen Schauspielern wurde in dieser ersten Zeit Iffland'scher Wirksamkeit Gern und Fräulein Maaß angestellt, von denen jener seine große komische Wirkung erst in den folgenden Jahrzehnten entfaltete, diese vornehmlich in Schiller'schen Stücken glänzte.

Die Hauptlieferanten der dramatischen Kost, die den Berlinern gereicht wurde, waren Iffland und Kotzebue.*) Jener gehörte, wie schon bemerkt, fast 20 Jahre Berlin an, dieser unstät wie immer, Reisender aus Leidenschaft und Bedürfniß, stets bemüht, sein Interesse zu verfolgen, wo es ihm am vortheilhaftesten dünkte, war nur während einiger Jahre am Anfang des 19. Jahrhunderts in Berlin, unterhielt aber dort so viele persönliche Beziehungen und gewann durch seine Zeitschrift und seine Dramen so großen Einfluß, daß er hier nicht übergangen werden darf. Man wird kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß Kotzebue eine starke Stütze des Repertoires war. Die Zahlen, welche die Meisterwerke Shakespeare's, Goethe's Schiller's, Lessing's oder einzelne Opern Mozart's und Anderer aufweisen, sind freilich größer als die seiner einzelnen Stücke, aber an die Masse der von ihm aufgeführten, etwa 70, reicht keiner der Genannten und überhaupt kein Dramendichter heran. Von 1789, da „Menschenhaß und Reue" (bis 1843: 88 mal; die Fortsetzung „gutmüthige

*) Ueber Iffland vgl. bes.: Ueber meine theatr. Laufbahn, hgg. von Holstein (Deutsche Littdenkm. 24), namentlich H.'s Einleitung, wo gute Zusammenstellung d. Litteratur. Kürschner in A. D. B. XIV ist ganz äußerlich. Für die Beurtheilung Jos. Hillebrand's Littg., Bd. 2. Für Kotzebue ist außer meiner Zusammenstellung (A. D. B. XVI) Schäffer-Hartmann, Rabany, Paris 1893, J. Minor's ausgezeichnete Besprechung des letztgenannten Buches (Gött. gel. Anz., Nr. 1, 1894) benutzt, der ich im Wesentlichen gefolgt bin. Ueber Kotzebue und die Romantik s. oben S. 147ff., Kotzebue's Tod ist unten Buch 3, Kap. 14, behandelt.

Lüge" oder „Lüge aus guter Absicht" brachte es nur auf acht Vorstellungen) und „Die Indianer in England" (bis 1847: 69 mal) zuerst aufgeführt wurden, verging bis 1822 kein Jahr, in dem nicht mindestens ein neues Stück von ihm zur Darstellung gebracht wurde. Es kam wohl vor, daß einzelne Stücke sehr wenige Aufführungen erlebten, sowohl Schau- als Lustspiele, besonders fast alle Singspiele und Operetten, zu denen er den Text geschrieben hatte. Eine Ausnahme machte nur die schon oben erwähnte „Fanchon" (136 mal von 1804—53) und der „Wildschütz", der seine Unverwüstlichkeit freilich mehr der Musik als dem Texte verdankt; seinen kleinen Niederlagen aber standen die größten Erfolge gegenüber. Selbst eine Gelegenheitsposse, wie „Das neue Jahrhundert" erlebte 34 Wiederholungen, während „Paläophron und Neoterpe" sich mit 6 begnügen mußte. Die Zahl seiner vielfach aufgeführten Stücke bewegt sich aufwärts von 27 Vorstellungen („Der Besuch"), bis 58 („Brandschatzung"), 91 („Die beiden Klingsberge"), 106 („Der arme Poet"), 123 („Der gerade Weg der beste"), 130 („Die deutschen Kleinstädter"). Die Lustspiele wurden, wie schon aus diesen Zahlen ersichtlich ist, häufiger gegeben als Schau- und Trauerspiele; einzelne der letzteren waren recht beliebt, dagegen brachte es „Rolla's Tod" nur zu 10 Aufführungen. Dabei ist es merkwürdig, daß Stücke, die nach seinem Tode zum ersten Mal auf die Bühne kamen, wie etwa „Der Edukationsrath" (1822 ff.) sehr geringen Erfolg hatten, während noch Jahrzehnte nach seinem Tode die ehemals aufgeführten Stücke mit größtem Beifall sich auf der Bühne erhielten. Von den oben angeführten Lustspielen z. B. sind vier bis 1855 bezw. 65, 67 und 70 auf der Berliner Bühne gern gesehen worden.

Nun ist der Erfolg gewiß nicht der einzig richtige Werthmesser für die Güte eines Bühnenstücks. Aber es geht ebensowenig an, grade bei diesen Werken die Wirkungen auf die Theaterbesucher Deutschlands und des Auslands, die Zeitgenossen und die Späteren, ganz außer Acht zu lassen. Zudem wirken

noch heute, trotz des veränderten Geschmacks, einzelne Lustspiele erheiternd genug, und manche ernste Stücke, die nicht mehr auf der Bühne erscheinen, machen auf den Leser einen erhebenden und erschütternden Eindruck. Kotzebue entnahm seine Stoffe vielfach den Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts, Molière und Picard, Marmontel, Chamfort und anderen, seine Typen gelegentlich Diderot und Rousseau. In Conflicten und Motiven schloß er sich gern an Vorgänger, z. B. Goethe (Stella) an, auf die metrische Form, aber auch auf das Ritterliche mancher Tragödien gewann Schiller Einfluß, selbst den von ihm geschmähten Romantikern entlehnte er Heilige und Schutzgeister, ließ seine Helden kraft Prädestination handeln und durch Träume bestimmen und wußte zahlreiche, weniger bedeutende deutsche Dichter in Contribution zu setzen. Mit dem Instinkte, den er für alles Bühnenwirksame besaß, wußte er packende Charaktere und Motive herauszufinden. Er behandelte mit Vorliebe, wie Minor sich ausdrückt, „den Gegensatz zwischen Natur und Kultur, das Recht des Herzens und der willkürlichen Satzung", aber verwechselte dabei Natur mit dem Unnatürlichen; er suchte dem Conflict die Spitze abzubrechen, indem er ihn milderte. Daher vermochte er in den ingénus, deren Typus er zuerst in Deutschland auf die Bühne brachte, wahre Unschuld und Naivetät so selten zu schildern und stellte beim Ehebruch nur die rohe Thatsache, nicht den psychologischen Conflict dar. Edelmuth und Großmuth zu schildern betrachtete er in vielen Dramen als Hauptaufgabe; den Kindern, die durch schlichtes Erscheinen oder rührende Bitten oder durch die von ihnen erweckte Erinnerung gleich wirksam sein mußten und oft wirklich waren, wurde dabei ein ganz besonderer Platz eingeräumt. Außer dem Streben zu rühren hatte Kotzebue besonders das zu unterhalten und zu erheitern und bemühte sich, diesem von der Mehrzahl aller Theaterbesucher getheilten Verlangen durch Karrikaturen, Späße und Satiren zu genügen. Französische Revolution und Deutschthümelei, Prüderie und Devotion, Freimaurerei und Aberglauben, Schädellehre und Romantik wurden

von ihm durchgehechelt; die Weimarer Classiker und gefeierte Schriftsteller überhaupt, denen er gewiß nicht neidlos gegenüberstand, erhielten ihr Theil. Auf eine tiefere Beobachtung des Lebens selbst, auf ein Studium der ihn umgebenden Welt ging er nicht aus — zu Studien hatte der eifrige Schriftsteller, der in einer kaum 30jährigen Schriftstellerzeit mehr als 200 Theaterstücke, außerdem Romane, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, politische Berichte und unzählige Journalartikel schrieb, überhaupt keine Zeit — nur einzelne lustige Menschentypen gelangen ihm vortrefflich. Narren und Bediente, Dorfjunker und Kleinstädter gestaltete er in ausgezeichneter Weise, obwohl auch in den berühmtesten Lustspielen dieser Gattung die französischen Vorbilder oft durchsichtig genug sind. Aber Krähwinkel, das erst durch Kotzebue ein Spottname wurde, wurde mustergültig als Typus einer Kleinstadt geschildert. Er arbeitete in leichtsinniger und frivoler Weise mit altbewährten Recepten, wie Verkleidungen und Mißverständnissen. Oft konnte er einem pikanten Anreiz nicht widerstehen und mußte seiner Natur entsprechend Frivoles und Unmoralisches in reicher Fülle darbieten. Nur an das, was ihm wirklich verehrungswürdig galt — Religion und Vaterland — rührte er nicht und grade dem Patrioten, als der er sich freilich weniger in seinen Dramen, denn in seinen übrigen Schriften zeigte, dürfte die unbedingteste Achtung zu Theil werden. Nicht durch Phantasie und Genie, nicht durch Fleiß und tiefe Beobachtung, sondern durch Speculation auf die niedrigen Instinkte der Menge, ihr Rührungs- und Erheiterungsbedürfniß, durch leichte Benutzung litterarischer Vorbilder, durch seltene Geschicklichkeit in der Anwendung der Mittel, durch Schaffung überaus dankbarer Rollen für die Schauspieler bereitete sich Kotzebue unter den Theaterdichtern eine unvergleichliche Stellung und erhielt sich in seinem Ruhme auch für Berlin Jahrzehnte lang.

An Talent stand Iffland ihm offenbar nach;*) an Ernst,

*) Selbst Bernhardi im „Kynosarges“ räumt ein, daß Iffland tief unter Kotzebue stehe, daß des Letzteren Stücke im Vergleich zu denen des

Fleiß und Ehrbarkeit übertraf er ihn bei weitem. Doch noch weniger als der Erfolg vermag allein die Ehrbarkeit dem Dichter Lorbeer zu verschaffen. Es waren zwei völlig verschiedene Menschen, die hier fast gleichzeitig in die Litteratur eintraten und gemeinsam ein Vierteljahrhundert den dramatischen Geschmack ihrer Landsleute bestimmten, indem sie ihm dienten. Kotzebue, einer begüterten adeligen Familie entstammend, von einer zärtlichen Mutter gepflegt und verwöhnt, lernte nie des Lebens Noth kennen, sondern befand sich Dank seiner Betriebsamkeit und seiner Erfolge meist in glänzenden Verhältnissen; Iffland, obwohl er als Mitglied einer gutbürgerlichen Familie zur Welt kam, entfloh aus dem Elternhause, um seiner Leidenschaft, Schauspieler zu werden, Genüge zu thun, und mußte lange Zeit die Schwere des Daseins kosten. Infolgedessen war die Weltanschauung beider eine völlig entgegengesetzte. Kotzebue's heiterer Optimismus stand Iffland's schwerem Lebensernst gegenüber. Kotzebue hatte wenigstens Humor, der in tollen Uebermuth ausarten konnte, sodaß manche seiner Lustspiele wirren Possen glichen, Iffland blieb auch in seinen Lustspielen ein trockener Pedant. Kotzebue betrachtete die Zeit, wenn auch in Zerrbildern, Iffland, der in der Gegenwart zu stehen und ihre Sitten darzustellen meinte, versetzte sich in eingebildete Zeiten und Welten. Kotzebue war wohl eine Zeitlang als Dramaturg, Theaterdichter, ja vorübergehend als Theaterdirector thätig, im Allgemeinen aber ein Schriftsteller, der auf das Publikum sah; Iffland war zeitlebens Schauspieler und Schauspielleiter, der sein Augenmerk auf die Schauspieler richtete. Kotzebue fühlte sich als eine Macht für sich, der sich an Anderen zu reiben, mit ihnen anzubinden als Naturzwang erachtete, dagegen Andere neidlos anzuerkennen nicht vermochte; Iffland wünschte in Ruhe zu leben und bezeigte sich daher fast unterwürfig gegen die Großen. Nur in einem waren beide gleich; sie errangen durch ihre dramatischen Arbeiten

---

Ersteren kühner, kraftvoller, im Innern reicher und poetischer, seine Darstellungen individueller sind.

einen großen Erfolg, nicht bloß an der Stätte ihres augenblicklichen Wirkens, sondern in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus. Aber dieser Erfolg überdauerte bei Iffland die Zeiten nicht. Während manche Stücke Kotzebue's noch heute Lächeln erregen, erzeugen Iffland's Stücke, wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten aus dem ehrwürdigen Staube der Vergessenheit gezogen werden, gähnende Langeweile. Denn so groß und bedeutsam Iffland als Schauspieler in komischen und tragischen Rollen, in seinen eigenen Stücken und in Werken der großen Classiker war, in denen er als der erste, ja fast der einzige würdige Repräsentant erschien, so klein und unbedeutend ist er als Dichter.

Das Gebiet, dem Iffland hauptsächlich seine Vorwürfe entnahm, ist das bürgerliche Drama, das Familien- und Sittengemälde. Dadurch, daß er beständig bürgerliche Ehrenhaftigkeit verherrlichend vorführte, wurde er auf die Dauer langweilig: er konnte nur Idealbilder des Guten und Schreckensgestalten des Bösen entwerfen und durch einen moralischen Schluß für die Befriedigung der Leser sorgen. Er blieb platt und prosaisch in der Schilderung der Liebe, in der Darstellung der Situationen, in der Ausbildung der Charaktere. Wohl war er fleißig, aber seine „Fruchtbarkeit, die fast alles neben ihm verdrängte", ließ ihn zu einer gedeihlichen Ausarbeitung nicht gelangen. Die Handlung in seinen Stücken ist meist unmotivirt, der Plan verworren, die Charaktere übertrieben, der Schluß gewagt. Selbst Schiller und Goethe, die Iffland, den Schauspieler verehrten, den Theaterdirector schonten und den Menschen respectirten, vermochten ihn als Dichter nicht zu halten. Goethe, der Kotzebue trotz seiner gründlichen Verachtung des Menschen auf der Weimarer Bühne oft genug das Wort gelassen und einzelne seiner Stücke zusammengestrichen und geändert hatte, bewies zwar manchen Iffland'schen Dramen denselben Liebesdienst, fügte einem von ihnen — den „Hagestolzen", das er für das Beste hielt und von dem er erklärte, es sei das Einzige, das aus der Prosa ins Ideelle geht — ein Nachspiel hin-

zu. Das Prosaische und Alltägliche der Gegenstände und der Behandlung aber, das eine Zeitlang das Publikum unterhielt, das sich gern selbst sah, wirkte auf die Dauer, wie Goethe selbst bekannte, abstumpfend und abstoßend. Dazu kam die Unmanier, die moralische Besserung unmotivirt von außen her erfolgen zu lassen, nicht aus den Situationen und Charakteren heraus zu entwickeln, und endlich wie bei Kotzebue der falsche Kontrast von Kultur und Natur, das Herabdrücken jener und das Hinaufschrauben dieser. Aber von beiden hatte der Dichter, der ein guter Mensch, aber ein schwacher Beobachter war, keine richtige Vorstellung. In seichter Aufklärungsmanier suchte er die großen Angelegenheiten der Zeit zu lösen. So blieb der große Menschendarsteller, der meisterhaft die Gebilde der größten Dichter verkörperte, unfähig, aus eigener Kraft lebenswahre Gestalten zu schaffen.

Als Berliner Theaterdichter ist als Dritter Engel zu nennen. Er bewies durch seine Dramen, daß er kein Dramatiker war. Außer seinen vollendeten eigenen Bühnenwerken gibt es von ihm ein paar Fragmente und einzelne Uebersetzungen, ferner eine Operette „Die Apotheke“. Viele seiner Dramen wurden mehrfach aufgeführt, einzelne übersetzt, einige von dem Autor verschiedentlich umgearbeitet. Sie waren zu ihrer Zeit sehr beliebt und boten angehenden Dichtern vielfache Anregung. Die meisten seiner Dramen, deren einige erst nach seinem Tode gedruckt, andere schon in den 70er Jahren entstanden sind, beziehen sich auf den siebenjährigen Krieg oder behandeln dessen Wirkungen. Friedrich der Große kommt zwar selbst nicht vor, aber sein Wirken: Belohnung der Guten, Bestrafung der Schlechten, die seine Befehle übertraten und durch Grausamkeit Schrecken verbreiteten, Menschlichkeit im schönsten und besten Sinn soll überall deutlich werden. Dies geschieht schon in dem von Pietät triefenden Lustspiel „Der dankbare Sohn“, wo der zu hohen militärischen Würden gelangte Sohn eines Bauern, der Stolz seiner Eltern, gerade zur rechten Zeit kommt, um einem bösen, geradezu betrügerischen

Werber das Handwerk zu legen. Das Vorbild Friedrich's wirkte auch in dem Stückchen „Der Edelknabe", wo freilich der Fürst, der mit vollen Händen große Geldsummen und Kostbarkeiten verschenkt, Jahrgelder spendet, nicht Friedrich sein soll, wo aber doch in dem Fürsten das großmüthige, das wahre Verdienst erkennende, ebenso nachsichtslos bestrafende als freundlich belohnende Wesen des Königs verkörpert ist. Deutschthum, mit allgemeinem Patriotismus verbrämt, und Aufklärungsideen, denen sich gelegentlich Hohn gegen die Geistlichen zugesellt, schimmern auch durch das römische Gewand hindurch („Titus"), denn Vespasian, der seinen Sohn Titus erst auf Andringen des Senats zum Imperator und Cäsar ernennt und gerade demjenigen unter den Senatoren am liebsten zuhört, der ein freies Wort nicht zurückhält, soll eine Idealgestalt für Friedrich sein, und sein Sohn Titus mit dem ganzen Aufklärungsprogramm, das er in einer seitenlangen Rede darlegt, ist kein anderer als Friedrich's Nachfolger, wie ihn die Aufklärer sich dachten und erhofften. Sind diese kurzen Versuche, in denen, obgleich bei ihnen manchmal der Titel Lustspiel vorkommt, kein Funken Humor zu spüren ist, noch immerhin erträglich, so ist das große Drama „Eid und Pflicht" eine fünfactige Salbaderei. Vielleicht wurde es so schlecht durch seine häufige Umarbeitung. Es hieß ursprünglich „Die Geißel", dann „Der Eid", dann „Der erzwungene Eid" und bekam endlich seinen jetzigen Titel, durch den allerdings am besten der Conflict ausgedrückt wird. Die meisten Personen dieses Stückes überbieten sich an Edelmuth; von dem Vater an, einem Stadtrath, der geschworen, eine neue Contribution nicht zu unterzeichnen, obwohl er durch seine Weigerung sein Verderben und seinen sicheren Tod vor Augen sieht, bis zu dem feindlichen Hauptmann. Dieser, der schon vorher aus reiner Menschlichkeit sich das Schicksal der Familie zu Herzen genommen, thut, als er erkennt, daß er von dem Sohne gerettet worden ist, einem Soldaten, der bloß die Kleinigkeit einer Fahnenflucht und eines Meineids auf dem Herzen hat, sonst aber ein Musterbild von

Tugend ist, alles Mögliche, um Vater und Sohn zu retten. Dem Tugendbold steht der obligate Bösewicht gegenüber, ein Oberst, der eigentlich nur die Strenge der Kriegsgesetze walten läßt, aber eine alte Schuld, die er auf dem Gewissen hat, mit seiner Entlarvung und seinem freiwillig-gezwungenen Abschied büßen muß. Selbst der Tod des kranken Vaters, der wegen der begleitenden Umstände rühren und ergreifen müßte, wirkt hier, trotzdem er neue Thränenfluthen der Schauspieler entfesselt, wie eine Erlösung.

Von einer Berliner dramatischen Litteratur außer den Werken Iffland's, Kotzebue's und Engel's kann man kaum sprechen. Wohl lebten einzelne Dramatiker in Berlin, wie K. Chr. Nenke und F. W. Raebiger, aber ihre wenigen Dramen sahen schwerlich das Licht der Lampen.*)

Auch F. L. W. Meyer's „Beiträge, der vaterländischen Bühne gewidmet" (Berlin 1793) mögen in diesem Zusammenhange genannt werden. Er war zwar kein Berliner, lebte aber einige Jahre in der Residenz, war Mitherausgeber einer Zeitschrift und veröffentlichte dort (gleichfalls 1793) seine „Spiele des Witzes und der Phantasie", gewandte Uebersetzungen, gefällige Tändeleien mit frivolem Beigeschmack, gelegentlich ernste Gedanken, z. B. eine Verherrlichung Rousseau's und nachdrückliche Hinweise auf die Kunst und Litteratur der Renaissance. Seine Dramen sind, wie schon der Titel besagt, nur Bearbeitungen, und zwar aus dem Spanischen, Französischen, Englischen, keine selbständigen Schöpfungen.

Von einiger Bedeutung waren H. W. Seyfried, K. A. Herklots und Rambach. Der Erste, der auch in Zeitschriften sein lebhaftes theatralisches Interesse bezeugte (vgl. oben S. 65), schrieb während

*) Ueber sie und die folgenden s. Goedeke, Grundriß V, 396 fg. A. W. Heidemann, Tugend und Liebe, Tr. und das dicke Halstuch L., beide Berlin 1796. In letzterem: Entlarvung eines Falschspielers und Gecken, der in einem Halstuch eine Uhr zu escamotiren sucht. Ueber Meyer s. A. Zimmermann, Halle 1890.

seiner Berliner Zeit, in der er, wie gezeigt (S. 156), Dramaturg werden wollte, einige Bühnenstücke. Sein sehr weitschweifiges Drama (fast 200 Seiten) „Die Thronfolge, ein fürstliches Familiengemälde“ (Berlin 1796) ist ein langausgesponnenes Intriguenstück, in dem ein guter schwacher König, ein besserer Erbprinz, eine beste Prinzenbraut und ein allerbester Rathgeber, der sich als Hofnarr gerirt, durch List des letztgenannten über einen schwächlichen, verführten zweiten Prinzen, dessen schlechte Geliebte und den noch schlechteren Hofmarschall triumphiren. Alle Guten werden belohnt und alle Bösen empfangen ihre gebührende Strafe. Die naive Anschauung des Verfassers, daß ein solches Zerrbild des Hoflebens an einem Hoftheater aufgeführt werden könnte, war ebenso wunderlich, wie die Kühnheit, mit der er einzelne Tiraden und ganze Situationen Lessing'schen, Schiller'schen, aber auch niedrigeren Vorbildern entnahm.

Herklots (1759—1830, oben S. 83) lebte 40 Jahre lang in Berlin, übersetzte eine große Zahl französischer und italienischer Singspiele und verfertigte unendlich viele Prologe, Theaterreden zu Geburtstagen und anderen festlichen Gelegenheiten. Seine selbstständige dramatische Production ist nicht sehr bedeutend. Aber sein Lustspiel „Der Proceß oder Verlegenheit aus Irrthum“,*) in dem Berliner in Leipzig die Hauptrolle spielen, eine kleine Probe Berliner Dialects gegeben wird, wo nach französischem Muster ein Liebespaar durch einen frechen Diener und eine schnippische Zofe zusammengeführt, streitsüchtige Väter versöhnt werden und ein deutscher Professor gehöhnt wird, zeugt von nicht übler Possenbegabung. Sein „lyrisches“ Drama „Pygmalion oder die Reformation der Liebe“ sollte die Venus „Pandemos“ in eine „Urania“ umgestalten. Es zeigt, abgesehen von dieser für die damalige Zeit wichtigen Tendenz, höchst dramatisches Leben: die Wiedervereinigung Pygmalion's mit Elisen, die durch ein Mißverständniß getrennt waren, die Verklärung dieses Künstlers und Menschen, der Triumph reiner Freundschaft und kriegerischer

*) Operette, Berlin 1793. Der Prozeß, Lustsp. Berl. 1794.

Tüchtigkeit bei dem Kampf um die Herrschaft Cyperns werden vorgeführt, oft in bombastischen, mitunter in Versen, die wirkliches Gefühl verrathen.

Rambach's Dramen „Der große Kurfürst vor Rathenau", „Otto mit dem Pfeile", „Friedrich von Zollern" (Berlin 1797 bis 1798) waren im Grunde nur historische Studien mit patriotischer Tendenz, die der Dichter geradezu den Königen widmete, von denen er Belohnung seines Schaffens zu erhalten wünschte. „Eine Frucht des Friedens und des erhöhteren Interesses für das glückliche Vaterland" nannte er selbst eines dieser Schauspiele. Die beiden ersten wurden wirklich, das erste mehrmals, das letztere, wie es scheint, nur einmal in Berlin aufgeführt, auch in Weimar zur Aufführung angenommen. Kritiker erklärten sich zum Theil sehr günstig über die Arbeiten. Bei dem „Großen Kurfürsten" benutzte Rambach das Werk des Vorgängers Bluhm, bei den übrigen behauptete er, selbständig gearbeitet zu haben. Alle diese Dramen, übrigens in Prosa geschrieben, außer einem poetischen Prolog, wirken auf uns wie leere Declamationen ohne rechtes dramatisches Leben. Die eingefügten Volks- und Liebesscenen könnten aus einer flüchtigen Lectüre des Egmont geschöpft sein. Zu den Reiterscenen lieferte Götz das Muster, Geisterscenen und Narren, die die Wahrheit sagen sollen, gemahnen an Shakespeare. Die Dramen übertrugen modernste Gedanken in vergangene Zeit und nahmen mit jener Unart, die überpatriotischen Dichtern eigen war, auf die glänzende Zukunft des Staates Rücksicht, dessen Vergangenheit sie behandelten.

Das große theatralische Interesse der Berliner zeigt sich in einer ganzen Reihe von damals erschienenen Sammelwerken, die dem Theater gewidmet waren. Die im Jahre 1799 bei Nicolai dem Sohn mit besonderm Buchtitel versehene, aber früher erschienene zweibändige „Berlinische Dramaturgie"*) von Friedr. Schulz umfaßt die Besprechung der Berliner theatralischen Vor-

*) Das Buch ist selten geworden. Ich benutze ein Exemplar durch die Güte der Buchhandlung von C. Priewe. Dies Exemplar trägt

gänge der zwei vorhergehenden Jahre. Die Hauptbedeutung dieses litterarischen Unternehmens besteht darin, daß damit die erste wirklich ständige Theaterkritik in Berlin geschaffen wurde. Denn durch das Erscheinen dieser Zeitschrift fanden sich auch die anderen veranlaßt, eine stehende Theaterrubrik in ihren Spalten zu begründen.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit den aufgeführten Stücken und den Leistungen der Schauspieler. Unter den behandelten dramatischen Autoren fehlen Goethe und Schiller gänzlich. Das Schweigen über beide Dichter ist ein absichtliches. Denn die Gelegenheit über Goethe zu sprechen, wird selbst dann nicht ergriffen, wenn sie sich gleichsam aufzwingt. Weder wird sein Name bei Gluck's „Iphigenie in Tauris" noch bei Dr. Faust genannt.

Um so häufiger wird dagegen Lessing erwähnt. Seine berühmte Faust-Scene (Faust mit den sieben Geistern) wird bei Besprechung des „Terkaleon" in den „Neuen Arkadiern" wörtlich abgedruckt; von seinen Stücken werden „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" eingehend behandelt. Der dem ersten Stück gewidmete Abschnitt ist ein Hymnus auf Lessing und auf die Unzelmann. Dagegen ist der sehr ausführliche Artikel über Emilia Galotti durchaus keine Lobrede. Nach einem bösartigen Spott auf Mendelssohn („er lebt nicht mehr; man läuft nicht Gefahr, ihn zum zweiten Male zu tödten, wenn man dreist genug wäre, zu zweifeln, ob Lessing wirklich ein großer Dichter war") bedient sich der Kritiker hauptsächlich Friedrich Schlegel's kurz vorher im „Lyceum der schönen Künste" erschienenen Widerlegung Lessing's, die wesentlich darin gipfelt, dem Stücke „prosaischen Verstand" zuzuschreiben, und polemisirt gegen die Art, wie Unzelmann den Marinelli spielt.

Die „Berlinische Dramaturgie" muß als ein ganz achtungswerthes Unternehmen bezeichnet werden. Die Kritiken sind im Ganzen vorurtheilslos und anständig. Sie sollen hauptsächlich

das bekannte Bücherzeichen des alten Nicolai und eine handschriftliche Widmung des Sohnes an den Vater.

den auf dem Nationaltheater aufgeführten Schau- und Lustspielen gewidmet sein, gedenken aber auch einmal der Döbbelinschen Truppe in Potsdam und gehen häufiger auf Oper und Singspiele ein, obwohl sie die letztere Art eigentlich verwerfen. Unter den klassischen Dramendichtungen wird außer denen Lessing's, Shakespeare's Hamlet besprochen und bei dieser Gelegenheit der echte Shakespeare verlangt, die Schröder'sche Verwässerung aber abgewiesen. Viele der sonst besprochenen Stücke sind völlig verschollen.

Außer jetzt ganz unbekannten Stücken treten ehrwürdige Antiquitäten der Litteraturgeschichte auf, wie Otway's „Gerettetes Venedig“, das in einer neuen Bearbeitung von Fülleborn über die Bühne ging. Daneben erschienen Stücke von Autoren, deren Namen zwar noch heute bekannt sind, deren Werke aber in den Theaterarchiven oder im Staub der Bibliotheken ruhen, wie Schröder, Jünger, Lafontaine. Die Dramen des Letzteren werden von dem Kritiker bezeichnet als „Niederlagen von einem langweiligen Allerlei, bestehend aus Gemeinplätzen, zierlichen, öfter noch gezierten Floskeln, die hundert Prediger schon gesagt haben und Lafontaine selbst schon zweihundert Mal wiederholt hat, von pittoresken Schilderungen, von Skeletten ohne Saft und Fleisch, bald von weiß und rother oder himmelblauer, bald von aschgrauer Farbe mit gelben Saffianflecken oder auch von durcheinander gestrichenen und gewürfelten Farben aller Art.“

Ganz anders weiß unser Kritiker von den wirkungsvollen Dramatikern zu sprechen: Iffland und Kotzebue. Den damals aufgeführten Stücken des Ersteren wird ein fast unbedingtes Lob ertheilt. Manche Beurtheilungen sind geradezu Dithyramben. Auch Kotzebue wird gelobt, aber nicht unterschiedslos, vielmehr werden die unvermittelten Uebergänge vom Ernsthaften zum Komischen, die Unwahrscheinlichkeiten der Charakterentwickelung, das Unkünstlerische der Sprachbehandlung getadelt. Dagegen wird stets bei seinen damals aufgeführten Stücken die unmittelbare, oft gewaltige dramatische Wirkung hervorgehoben, vor Allem auch der Lacherfolg seiner Possen.

Die Beurtheilung der aufgeführten Stücke ist nur die eine Aufgabe des Theaterjournals, die andere ist die Besprechung der schauspielerischen Leistungen. Dieser Theil der Arbeit wird mit großer Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit, im Ganzen mit viel Wohlwollen unternommen. Stete Angriffsobjekte haben die Kritiker nicht; sie wollen die Schauspieler eher ermuntern als abschrecken. Sie sind Schauspielern und Dichtern gegenüber durchaus keine Lobredner der Vergangenheit, indem sie den Lebenden die Todten als unerreichte Muster vorhalten, bei jeder weniger gelungenen Leistung seufzend an eine vergangene meisterhafte denken, sondern stehen völlig auf dem Boden ihrer Zeit. Mit ganz besonderer Theilnahme, oft mit Entzücken, werden die Leistungen von Iffland, Frau Unzelmann, Fleck und Frau, Beschort, Frau Eunicke analysirt und gelobt; auch Mattausch erhält manch warmes Wort der Anerkennung. Von Gästen ist so gut wie gar nicht die Rede. Bemerkenswerth ist nur die Erwähnung eines einzigen, der Demoiselle Jagemann, der spätern Frau von Heygendorf. Sie, Jahre lang erster Stern und wirkliche Beherrscherin des Weimarer Hoftheaters, war bald nach ihrem ersten Auftreten — sie war damals hauptsächlich Sängerin — als Gast nach Berlin gekommen, wo sie zuerst als Oberon in dem nach Wieland gearbeiteten Singspiel der Frau Seyler die Berliner entzückte, dann ebenso in einem späteren Gastspiel in anderen Gastrollen auftrat und vom Publikum und von der Kritik begeistert begrüßt wurde.

Außer den Stücken, Schauspielern und ästhetischen Fragen werden gelegentlich die Ereignisse und die geistigen Strömungen der Zeit berührt. Einmal ertönt Klage über die Leere des Theaters, weil ein an demselben Tage stattfindendes Pferderennen alle Schaulustigen in Anspruch genommen habe. Ein anderes Mal wird von einem Theaterklatsch berichtet: Forderungen werden laut, die man in viel spätere Zeit zu setzen gewohnt ist und zu deren Ausführung es noch vieler Jahre bedurfte, z. B. die Errichtung von Volksbühnen, wo National-

burlesken, wie der Ausdruck einmal lautet, dargestellt werden sollten. Der Vorschlagende hofft dadurch „den Besuch der vielen Schlupfwinkel der Debauche" zu vermindern und trägt kein Bedenken „viele zum Theil sehr unbesuchte Kirchen" zur Verwandlung in solche Theater anzuempfehlen. Zeigt sich schon in der Art, wie man solche Vorschläge auszuführen gedenkt, die Aufklärungstendenz jener Zeit, so noch mehr in der Lobpreisung einer Posse „Der Komet". Sie richtete sich gegen die Leichtgläubigen, welche durch die von Paris erfolgte Ansagung des Erscheinens eines Kometen in Furcht und Schrecken gesetzt worden waren. Die Meisten freilich, so meint der Kritiker bei Erwähnung des herzlich unbedeutenden Machwerks, hätten sich durch die Erscheinung nicht in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Zerstreuungen stören lassen, sie hätten fortgefahren, „Kottbusser zu trinken und Mariage dazu zu spielen."

Bedenkt man die Zeit, in welcher die Theaterzeitschrift erschien, die schicksalsschweren Jahre 1797, 1798, so sollte man meinen, daß die Politik mit schwerdröhnendem Tritt über die Bretter dahinschreitet. Dagegen muß man andererseits die geringe Entwickelung der öffentlichen Meinung im Auge behalten, welche den Autoren verbot, politische Vorgänge dramatisch zu behandeln und dem Publikum demonstrative Bethätigung seiner Anschauungen untersagte. Doch sind zwei solche Fälle, in denen Politik und Theater in Verbindung traten, hervorzuheben. Am 2. Januar 1798 wurde ein Stück Kotzebue's „die silberne Hochzeit" gegeben. Am 3. Januar 1798 wurde die Gräfin Lichtenau gefangen genommen. An diese Frau dachte Kotzebue gewiß nicht, als er in dem genannten Stück eine Gräfin Lohenstein schilderte, die sich durch die Gunst eines Fürsten zu hoher Stellung aufzuschwingen weiß, in dieser Stellung allerlei Schlechtes ausführt, bis sie entlarvt und zum Lohn ihrer Thaten ins Gefängniß abgeführt wird. Aber das zufällige Zusammentreffen der Wirklichkeit mit der Dichtung wirkte außerordentlich stark auf das Publikum. Man jauchzte über die Gerechtigkeit

Friedrich Wilhelm's des Dritten, indem man der Gerechtigkeit des neuen Fürsten in der „silbernen Hochzeit“ zu applaudiren schien.

Noch ein zweites Mal spielte die Politik in das Theater hinein. Das Freiheitsgeschrei von jenseits des Rheins hatte die Gewaltigen sehr empfindlich gegen die Sache, ja das Wort Freiheit gemacht, selbst wenn es mit revolutionärer Bewegung gar nichts zu thun hatte. Wiederum war es ein älteres Kotzebue'sches Stück (vgl. oben S. 156, 164) „Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka“, das dieser freiheitsfeindlichen Stimmung zum Opfer fiel. Es behandelte einen fast zeitgenössischen Stoff, nämlich den Ausbruch des Genannten (1791) mit einzelnen Mitverschworenen aus dem Gefängnisse in Kamtschatka und seine Flucht in Gemeinschaft mit der Tochter des Gouverneurs. Dieses Stück sollte, wie es in dem Theaterjournal heißt, „aus nichtigen und zum Theil lächerlichen Gründen erst gar nicht auf unsere Bühne gebracht werden. Die unschuldige Freiheit, die der gefesselte, geplagte Sklave auf Kamtschatka wünscht, war der Stein des Anstoßes. Doch man hat sich endlich eines anderen besonnen; was gestern schädlich schien, ist es heute nicht mehr, und das berüchtigte Stück, Graf Benjowsky, berühmter, berüchtigter noch als der Held desselben, erschien am 29. Januar auf unserer Bühne, belacht und beweint, beklatscht und bewundert von Logen und Parterre.“

Auch in andern fast gleichzeitigen Publikationen trat das Theaterinteresse der Berliner hervor. Die erste*) bezieht sich keineswegs bloß auf Berlin, obwohl die dort aufgeführten Schauspiele, die dortigen Directionsangelegenheiten und Künstler im Vordergrund stehen. Vielmehr wurden Wien, Dresden, Hamburg, Riga berührt, Weimar, wo mit Wohlwollen, aber ohne Begeisterung von Schiller und Goethe die Rede war, Breslau, wobei gelegentlich ein „Prolog“ unsers berühmten

*) Allgemeine Theaterzeitung, herausgegeben von J. G. Rhode, 2 Bände, 50 Nummern, Berlin 1800.

Manso mitgetheilt wurde. Dem Verzeichniß sämmtlicher Künstler der genannten Theater folgte eine Charakteristik. Theoretische Aufsätze über Gebärden, Theatergesetze wechselten mit Uebersetzung und Erklärung eines Kapitels aus Quintilian, Gedichte an Schauspieler und Schauspielerinnen wurden mitgetheilt, auch eins an Iffland, dem zum Ruhm angerechnet wurde, daß ein Grattenauer ihn tadle. Iffland selbst ergriff einmal das Wort, wie denn überhaupt die Polemik einen breiten Raum einnahm, z. B. gegen den sächsischen Theaterleiter Opitz und gegen den bissigen Theaterkritiker Bernhardi. Die größte Beachtung fand wohl Kotzebue, dessen Stücke sehr gelobt, dessen Erlebnisse und Direktionsführung in Wien mit großer Breite dargelegt, dessen persönliche Schicksale erzählt wurden. Bei Erwähnung der Ehrenpforte hieß es: „es ist nicht schwer zu errathen, von wann sie kommt, und wohin sie will“, und am Ende von Nummer 30 war zu lesen: „Herr von Kotzebue befindet sich in Petersburg in Freiheit und erwartet daselbst die Ankunft seiner Frau.“ Die Zeitschrift sollte in der Eunomia eine Fortsetzung finden, die auch dazu bestimmt war, das Archiv der Zeit zu ersetzen (vgl. S. 69).

Ein anderes theatralisches Werk*) ist vielleicht am merkwürdigsten durch seine Ausschließung alles Berlinischen. Es berücksichtigt vorzugsweise das Ausland, Frankreich und England sowohl in seinen Dramatiker- (Dichter und Schauspieler) Biographieen, als in seinen Anekdoten, die, soweit sie sich auf Schauspieler beziehen, häufig deren Unwissenheit zum Gegenstand haben, und die, sobald sie von Schauspielerinnen handeln, häufig stark gepfeffert sind. Die großen deutschen Dichter kommen viel seltener vor, als Franzosen, wie Molière und Voltaire. Gelegentlich werden Schiller'sche Stücke erwähnt, Goethe erscheint nur ein-

*) Vademecum für Schauspieler und Liebhaber des Theaters, enthaltend ernsthafte und lustige Bruchstücke und Miscellanien, sonderbare Gebräuche und unterhaltende Anekdoten, das Theater betreffend, 3 Thle. Berlin, C. A. Nicolai 1798.

mal. Eigentlichen litterarischen Charakter hat das Unternehmen durch Mittheilung größerer Proben aus Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung und des Abschnittes über Drama und Roman aus „Wilhelm Meister", letztere freilich mit einer bitterbösen Vorbemerkung.

Außer den bisher erwähnten Sammelwerken ist einer dramaturgischen Schrift zu gedenken*), die für die Zeit von 1781 bis 1798 interessante Materialien enthält und in einer Verherrlichung Iffland's gipfelt; das eigentliche Centralorgan waren „Bertram's Annalen"**), die sich als eine Fortsetzung der „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters" bezeichneten. Diese Zeitschrift brachte Prologe und Theaterreden, Schauspielerverzeichnisse und genaue Mittheilungen über die aufgeführten Stücke. Sie berücksichtigte Gegenwärtiges und Theatergeschichte, enthielt Biographien von Schauspielern und Mittheilungen über ihr Leben und Treiben, manchmal mit der ausgesprochenen Tendenz, auf ihre Sittlichkeit einzuwirken. Für die Einzelforschung über Berliner Theatergeschichte sind die Annalen ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Die Stärke des Theaterbedürfnisses, zugleich das Vorhandensein französischer Neigungen zeigt sich endlich in dem 1802 auftauchenden Plane, ein französisches Theater zu bauen, einem Plane, der nur aus patriotischen Rücksichten hintertrieben wurde.***)

Aus allem bisher Angeführten ergibt sich eine ganz ungewöhnliche Theaterlust der Berliner. Waren die von den hauptstädtischen Dichtern gereichten Stücke auch vielfach minderwerthig, gar oft recht fragwürdig und trugen sie daher nicht selten dazu bei, einen unedlen Geschmack noch gründlicher zu verderben, so waren die Darbietungen einzelner Schauspieler von hoher künst-

*) Taschenbuch für Theaterfreunde auf das Jahr 1800 von Karl Albrecht mit einem Titelkupfer. Berlin 1799.

**) Annalen des Theaters. 20 Hefte. Berlin bei Maurer 1788—97.

***) N. Berl. Monatsschr. 1802, VI, S. 62fg., 114ff.

lerischer Vollendung, die Gesammtleistungen, die eine treffliche Schule verriethen, gingen über einen guten Durchschnitt hinaus; die Begeisterung aber, mit der Schauspieler und Zuschauer den Meisterwerken großer Dichter zujubelten und wetteiferten, ihnen in Berlin eine dauernde Heimstätte zu bereiten, enthielt die Bürgschaft für eine gedeihliche Entwickelung.

Sechstes Kapitel.

Gesellschaften und Klubs.

Höhere Kunstgenüsse bot nicht nur das Theater. Vielmehr nahm Musik und bildende Kunst einen neuen Aufschwung. Für die Musik muß es genügen, da die Oekonomie des vorliegenden Werkes nicht mehr gestattet, wie dies noch im ersten Bande geschehen konnte, auf die Geschichte dieser Kunst ausführlich einzugehen, die Namen Reichardt, Fasch und Zelter zu nennen. Für die bildende Kunst stehe statt aller anderen nur J. G. Schadow's ehrwürdiger Name, Schadow's, der als Ur-Berliner zwei Generationen vor sich hinscheiden sah, eine neue Aera der Bildhauerkunst in Berlin schuf, mit zahlreichen Werken seiner Hand Berlins Häuser und Kirchen, das Brandenburger Thor und Berliner Plätze schmückte, der in Radirungen satirisch seine Erlebnisse und die Vorgänge der Zeit, in Zeichnungen sich selbst und die Persönlichkeiten seiner Bekannten schilderte, und der, so ungefüge ihm auch beim herannahenden Alter die Rede wurde, seine Erlebnisse aufzuzeichnen und seine Gedanken über Kunst und Kunstwissenschaft zu äußern suchte.

An manchen Festen, theils solchen, die von frohem Künstlervolk veranstaltet wurden, theils den officiellen vom Hof gegebenen, betheiligte sich Schadow, neben ihm namentlich der Archäologe A. Hirt (1759—1836), der seit 1796 in Berlin, wohin er durch die Gräfin Lichtenau gezogen und wo er von ihr gefördert wurde (vgl. oben S. 23), als Mitglied der Akademie, später als Professor

an der Universität gelehrte archäologische Kenntnisse verbreitete, sein reiches antiquarisches und kunsthistorisches Wissen dem Hof und den Staatsbehörden zur Verfügung stellte, von denen er in Kunst- und technischen Fragen oft zu Rathe gezogen wurde. Schadow's Atelier wurde der Sammelpunkt der Fremden, die im Verhältniß zu der Kostspieligkeit und Beschwerlichkeit der Reisen ziemlich zahlreich nach Berlin kamen. Nur von einigen wenigen dieser Fremden, deren Aufenthalt in gewisser Weise als epochemachend bezeichnet werden kann, soll mit ein paar Worten die Rede sein. Auch Böttiger's Besuch, obwohl diese Persönlichkeit für Berlin nicht unwichtig ist (vgl. oben S. 102), muß sich mit einer kurzen Erwähnung begnügen.

Unter den vornehmen Besuchern, bei deren kurzer Schilderung die zeitliche Aufeinanderfolge nicht gewahrt zu werden braucht, muß Schiller an erster Stelle genannt werden.

Schiller, der nach dem Wunsche Mancher dauernd für Berlin gewonnen werden sollte, war laut seinem Kalender vom 1. bis 17. Mai 1804 in Berlin, besuchte Theater und Concerte, speiste bei Schriftstellern und Prinzen und wurde der Königin vorgestellt. „Berlin", schrieb Schiller, „gefällt mir besser als ich erwartete. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten." Das hauptsächliche litterarische Ereigniß während seiner Anwesenheit war die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" (6. 12. Mai). Während der Anwesenheit des Dichters, ebenso wie früher und später, riefen die Aufführungen Schiller'scher Stücke begeisterte Theilnahme hervor. Der ehemalige Groll einzelner Kreise (Bd. I, 598) hatte allgemeinem Enthusiasmus Platz gemacht. Die Berliner Zeitschriften bewiesen dies freilich bei Schiller's Besuche nicht, der „Beobachter" hatte Dinge, die für ihn wichtiger waren, zu registriren, und der „Freimüthige", der auch Schiller oft tadelte, nahm von seinem Aufenthalte keine Notiz. Die beiden Berliner politischen Zeitungen brachten Schiller's Namen

unter den angekommenen Fremden, berichteten von dem glänzenden Empfang, der ihm am 4. Mai im Theater bereitet wurde, enthielten Buchhändleranzeigen vom Tell und der zweiten Auflage der Gedichte, die Spener'sche (15. Mai) veröffentlichte ein Begrüßungsgedicht von L. Monti und ein mattes Räthsel, das sich auf Schiller bezog. Aber die Freude der Berliner war wärmer, als diese Erzeugnisse verrathen. Darum erregte die am 16. Mai 1805 mitgetheilte Nachricht von seinem Tode tiefstes Bedauern. Die Berliner Zeitungen veröffentlichten zahlreiche gutgemeinte Gedichte zur Ehre des Heimgegangenen. Schon am 21. Mai 1805 ward der Gedanke einer Benefizvorstellung für die Hinterbliebenen angeregt; sie fand am 9. Mai 1806 statt und ergab einen glänzenden Ertrag.*)

Auch ein anderer Schriftsteller, von dem Schlegel, der auch Schiller nichtachtend behandelte, gesagt hatte, „er habe eine krankhafte Empfindsamkeit, eine fast gichterische Reizbarkeit der Einbildungskraft und einen capriciösen Humor zur Mitgabe empfangen", Jean Paul, hatte kurz vorher in Berlin großes Aufsehen gemacht. (Mai, Juni 1800, October bis Mai 1801.) Caroline, die Tochter des Berliner Obertribunalraths Mayer, führte er als Gattin heim. Er wäre gern in Berlin geblieben, wenn er Freude an der dortigen Natur und eine Stellung nach seinen Wünschen gefunden hätte. Denn von den Menschen, außer von den Gelehrten, war er entzückt, wie diese von ihm. Von Männern und Frauen, Theologen und Staatsmännern, geistreichen Jüdinnen und vornehmen Adligen ward er umschwärmt und verhätschelt. „Ich wurde", schrieb er selbst, „angebetet von den Mädchen, die ich früher angebetet hätte. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr ist." Das Bedeutsamste für ihn war jedoch seine Aufnahme bei der Königin, seiner eifrigen Bewunderin, die sonst in litte-

*) Schiller, Körner, II, 464 fg.; Teichmann, S. 83 fg.; Spener'sche Zeitg. 21., 28., 30. Mai, 18. Juni 1805 (4.—20. Mai 1804).

rarischen Dingen gar nicht hervortrat, — während der König dieser Verherrlichung eines Civilisten kopfschüttelnd zusah. — „Ich sprach und aß in Sanssouci", schrieb er in einem Briefe vom 14., „mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenso reizend ist als ihre edle Musengestalt. Sie stieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers." Die Begeisterung für Jean Paul erhielt sich Jahrzehnte lang, trotz der verschiedensten litterarischen Strömungen; sein Tod wurde in Berlin sehr betrauert; er hatte dort, wie ein competenter Beurtheiler sagt,*) „die zahlreichsten Freunde und Anhänger".

Ein anderer illustrer Gast, der mehr als die beiden Letztgenannten von sich reden machte, war Gall. Am 11. März 1805 kündigte Kotzebue an, daß Gall innerhalb drei Wochen 12 Vorlesungen halten werde, nachdem er schon das Jahr vorher gelesen hatte. Ein lebhaftes, viele Monate andauerndes Für und Wider, in dem Pilat, Bendavid, Walter das Wort ergriffen und in welchem Hallische und andere auswärtige Berichte verwerthet wurden, erhob sich beide Male über Gall's Lehre; Publikum und Zeitungsschreiber waren meist für den Neuerer. Walter's „Etwas über Gall's Hirnschädellehre" wurde mit der schnöden Bemerkung abgefertigt: „Etwas ist nicht viel." Zwei Denkmünzen wurden auf Gall geschlagen, deren eine die Aufschriften trug: „Im Forschen kühn, bescheiden im Behaupten" und „Der Seele Werkstatt zu erspähen fand er den Weg." Gall's Vorlesungen 1804 und 1805 machten ungeheures Aufsehen. Trotz des verhältnißmäßig hohen Preises (2 Friedrichsd'or für 18 Vorlesungen) waren die beiden Curse 1804 von 160 Zuhörern besucht. 1805 hielt er noch stärker frequentirte Vorlesungen für die Aerzte und das Publikum beiderlei Geschlechts, außerdem

*) Varnhagen, Bl. III, 406.

Privatvorlesungen in kleineren Cirkeln bei der Fürstin von Oranien, wo auch der König mehrfach anwesend war, und bei der Herzogin von Curland.*) Gall selbst wurde durch den Erfolg seiner Berliner Vorlesungen ermuntert, einen Leitfaden über seine Lehre herauszugeben, und dankte am 21. Mai öffentlich für die großartige Aufnahme, die er in Berlin gefunden habe.

Rühmlicher war das Interesse, das die Berliner bei dem Gerüchte vom Tode Alexander's von Humboldt zeigten. In vier verschiedenen Artikeln (Spener'sche Zeitung, 16. bis 30. Juni 1804) wurde die Nachricht besprochen, bis sie endgültig widerlegt werden konnte; der ehemalige Erzieher der Brüder, Kunth, der in dieser Angelegenheit häufig das Wort ergriff, constatirte, daß „die Theilnahme der Größten und Besten sich aufs Neue an dem Schicksale des Reisenden so lebhaft geäußert" habe. Auch die „Berlinische Monatsschrift", die sonst auf lebende Personen nicht einging, sondern nur Zustände besprach, widmete damals (1804) dem großen Reisenden einen sympathischen Artikel.

Ein anderer vornehmer Besuch, März bis April 1804, der viele Kreise an- und aufregte, war der von Frau von Staël.**) Nahmen auch Zeitungen und Zeitschriften, selbst „der Freimüthige", von der Anwesenheit der wunderbaren Frau keine Notiz, so muß sie nach mannigfachen Zeugnissen durch ihre Wißbegierde, ihre Freiheitsschwärmerei, durch ihre Kunst, die Menschen zu verwandeln und aus ihnen Geheimes hervorzulocken, außerordentlich gewirkt haben. Mehr als anderen Besuchern öffneten sich ihr die höchsten Kreise. Ihre Sucht und ihr Talent, Alles kennen zu lernen, sich Männern und Richtungen von verschiedenster Art zu nähern, ohne doch eine bestimmte Partei zu ergreifen, bewährte sie auch hier. Sie sprach Nicolai, dem sie durch ein höchst bemerkenswerthes Empfehlungsschreiben

---

*) Der Abschnitt über Gall meist nach Briefen Sander's an Böttiger.

**) Lady Blennerhasset, III, 65ff.; Goethe-J. VIII, 5ff.; Kotzebue an Böttiger 7. April 1804; Böttiger an Nicolai, 29. Febr., Nicolai's Antwort, 4. April; vgl. „Euphorion", 2. Heft, 1894, S. 382ff.

Böttiger's zugewiesen war. Sie wollte sich von Fichte sein philosophisches System auseinandersetzen lassen und verdarb es gründlich mit dem Philosophen, der im mangelhaftesten Französisch der Bitte der geistreichen Französin nachzukommen versuchte, dadurch, daß sie sein „Ich“ mit dem Münchhausen verglich, der sich an seinem eigenen Zopfe ans Ufer schwang. Sie ließ Kotzebue, trotz gelegentlicher Spöttereien, ihre Anerkennung zu Theil werden und schätzte seine Theaterstücke. Sie knüpfte Annäherungen mit den Romantikern an, deren Haupt August Wilhelm Schlegel sie bald ganz in ihre Kreise zog. Sie bewunderte Rahel und erklärte diese Bewunderung in offenster Weise. Trotz alledem fand sie in Berlin nach Weimar und Paris nicht ihre Rechnung: das Wohlleben nahm ihr einen zu großen Platz ein; sie sah Gelehrsamkeit, wo sie Geist und gesellschaftlichen Tact suchte, Einförmigkeit und Neigung zum Klatsch, wo sie das vielgestaltige, auch den höchsten Fragen zugewendete Treiben der Pariser Salons erwartete.

Darf man diesen zuletzt gebrauchten Ausdruck auf das Berlin jener Zeit anwenden, so wird man nur wenige Salons finden, die den Parisern irgendwie ähnlich waren. Die Hofgesellschaft und die Vornehmen hatten, wie schon mehrfach gezeigt wurde, wenig geistige Interessen; liebte es einer, wie der Prinz Louis Ferdinand, mit Schriftstellern zu verkehren, so suchte er diese eher an drittem Orte auf, als daß er sie in seinem Palais versammelte. Geistige Centren, wie sie nach der Begründung der Universität und dem Zusammenströmen gelehrter Männer häufiger waren, gab es noch nicht; die Conditoreien wurden erst in den zwanziger Jahren, als das Interesse an den Zeitungen und den von ihnen gemeldeten politischen Ereignissen lebhafter wurde, ein Sammelpunkt geistig angeregter Männer, Schriftsteller und Beamten, die im Gedankenaustausch mit Freunden das eigene Urtheil zu berichtigen oder für ihre Anschauungen Propaganda zu machen suchten.

Die Buchhändler, von denen einzelne, wie Reimer, später ein offenes Haus hielten, waren damals meist einfache Kaufleute.

Eine Ausnahme machte nur das Haus des Buchhändlers J. D. Sander*), in dem eine wirkliche Geselligkeit geübt wurde. Der Mann war gebildet, ja gelehrt, längere Zeit Lehrer; dann in Folge seiner Verbindung mit dem jüngeren Voß Buchhändler, zuerst als Voß' Theilhaber, dann unter eigner Firma. Seines Freundes Lafontaine Romane erhielten durch ihn die letzte Feile, der Text von Gluck's Iphigenie ward von ihm deutsch bearbeitet. Die Frau war, so lange sie Jugend und Reiz besaß, nach Böttiger's Ausdruck, „eine feile Coquette, die gern mit den schönen Geistern liebelte", ihrem Manne viel Verdruß bereitete, später, nachdem der Mann krank geworden war, bekam sie den Ernst des Lebens zu kosten, indem sie in schwierigen Zeiten die Handlung leiten mußte. In diesem Hause ging es, namentlich von 1797 bis 1805, ungemein lebhaft zu. Der Mann verlegte Merkel's Schriften und den „Freymüthigen", die Frau empfing die Schlegel und deren Cumpane, die sich von ihr füttern und anschwärmen ließen, um sich öffentlich und geheim über sie lustig zu machen.

Aber eine Gesellschaft in großem Stil fand man, wie Schleiermacher einmal sagte, in jener Uebergangszeit nur in den Häusern der Juden. Diese, wenn auch durch das Gesetz keineswegs ihren Mitbürgern gleichgestellt, aber in einem ehrlichen Kampfe um ihre Gleichstellung begriffen, der 1812 zu glücklichem Ende geführt wurde, besaßen Reichthum genug, um einen großen Kreis um sich zu versammeln, und Bildungsstreben, Manche wohl auch Bildungssucht, um in solchen Versammlungen sich wohl zu fühlen, oder durch sie zu glänzen. Manche der Frauen jüdischen Ursprungs waren als Mädchen zu sehr beengt, um Freunde bei

*) Briefe Sander's an Böttiger, 2 Bde. — Im neuen Reich 1876, II, 65 ff., 96 ff. — Ueber das Sander'sche Haus ausführlich Laun, Memoiren (Bunzlau 1837) I, 197 ff. Das. bis S. 260 manche Notizen über Berliner Künstler und Theater.

sich zu sehen, wie Sara und Marianne Meyer, von denen die erstere später als Frau von Grotthus fern von Berlin lebte, die letztere als Frau von Eybenberg, Gemahlin des Fürsten Reuß, solange sie in Berlin weilte, einen aristokratisch-litterarischen Hofstaat um sich versammelte. Bei Anderen, wie den Frauen aus der Familie Itzig, bei David Friedländer, bei Frau Sara Levy, um nur einige hervorzuheben, ging es bescheidener zu. Die Blüthe dieses geselligen Treibens wird aber durch die Namen von Henriette Herz und Rahel Levin bezeichnet. Außer den Wirthen selbst waren in diesen Kreisen wenige Juden zu finden; das Hauptcontingent lieferten die Schriftstellerkreise und die vornehme Welt. Frauen waren weniger vertreten, sodaß die Zirkel der Rahel Levin den spießbürgerlich Gesinnten wohl geradezu als verderbenbringende Orte für junge Mädchen erschienen. Gewiß aber trifft diese Zirkel kein Vorwurf, so wenig wie ihre Beherrscherin ein sittlicher Makel, vielmehr waren diese Salons, in denen weder glänzende Bewirthungen noch rauschende Feste geboten wurden, Stätten reinsten geistigen Genusses.

Henriette Herz*), 1764—1848, seit 1779 die Gattin, seit 1803 die Wittwe des klugen, gelehrten Arztes und Philosophen Marcus Herz, war „eine große übertünchte Unwahrheit.“ Sie lebte nur für die Menschen, nie für die Dinge. Unter den Menschen kam sie zuerst, dann die, welche durch Geist, Stellung oder Reichthum etwas bedeuteten. Sie war weder engherzig noch unsittlich, hatte nach den Traditionen ihrer Religionsgenossenschaft, aus der sie aus Achtung für ihre fromme Mutter

---

*) Ueber Henr. Herz und Rahel habe ich „Gesch. d. Juden in Berlin“, „Vortr. und Versuche“ und A. D. B. gehandelt. Für Henr. Herz, deren ungedruckte Briefe an Börne ich kenne, kommt: Aus Schleiermacher's Leben, Bd. 1, 2, und Fürst, Erinnerungen 1850; für Rahel: Varnhagen, R. Buch des Andenkens, 3 Bde., Berlin 1834; Rahel und Varnhagen's Briefw., 6 Bde., Leipzig 1874—75, und Varnhagen's Aufsätze in Verm. Schriften. 3. Theil. in Betracht. — Die Aeußerung Brinckmann's bei Varnh., S. 248; die der Jenny v. Gustedt, Westerm. Monatsh. 1891, Nov. 244, vgl. das ihr gewidmete Buch von L. v. Kretschman, Braunschweig 1892, S. 35 ff.

erst 1817 nach dem Tode dieser alten Frau trat, Interesse für ihre Verwandten und äußerte später, als sie allein war, thätiges Wohlwollen für die Dürftigen. Aber von einfacher Herzensgüte war sie ebenso entfernt wie von Einfachheit des Wesens überhaupt. „Madame Herz lebt geputzt, ohne zu wissen, daß man sich ausziehen kann und wie dann Einem ist.“ Besser, als mit diesen Worten der Rahel, die zu groß war, um Henriettens Antagonistin zu sein, kann man diese kaum charakterisiren. Man müßte nur noch aus den gegen die Herz gerichteten Spottversen Ludwig Robert's die Worte „Tugend verübend, entzückt mit Gewalt“ hinzufügen, um die Unaufrichtigkeit ihres Bildungsenthusiasmus und das Gezwungene ihres sittlichen Verhaltens zu kennzeichnen.

Auch eine kleine Scene, die Meister Schadow aus dem Herzschen Hause berichtet (Kunstwerke und Kunstansichten S. XX) kann zu ihrer Charakteristik dienen: „Der Wohnung gegenüber war ein Tanzboden, man hörte Musik, das Stampfen und Juchhe der Tänzer. Frau Herz sagte zu ihrem Manne: was hilft uns die feine Bildung; zu diesem Grad von Fröhlichkeit bringen wir es nie. Ihr Mann sagte: dagegen entbehren jene auch des stillen Genusses, den ein gutes Buch gewährt und der Mittheilung von Entdeckungen im Bereiche der Naturkräfte zum Wohle der Menschheit.“

Denn das Meiste geschah bei ihr, um nach außen zu glänzen, nicht um einem inneren Drange zu genügen. Sie besaß Verstand und Gelehrsamkeit, aber weder Geist noch Urtheil. Sie lernte viel, so daß sie mehrere Sprachen beherrschte und Uebersetzungen aus einigen dieser Sprachen zu fertigen im Stande war. Sie naschte an allen Wissenschaften, trieb sogar einige ernsthaft. Sie war Dilettantin in Allem, Künstlerin freilich nur in der Geselligkeit. Dort verdankte sie ihre Erfolge in erster Linie ihrer Schönheit, dann ihrer Strenge, welche den Tugendhaften schmeichelte und die Lüsternen erregte, ferner einem wunderbaren Anschmiegungstalent an Männer und Frauen, das darin

bestand, aus jenen das in ihnen schlummernde Geistvolle und Eigenartige hervorzuholen, diesen den Mitgenuß am Gehörten und Gesehenen zu verschaffen, endlich der Gabe zu schweigen und das von Anderen Aufgenommene im passenden Augenblick zu äußern. Einen wahren Sinn und Geschmack für das Große und Schöne besaß sie nicht; ihre Reisen nach Dresden, nach Italien waren nur Modesache, ihre Schwärmerei für die Romantik war so wenig innerlich, daß sie aufhörte, sobald eine neue Richtung erstand. Ein wirklich geistreiches Wort ist von ihr nicht überliefert und die wenigen von ihr bekannten Briefe bekunden nur gewöhnlichen Sinn und Alltäglichkeit. Aber alle diese Eigenschaften befähigten sie ganz besonders der Mittelpunkt eines großen Kreises zu sein: berühmte Fremde, wie Jean Paul und Schiller, gingen ihr nicht vorbei, Ausländer, wie Mirabeau, Frau von Staël und Frau von Genlis, besuchten ihr Haus; Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, die längere Zeit in Berlin lebten, waren Stammgäste ihres Salons, unter anderen die Brüder Humboldt, Göckingk, Arndt, Prinz Louis Ferdinand, die Herzogin von Kurland und Elise von der Recke, vor allen Schleiermacher, der mit ihr eine die Zeit schwärmerischer Neigung überdauernde Freundschaft unterhielt, und Börne, der sich kurze Zeit in Leidenschaft für die schöne Frau verzehrte. Aber zwei Dinge zeichneten sie aus: Treue und Thätigkeit. Selbst als sie von der Höhe gesunken war, die sie einst eingenommen, hörte sie nicht auf, zu wirken und zu schaffen. Ihre Lebenslust und Thatkraft blieben unverändert. Sie war stets, wie Schleiermacher sagte, „eine Frau voll praktischen Talents, das bis zur Unersättlichkeit geht."

Die meisten aus dem Kreise der Henriette waren auch Hausfreunde der Rahel Levin, deren Hauptglanzzeit gewiß vor ihre Verheirathung mit Varnhagen (1814) fiel, sodaß das alleinstehende, nicht sonderlich begüterte, eher unschöne als durch ihr Aeußeres bestechende Judenmädchen in ihren Zimmern die Elite der Gesellschaft versammelte. Schweden und Spanier, Franzosen

und Italiener, Prinzen und Gesandte, Generäle und Diplomaten, Künstlerinnen und Gräfinnen — nur wenige adlige Damen sahen naserümpfend auf die Jüdin*) — bildende Künstler und Schauspieler, Schriftsteller und Dichter trafen sich bei ihr: Alles war aufgenommen, nur nicht die Pedanterie und Langeweile. Sie war keineswegs von dem Streben erfüllt, allein zu glänzen, sondern besaß die große Tugend, Andere geltend zu machen. Sie leitete die Unterhaltung nicht nach vorbedachtem Plane oder der eigenen Neigung folgend, sondern nach den Wünschen und Fähigkeiten der Anwesenden.

Rahel war weder schön noch gelehrt, sie konnte manchen Männern abstoßend erscheinen und erregte bei schwächeren Frauen Furcht, aber wer sie näher kannte, blieb von ihr gefesselt. Als sie jung war, flößte sie Einigen Liebe ein und wurde nicht immer den Würdigsten gegenüber von Leidenschaft gepackt; älter geworden, erweckte sie Bewunderung und gewann Sympathie. Selbst denen, die den Geist nicht zu schätzen vermochten, wurde sie verehrungswürdig durch eine stets gleichbleibende werkthätige Güte. Sie half, wo es anging, in einem engen Familienkreis, und in der großen Masse, wo in Krieg und Frieden Elend zu bekämpfen war. Güte war ein Grundzug ihres Wesens, den sie in der von ihr verfertigten Grabschrift aussprach: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschen geschieht, dann gedenkt in eurer Freude auch meiner.“ Sie besaß eine große Seele und einen größeren Geist. Geistige Selbständigkeit, künstlerisches Mitempfinden, scharfe und tiefe Kritik zeichneten sie aus. Das Theater war ihre Leidenschaft, ihre Bemerkungen

*) Hierfür ein sehr merkwürdiges Zeugniß in: Friederike Gräfin von Reden, geb. Freiin Riedesel zu Eisenbach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagebüchern von Eleonore Fürstin Reuß. Mit einem Porträt in Farbenlichtdruck und zwei Ansichten. Berlin 1888. Dort heißt es II, 58 über Rahel: „Sie muß als Jüdin geboren und später Christin geworden sein, war eine Philosophin, wohlthätig dabei und sehr gesucht, mir aber sehr unheimlich durch ihre abstrakten Ideen und excentrisches Wesen. Gott bewahre uns vor solcher Mutter, Schwester oder Tochter!“

über Stücke und Schauspieler sind voll Feinheit und Scharfsinn. Goethe blieb zeitlebens ihr Abgott. Sie war das Orakel eines großen Kreises; sie mußte ihre Meinung oft unterdrücken, da man zu erpicht auf ihr Urtheil war. Dies äußerte sie in ihren oft dunklen Aussprüchen, in ihren Briefen, die, wie für große Gelehrte die Werke, ihre Lebensarbeit waren. Vielleicht setzte sie sich manchmal in Positur und wurde unklar in der Absicht, die Menschen noch mehr zu fesseln. Aber Modesucht leitete sie niemals. Das Neue lockte sie nie, bloß weil es neu war; es mußte bedeutend sein, um Raum bei ihr zu gewinnen. Aber wie sie früher in ihrer Jugend Fichte und Novalis zu ergründen suchte, so konnte sie später Hegel'sche Philosophie und den St. Simonismus studiren; Gans, Ranke, Fürst Pückler, wurden ihre Freunde, wie es Brinckmann und Friedrich Schlegel dreißig Jahre früher gewesen waren. Henriette Herz' Blüthezeit überdauerte kaum ihre Schönheit; Rahel blieb eine typische Erscheinung Jahrzehnte hindurch. Jene wirkte durch ihre Erscheinung, die flüchtig war, diese durch ihr Wort, das dauerte. Es war eine Macht gewesen, als es den Hörern erklang; es wurde aufs neue zur Macht, als es nach ihrem Tode gedruckt dem Publikum entgegentrat. Man kann über ihr Denken nicht besser urtheilen, als der schwedische Graf Brinckmann es that, einer ihrer Intimen, der lange in Berlin lebte und durch dichterische und philosophische Versuche, die er theils unter seinem Namen, theils unter dem Pseudonym Selmar herausgab, sich einen geachteten Namen erwarb, obwohl er nach dem Witzworte eines Zeitgenossen nicht Allen ein Bringmann wurde: „Was ich in den Hörsälen der Weisen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der sinnlichen Prachtwelt vergebens gesucht habe, unbeschleierte Wahrheit, Selbständigkeit des Geistes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachstübchen dieser seltenen Selbstdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen." Ueber ihr Frauenwesen mag eine Frau urtheilen, Jenny von Gustedt, geborene von Pappenheim, die nicht durch den persön-

lichen Eindruck der jugendlichen Rahel bestochen, nicht in ihrem Urtheil voreingenommen durch die Einwirkung Berliner Kreise, sondern die als vornehme Adlige durch ihre Geburt auf eine andere Sphäre gewiesen war und als Weimaranerin dem Kreise der Rahel eher fremd gegenüberstand: „Sie griff mit ihrer Philosophie in das Leben ein, ihr Denken wurde zur That und wie sie mit ihrem Geist in anderen Seelen unermüdlich den Geistesfunken weckte, wie sie das Kleinliche in allen Herzen zu vernichten suchte, wie sie, ohne aus ihrer Weiblichkeit herauszutreten, das Große in den Männern förderte, so stand sie mit voller Berufskenntniß im praktischen Leben da, helfend, rathend, tröstend, unbekümmert um Dank und Undank, die echte, reine, deutsche Frau.“

In den Salons geistreicher Frauen drängten sich in erster Linie Männer. Dort war das Gespräch die Hauptsache, dem freilich schon in Rücksicht auf die Hausfrau und die übrigen anwesenden Damen bestimmte Grenzen gezogen waren. Auch war die Bewirthung völlig Nebensache, obwohl die Aera des dünnen Thees und der durchsichtigen Butterbrode, die man als besonderes Kennzeichen Berliner Abendgesellschaften betrachtet, wohl einer späteren Periode angehört. Daher läßt sich denken, daß die beschäftigten Männer, die den Tag über sich den Berufspflichten im Amt oder gelehrter Thätigkeit widmeten, an bestimmten Abenden das Bedürfniß fühlten, unter sich zwanglos zu plaudern, auch wohl eingehend Fachangelegenheiten zu verhandeln, dabei aber Speise und Trank gebührend zuzusprechen. Von den Gesellschaften, die bloß der Pflege des Leibes gewidmet waren, oder in denen dem Karten- oder Würfelspiele gehuldigt, oder dem Tabakgenuß gefröhnt wurde, braucht hier nicht gesprochen zu werden; wohl aber mag ein Hinweis auf einige Club's oder Gesellschaften hier Platz finden.

Das Wesen aller dieser Gesellschaften war ziemlich das gleiche: man kam entweder jede Woche ein- oder auch zweimal im Monat im Zimmer eines Gasthauses Abends zusammen,

nahm eine gemeinsame Mahlzeit, über deren Zusammensetzung und Kosten sich manchmal minutiöse Vorschriften finden, widmete sich entweder nur geselliger Unterhaltung oder hörte einen Vortrag an, welchem sich eine Discussion anschloß, oder stellte zur Besprechung besondere Themata auf, über die schriftliche Referate vorher eingeliefert oder mündliche in der Versammlung gegeben wurden.

Die vornehmste dieser Gesellschaften war der Berliner Montagsclub,*) einst „lachende Gesellschaft“ genannt, 1748 begründet. Der eigentliche Begründer war der Schweizer Schultheß, ihm schlossen sich Berliner Dichter wie Ramler, Künstler wie Quanz, Schriftsteller wie Lessing an. Von 1756 an war Nicolai das anerkannte Haupt, dessen Familienfeste als Feiertage galten; der Club wurde das Generalquartier der Aufklärer. Theden und Teller, Biester und Gedike, Klein und Meil, Oesfeld und Rosenstiel gehörten zu den Mitgliedern. Berühmte Durchreisende, wie Garve, Sonnenfels, G. Forster, verfehlten nicht, als Gäste den Sitzungen beizuwohnen. Die Vereinigungen waren durchaus zwangslose, in denen heitere und ernste Gespräche bei einem einfachen Mahle abwechselten; die Sinnesart der Hauptmitglieder jedoch brachte es mit sich, daß gerade in Perioden der Unfreiheit hier ein Freiheitsring sich bildete. Je länger es dauerte, umsomehr verlor die Gesellschaft von dieser ihrer Bedeutung. Sie blieb bestehen, als lebenskräftiger Zeuge einer verschwundenen Zeit.

Auch das 75. Stiftungsfest (1823) wurde feierlich begangen. In einem kleinen, poetische Beiträge enthaltenden Heft**) begrüßte Göckingk den Verein, der alle seine Geschwister überdauert habe, Stägemann feierte den König; S. H. Sp(iker) pries in zwei humoristischen Gedichten den Verein und den Senior, der „glanzesvoll vor der Menge strahle“, beklagte aber die leere

*) Litt. vgl. Berl. Neudr., II. Ser., 3. Bd.

**) „Der Montagsclub an seine Gäste bei der 75jährigen Jubelfeyer“, 5 gedr. Bll., o. J. und ohne Druckangabe. Ex. in den Schadow-Papieren der Kgl. Nat. Gall. Berlin.

Kaffe und mahnte zur alten Einfachheit, die leider dem Schlemmen und Trinken Platz gemacht habe. Ob seit jener Zeit irgend eine Druckschrift eine wenn auch beschränkte Oeffentlichkeit sah, vermag ich nicht anzugeben; als gesellige Vereinigung besteht, wenn ich recht berichtet bin, der Club noch heute.

So langes Leben ward wohl keinem ähnlichen Verein zu Theil. An berühmten Mitgliedern reich, — wobei sich die seltsame Thatsache ergibt, daß dieselben Männer in den allerverschiedensten Vereinen begegnen, so daß nur der Tag und Ort, nicht aber die Art der Zusammenkunft eine andere zu sein schien — war auch die Mittwochsgesellschaft, in der die Discussionen beliebter waren als im Montagsclub.

Von diesen Verhandlungen der Mittwochsgesellschaft ist eine Probe erhalten geblieben, über die Stölzell Mittheilung gemacht hat. Es sind die Gutachten von 10 Mitgliedern über einen Vortrag des Predigers an der Jerusalemer Kirche J. G. Gebhard, in welchem die Aufhebung der Universitäten verlangt worden war. Diese Gutachten wurden eingeleitet durch ein Correferat Teller's. In dem letzteren sowohl als in den kürzeren Bemerkungen der Anderen, Wloemer, Nicolai, Svarez, Gedike, wird die Beibehaltung der Universitäten als nothwendig zur Ausbildung der Gelehrten verlangt, die Reformbedürftigkeit, z. B. in Bezug auf Eintheilung der Facultäten, anerkannt, Titelsucht der Lehrenden, Unfleiß und Unsittlichkeit der Lernenden verhöhnt. Bestimmte Reformvorschläge wurden nicht gemacht: charakteristisch für die Begutachtenden ist einerseits die auf das Praktische gerichtete, andererseits die freisinnige Anschauung, die in den Aeußerungen nicht zu verkennen ist. — Vielleicht war dies dieselbe, die Nicolai*) als Privatgesellschaft von Freunden der Gelehrsamkeit bezeichnet, die wenigstens in Vorträgen und Debatten an das eben gegebene Beispiel erinnerte. Sie bestand von 1783 bis 1798, ihre Mitglieder versammelten sich zweimal im Monat.

*) Ueber meine gelehrte Bildung. S. 64ff.

Neben dieser ernsten Mittwochsgesellschaft gab es eine 1796 von Feßler begründete heitere.*) Dort wurde an den abwechselnd gesetzlichen und gesetzlosen Tagen gelesen, geplaudert, Musik gemacht und gegessen. Sie bestand aus etwa 50 Personen, Männern und Frauen, Künstlern wie Schadow, Darbes, Frisch, Berger, Zelter, Iffland, Beamten wie Becherer, Rosenstiel, Mayer (dem späteren Schwiegervater Jean Paul's), Gelehrten wie M. Herz, dessen physikalische Vorlesungen besonderen Beifall fanden, und A. Hirt, Rambach, Kaufleuten wie Sander, Js. Euchel. Frauen der Genannten oder sonstige Frauen, wie Sara Levy und M. Wulff, die Töchter von J. D. Itzig, waren dabei, denn die Gesellschaft, die sich gern nach der Humanität nannte, kannte keine confessionellen Unterschiede. Unter den Stücken, die man las, wurden die Lessing's bevorzugt. — Vermuthlich war diese Humanitätsgesellschaft nicht verschieden von der, in welcher Bendavid einige seiner gehaltvollen Reden zum Vortrag brachte.

Außer den Montags- und Mittwochsgesellschaften gab es verschiedene Donnerstagskränzchen.**) Sie bestanden trotz der verschiedenen an jenem Tage üblichen Picknicks, deren eines im Invalidenhause, deren anderes im „Dustern Keller“ stattfand und Berge des nationalen Donnerstags-Essens verschwinden machte. Das eine Kränzchen, das in A. Bode seinen Sänger fand (Berlin 1800), bestand aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich mit Schaustellungen vergnügten. Aufgeführt wurden hauptsächlich Burlesken, „Das unterbrochene Opferfest“, deren Verfasser und Director der genannte Bode war, „Die Kaffeeprophetin“, „Der Hauptmann Copernikus“, „Der Däumling“. Den Inhalt der Burlesken bildeten Vorgänge der Gesellschaft selbst, oder Abenteuer einzelner Mitglieder, z. B. der Sturz vom Caroussel im Thiergarten, welcher einem Mitgliede, Fräulein Henriette Schiller, widerfahren war. Auch politische

*) Aus Briefen Sander's an Böttiger, 1796 fg.

**) Vgl. meinen Aufsatz in der Voss. Ztg. 1890, 31. Juli, 1. Beil., ferner oben S. 83.

Vorgänge wurden berührt, wie aus dem Titel einer Burleske: „Bonaparte der rechte" hervorzugehen scheint, doch mehr zur gesellschaftlichen Zerstreuung als zur ernsten oder heitern Behandlung politischer Ereignisse. Außer mit theatralischen Aufführungen ergötzte man sich mit dem Vorzeigen von Medaillen und Bildern, die gleichfalls Bezug nahmen auf kleine Vorfälle, die Mitgliedern der Gesellschaft begegnet waren, erlustigte man sich ferner an Gartenspielen und am Tanz.

Ernster war das zweite, am 27. Mai 1765 gegründete Donnerstagskränzchen.*) Die Stifter des Bundes waren die Theologen Sack, Spalding, Dietrich, Clermont und Stahl. Die Anzahl der Mitglieder war auf 12 beschränkt. Die Versammlungen fanden der Reihe nach bei den einzelnen Mitgliedern, aber nur im Winter statt. Sie bestanden in einem gemeinschaftlichen einfachen Mahle und heiterer geselliger Unterhaltung, bei welcher „des Nikotischen Krautes Weihrauch" nicht fehlen durfte. Manche der Mitglieder starben im ersten Vierteljahrhundert des Bestehens der Gesellschaft: außer einigen der Obengenannten von Bekannteren Bruse und Noltenius. Andere traten „aus bewegenden Gründen" aus, z. B. Büsching und Dohm, welche von dem Dichter so charakterisirt werden:

Büsching, dessen thätiger Geist der Schwäche des Körpers
Spottet, und Dohm, der Menschenfreund, der dem Volke Judäas
Seine Menschheitsrechte vertheidigt und Bürger mit Bürger
Durch der Eintracht beglückendes Band aufs Neue verkettet.

Damals (1790) zählte das Kränzchen folgende Mitglieder: Dietrich, Teller, Danckelmann, Beyer, Wöllner, Struensee, Maltitz, Zöllner, Nicolai, Langhans, Mauschwitz, also hohe Staatsbeamte, einen General, die bekanntesten Berliner Theologen, den unerschrockenen Aufklärer neben dem berühmten Erbauer des Brandenburger Thores. Damen waren ausgeschlossen; nur bei

*) „Der Freundeskreis. Eine Erzählung zur Feier des 27. Mai 1790 von S. K. Berlin bei J. F. Unger." Von Küster. Wiederabgedruckt im Berl. Musenalmanach 1791.

dem Vierteljahrhundertsfest „belebten sie den Glanz des festlichen Tages“. Dagegen waren Gäste zu den Zusammenkünften zugelassen, sowohl fremde als einheimische. Von jenen wird der Philosoph Garve genannt, von diesen Träger berühmter Namen. Unter ihnen befindet sich Spalding, der Sohn, der als Dichter gefeiert wird; „Germaniens Flaccus“ Ramler, der „mit unbesoldeter Leier Friedrich's Lob zu den Sternen emportrug“, der Jurist Lamprecht, der vielseitige Gelehrte Oelrichs, der Astronom Bode. Auch diejenigen beiden Gelehrten fehlen nicht, ohne die man sich eine Berliner Gesellschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht denken kann, der Bibliothekar Biester und der Schulmann Gedike; von letzterem heißt es:

Gedike, der mit sanfter Hand die Leyer Apolls rührt,
Und mit starker den Bogen spannet gegen die Hydra,
Die auf der Wahrheit lichten Gefilden die Saaten verwüstet.

Wie die früheren Gesellschaften, so waren auch diese in der Fridericianischen Zeit begründet, aber ihre eigentliche Wirksamkeit entfalteten sie erst in den Tagen, da die Anschauungen, denen sie dienten, gefährdet waren.

Auch die ihrer Gründung nach spätere philomatische Gesellschaft*) ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Sie wurde am 8. October 1800 gebildet, von unterrichteten Männern, die bei Klaproth Experimentalchemie gehört, bei Brenner physikalische Versuche gemacht hatten und nun das Bedürfniß fühlten, ihre „Liebe zu den Kenntnissen“ weiter zu bewähren. Sie bestand aus 24, später 40 Mitgliedern, die sich wöchentlich versammelten und abwechselnd wissenschaftliche Notizen mittheilten, neue Bücher, Kunstsachen, Naturerzeugnisse vorlegten. Eins ihrer Hauptmitglieder war L. Bendavid; auch Hirt und Schadow gehörten dazu.

Ueber sonstige Vergnügungen, bei denen das geistige Interesse mitwirkte, ist nicht viel zu berichten. Nur mit einigen

*) N. Berl. Monatsschr. 1804, Bd. 11, S. 23ff. Sie bestand noch 1830, Varnhagen, Bl I, 65.

Worten soll hier auf die Luftreisen eingegangen werden, die schon damals wie noch heute das größte Vergnügen der Berliner Bevölkerung ausmachten. In der ganzen Periode, die hier zu betrachten ist, von 1786 bis 1806, drängten sich die Berliner zu Schaustellungen der mehr kühnen als wissenschaftlich vorgebildeten Unternehmer. Zwei davon am Anfang und Ende dieser Periode, die eine aus dem Jahre 1788, die andere aus dem Jahre 1805 seien hier näher ausgeführt. Der Veranstalter der ersteren war Blanchard, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. (Er kam bei seiner 60. Fahrt 1807 ums Leben.) Er wurde wie ein Fürst geehrt, sein Aufstieg am 30. September vom Thiergarten war ein sensationelles Ereigniß. In Buchholz, wo er mit seinem „Luftball“ zur Erde kam, wurde er von Cavalieren in Empfang genommen. Eine königliche sechsspännige Equipage brachte ihn nach dem Theater, wo ihm neben der königlichen eine Loge reservirt war. Er wurde durch großen Beifall, durch Besuch und Geschenke des Königs und der Prinzen geehrt, Gedichte wurden auf ihn gemacht, Medaillen geprägt, Bilder des kühnen Mannes verbreitet und Zeichnungen veröffentlicht, in denen einzelne Momente der Auffahrt und des Abstiegs festgehalten wurden. Die Reise des Jahres 1805 war dagegen ein wissenschaftliches Experiment, das von W. Jungius, dem Lehrer der Mathematik und Physik am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, angestellt wurde. Er stieg am 16. September auf und kam in der Gegend von Müncheberg nieder: in 1 Stunde und 25 Minuten hatte er einen Weg von etwa 7 deutschen Meilen zurückgelegt. Nach seinen Messungen war er mit seinem Ball, dessen Durchmesser 25,5 Pariser Fuß, dessen Inhalt 10 724 Pariser Kubikfuß und dessen Belastung etwa 400 Pfund war, 20—21 000 Fuß hoch gekommen. Außer seinem großen Ballon, in dem er selbst aufstieg, hatte Jungius einen kleineren aufsteigen lassen. Dieser kam 15 Meilen von Berlin, 3 Meilen von Küstrin zur Erde. Hirtenknaben sahen ihn, einer meldete dem Pächter des Grundstücks: „daß zwischen Elsen ein roth

und weißes Ding gerade vom Himmel herabgefallen sei, das nicht leben und nicht sterben könne und sich noch immer herumwälze."

Solchen Luftfahrten galt auch Lob und Tadel der Dichter. Die verunglückte Bourget'sche (23. Mai 1804, der Ballon wollte nicht steigen, erhob sich erst, nachdem die Luftschiffer ihn verlassen hatten) rief eine kleine Litteratur hervor, z. B. den Spottvers: „Herr Bourget wollte seine Kunst im Steigen Und seinen Muth im Fallen zeigen. Geschah nicht Beides? Glückte nicht dem Ball Das Steigen — ihm der Fall?"

Aber auch andere Dichtungen beschäftigten sich mit den Luftreisen; ein Skeptiker pries im Gegensatz zu der unsicheren Fahrt die Beförderung mit der Post. Ueber die Reise eines Herrn Lehmann am Himmelfahrtstage 1800, die ein nicht geringeres Getümmel verursachte als die Blanchard's seinerzeit, wenn auch dem Deutschen nicht die Ehrung des Franzosen zu Theil wurde, erschien ein langes Gedicht: „Ernst und Scherz", voll Spott gegen die sehenslustigen Berliner und ohne sonderliche Achtung für den Veranstalter der Luftfahrt, der freilich mehr mit kleinen Mätzchen als mit wissenschaftlichen Darbietungen sein Publikum zu unterhalten suchte.*)

Im Jahre 1806 war dieses ganze Leben nicht mit einem Schlage zu Ende. Salons und Clubs blieben bestehen; harmlose Vergnügungen fanden weiter ihr Publikum. Der wesentliche Unterschied aber zwischen der späteren und der vergangenen Zeit war der, daß, während früher das litterarische und künst-

---

*) Näheres über die Luftfahrten siehe meine „Vorträge u. Versuche" S. 162ff., 190fg. Berliner Neudrucke, 2. Serie, 3. Band, Seite 150ff. Spener'sche Zeitung, Juli, August 1805. Jungius, Ausführlicher Bericht über meine Luftfahrten, Berlin 1805. Aus der Spener'schen Zeitung, 13. August 1805, mag an dieser Stelle folgende für die Berliner Geschichte interessante polizeiliche Verfügung angeführt werden: „Die hiesigen Einwohner haben ihren Kindern das sogenannte Drachenspiel, wodurch die Pferde sehr scheu gemacht werden, nachdrücklich zu verbieten, widrigen Falls die Eltern dafür gestraft werden sollen".

lerische Genießen Hauptsache gewesen war, nun Ernst und Schwere der Zeit empfunden wurden, daß an den Gleichgültigen und den Unempfindlichsten des Vaterlandes Noth gewaltig rüttelte und ihnen eindringlich den Werth von Gütern predigte, die sie besessen hatten und leichtsinnig preiszugeben im Begriff gewesen waren.

Siebentes Kapitel.

Die Franzosenzeit 1806—1808.

Der Dichter Matthisson, der im Spätsommer 1806 in Berlin war, erzählt in einem damals geschriebenen Briefe, am Berliner Schlosse sei eine Carrikatur angeschlagen, den König zwischen den Ministern Hardenberg und Haugwitz darstellend: Hardenberg überreiche dem König ein Schwert mit den Worten: Ew. Majestät müssen sich schlagen, Haugwitz eine Nachtmütze, indem er sage: Ew. Majestät müssen schlafen gehen.*)

Besser als durch lange diplomatische Stimmungsberichte

*) Für das Folgende vgl. Handschriftliche Briefe in der Bellermannschen Sammlung der Göritz-Lübeck-Stiftung. Von Zeitungen: Die Vossische 1806—1808, 3mal wöchentlich, K. J. Lange: Der Telegraph, täglich erscheinend, vollständiges Exemplar auf der Berl. Königl. Bibliothek. (Für Lange, Einzelnes aus den Akten des G. St. A.) Von Zeitschriften: Neue Feuerbrände von v. Cölln, 18 Hefte, 1807 u. 8; Der Freymüthige von A. v. Kotzebue und A. Kuhn, Berlin 1808; (F. W. Gubitz) Das Vaterland, Beiträge zu einer Geschichte der Zeit, Versuche zur Veredlung des Nationalgeistes und zur Erhebung der Kunst und Industrie. In zwanglosen Heften. 2 Bände à 3 Hefte. Berlin, Maurer 1808 u. 1809. Ferner: Die preußische Monarchie vor und nach dem Tilsiter Frieden mit Rücksicht auf die abgetretenen Länder. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 3 Hefte. Berlin, W. Oehmigke 1808. Memoiren: F. W. Gubitz, Erlebnisse I, 128ff. Jugenderinnerungen Karl Friedrich's v. Klöden, hgg. von Max Jähns, Leipz. 1874, S. 222ff. Einzelnes bei J. G. Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten, Berlin 1849, S. 89ff. Der Roman (von Friederike Unger): Die Franzosen in Berlin oder Serene an Clementinen in den Jahren 1806. Ein Sittengemälde. Leipzig, Züllichau und Freystadt 1809.

wird durch diese kurze Anekdote die damalige Situation bezeichnet. Zu lange hatten die Staatsmänner die Schlafmütze übergezogen, um sich in Schlummer zu wiegen und Augen und Ohren gegen die drohenden Gefahren zu verschließen; nun, da sie zum Schwerte griffen, war es zu spät. Viele Preußen und Nichtpreußen täuschten sich nicht über die Vergeblichkeit des damals begonnenen Ringens. Gar mancher Berliner mochte den grausamen Vergleich billigen, den, wie gleichfalls Matthisson berichtete, ein Leipziger Professor machte, den der preußischen Armee mit einer Uhr: „sie geht, schlägt aber nicht.“

Bei Einsichtigen fehlte es nicht an Erkenntniß des schmählichen Zustandes und an Mahnungen und Zurufen an das Volk, sich aufzuraffen und zu erheben. Wie eine Prophezeiung des nahenden widrigen Geschicks klingt ein Sonnett, das Varnhagen in dem von ihm und Chamisso veröffentlichten Musenalmanach (3. Jahrg., Berlin 1806, S. 8, vgl. oben S. 142 fg.) veröffentlichte:

O schlechtes Volk, Bastard der bessern Alten,
Dem Heil'gen, Schönen, Starken längst geächtet,
Fremd ist der Mann, der mit Gemeinem rechtet,
Dem Mutterlande, nicht für dein zu halten.

Nicht ihr seid deutsches Volk, dem einst erschallten,
Was nimmer ihr zu neuem Sein wohl brächtet,
Der Roma Angstschrei, und, von euch geächtet,
Des eignen Liedes herrschende Gewalten.

Dem faulen Leben magst du ferner fröhnen,
Nicht rettungswerth mögst schneller nur du sinken,
Die einzlen Frommen wird der Himmel wahren.

Ob dann des Urstamms Sterne wieder blinken,
Ob neu der Deutschen alte Lieder tönen:
Mag nur der heil'ge Seher offenbaren.

Diese resignirte Stimmung wurde freilich von dem großen Haufen der Berliner nicht getheilt. Die Officiere glaubten fest an die Unbesieglichkeit des Heeres Friedrich's des Großen und suchten das manchmal aufkommende bängliche Gefühl durch Säbelgeklirr und Fanfaronnaden zu betäuben. Die Dichter ver-

fehlten nicht, in Neujahrsgedichten, in Cantaten auf des Königs Geburtstag und in Abschiedsgesängen, die dem Heere gewidmet wurden, der Gewißheit des Sieges Ausdruck zu geben. Ja es gab Poeten, die schon vor dem Ausrücken der Truppen Siegeslieder dichteten, wie das folgende:*)

Ihr hattet Recht, auf unsern Muth zu bauen,
Es war der alte Muth,
Der fest auf uns, im heiligen Vertrauen
Auf Friedrich's Siege ruht.

Der Dichter beschreibt, in ahnender Voraussicht, wie die neuen Streiter den Kämpfern bei Roßbach ähnlich gefochten und schließt mit den Worten:

Da wichen sie die feilen Miethlingsschaaren;
Und wie vor fünfzig Jahr
Die Väter kühn der Feinde Sieger waren,
Ward es der Enkel Schaar.

Wohlfeiler Patriotismus machte sich im Theater laut. Bei der Aufführung von „Wallenstein's Lager" wurde das Kriegslied angestimmt: „Die Trommel ruft, die Fahne weht." In Holberg's politischem Kannengießer (II, 1) sagte Unzelmann, wenn er als Hermann Breme sich von seinem Lehrjungen die zerrissene Landkarte geben ließ, „die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht" und begann, von dem Parterre unterstützt, „Heil Dir im Siegerkranz" zu singen. Auch Schüler trieben Politik. Am 17. October 1806 klagt der französische Schüler des „grauen Klosters" L. Théobul de Marné seinem Director Bellermann, er werde von seinen Mitschülern verächtlich behandelt, obwohl er nie von seiner Nationalität spreche, er habe bei der Sammlung für die preußischen Krieger 12 Groschen gegeben, habe das Geld aber zurückerhalten, weil man von ihm

*) Auch abgedruckt: Kriegslieder dem Preußischen Heer gewidmet. Berlin, J. W. Schmidt 1806. Das kleine Heft enthält sonst Gedichte an den König, an Möllendorf, „Vor und nach der Schlacht", „Stimmt an den Triumphgesang, denn wir waren Sieger."

nichts annehmen wolle. Auch er liebe das Land, dem er „Bildung, Wissenschaft und Nahrung verdanke, aber nicht in der Art, wie viele meiner Mitschüler, welche glauben, in ungestümen Reden und lauten Verhöhnungen gegen die Feinde bestehe die wahre Vaterlandsliebe“.

Aber Wachtparadenofficiere, Gelegenheitsdichter, Theaterfreunde und Schuljungen vermochten keine Siege zu erfechten. Statt der von Vielen erträumten Siege brachen die schwersten Niederlagen über Preußen herein. Es ist unmöglich, sich über die Kriegsbegebenheiten und über die Eindrücke, welche den Anfängen der Ereignisse folgten, aus den damaligen dürftigen, die speciellen Berliner Vorfälle kaum berührenden Berliner Zeitungen Kunde zu verschaffen.

Die Vossische Zeitung enthält in den ersten Octobernummern von Kriegsereignissen oder Gerüchten nichts, was sich direct auf Preußen bezieht. In der Nummer vom 9. October theilen Bürgermeister und Rath Berlins mit, daß sie eine Subscription zur Beschaffung von Winterbekleidung für die Armee eröffnen; die Direction der Erwerbschulen erbittet Leinwand, damit die Kinder jener Schulen Charpie zupfen könnten. Erst die Nummer vom 14. October bringt eine kleine Correspondenz von der fränkischen Grenze, des Inhalts, daß die Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Preußen ihren Anfang genommen und druckt einen Artikel aus der „Erfurter Zeitung“ ab, einen Protest gegen die Insinuation, daß Sachsen und Hessen neutral bleiben wollten und nur von Preußen in seinem Interesse zum Widerstande gereizt worden seien. Erst die Nummer vom 16. October enthielt in einer außerordentlichen Beilage das, Erfurt 9. October datirte, preußische Manifest.

Unterdessen war die verhängnißvolle Schlacht von Jena geschlagen worden, welche den preußischen Staat zertrümmerte. Aber es dauerte lange, bis die Kunde dieses furchtbaren Ereignisses nach Berlin gelangte. Einstweilen beruhigte man sich bei einzelnen unwahren Gerüchten. Die falsche, eifrig colportirte

Nachricht von einer Niederlage des Marschall Soult erhob die Gemüther. Die Warner ließen erfolglos ihre Stimme ertönen. Um so erschütternder, weil sie ohne Vorbereitung und wider Erwarten eintrafen, wirkten die ersten amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Die Nummer der Vossischen Zeitung vom 18. October veröffentlichte an der Spitze des Blattes die Notiz: „Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die Armee des Königs, am 14. d. bei Auerstädt eine Schlacht verloren; die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, doch weiß man, daß Se. Maj. der König und seine Brüder, Königliche Hoheiten, am Leben und nicht verwundet sind.“ Die Nummer vom 21. October, welche zugleich eine Anzahl städtischer und staatlicher Bekanntmachungen brachte, berichtigte die letztere Notiz durch Mittheilung vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand.

An demselben Tage, an welchem die Vossische Zeitung die Mittheilung von dem Unglück veröffentlichte, erschien der berüchtigte Anschlag des Gouverneurs von Berlin, des Grafen Schulenburg: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Bewohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben.“ Wirkliche und eingebildete Patrioten waren über den unwürdigen Ton dieser Proklamation gleichermaßen entrüstet. Einige Berliner Bürger wiesen den Höchstkommandirenden auf die kostbaren im Zeughause aufgespeicherten Vorräthe hin, erboten sich zur Fortschaffung derselben Pferde und Wagen zu stellen, wurden aber mit der nichtigen Antwort abgewiesen, „der Feind ist schon zu nahe.“ Andere scheinen in einem Zirkular ihre Stadtgenossen zum bewaffneten Widerstand aufgefordert zu haben. Dies wurde ebenso unterdrückt wie die geschriebenen Zettel eines Kaufmanns, der „sich unterstand“, Nachrichten über die Franzosen zu verbreiten.

Nach Woltmann's Zeugniß entwarf Julius von Voß*)

*) Es soll nicht verschwiegen werden, daß dieser merkwürdige Mann schon in seiner Schrift „Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frank-

„dieser Poet und Kriegskünstler dem alten Gouverneur einen Plan zur Vertheidigung Berlins, der eine große bereite Kriegsmacht voraussetzte." Wie Varnhagen berichtet, drang eine Zahl junger Leute zu Schulenburg, mit dem Begehren, eine Freischar zu bilden. Beiden gegenüber verhielt sich jedoch der Feldherr ablehnend.

Die Behörden sorgten durch zahlreiche Verordnungen nur für Ruhe und für Unterbringung der nur zu bald eintreffenden unwillkommenen Gäste. Diese kamen schneller, als man erwartet hatte.

„Gestern den 24. und heute den 25. October sind die ersten Kaiserlich-Französischen Truppen in Berlin eingerückt. Der Einzug geschah mit einer Ordnung und Ruhe, die den echten Charakter des Siegers bezeichnen. Die Bewohner Berlins waren auf die Ankunft dieser Krieger vorbereitet und haben sie mit Achtung und Bereitwilligkeit empfangen. Es ist dabei keine Störung in den öffentlichen Geschäften und Gewerben vorgefallen, Geschäftsmänner, Kaufleute, Handwerker folgen ruhig und ungestört ihrem Beruf. Die vortreffliche Haltung der hier eingerückten französischen Truppen, ihr martialisches Ansehen, ihr Anstand, ihre Freundlichkeit und Munterkeit erweckten allgemeine Bewunderung."

So meldet K. J. Lange's Zeitschrift „Der Telegraph" Nr. 8 vom 27. October. Auch Klöden, der selbst zur Bürgergarde gehörte, berichtet: „Sehr viele Berliner waren von dem Anblick electrisirt."

Wenige Tage nach der Hauptmasse der Truppen kam der Kaiser selbst. Der Telegraph vom 28. October meldet: „Am 27. October zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags kam Kaiser Napoleon I. unter dem Geläute aller Glocken und unter dem

---

reich des Herrn J. F. Reichardt, Berlin 1804" als eines seiner Hauptargumente aufstellte, „daß eine Vertauschung der meisten unserer Maasregeln in der Politik, Literatur und den Sitten nöthig ist, weil sich die jetzigen nicht bewähren."

Jubelgeschrei vieler tausend Bürger und Einwohner Berlins in dieser Stadt an. Der majestätisch-prachtvolle Zug ging durch die Linden nach dem Schlosse zu." Auch die Vossische Zeitung weiß von den „lebhaftesten Freudensbezeugungen" zu berichten und fügt hinzu, daß „die Pracht des Einzuges einen imposanten Anblick" gewährte.*)

Wer aber Lange's Zeugniß für verdächtig hält, der höre wie Julius v. Voß, dessen Patriotismus unbeanstandet ist, sich äußert (1808): „Kaiser Napoleon zog ein. In einfach grüner Uniform, sein Antlitz (dessen Profil ganz römisch antik ist) in milder Haltung, die den Triumphator mehr idealisirt, wie die berechnete Repräsentation, umgeben von der blendenden geschmackvollen Pracht seines kriegerischen Cortege, gefolgt von den Garden, deren Anstand heroisch, keineswegs militärisch stutzerhaft ist. Ihn zu sehn, den Liebling des Schicksals, wie es vielleicht seit Caesar keinen so traulich umschlang, bei dem die Natur alle Züge zusammentrug, die den Heldencharakter bauen, dessen sichere Intelligenz den Völkern des Zeitalters immer lauter den Takt angiebt, der immer fortsteigt auf seinen Höhen, den Raum der Einbildungskraft, in den sie noch hinausdringen, mit jedem Monate mehr verengt; ihn, den Mann der furchtbaren Gewalt zu sehn, unmittelbar nach einer Schlacht, deren Erfolg ans Romantische grenzt, welche die länger wie ein halbes Jahrhundert bewunderte Schöpfung Friedrich's fast mit einem Schwertschlag hinwarf — neben all den erwachenden Erinnerungen an Philipp's Sohn, an Camill's Zug zum Capitol, an Karl's des Großen römische Huldigung — es war ein Schauspiel, das sich langen Geschlechtsreihen der Enkel nicht wieder darbieten wird. Die Exaltation hätte den Gipfel errungen, wenn wir Patrioten nicht von Scham und Trauer tief gebeugt gewesen wären."

Die Franzosen herrschten als Sieger, aber als milde, auf ausdrücklichen Befehl ihres Kaisers. Plünderungen und Freiheits-

*) Varnhagen, der nicht dabei war, läßt Denkwürdigkeiten IV, 370 theilweise ein Vivat für den Kaiser herausschallen.

beraubungen kamen verhältnißmäßig selten vor. Eine französische Verwaltung, die nach strengen, aber nicht willkürlichen Normen vorging, ward eingerichtet; nur diejenigen staatlichen und städtischen Beamten in ihrer Stellung gelassen, die sich verpflichteten, „mit den Feinden der französischen Armee nicht die geringste Verbindung zu unterhalten.“ Solch entehrender Verpflichtung unterwarfen sich weitaus die Meisten.

Weit schlimmer als dieser durch den Zwang der Umstände erklärliche, wenn auch nicht gerechtfertigte, Abfall Vieler, war die Fahnenflucht Einzelner. Die in Berliner Zeitungen angezeigte Werbung eines aus ehemaligen preußischen Soldaten zusammengesetzten französischen Regiments durch den Fürsten Karl v. Ysenburg machte den übelsten Eindruck; hatte aber trotz des Zorns der Patrioten Erfolg. Am schwersten für die nationale Sache war ein Verlust wie der des Joh. v. Müller, eines der Männer, welche in der schweren Zeit Stützpunkte und Retter hätten sein können. Gar zu schnell war er aus einem glühenden Feinde Napoleons sein eifriger Bewunderer geworden.

Er wurde, wie er und seine Freunde es gern darstellten, durch die Unterredungen mit Napoleon — auch sonst ließen es die französischen Behörden an Ehrenbezeugungen nicht fehlen, die dem eitlen Mann schmeichelten — in seinen Grundüberzeugungen erschüttert, er betrachtete auf einmal die neue Ordnung der Dinge in anderm Lichte. Er pries den Kaiser als ein Genie, der auch über Geschichte wie der geistvollste Gelehrte spreche. „Ich redete einst mit Friedrich dem Großen und war entzückt: doch Napoleon ist mehr: bei ihm ist Alles was er spricht, als könne nur er dies gedacht haben: bei Friedrich gerieth man wohl auf eine leise Frage, woher der König diese schönen Gedanken haben möge.“ *)

Die erst kürzlich bekannt gewordenen Worte aus einem Briefe des Johannes v. Müller an seinen Bruder beweisen aber, daß er

*) Wolmann, Joh. v. M., Berlin 1810, S. 306fg.

schon vor der Unterredung mit Napoleon in seinen Ansichten schwankend geworden und bei seiner Fahnenflucht von den niedrigsten Motiven geleitet wurde. Sie lauten nämlich: „Die preußische Monarchie ist in völliger Auflösung. Man hört vom König nicht ein Wort. Er soll in einer gänzlichen Apathie sein. Ich habe nun in der Nähe eine Menge Züge von der Großmuth und inneren Erhabenheit (!) des Kaisers erfahren. . . Hier zu bleiben scheint unmöglich. . . Es ist auch keine Freude, unter einer entehrten Regierung bei einem herabgewürdigten Volke zu leben. Mein Wunsch ist also, in dem französischen Reich mir eine Stelle zu suchen."

Die in der Akademie im Januar 1807 französisch gehaltene bald von Goethe ins Deutsche übersetzte Rede über Friedrich den Großen verdiente eigentlich nicht den Zorn, den sie erregte. Uns bleibt dieser heute schier unverständlich, aber schon damals urtheilten einsichtige Zeitgenossen wie wir. Denn bis auf einige wenige den Machthabern zu Gefallen geschriebene Stellen, war sie nach Fichte's treffendem Wort mehr dazu bestimmt, „den Siegern Achtung vor den Besiegten, diesen aber Muth und Vertrauen auf sich selbst einzuflößen und sie vor Verzweiflung zu bewahren." Das damalige Geschlecht hätte sich erbauen müssen an folgender Stelle: „Also Preußen unter allen Abwechselungen des Glückes und der Zeiten, so lange nur irgend fromme Erinnerung an Geist und Tugend des großen Königs bleibt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nicht verzweifeln." Und die Schwachmüthigen hätten sich aufrichten können an den Worten „niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen."

Der Haß der deutschem und preußischem Geist treugebliebenen Berliner richtete sich aber nicht gegen die beiden Genannten (Ysenburg und Müller), sondern gegen den Herausgeber einer im französischen Sinne und Auftrage geschriebenen Zeitung, gegen K. J. Lange (ehemals Daveson), den schon genannten

Herausgeber des „Telegraphen." Bereits 1805 hatte er den „Nordischen Merkur, ein Journal historischen, politischen und litterarischen Inhalts für die preußischen Staaten und die übrigen Länder des nördlichen Deutschlands" (im ganzen zehn Hefte) in Berlin herausgegeben. Dort hatte er gelegentlich heftig gegen Frankreich gesprochen, und kleine Stiche gegen Napoleon nicht gespart. Trotzdem hatte er den französischen Kaiser als Friedensfürsten gepriesen, Preußen als Friedenswahrerin dargestellt, von dem „beglückenden Neutralitätssystem" gesprochen, die Coalitionen mißbilligt und einmal den Satz gebraucht: „Möge ein dritter Bund der Könige gegen das französische Kaiserreich nie eintreten, oder — wenn er nicht zu vermeiden wäre — möge er auf besserm Grunde als seine Vorläufer gebaut werden."

Die Manier historisch-politischer Darstellung, welche Lange einschlug, war die damals allgemein beliebte. Sie bestand im Wesentlichen darin, daß man die Namen der Gegner, auf die man zielte, verschwieg, z. B. statt Napoleon sagte „ein gewisser Fürst" und daß man ferner Vorschläge, die man für die eigene Zeit machte, etwa den der Volksbewaffnung, als geschichtliche, streng nach den Quellen gearbeitete Untersuchungen gab, ohne irgend welche Anspielungen auf die eigne Zeit. Außer dem Politischen brachte die Zeitung manches Berlinische und vieles Litterarische: Polemiken gegen die Litteratur-Zeitungen und die Zeitung für die elegante Welt, aber auch den sehr schönen Aufsatz von Jean Paul über ein Lutherdenkmal.

Derselbe Lange gab dann im October 1805 eine täglich erscheinende Zeitung „der Telegraph" heraus, die es aber nur auf sieben Nummern brachte und kündigte unmittelbar darauf den „deutschen Herold oder Journal der neuesten Weltbegebenheiten" an. Das politische Interesse der damaligen Berliner, das durch die in Berlin erscheinenden winzigen Nachrichtenblätter unmöglich befriedigt werden konnte, zeigt sich schon darin, daß in einer Nummer der „Vossischen Zeitung" (28. Dec. 1805) vier Berliner

Buchhändler sich bereit erklären, Abonnements auf die neue Zeitung anzunehmen.

„Der deutsche Herold"*) war ein Mittelding zwischen Zeitung und politisch-litterarischem Journal. Er verzichtete darauf, alle Neuigkeiten mitzutheilen, hob aber einzelne hervor und druckte diplomatische Actenstücke ab, unter denen, wie es nun einmal im Wesen der damaligen Zeitungen lag, die preußischen hinter den ausländischen bei weitem zurückstanden. In erster Linie waren selbstverständlich Frankreich und die von diesem Lande geführten Kriege mit Oesterreich und Süddeutschland berücksichtigt. Der politische Standpunkt des Verfassers, wenn man von einem solchen sprechen kann, ist der, auf ein gutes Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen hinzuarbeiten und die Vorboten eines solchen sorgfältig aufzuzählen. Dagegen ist von irgend einem Aufruf gegen Frankreich durchaus nicht die Rede. Das Fügen in die neuen Verhältnisse zeigt sich in seltsamer Weise in dem Ideal einer neuen Eintheilung für Deutschland (Nr. 18), einer Vision, nach der Deutschland nach völliger Zertrümmerung des Kaiserthums in neun einzelne, durchaus von einander unabhängige Staaten mit völliger Souveränetät getheilt werden sollte, z. B. einen fränkischen, Hessen-Kassel'schen, westfälischen. Der preußische Staat z. B. soll folgende Grenzen erhalten: im Osten Rußland, die Weichsel, Oder und Bug, im Süden Ostgalizien, Mähren, Böhmen, die Kurfürstenthümer Sachsen und Hessen-Kassel, im Westen die Kurfürstenthümer Sachsen, Westfalen (die Weser), im Norden die Nordsee, Ostsee und Dänemark. Der einzige Artikel, den man als antifranzösisch bezeichnen könnte, ist „Blicke für den Geschichtsforscher" (Nr. 75 S. 299), in dem die Verluste aufgezählt werden, welche Deutschland durch Frankreich im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, wobei der Schluß heißt: „1803 bis 1806, hier möchte ich Pitt's letzte Worte ausrufen: ‚o mein theures Vaterland'." Vielleicht bot diese letztere Bemerkung den

*) 3 Hefte, 77 Nummern, 308 Seiten, Exemplar in der Sammlung des Vereins für die Geschichte Berlins.

Anlaß zum Verbote der Zeitschrift. Außer dem Politischen brachte sie auch Litterarisches, z. B. „Unbedeutende Uebersicht des deutschen Litteraturwesens“, eine Kritik des Historikers Johannes Müller, gelegentlich Hinweise auf Falk's „Elysium und Tartarus“ und häufige Polemiken gegen Merkel, dessen stetes Versprechen, eine tägliche Zeitschrift „Der Zuschauer“ erscheinen zu lassen, dem keine Erfüllung folgte, Gelegenheit zu vielfachen höhnischen Bemerkungen gab.

Am 2. October 1806 bat Lange um die Erlaubniß, den „Neuen Telegraphen“ herauszugeben und erhielt sie am 12. In seinem Gesuch hatte er sich seines Patriotismus gerühmt, „er wolle durch eine kräftige Darstellung und Würde alle Vertheidigung der gerechtesten Sache übernehmen“. In der Erlaubnißertheilung war die Erwartung ausgesprochen, er werde es sich zur Pflicht machen, „die sich bereits so rühmlich auszeichnende nationale Stimmung und den Patriotismus der preußischen Unterthanen immer mehr zu erwecken und zu beleben.“ Am 17. October 1806 erschien die erste Nummer der Zeitung. Seitdem wurde täglich bis zum December 1808 eine Nummer veröffentlicht, täglich vier Seiten Text, ohne jede Annonce, rein politischen Inhalts, nur mit ganz gelegentlichen litterarischen Hinweisungen. In der ersten Nummer hatte es geheißen, „der Norden ist erwacht“, eine Kriegsankündigung und zugleich eine Andeutung der herrschenden Kriegslust; bereits in der zweiten wurde der Satz „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ variirt; in der dritten wurden die Franzosen als edelmüthig erklärt und die Bürger aufgefordert, jene „mit Achtung und Bereitwilligkeit aufzunehmen“. Wurde noch am 24. October in einer Parallele zwischen Friedrich II. und Ludwig XIV. der preußische dem französischen König gegenüber erhoben, so änderte sich der Ton sehr bald. Er wurde durchaus panegyrisch: bereits in Nr. 28 wird Napoleon größer als Friedrich genannt; in einem „Gespräch im Reiche der Todten zwischen Friedrich dem Großen, Prinz Louis Ferdinand und dem General v. Schmettau“ entschuldigte

sich Friedrich wegen seiner Anerkennung des „größten Feldherrn der Welt, des unermüdeten Mannes, dessen Pläne und Genie unermeßlich sind", mit den Worten: „Wie groß man auch immer sein mag, man darf nie erröthen, einen Größern anzubeten." Seitdem war das Blatt geradezu officiell, franzosenfreundlich, preußenfeindlich. Es bedeutete wenig, wenn es einmal hieß: vor dem Ausmarsch der Preußen habe es überall Horcher und Laurer gegeben, die auf jedes Wort aufmerksam gewesen seien, das man gegen die glorreiche Armee vorgebracht habe; die Franzosen verachteten Solches und erlaubten Jedem, frei zu sprechen. Die eigentliche Tendenz des Blattes tritt darin hervor, daß es die Bulletins der „großen Armee" wörtlich brachte, daß es über die Weltbegebenheiten durchaus in französischem Sinne und nach französischen Blättern, besonders dem „Moniteur" berichtete, daß es unaufhörlich gegen England und Rußland polemisirte, daß es die preußischen Staatsmänner und Feldherren höhnte und unwürdige Schmähungen gegen die Königin Luise wiederholte, daß es die Patrioten denuncirte, besonders eifrig gegen Kotzebue auftrat, den es als den schlimmsten Franzosenfeind betrachtete, und daß es die französische Occupation Berlins kaum als einen vorübergehenden, sondern als einen dauernden Zustand anzusehen schien. Der „Telegraph" muß damals eine große Verbreitung gehabt und große Beachtung gefunden haben. Viele Nummern erschienen in zweiter Auflage, nachdem die erste vergriffen war; diplomatische Berichte jener Zeit nahmen Rücksicht auf einzelne Artikel des Blattes.

Doch thut man Unrecht, sich über die vaterlandsfeindliche Tendenz gerade dieses Zeitungsschreibers zu ereifern und nur ihn als Vaterlandsfeind zu brandmarken. Denn er war nicht schlimmer als seine Collegen. Betrachtet man z. B. die Haltung der „Vossischen Zeitung", so bemerkt man, daß sie unmittelbar nach der Occupation abwartend, dann französisch gesinnt wird. Bis zum 23. brachte sie außer amtlichen Verordnungen nur eine Notiz über die geographische Lage von Auerstädt; seitdem ver-

öffentlichte sie Schlachtberichte im französischen Sinne, die Bulletins der großen Armee und die Verordnungen des Magistrats und der französischen Behörden, selbst einen Steckbrief der Criminal-Deputation des Stadtgerichts in deutscher und französischer Sprache. Ja sie reproducirte aus dem „Telegraphen" den Schmähbrief eines Berliner Bürgers an den Herzog von Braunschweig und manche andere Artikel, die gegen preußische Befehlshaber gerichtet waren, auch einen gegen den König gerichteten Aufsatz wegen seiner Nichtbestätigung des zwischen Duroc, Luchesini, Zastrow am 16. November geschlossenen Waffenstillstands. In Entrefilets trat sie stark gegen die Berliner Officiere auf. So schrieb sie am 23. December bei Erzählung von der Verwundung des preußischen Generals von Hinrichs: „Ließe sich wohl etwas Aehnliches von einem einzigen jungen Officier der Berliner Garnison sagen? Hat wohl Einer persönlichen Muth gezeigt und hatte es denn so ganz an Gelegenheit dazu gefehlt? Haben unsere Helden auf der Parade, unsere Helden im Schauspiel, unsere Helden gegen wehrlose Bürger nicht insgesammt ihre heile Haut und ihre glatten Gesichter aus der Campagne gebracht? Vor dem Kriege ist Bescheidenheit das sicherste Kennzeichen des Braven, im Kriege sind es Wunden und nach dem Kriege Narben."

Die ganze Armseligkeit der Zeitungsschreiber zeigte der „Beobachter an der Spree". Dieses wöchentliche Unterhaltungsblatt, in dem meist lüsterne Erzählungen mit thörichten Gedichten wechselten, wenn nicht etwa die breite Bettelsuppe gemeinnütziger Belehrung gereicht wurde, das weder Bücherbesprechungen noch Theaterberichte enthielt und außer wöchentlichen Todtenlisten kaum etwas specifisch Berlinisches bot, berücksichtigte die Politik so gut wie gar nicht. Nur an Geburtstagen von Mitgliedern der königlichen Familie stimmte es seine patriotische Leier. Vom 8. September 1806 bis zum 20. October schwamm es wahrhaft in Patriotismus und Nationalstolz. Ein in der letztgenannten Nummer, die auch die „Todtenfeier Prinz Ludwigs von Preußen"

enthielt, abgedruckter Aufsatz schloß noch mit den Worten: „Preußen wird stehn und auf seinem Thron die Friedriche sitzen, wenn Kolosse zertrümmert und Riesen vermodert sind.“ Vom 10. November an enthielt es die Bulletins der großen Armee, Schmähungen Preußens, Züge von der Wohlthätigkeit „des großen, milden“ Napoleon und der edlen Denkart der Franzosen. Es beruhigte die Sieger durch ein Gedicht, in dem der Vers vorkam: „Wer den Berliner fähig glaubt zur Meuterei und Aufruhr zu erregen, Dem hat bei Gott die Bosheit den Verstand geraubt“; es hatte den traurigen Muth, den „Freymüthigen“ zu höhnen: „Er mußte sterben Knall und Fall, Ich bleibe trotz den Stürmen stehen“; ja es trieb den Cynismus so weit, Liebesabenteuer französischer Soldaten mit Berlinerinnen seinen Lesern aufzutischen. Dieses selbe Blatt wagte es alsdann, im Jahre 1807, nachdem es in mehreren Liedern die Sehnsucht nach Frieden ausgedrückt hatte, am Geburtstag des Königs ein Gedicht zu veröffentlichen, das mit den Worten begann: „In unsrer Brust wohnt noch die alte Treue.“

Solch unschädliche Kost durften die Franzosen den Berlinern gönnen: anders war es mit den Blättern, die einen Funken von Ehre und Mannesmuth sich gewahrt hatten. Der „Freymüthige“ stellte, unmittelbar bevor die Franzosen einrückten, sein Erscheinen ein; Merkel flüchtete, weil er wohl mit Recht befürchtete, daß sein stetes, bis zuletzt gleich starkes Auftreten gegen die Franzosen ihm übel vergolten werden würde.*) Ein anderes Schicksal traf die Zeitschrift „Berlin oder der preußische Hausfreund“, die der wackere, schon mehrfach erwähnte Sprachforscher und Patriot Th. Heinsius herausgab.**) Die erste Nummer war Anfang April 1806 erschienen, mit der ausgesprochenen Absicht, „der großen Familie seines Vaterlandes“ ein wahrer Hausfreund zu sein. Er hatte diese Absicht ausgeführt und vor dem Kriege

*) Eckardt, Merkel 172 ff, der trotz des pomphaften Titels „Berlin 1805/6“ kaum etwas Neues bringt.

**) Für das Folgende Toeche, Mittler, S. 24 ff.

Vertrauen, in den schweren Monaten der Besatzung Muth und Standhaftigkeit gepredigt. Ansehen und Verbreitung des jungen Unternehmens war derartig, daß v. Cölln, der damalige Herausgeber eines „Preußischen Staatsanzeigers“, sein Blatt mit dem Hausfreund vom 1. Januar 1807 an verschmolz, und daß von da an die bisher zweimal wöchentlich ausgegebene Zeitschrift dreimal in der Woche erscheinen sollte, wozu es dann freilich nicht kam. Die Freude dauerte genau einen Monat lang. Am 5. Februar 1807 erschien die letzte Nummer; die nächste, bereits gesetzte erhielt von Bignon nicht mehr das Imprimatur, die „Form“ wurde in der Nacht durch französische Soldaten zerstört, ohne daß freilich Verleger (Dieterici) und Herausgeber, die schon Palm's Schicksal voraussahen, weiter belästigt wurden.

Außer wissenschaftlich-humoristischen Beiträgen und gelegentlichen Erzählungen und Gedichten wurde in vielen Aufsätzen die Erinnerung an wackere Helden gelehrt, Geschichten aus Preußens Glanzzeit aufgefrischt, Wünsche für die augenblicklichen Zustände geäußert und Vorschläge gemacht, wie der Noth der Zeiten zu begegnen sei, Beispiele von besonderem Patriotismus erwähnt, so etwa, daß ein Dienstmädchen das Neujahrsgeschenk zurückgewiesen und auf jeden Lohn verzichtet habe, so lange der Krieg dauere. Die allerletzten Nummern bieten keinen ersichtlichen Anlaß zur Unterdrückung des Blattes. In der letzten ist nicht das geringste Anstößige, in der vorletzten waren in einem Gedicht die Sehnsucht und das Verlangen nach der Wiederkehr des Königs in schlichter, patriotischer Weise ausgedrückt; eher möchte man glauben, daß ein religiöses Gedicht „Der Höhere waltet“ von Hanstein in der Nummer vom 27. Januar der wahre Grund für die Unterdrückung des Blattes gewesen sei. Jenes Gedicht hatte mit den Worten geschlossen:

Ein Höherer waltet, welcher Tyrannen ruft,
Die Welt zu strafen, welcher dem Krieg gebeut:
Bis hierher! Daß die stolzen Wellen
Brechen am Felsen des hehren Machtworts:

Ein Höherer waltet! Nächte gebären Licht.
Aus Kämpfen strahlet siegend und hoch empor
Der Freiheit Krone und der Wahrheit!
Thränen der Erde sind Himmelsahnung.

Beide Zeitschriften lebten nach ihrer Unterdrückung wieder auf: der Hausfreund freilich erst nachdem die Occupation völlig zu Ende war; der „Freymüthige" schon 1808. Den veränderten Verhältnissen trug er Rechnung durch ein gelegentliches Lob Napoleons und des Königs von Westphalen; trotzdem bewies er unbedingtes Festhalten an seinen Anschauungen theils durch beständiges Lob der Russen und ihres Patriotismus, theils durch verehrungsvolle Gesinnung gegen den König und sein ganzes Haus, dessen Festtage als Jubelzeiten für die ganze Nation gefeiert wurden. Gegen diesen Muth und diese Beharrlichkeit stach in seltsamer Weise die politische und litterarische Kurzsichtigkeit ab, mit der Goethe, Kleist und Fichte beständig bekämpft wurden. Es bleibt unfaßbar, daß ein Patriot die „Reden an die deutsche Nation" nicht begriff und den Redner wegen seines Hasses gegen die Ausländerei und seines Planes einer Nationalerziehung höhnen konnte.

Zu dem Freimüthigen und dem Hausfreund gesellte sich als Drittes „das Vaterland", auf dem Umschlag auch als „Feuerschirme"*), im Gegensatz zu Cölln's „Feuerbrände" bezeichnet. F. W. Gubitz, Holzschneider, Redacteur, Kritiker war so wenig wie Kotzebue und Heinsius ein großer Schriftsteller, alle drei aber verdienen wegen ihres in schweren Zeiten bewiesenen Mannesmuths das höchste Lob. Gubitz war ein überzeugter Vertheidiger der preußischen Regierung gegen die Anschuldigungen, die ihr von Publizisten und fremden Regierungen gemacht wurden, ein Ahner und Verkünder der Wiedergeburt, die sich vorbereitete. Von diesen Bemühungen und den militärischen Ereignissen, die

*) Beiträge zu einer Geschichte der Zeit, Versuche zur Veredlung des Nationalgeistes und zur Erhebung der Kunst und Industrie. Berlin. Maurer 1808 u. 1809. 6 Hefte. Auch als Band 1 u. 2, à 3 Hefte, bez., doch ist jedes Heft einzeln paginirt.

als Vorspiele der Befreiungskriege gelten konnten, gab er authentische Mittheilungen, in einem Tone und mit Nebenbemerkungen, die den Machthabern nicht gefielen. Er wurde am 11. Mai 1808, auf Grund einer Denunciation verhaftet, kam aber, da einflußreiche Gönner manches Verleumderische in den Angebereien aufdeckten, ebenso wie Heinsius mit einer kurzen Haft davon. „Das Vaterland" behandelte die Zeitgeschichte und die Vergangenheit, suchte darzuthun, daß des Königs Wille und redliches Streben stets das Wohl der Unterthanen gewesen sei, sammelte Züge von Tapferkeit von Mitgliedern des preußischen Heeres im Kriege 1806 und 1807, theilte patriotische Handlungen von Bürgern mit und druckte den Text der neuen Gesetze ab, indem es deren Unterschied von früheren Zuständen und voraussichtliche segensreiche Wirkungen andeutete. Die Zeitschrift entkräftete mit Sachlichkeit und Entschiedenheit als unzutreffend und unangemessen Inhalt und Ton der „Vertrauten Briefe." Der Verfasser dieser Briefe ergriff zwar selbst zu seiner Vertheidigung das Wort, wurde aber in Anmerkungen zu seiner Entgegnung und in selbständigen Artikeln zurückgewiesen. Noch schlimmer erging es der „Gallerie preußischer Charaktere", als deren Verfasser mit grausamer Ironie Buchholz hingestellt wurde. (Ueber beide Schriften unten S. 229.) So suchte die Zeitschrift innere und äußere Feinde anzugreifen, Preußens Retter und Vertheidiger um sich zu sammeln, in historischen, politischen, philosophischen Artikeln und in gutgemeinten Gedichten die rechte Würdigung der Vergangenheit zu lehren und Vertrauen in die Zukunft zu empfehlen.

Anders als mit den Zeitungen und Zeitschriften war es mit den Broschüren bestellt. Schade nur, daß die Verfasser dieser oft in einem Tone schrieben, der mindestens verdächtig war, und in einer Gesinnung, die oft unwürdig erschien. Einer freilich hatte schon vor der Katastrophe warnend seine Stimme erhoben, H. v. Held. Er hatte schon 1801 schwere, nicht unbegründete Anklagen gegen zwei Minister geschleudert, die, wie er aus Aktenstücken nachwies, in dem schlesisch-polnischen Güterhandel sich nicht immer

rühmlich bewährt hatten. Er hatte aus der Berliner Hausvoigtei, wohin er wegen seiner ersten Broschüre gebracht worden war, eine Schilderung entworfen des aus Uebermaß der Bureaukratie erfolgten gänzlich demoralisirten Zustandes im Geschäftsbetrieb des preußischen Staates. Er hatte 1805 in einer dem preußischen Minister Struensee gewidmeten Schrift angekündigt, „daß nach dem Gesetz der Nothwendigkeit ein derber Schicksalsstoß ganz nahe und dann die Auflösung der gesammten, auf einer unübersehbaren verkünstelten und unnatürlichen Bureaukratie beruhenden Staatsorganisation unfehlbar sei.“ Er war nicht edel genug, in den Zeiten des Unglücks ganz zu schweigen und gedachte (1808) eine Schrift: „Politische Kanthariden oder etwas über den Staatsminister Hoym, nebst Blicken hinter Vorgänge“ herauszugeben, in welcher die politischen Mißgriffe des Königs seit 8 Jahren aufgedeckt, dagegen Napoleons höchstes Lob verkündet werden sollte.*)

So weit gingen Wenige, daß sie geradezu den Unterdrücker priesen. Aber es fanden sich Nachtvögel genug, die ihr Geschäft im Dunkel trieben. Da traten sie auf einmal auf, die Heilkünstler, die sich einbildeten, sie würden den Todten gerettet haben, wenn man sie rechtzeitig geholt hätte, die Besserwisser, die nun, nachdem die Schäden offen lagen, Reformen angaben, die man längst hätte einführen müssen, die Maulhelden, die ihre Faust in der Tasche verborgen hatten, so lange ein Mächtiger drohte und nun auf den wehrlos Daliegenden mit Knüppeln einschlugen. Das ist zum Theil das Wesen von Ferd. Buchholz, der, wohl ein ehrlicher, aber ein eingebildeter Mann, nachdem er früher in dem Adel und den Juden das ganze Unglück des Staates gesehen, nun im „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes Preußens“ Alles verwarf. Ihm behagte nichts: Bauern, Handwerker, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Beamte, Niemand

*) Ueber diese ganze Litteratur Hüffer, Lombard, S. 340ff.

hatte seine Pflicht gethan, seine Stellung ausgefüllt; Militär, Kirche, öffentlicher Unterricht, Armenwesen, Akademie krankten an unheilbaren Gebrechen. Diese sinnlosen Uebertreibungen überbot noch der Kriegsrath von Cölln. In seinem Sammelwerk „Vertraute Briefe über die inneren Zustände des preußischen Hofes" und in der Zeitschrift „Neue Feuerbrände", die abzuleugnen er die Stirn hatte, so oft es ihm räthlich schien, und an denen gelegentlich Andere mitarbeiteten, z. B. sein Leipziger Verleger Gräff, entwarf er das düsterste Bild von den inneren und äußeren Einrichtungen Preußens vor und nach dem gewaltigen Zusammenbruch. Er schöpfte seine Kenntniß selten aus authentischen Actenstücken, die er benutzen durfte, häufiger aus Materialien, die er nicht hätte verwenden dürfen oder die er sich gradezu in unredlicher Weise verschafft hatte. Er hatte geschwiegen zu einer Zeit, da das Reden Pflicht war, nun redete er, da im Schweigen sich die Achtung vor dem Unglück, im Handeln sich die Tugend des wahren Patrioten gezeigt hätte. Während von Königsberg aus durch Stein und seine Leute gearbeitet ward, wurde in Berlin geschwatzt. Gewiß ist in Stein's Denkschriften Schlimmeres über die Verrottung der früheren Zustände gesagt worden als in den Berliner Broschüren, aber nur zur Empfehlung der Heilmittel, zur Begründung der Reformen. Stein glaubte an die Zukunft, legte die Grundlinien eines neuen Systems dar, auf welchen der Staat wieder aufgebaut werden müßte. Er schrieb nicht für die Öffentlichkeit, sondern für den König, der nur durch die düsterste Schilderung der geschehenen Mißgriffe zu Reformen gedrängt werden konnte, während jene Berliner Broschürenschreiber lauernden Feinden Stoff zum Hohnlachen boten. Sie waren weder Geschichtsschreiber noch Staatsmänner, sie waren Unglücksraben, die an ihrem heiseren Gekrächze Gefallen fanden und sich nun unendlich weise dünkten, wenn sie die Gründe angaben für Schicksalsschläge, die sie am allerwenigsten geahnt hatten.

Gegen das wüste Denunziantenthum der „Feuerbrände"

richtete sich der ungenannte Verfasser des „Löscheimer.“ *) Seine Tendenz war die Hervorhebung preußischer Tugenden, die Ermahnung zum Patriotismus, Stärkung des Muthes bei denen, die sich noch gegen die Alles übermannende Verzweiflung wehrten. Die Zeitschrift suchte darzuthun, daß die Entscheidungsschlacht nicht durch die Feigheit der Preußen verloren gegangen sei, sie wurde nicht müde „Thatsachen, die der preußischen Armee zur Ehre gereichten“, aufzuzählen, den König, namentlich die Königin zu loben, auf die Vergangenheit hinzuweisen, durch einen Hinblick auf die Geschichte die Wandelbarkeit der Geschicke der Völker darzuthun, dem Auslande sich zuzuwenden und durch Beispiele des dort wahrnehmbaren, beharrlichen und erfolgreichen Widerstandes die eigenen Landsleute zu stärken. Der Verfasser dieser Schrift wollte kein unbedingter Lobredner des Geschehenen sein, tadelte daher manche Einzelheiten der früheren preußischen Politik; er war auch kein glühender Verehrer der geplanten Reformen, denn er trat gegen die Juden auf und erklärte die Adligen für die Würdigsten oder einzig Würdigen zur Bekleidung von Offiziersstellen. Doch sprach er es offen aus, daß Manches besser gemacht werden müsse als früher und war ein vernünftiger ehrlicher Mann, der in ruhigem Ton das Geschehene kritisirte

*) Löscheimer. Herausgegeben von H. v. L–n. Ein Journal in zwanglosen Heften Sechs Hefte in zwei Bänden. O. O. 1807 und 1808. In einer Anmerkung wenigstens soll ein Stück aus einer netten Parodie von Schiller's „Glocke“ mitgetheilt werden. Sie steht in „Ein Eimer Wasser zum Löschen der neuen Feuerbrände 1807“, o. O., S. 102fg. Der Dichter beschreibt zuerst die Verheerungen des Feuers und theilt dann folgenden Chor der Klagenden mit: Zeter! Zeter!! — Jammer, Jammer!! — Peter, Peter, — Hammer, Hammer — streut ohn' Ende — Feuerbrände, — Funken sprühen — auf uns nieder, — seht, ihr Brüder, — wie sie glühen, — laßt uns fliehen, — nie wird wieder — Glück uns blühen. — Unter Flammen — stürzet schon — Staat und Thron — rettungslos zusammen. — Dann heißt es: Doch es naht mit festem Muth — einer ruhig sich der Gluth, — spricht: „o, laßt euch nicht verblenden, — Thorheit ist's mit diesen Bränden, — geht, ihr Freunde, geht nach Haus, — ich allein, ich p—ſ' sie aus.“

und vor dem Ueberwinder nicht kroch. Er war ein gewandter Schriftsteller; nur schade, daß er glaubte, auch in Versen reden zu können. Auch er war der Zukunft sicher, daher schloß er seine Darlegungen mit den zuversichtlichen Worten: „Man muß jetzt das beste einführen, das man in der Gesetzgebungslehre kennt und Preußen wird die Bewunderung der Welt erregen und der Stolz der Deutschen werden."

Weit unbedeutender waren die von Buchholz, Schummel und Massenbach herausgegebenen „Lichtstrahlen", die sich nicht in völlig objectiver, aber auch nicht in verhetzender Weise mit den Kriegsereignissen der vergangenen Jahre beschäftigten. Zwei der Herausgeber, Buchholz und Massenbach, waren nebst Held Hauptverfasser der „Gallerie preußischer Charaktere",*) einer rücksichtslosen Schilderung hoher Staatsmänner und Generale, in der das belastende Material aus Stein's Denkschriften in widerrechtlicher Weise an die Oeffentlichkeit gezerrt, der Prinz Louis Ferdinand unwürdig geschmäht wurde, kleinliche Rachsucht, sowie Verblendung und Selbstlob der Verfasser offenkundig hervortraten. Zur Selbstvertheidigung gegen vielfache Angriffe waren auch Lombard's Matériaux bestimmt, aber sie waren kein Pamphlet, sondern ein Geschichtswerk, keine eitle Selbstberäucherung, sondern eine ehrliche Vertheidigung der jüngstvergangenen Epoche. Man mag, besonders im Hinblick auf die jammervolle Vertheidigung der Neutralität, sagen, daß der Autor aus den schweren Lehren der Geschichte nichts gelernt hatte; diesem geistigen Defect stand aber die moralische Größe gegenüber, daß er Vaterlandsliebe und persönliche Würde nicht vergessen hatte. Darum spendeten viele Kritiker, selbst Männer wie Gentz, der Schreibart und dem Inhalt des Buches uneingeschränktes Lob.

„Das Kabinet Berlinischer Charactere" (o. O. 1808), als

*) Germanien, in Wirklichkeit Berlin, bei Sander 1808. 500 Ex. der Schrift wurden confiscirt, nachdem 6000 verkauft waren, berichtet Schadow, freilich sehr übertreibend, an Böttiger, 17. Febr. 1808. Manche wichtige Einzelheiten bietet Sander in seinen Briefen an Böttiger.

dessen Verfasser Saul Ascher (siehe oben S. 94fg.) gilt, gehört weniger zur politischen Schand- als zur localen Scandallitteratur, darf aber gerade in diesem Zusammenhange genannt werden, da es mit besonderer Ausführlichkeit den berüchtigtsten Politiker Cölln ziemlich gerecht beurtheilt und Lange nebst anderen Journalisten jener Tage bespricht. Ascher's Porträts von Sander, Buchholz, Massenbach, Julius v. Voß, Kuhn und Fichte sind Carrikaturen, die von Woltmann, Müchler, Himmel, Heinsius, Iffland zum mindesten satirische Bilder. So theilt der Verfasser unserer Schrift mit den übelberufenen Tagesscribenten die Sucht, Alles herunterzuziehen, eine Sucht, die in ihren Folgen zwar weniger verderblich war als die jener politischen Raisonneure, aber die das litterarische Treiben ebenso seines Ansehens entkleiden wollte, wie es jene mit dem politischen gethan hatten.

So beschämend alle solche Schriften für die Deutschen waren, so angenehmen Triumph bereiteten sie den Franzosen; „wir meinten immer,“ so läßt sie der ehrliche Schadow sprechen, „die Deutschen wären dumme Teufel, nun sagen sie das einander selber.“

Belletristisches wurde in jener Zeit wenig veröffentlicht. Zur Charakteristik damaliger Publicationen mögen A. F. E. Langbein's „Zeitschwingen“ (Berlin, Schüppel 1807) angeführt werden. Es ist eine Mischung von humoristischen und rührenden Geschichten, denen sich selten etwas Frivoles zugesellt. Die rührenden Erzählungen sind nach dem gröbsten Muster gearbeitet, um auf die Thränendrüsen zu wirken, die humoristischen entweder veraltete, neu aufgearbeitete Anekdoten, wie „Der Proceß um einen Bettelbuben“ (zwei alte Weiber, die sich um einen jungen Bettler, den sie heirathen wollen, streiten), oder neu aufgeputzte fremde Vorbilder „Der Nebenbuhler“, oder es sind ganz anmuthige Erfindungen, wie „Der Kutscher wider Willen“, worin ein Bewerber um die Hand einer jungen Wittwe den einen seiner Rivalen zum Hause hinaus und den andern Glücklicheren zum Hause hineinfahren muß. Seltener wird Litterarisches gestreift,

wie in der „Bücherschlacht", die aber doch nur eine Copie aus Oliver Goldsmith's Skizzenbuch ist, oder in „Claudine", wo die durch die Gall'sche Schädellehre aufkeimenden Thorheiten mehr deutlich als witzig gegeißelt werden. Politisches dagegen kommt so gut wie garnicht vor, wenn man nicht die Schilderung eines Duodez-Staates („Das Hagestolzen-Gericht") ausnimmt, wobei auch eine kleine Spötterei gegen Fichte's „geschlossenen Handelsstaat" mitunterläuft. Die einzige Anspielung auf die Zeit findet sich in einem Einleitungsgedicht, in dem die traurige Empfindung, der die Meisten sich hingaben, und die Nothwendigkeit, sich dieser Empfindung zu entreißen, in folgenden Versen ausgesprochen wird:

Ach, als ein großes Freudengrab
Wird jetzt manch' Land vom Krieg verheert gefunden!
Gebrochen ist der Hoffnung Stab,
Verzweiflung zählt die bleyernen Sekunden! —

Wer mit der Menschheit wohl es meint,
Muß mannhaft sich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der trostlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beschwingen.

In diesem Zusammenhange mag eine satirische Schrift genannt werden, die in Jean Paul'scher Manier die Memoiren eines klugen Hundes enthält, der zuerst einen Milchwagen von Spandau nach Berlin fährt, dann seiner großen Klugheit wegen seines Dienstes enthoben wird und als Rentier in Berlin lebt.*) Das ganze Buch ist eine weitschweifige, nicht immer leicht verständliche Satire auf Berliner litterarische Persönlichkeiten: Siede, Ramler, Schlegel, Rahel und Marianne Meyer, Bernhardi und seine Zeitschrift Kynosarges, Hufeland, Kotzebue, Fichte, Gall, Pestalozzi und die naturforschende Gesellschaft werden geschildert

*) (Dittmar?) Sirius oder die Hundspost von Spandau nach Berlin. 2 Bändchen. Osterholz 1808. Bei C. Dleflas u. Comp., Dleflas ist umgekehrt Salfeld, ein bekannter Berliner Verleger. — Die wesentlichen im Text angedeuteten Stellen I, 137, 146, 152, 157, 190ff., 210, 213, II, 18ff., 75fg., 80ff., 105ff., 120ff. — II, 45 kurzer Hinweis auf „Feuerbrände und Löscheimer".

und ohne viel Geist verspottet. Merkwürdig bleibt, daß in einer so ernsten, hochpolitischen Zeit der Autor an geringwerthigen Späßen Gefallen fand, daß er, nach der Manier der politischen Pamphletisten, Alles herabzog und doch auf politische Vorgänge und Aeußerungen sich fast gar nicht einließ.

Aus jener frühen Zeit allgemeiner Entmuthigung und Selbsterniedrigung ist nur ein Werk erhalten, an dem man reine Freude empfinden kann: Arnim's Lieder. Achim von Arnim, wie Tieck aus Berlin, geboren am 21. Januar 1781, war der Sohn des ehemaligen Theaterdirectors Friedrichs des Großen (Bd. I S. 608), der im December 1803 starb. Achim hatte das Joachimsthaler Gymnasium besucht und die dortigen Jugendeindrücke in späteren litterarischen Darstellungen verwerthet, sowie auch einzelnes Berlinische, z. B. den Weihnachtsmarkt, zu schildern gesucht. Von einer europäischen Rundreise durch Oesterreich, die Schweiz, Italien, Frankreich und England zurückkehrend (August 1804), dachte er daran, „Zeitungsschreiber" in Berlin zu werden. Im Jahre 1804 lebte er in Berlin im Pistor'schen Hause, das mit Reichardt und Tieck in freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Berührung stand. In demselben Jahre 1804 fand in Berlin ein Zusammentreffen mit dem Herzensfreunde, dem hochbegabten aber unstäten und verwirrten Clemens Brentano statt, und gerade während des Berliner Zusammenlebens wurde der schon früher gefaßte Gedanke, eine Volkslieder-Sammlung herauszugeben, stärker ausgearbeitet und gefördert. Im Jahre 1805 wurde dieser zu Heidelberg ausgeführt; bei Arnim war mehr politisches Interesse im Hinblick auf Ereignisse, bei Brentano mehr litterarischer Sinn und allgemeine Vorliebe für das Volksmäßige. Arnim war ein eifriger Preuße, der vor der Unglückszeit und in den schwersten Zeiten den Muth nicht verlor. In enthusiastischen Versen pries er das Vaterland und dachte daran, ein Volksblatt „Der Preuße" herauszugeben, in dessen „vorläufiger Anzeige" er als seinen Glaubenssatz hinstellte, daß Deutschland seit dem bayerischen Erbfolgekrieg nur in Preußen

vorhanden sei. Unmittelbar vor Ausbruch des verhängniß-vollen Krieges veröffentlichte er in Göttingen Kriegslieder, im Wesentlichen fremde Lieder umwandelnd zu dem Zwecke, den Muth der Soldaten zu stärken und ihre Liebe zum Vaterland zu erhöhen.*) Unter diesen Gedichten ist eigentlich nur ein einziges schönes Lied nach der Melodie „God save the king“, das den echten Volkston trägt und die Sehnsucht verkündet, alte Schmach zu sühnen:

Preußen in Himmelsgluth
Trinke der Feinde Blut.
Deutschland mein Vaterland
Löse von Schand'!

Mit den Fliehenden eilte dann Arnim nach Königsberg, wo er in patriotischen Liedern die Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit, die Vorfälle des Krieges selbst und die Empfindungen schildert, die die Patrioten nachher erfüllten. Die Klage um die verlorene Größe erfüllte ihn ganz, dazu die Sehnsucht, dem Vaterlande zu gehören, und die unbedingteste Treue zu dem Landesvater. Ihm, „dem Beglücker seiner Staaten, dem Vollender großer Thaten“, wollte er seine Kräfte weihen; die Königin sollte wie „ein schönes Heiligenbild“ die Kämpfenden umschweben. Grimmiger Franzosenhaß ließ ihn den braven Preußen zurufen: „Franzosenbrut zu durchbohren“ und den Rheinbund verhöhnen, der einem schlechten Weinfaß verglichen wird, das vergeblich gefüllt wird, während die Franzosen nicht faul, ganz gröblich deutschen Wein trinken. Als Held ohne Fehl wurde Prinz Louis Ferdinand gepriesen, der, in allen Künsten des Leibes und Geistes ein Meister, sich auch „wie ein Opferthier an der Mordart Blick zu sonnen“ wußte, und der „umlockt vom Lorbeerkranz“ heimzukehren gedachte. Auch kleine Züge von Heldenmuth und Un-

*) Achim v. Arnim, Kriegslieder. Göttingen 1806. Das einzige erhaltene Ex. in Wiepersdorf. Einzelne Gedichte aus 1806 nebst vielen anderen der Jahre 1807 fg. in Arnim's Gedichten (Werke 22), Weimar 1856, einem gleichfalls überaus seltenen Buche (Jo. G.); jetzt nach dem Original abgedruckt bei Steig, Arnim I. Im Text sind Arnim's Lieder vor und nach dem Kriege behandelt.

erschrockenheit wußte der Dichter zu erzählen, dagegen die Kopflosigkeit und den Verrath der Kommandanten preußischer Festungen zu züchtigen. Doch Lob der Helden, Tadel der Feinde, Trauer über die schweren Opfer, die der Krieg gekostet, Unmuth über die Unähnlichkeit der Gegenwart mit der Vergangenheit, die darin bestand, daß diejenigen, die „Friedrich zu beerben meinten, sein großes Herz nicht erbten“, wurde übertönt durch den Ausblick nach oben. Durch ihn sollten die Mitlebenden zu reiner Empfindung geleitet werden. „Schweigen muß der irdische Streit, daß zum Höhern wir bereit; ja, das Leben wäre Wahn, wenn es nicht des Himmels Bahn.“ Und auch „der alte Grenadier“, der in der mörderischen Schlacht von Auerstädt seinen Muth gezeigt, aber den Sieg nicht an die alte Fahne hatte fesseln können, tröstete sich mit dem Zuruf: „Ewig Muth bricht alle Schranken, rinnt in die Himmelsburg.“

Diesem litterarischen Treiben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, hatten die wenigsten Berliner Zeit und Stimmung. Denn die Noth der Zeit war groß. Die Last, welche die Einquartirung der stets sich erneuernden gewaltigen Heeresmassen den einzelnen Bürgern und der ganzen Stadt auferlegte, war eine furchtbar drückende. Im Schadow'schen Hause, um nur ein Beispiel anzuführen, lag ein Artilleriegeneral mit seinem Mohren drei Monate lang und verursachte täglich sieben Thaler Kosten. Von Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der Quartiergeber war wenig die Rede. Bat man die Franzosen z. B. sich weniger Zucker zu nehmen, der gerade damals außerordentlich theuer war, so antworteten sie einfach: nous sommes chez nous. Trotzdem gab es Bewohner und Bewohnerinnen, die den schmucken und artigen Franzosen nichts Unangenehmes nachzusagen wußten. Die Verfasserin des Romans „Clementine an Serene“ rühmt die Feinheit, Noblesse und Wohlthätigkeit der Franzosen, während sie die Grobheit, Gemeinheit und Lüsternheit der Rheinbundstruppen heftig tadelt. Sie möchte die Deutschen bewegen, die Franzosen nicht zu hassen, und faßt einmal ihre Ansicht in

die Worte zusammen: „Ich liebe die Franzosen, wie sie sind, und die Deutschen, wären sie, wie sie sein sollten und sein könnten, wären sie ihren herrlichen Anlagen treu geblieben, denn sie sind ein herrliches und gar stattliches Volk." Ziemlich frivol wird die Anhänglichkeit der Berliner Frauenzimmer an die fremde Einquartirung in einem freilich erst nach dem Abzug der Franzosen entstandenen Spottgedicht „Die Berlinische Jungfer" dargelegt; die zärtliche Sehnsucht der Verlassenen nach den ausländischen Kriegern, die in diesen Versen ausgedrückt wird, fand ihre Anklänge freilich wohl bei vielen Berliner Mädchen.

Im Allgemeinen dagegen „wußten sich die Berliner Damen mit viel Würde gegen die Franzosen zu nehmen, mit jener Zurückhaltung, die ihnen gegen den Feind ihrer Väter, Männer und Brüder geziemte".*)

Durch die Noth, auch durch die Anhäufung der fremden Soldaten wurden Krankheiten hervorgerufen. Im März 1807 wüthete ein bösartiges Scharlachfieber, dem eine heftige Fieberepidemie folgte. Die am Ende des Jahres 1806 ausgegebene Geburts- und Sterbeliste stellte die seit lange unerhörte Thatsache fest, daß 1776 Personen mehr gestorben als geboren waren. Witzlinge suchten sich über dieses betrübende Factum durch das Wort hinwegzusetzen, es sei ja natürlich, da so große Aerzte in Berlin lebten; aber durch solch billigen Scherz wurde die traurige Ursache nicht aus der Welt geschafft (Voß 108fg., 145fg.).**)

Die Noth der Zeit war groß.***) Anleihen mußten gemacht werden, um die Contributionen zu bezahlen. Handel und Ver-

*) Dies constatirt Woltmann, der damals in Berlin lebte, Memoiren des Freiherrn von S—a, I, 241. — Auch andere Stellen dieses Buches, 190ff., 202ff., sind in diesem Kap. benutzt.

**) Nach einem Bericht des Prof. Behrends starben 1807: 499 Personen gegen 357, die geboren wurden; B. schreibt es der unterlassenen Pockenimpfung zu. Mitth. d. V. f. Berl. Gesch. 1894, Nr. 2, S. 19.

***) Ein ergreifendes Zeugniß dafür ist, daß Carl Benda, der Musiker, das Lieblingsinstrument seines Vaters zum Kauf anbietet (Brief 14. Juni 1807, Liepmannssohn's Catal. 1893, S. 3).

sehr stockte. Gleichwohl fand sich ein naiver oder absichtlich rosenfarben schauender Anonymus, der in der Zeitschrift „Die preußische Monarchie" die Frage: „Hat die Stadt Berlin aus dem Länderverlust der preußischen Monarchie nachtheilige Folgen für ihren Wohlstand zu befürchten?" verneinte. Er rechnete nämlich aus, daß die verschiedenen Berliner Fabriken, in welchen 61 000 (mit Frauen und Kindern 100 000) Arbeiter beschäftigt seien, für den Absatz ihrer Waaren nicht auf die alten preußischen Provinzen beschränkt seien, sondern ihren Markt in der ganzen Welt, besonders in dem preußischen Osten fänden, sobald sie nur durch Gleichwerthigkeit oder bessere Production der Waaren die Concurrenz mit England siegreich beständen. Der englischen Concurrenz sollte durch die Continentalsperre ein Riegel vorgeschoben werden.

Der dringendsten Noth sollte durch die Speise- und Beschäftigungs-Anstalten des Barons Kottwitz abgeholfen werden; für die Soldatenkinder wurde von L. v. Neander und L. v. Voß das Louisenstift, später Friedrichsstift genannt, begründet.*) Die Königin selbst sprach sich in der Stiftungsurkunde vom 31. August 1807 mit folgenden schönen Worten über die nach ihr benannte Anstalt aus: „Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust der Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen." Die Anstalt wirkte sehr segensreich. Sie trat ins Leben zunächst als Erziehungsanstalt für Soldatenkinder männlichen und weiblichen Geschlechts, wurde aber bald auf arme Kinder gleichviel welcher Herkunft ausgedehnt; schon 1808 wurde ein Industriebureau für

*) Geschichte des Friedrichs-Stiftes in Berlin. Ein Wahrzeichen aus den unglücklichen Jahren 1806 u. 7, mit beigefügtem Verzeichniß der Wohlthäter und der Theilnehmer an der Privat-Credit- und Anleihe-Kasse von Louis v. Voß. Berlin 1811, F. Brauns.

weibliche Arbeiten damit vereinigt. Durch hohe Gönner wurden die Mitglieder der königlichen Familie als Beschützer gewonnen, Königin Louise galt als besonderer Schutzgeist der Anstalt; ihr Geburtstag als Stiftungstag und höchster Feiertag derselben. Während Berliner Zeitungen, den Machthabern zu Liebe, nicht müde wurden, die Unvergleichliche zu schmähen, stimmten hier bei der großen Feier am 10. März 1808 Erwachsene und Kinder in das Lied ein:

Und dieser Glocken erster Schlag
Sei uns ein lauter Ruf,
Daß heut' ein segensreicher Tag
Der Brennen Stolz erschuf.
Bei ihrem silberreinen Klang,
Der durch die Lüfte schwebt,
Ertöne Dank- und Hochgesang:
Des Landes Mutter lebt!

Es schwinge mit der Glocke Ton
Sich auf ein fromm Gebet,
Und steige zu der Gottheit Thron,
Zu dem die Tugend fleht;
Es herrscht mit Milde das Geschick
Und heilt der Unschuld Schmerz,
Es giebt die Mutter uns zurück
Und tröstet jedes Herz.

Damals (1806) vermuthlich in Folge der Noth stellte die am 8. September 1800 (vgl. Vossische Zeitung vom 7. September d. J.) eingerichtete Fußbotenpost ihre Thätigkeit ein, sie erhielt erst 20 Jahre später in der Königlichen Post ihre Nachfolgerin. Von den Gildeältesten waren nämlich im Ganzen 13 Boten angestellt worden, die ihr Nahen durch eine Glocke ankündigten und den Bezirk, in dem sie die Briefe sammelten, vier Mal täglich durchliefen. Der Absender eines Briefes hatte sechs, der Empfänger drei Pfennig zu entrichten.

Bei dieser allgemeinen Noth hatten nur die Straßenjungen eine goldene Zeit.*) Ihr Ruf Morgens im Schloßhof und auf anderen Plätzen: Musje cire la botte brachte ihnen Beschäfti-

*) Vgl. die Mittheilungen im „Gesellschafter" 1819, Nr. 207.

gung und klingenden Lohn; Nachmittags trieben sie im Thiergarten einen schwunghaften Handel, wo sie immer ihr Geschrei: „Zigaros avec du feu“ erschallen ließen, und Abends waren sie die gutbelohnten Wegweiser der Franzosen auf ihren galanten Rundgängen.

Denn das galante Leben nahm einen ungeahnten Aufschwung. Nach Voß (Gemälde S. 81) war „die Frequenz in den Tempel der Wollust so stark, daß die Zahl der Priesterinnen zu gering erfunden ward“. Die Schamlosigkeit der Dirnen auf den Straßen wurde unerträglich. Halbwüchsige Mädchen gaben sich den Fremden hin. Unnatürliche Laster verbreiteten sich, so streng auch die Polizei gegen Verführer und Verführte einschritt.

Sonstige Vergnügungen gab es nicht viel. Zerstreuung boten die von den französischen Behörden prunkvoll gefeierten Nationalfeste, die Geburtstage des Kaisers, der Kaiserin und ähnliche Festtage, bei denen selten vergessen wurde, auch auf das Wohlsein des Bundesgenossen, des Königs von Preußen, zu trinken. An derartigen Tagen wurden Gratisvorstellungen im Nationaltheater veranstaltet — das Opernhaus wurde zu einem Brotmagazin benutzt —, zu denen die Menge sich drängte, ohne gerade zu fragen, wem eigentlich die Feier gelte. Ueberhaupt beförderten die Franzosen das Theater. Unmittelbar nach der Katastrophe*) wurden die Vorstellungen auf besonderen Befehl des Magistrats (20. October) fortgesetzt, von demselben auch einstweilen die Umwandlung des Königlichen Nationaltheaters in „Deutsches Theater“ verboten. Neuigkeiten wurden wenig gegeben, z. B. Georges Dandin unter dem Titel Georg Rothbart. Die Schauspieler blieben von jeder Einquartirung befreit. Durch größere Zuschüsse und Anleihen aus der Stadtkasse wurde der dringendsten Noth genügt. Die Majorität des damaligen Theaterpublikums lieferten wohl die Franzosen, die, wenn sie auch eine französische Truppe nach Berlin kommen ließen, sich auch an der

*) Für das Folgende L. Schneider, Krieg und Theater 1806. (Deutsches Theater-Archiv 1859, Nr. 18 ff.)

leichten Kost deutscher Lustspiele erfreuten, welche Iffland's Truppe darbot. Patriotische Ausschreitungen freilich, wie sie vor dem Kriege üblich gewesen, wurden nicht geduldet; gegen Schiller'sche Stücke, eben weil sie als patriotisch galten, wurde eine oft seltsame Censur geübt. Als einmal der „Don Carlos" angekündigt wurde, „ward die Annonce widerrufen, denn das französische Gouvernement durfte der Verhältnisse mit Spanien wegen die Aufführung dieser Tragödie nicht gestatten."*) Wenn am 29. December 1806 befohlen wurde, die Bezeichnung „Königliches National-Theater" auf den Anschlagszetteln zu streichen, so lag dem Befehl nur kleinlicher Uebermuth des Siegers zu Grunde. Wenn aber Zach. Werner in einem Briefe an Iffland (13. März 1807) mittheilt, er habe nach der ersten Aufführung der „Söhne des Thals" einen anonymen französischen Drohbrief erhalten, so war dies, wenn nicht etwa ein schlechter Scherz eines Spaßvogels anzunehmen ist, gewiß eine Renommisterei des zu Uebertreibungen leicht geneigten Dichters.

Im Ganzen hatte sich das Theater der Gunst der französischen Machthaber zu erfreuen. Als man versuchte, ein paar Mitglieder zum Militär-, d. h. jedenfalls zum Bürgergarden-Dienst zu verwenden, bedurfte es nur eines Eintreten Iffland's (27. November 1806), um sie von demselben zu befreien. Als der französische Gouverneur Bignon Berlin verließ, fühlten sich die Theatermitglieder veranlaßt, ihm für seine ihnen während der Occupation bewiesene Güte zu danken (26. November 1808), und dabei die Bemerkung zu machen, die wohl mehr eine Huldigung für den Sieger, als Erkenntniß der eigenen Unbedeutendheit war: „Vous avez eu la délicatesse de ne jamais nous faire sentir dont nous sommes intimement persuadés nous même, c'est que le théâtre allemand, comparé à celui des Français, est à peine sorti de l'enfance."**)

---

*) Fritz v. Bülow an Ernst Schulze 1807. Voss. Ztg. Sonntagsbeilage 1891 Nr. 12.

**) Beide Briefe erwähnt in Leo Liepmannssohn's Autographen-

Wohl war's den Schauspielern bei alle dem doch nicht. „Die Kunst ist ganz todt," schrieb Friederike Unzelmann-Bethmann an Goethe (25. Juni 1807),*) „und alle Musen haben uns den Rücken zugekehrt; und da ich ihnen aber gern ins Gesicht sehe, so werde ich wohl bald Berlin verlassen müssen und dahin gehen, wo sie mir wieder lächeln."

„Wir leben hier immer noch in ziemlichem Druck," schrieb freilich der alte Nicolai 20. December 1808 (an Böttiger), „und haben wenig Hoffnung zur Erleichterung und Besserung. Ich habe nie geklagt und klage noch nicht, aber der müßte kein Patriot sein, welcher sein einst vor vielen anderen Ländern so sehr glückliches Vaterland hinschwinden sieht ohne Hoffnung zu erleben, daß es sich erhole, und dem nicht oft Thränen in die Augen treten. Ich ziehe in mich selbst zurück und die Wissenschaften sind mein Trost." — „Mars hat die Musen," schrieb Fritz von Bülow an Ernst Schulze, „so ziemlich verscheucht; man hört meist nur Jammern über das Unglück des Landes oder Politisiren, und es ist wohl jetzt gar keine Dichterschule in Berlin an der Tagesordnung." Ein damals von August Kuhn gegründetes „Kunst- und Industriecomptoir" war ein rein geschäftliches Unternehmen, ein Lesecabinet, das den Privaten die Möglichkeit einer Lectüre der Zeitschriften gewährte, die früher von Einzelnen abonnirt worden waren, nun aber bei der Knappheit der Mittel aufgegeben werden mußten.

Schon die Möglichkeit von Theatervorstellungen, denen die Occupirenden doch nicht als einzige Zuschauer beiwohnen konnten,

---

Katalog (Versteigerung 11. Mai 1891). Das letztere Schriftstück trägt nahezu an 40 Unterschriften, darunter die folgenden: Aug. Iffland, Bernh. Ans. Weber, Henri Bethmann, Friderique Bethmann, Friedr. Ludw. Seidel, Jos. Ambrosch, Minna Unzelmann, Luise Schick, George Gern, Albert Gern der Sohn, Friedr. Eunike, Therese Eunike, Franz Mattausch. Es ist höchst charakteristisch, daß einzelne Schauspieler, freilich nur wenige, aus Liebedienerei gegen die Franzosen selbst ihre Vornamen französiren.

*) Vgl. „Deutsche Dichtung", hgg. von K. E. Franzos, IX. Bd. (1891), S. 256.

und manche gleich zu erwähnende Schriften beweisen trotz der mitgetheilten Zeugnisse ein Wiederaufleben hoffnungsmuthiger Stimmung. Wirklich hatte der Frieden von Tilsit (Juli 1807), zwar eine traurige Entscheidung, aber doch immerhin eine Entscheidung und eine Befreiung aus ganz ungewissen Zuständen, die Geister aufgerichtet. Noch mehr zur Aufrichtung trug die eifrige Reformthätigkeit bei, die von den großen in Königsberg versammelten Staatsmännern zum Segen Preußens entfaltet wurde. Sie zu fördern ließen sich die patriotischen Männer Berlins angelegen sein, während sie dem „Tugendbund" theilnahmlos gegenüberstanden, vielleicht weil er sie an die vergangenen Geheimbünde traurigen Andenkens erinnerte (vgl. unten S. 274fg.). Aber noch war es zu früh zu jubeln und frei zu reden. Noch im November 1808 erging an Iffland, Hanstein, Wolf, Sack, Buchholz, Schleiermacher die Warnung, „sich in Wort und Schrift nicht so keck zu äußern, wie sie bisher bei mancher Gelegenheit gethan hätten." Ja, einer der Muthigen, der spätere Demagogenriecher Schmalz, wurde sogar wegen seiner Schrift „Adresse an die Preußen", welche während des Drucks mit Beschlag belegt war, verhaftet (24. November 1808), aber mit Rücksicht darauf, daß die Schrift noch nicht in Circulation gesetzt war, wieder freigelassen. Der „Telegraph", der dies berichtet (Nr. 328), meldet, daß aus beschlagnahmten Briefen hervorgehe, Schmalz sei zum Schreiben „von Personen aufgefordert worden, welche eines ausgezeichneten Vertrauens in Königsberg genießen", und tadelt den Autor, daß er Ungereimtheiten, demagogische Ideen ausspreche, von öffentlicher Freiheit, Gleichheit, Abschaffung der Privilegien spreche.

Die Kühnsten aber blieben unbehelligt. Fichte hatte nichts zu leiden. Er, übrigens fast der Einzige, der niemals verzweifelte, vielleicht weil er nicht im Zeitlichen lebte, sondern das Ewige, Geistige stets vor Augen hatte, verhehlte sich nicht die Gefahren, die er lief. Seine im Sommer 1808 gehaltenen Berliner Reden „an die deutsche Nation" waren ein offener Aufruf und ein Programm zur Erhebung. Die „Reden" bleiben

für alle Zeiten ein schönes Zeugniß männlicher Unerschrockenheit, sie werden als Fichte's schönster Ruhmestitel dauern. Als das Wesentlichste stellten sie die beiden Grundsätze auf: 1. Kein Mensch und kein Gott können ein Volk retten, wenn es nicht selbst die Kraft dazu in sich fühlt. 2. Diese Erhebung aus innerer Noth und äußerer Knechtschaft muß hervorgerufen werden durch nationale Erziehung, durch die Wiederbelebung des Volkes. Diese Erziehung zur reinen Sittlichkeit sollte nach Fichte die Erziehung zur wahren Religion vermitteln. Er mahnte Alle, Junge und Alte, Regierende und Regierte, Geschäftsmänner und Denker, an dieser neuen Erziehung mitzuarbeiten, zur Wiederherstellung, zur Befreiung der Nation. Fichte erinnerte an die Urkraft der deutschen Sprache, an ehemals herrschenden Fleiß und sittlichen Sinn, an die Reformation, als an das angstvolle Ringen der Nation um das Heil der Seele. „Wir müssen uns einen Geist erschaffen, einen festen und gewissen; unser Leben und Denken muß eine That sein, ein sich durchdringendes und gediegenes Ganze. Dann werden wir werden, was wir ohnedies sein sollten: Deutsche." Wie die Vergangenheit, so rief Fichte das Ausland auf. Er verglich den deutschen Geist mit dem fremdländischen und bemerkte: „Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem, vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne." Seine Zuhörer entließ er aber mit der nicht mißzuverstehenden Bemerkung: „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Neben Fichte dürfen die damaligen Berliner Prediger nicht vergessen werden.*) Allen voran stand der Propst G. A. L. Hanstein

*) Toeche-Mittler S. 28. — Das. S. 30 auch F. Delbrück's zu Königsberg gehaltene, zu Berlin gedruckte Rede. Ueber Hanstein A. D. B. X, 543—547 und die dort angeführten Schriften. Sehr ungünstig über H. urtheilt Schadow in seinen Briefen an Böttiger, abgedruckt in Westermann's Monatsheften 1894 Nov. Sie enthalten Vieles über die Berliner Stimmung 1806—8 und sind nur theilweise im Obigen benutzt.

(1761—1821, seit 1805 in Berlin), ein freisinniger, geschmackvoller, praktisch ungemein thätiger Theologe, der seine Aufgabe darin sah, daß er, anstatt Demuth und Unterwerfung unter den Willen des augenblicklichen Machthabers zu empfehlen, die Liebe zum angestammten Königshause forderte und selbst pflegte, vor Allem zum Ausharren und zum Vertrauen auf die Zukunft ermunterte. Die muthigen und verständigen Predigten, die er seit dem 8. Februar 1807 hielt, brachten außer ihrem theologischen Inhalt die deutlichsten Anspielungen auf die unmittelbaren Zeitereignisse und wirkten durch diese den Lesern verständlichen und sympathischen Hindeutungen so sehr, daß der Jahrgang 1807 drei Auflagen erlebte. Kein Wunder, daß der kühne Redner den Franzosen unbequem war (s. o. S. 240).

Wie der Muth der Berliner sich hob, je länger die Occupation dauerte, so sank die Zuversicht der Franzosen. Gar viele hatten ursprünglich wohl geglaubt, aus dem nördlichen Deutschland eine französische Provinz oder einen kaiserlichen Nebenstaat machen zu können; Manche kamen zu der Ueberzeugung, daß sie es hier mit einem andern Gegner zu thun hatten, als sie bisher meist angetroffen. Barante, der als Auditor beim Staatsrathe den Kaiser nach Berlin begleitet hatte, rief (1807) beim Anblick der in einen Cavalleriestall umgewandelten Orangerie vorahnend aus: „Ich fürchte, auch unsere Orangerieen werden sich einst mit deutschen Rossen füllen.“

Die meisten Franzosen wären froh gewesen, nach der Heimath zurückzukehren, die Berliner sehnten sich nach Befreiung. Als im Sept. 1808 sich das Gerücht verbreitete, das Königspaar werde zurückkommen, wurde auf Anregung angesehener Bürger durch Schadow der kleine Altar auf der Louiseninsel errichtet, der noch heute steht. Er war bestimmt zum Wahrzeichen der Anhänglichkeit und Liebe für die von den Feinden vielgeschmähte, von den Unterthanen innig bewunderte Königin. Damals hielt Bischof Eylert eine Predigt, in der er die Frage: „Wie sollen wir unsern König empfangen“ also beantwortete:

„mit prunklosem Ausdruck eines wehmuthfrohen Herzens, mit tiefem Gefühl einer schuldigen Ehrfurcht, im Einklang herzlicher Eintracht, im würdevollen Bewußtsein einer unerschüttert gebliebenen Treue, mit männlichem Ernst eines christlich-religiösen Sinns."

Das Gerücht von der Rückkehr des Herrscherpaares war jedoch falsch. Es dauerte noch länger als ein Jahr, bis König und Königin in Berlin einzogen. Am 3. Dec. 1808 zogen die Franzosen ab. Der General St. Hilaire übergab dem Prinzen Ferdinand die Stadtschlüssel und hielt dabei eine längere Rede, in welcher er hervorhob, daß die meisten Preußen die Verbindung mit Frankreich und den Weltfrieden liebten. Dem General selbst wurde von der Vossischen Zeitung das Zeugniß eines Biedermanns ertheilt, der als Feind gekommen sei, aber als Freund scheide.

Am 10. Dec. rückte das Gros der preußischen Truppen ein, nachdem in den vorhergehenden Tagen schon einige Vorläufer gekommen waren. Es herrschte helles klares Wetter. „Heiterer noch", mit diesen Worten begrüßte die Vossische Zeitung (13. Dec.) die Heimkehrenden, „als der Himmel waren die Herzen." Bürgermeister Köls — in Vertretung Büsching's — empfing die Heimkehrenden mit kurzen Worten: „Dieser Moment unserer freudigen Wiedervereinigung verlöscht das Andenken an das, was wir gelitten! Ein glückliches Loos erwartet uns nun! Der Verein aller Stände zu einem Zweck wird das Vertrauen der Liebe und Achtung aller Staatsbürger gegen einander erhöhen und fest erhalten und eine nicht zu zerstörende Harmonie begründen." Zur Feier des Abmarsches der Franzosen erschien von Fouqué ein „Gespräch zweier preußischer Edelleute", in dem der Vorschlag einer von Adligen einzuübenden und anzuführenden Landwehr gemacht wurde.*)

Es fehlte nicht an mancherlei Ovationen für die Langersehnten. Ein Festessen fand für die Offiziere statt; im Theater wurde eine Festvorstellung veranstaltet, bei welcher es, ebenso

*) Koch, Fouqué, S. XXIV.

wie bei anderen feierlichen Veranlassungen, an Lebehochs auf den König nicht fehlte. Von allen Kriegern, welche in Berlin eingezogen waren, würde der Major Schill am meisten gefeiert. Vielen galt dieser kühne Parteigänger als der wahre Held, als der eigentliche Retter des Vaterlandes. Schill lehnte die Huldigungen bescheiden ab und wies auf die Zukunft hin, in welcher er sich die Anerkennung seiner Vaterlandsgenossen durch wackere Thaten verdienen wolle. Am 17. Dec. veröffentlichte er in den Berliner Zeitungen eine Danksagung: Wie er den König alle Tage preise, „so geschehe auch von uns der Ruf: es leben hoch seine treuen und guten Berliner."

Die Berliner Zeitungen, welche so lange ihre patriotische Gesangeskunst hatten verbergen müssen — denn so weit hatten sie sich nicht erniedrigt, an Neujahrs- und Geburtstagen Huldigungsgesänge auf den Unterdrücker anzustimmen — fanden nun in der Rückkehr der preußischen Soldaten einen willkommenen Stoff. Aus den Gedichten jener Zeit mag wenigstens eines hier mitgetheilt werden. Es lautet:

Gedanken beim Einzug unserer Krieger am 10. Dec. 1808.

Berlin sieht seine Waffenbrüder,
Berlin sieht seine Adler wieder,
Sieht sie gerührt und hocherfreut.
Haus, Herz und Arm ist ihnen offen.
Gottlob, nach jahrelangem Hoffen
Beseligt uns die Wirklichkeit.

Ein Geist belebe nun den Krieger,
Den Adel, Bürger, Volk und Pflüger;
Ein Wahlspruch schließ' uns Alle ein:
„Dem Vaterland und unserm König
Ergeben, treu und unterthänig,
Und Brüder unter uns zu sein."

So wird nach trüben Trauerstunden
Die Ruhe wieder aufgefunden,
Die unser Herz so lang' entbehrt.
So tilgen wir von Preußens Fluren
Nach Jahren einst des Krieges Spuren
Und sind des großen Friedrich werth.

Die Vossische Zeitung, der das vorstehende Gedicht entnommen ist, kam nun nicht wieder in die Lage, freiwillig oder gezwungen Artikel aus dem „Telegraphen" herüberzunehmen. Denn am Tage des Abzugs der Franzosen erschien auch die letzte Nummer dieses traurigen Denkmals der französischen Occupation. Der Herausgeber K. J. Lange verschwand aus Berlin und ward nicht wiedergesehen. Schon zur Franzosenzeit soll er, wenn ein Memoirenschreiber recht berichtet, manchen Insulten ausgesetzt gewesen sein; nun, ohne den Schutz der französischen Behörden, wäre er gewiß vogelfrei gewesen.

Die Berliner rächten sich in ihrer Weise an dem, der sie so lange in Athem gehalten hatte. Sie verbreiteten Carricaturen und sangen Spottlieder. In der einen Carricatur wurde Lange als wildes Thier dargestellt, das in die Hölle gezogen wird, aber, wie es in der Inschrift heißt, den ganzen Höllenpfuhl verstänkern wird. In der andern, überschrieben: „Fidebus (sic) für rechtliche Leute", sitzt er an einen Pfahl angebunden auf einem Scheiterhaufen, in der Hand ein Buch: „Matthäi am letzten". Ferner wurde ein Farbendruck verbreitet mit der Ueberschrift: „Finale des Verfassers des Telegraphen-Lange oder Langens Ankunft und Empfang am verdienten Ort." Er stellte dar, wie Lange von einem höllischen Diener weggeschnappt wurde. Ihm kamen die Worte aus dem Munde: „Wey mir, ich bin ja Alexander, David's Sohn." Ein Franzose, der ihn am Rockschoß packte, rief verwundert aus: „Potz Teufel, er ist ja unser Hofrath." Im Höllenrachen lief ihm ein Hahn entgegen mit dem Rufe: „Kikiriki, bist Du endlich da?" Der Teufel, der ihm seine Krallen entgegenstreckte, begrüßte ihn: „Willkommen, Herr Doctor." Das Spottlied, dem, die damalige sittliche Auffassung Berlins kennzeichnend, ein recht freies Klagelied einer Berlinerin über das Aufhören der Einquartirung folgte, rief alle Thiere niederer Art, Raubthiere und Gewürm zusammen, um die Leichenfeier des Entschlafenen zu begehen. Denn, so schließt der Dichter:

Es ist ein Mann gestorben,
Gott sei es Lob und Dank,
der sich den Ruhm erworben:
er zankte lebenslang.
Der kühne Geißelsschwinger,
der Vaterlandsdespot,
schläft zugedeckt mit Dünger,
denn er ist mausetodt.

Der Mann, der Fluch und Schrecken
rings um uns her gestreut,
der Fürsten durfte necken
mit kecker Sicherheit,
der Fischer in dem Trüben,
der hämische Zelot,
der Lange Herr, ihr Lieben,
der Telegraph ist todt.

Glücklicherweise sind jene poetischen Erzeugnisse, das Begrüßungsgedicht der Truppen und die Spottverse auf Lange nicht die einzigen Denkmäler der damals in Berlin herrschenden Gesinnung. Auf die Tage unmännlicher Feigheit und unwürdiger Selbsterniedrigung folgten lange Jahre ernster innerer Arbeit. Wie die Männer, welche an der Spitze des preußischen Staates standen, durch ihre segensreichen Reformen eine neue Zukunft vorbereiteten und die traurigen Zustände vergangener Zeiten vergessen zu machen suchten, so erwuchs in Berlin ein neues Geschlecht, das, Fichte's Lehren beherzigend, die innere und äußere Befreiung vorzubereiten verstand.

Ein merkwürdiges Bild von dem Umschwung der Anschauungen und Verhältnisse bietet der Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Erster Theil. Berlin 1808.“ *) Er ist hauptsächlich eine gemeinsame Arbeit Varnhagen's und Wilhelm Neumann's. Dieser seltsame Roman, dessen an manchen Stellen hervortretende Goethe-

*) Nähere Deutung der Einzelheiten des Romans durch Cl. Brentano in Görres' Briefen II, 83 fg. Danach hätte Fouqué das Schlußkapitel geschrieben. Vgl. besonders Varnhagen, Denkwürdigkeiten II, 15 fg. Goedeke, Grundriß alte Ausg. III, 81. Hoffmann, Serapionsbrüder. 2. Absch. ed. Hempel I, 116.

begeisterung, dessen satirische Schilderungen litterarischer Zustände und Persönlichkeiten, z. B. Jean Paul's, Voß' und anderer, hier unbeachtet bleiben müssen, erzählt die Geschichte eines Jünglings, dem das Leben nichts ist als der Inbegriff von sinnlichen und geistigen Genüssen, nichts als eine ewig wechselnde Befriedigung seines schrankenlosen Egoismus. Unthätig und doch immer scheinbar beschäftigt, richtet der gut geartete, aber zum Bösen bestimmte Held nichts als Unheil an: er bringt seine Geliebte, eine verheirathete Frau, in die schrecklichste Lage, ist schuld an dem Tode ihres Mannes, tödtet ihren Bruder in einem Duell, verletzt die Nächststehenden, schändet ein Mädchen, das die Braut eines Anderen ist, und verursacht den Tod des Bräutigams dieses Mädchens. Er ist ein Genießling, der träumerisch, nur nach geistiger Anregung sich sehnend und in geistiger Aufregung schwelgend, sein Leben verbringt, Begeisterung für die schöne Natur und alleinige Erquickung im Umgang mit sogenannten höheren Kreisen empfindet. Der Staat existirt für ihn ebenso wenig wie das Volk. Da muß er nun die Leiden des Volkes mit ansehen und die Zerstörung des Staates: Das friedliche Leben des Schlosses, dem er freilich durch sein unglückliches Geschick schon zwei Wunden zugefügt hat, wird durch die Schrecken dieses Krieges völlig vernichtet, einer der ständigen Gäste des Schlosses stirbt in der Schlacht, ein anderer, der vorübergehend daselbst geweilt, wird verwundet dorthin gebracht. Der gleichfalls verwundete Romanheld pflegt seine Wunden und läßt sie pflegen, so lange er jenes Scharmützel, in welchem er selbst verwundet worden, als einen kleinen Unglücksfall betrachtet; als er aber, durch den Brief eines Freundes unterrichtet, die Niederlage der Seinigen und die schmerzliche Uebergabe der Festungen erfährt, verschmäht er weitere Pflege und verabscheut das Leben. Er reißt seinen Verband auf, läßt sein Blut dahinströmen und stirbt. An seinem Bette findet man ein langes Gedicht: „Nach Petrarcas sechzehnter Canzone gebaut", in welchem zum Schluß den Freunden verkündet wird:

Daß hier das Herz auf tönenden Geschossen,
Frei in Gesang ergossen,
Noch wolle Gott ansagen,
Wie gleicher Weise, wenn des Himmels Zeichen
Zum Freiheitsbunde tagen,
Es frei hinströmte wohl den blut'gen Streichen.

In den letzten Fieberphantasien aber war der Unglückliche emporgehoben über das Leid der Gegenwart, aus dem Traum heraus rief er mit großer, gewaltsamer Anstrengung seiner Kräfte: „Drauf! drauf! wer ein braver Preuße ist! Wir haben's gleich." Denn das ist eben der Gehalt des Romans und die wahre Bedeutung des Zeitumschwungs: Die Verzweiflung trieb nicht nur in den Tod, sondern sie schuf auch Männer. Mancher Brave aber, der für sich nichts mehr von dem schnöden Leben erwartete und freiwillig oder der Natur gehorchend dem Tode verfiel, schloß selig lächelnd seine Augen in der Hoffnung auf eine schöne und freie Zukunft.

Zweites Buch.

Wiedergeburt und Befreiung.

(1808—1815.)

Achtes Kapitel.

Neue Epoche wissenschaftlichen Lebens.

Selbst die langlebigen Männer der Aufklärungsperiode waren dahingegangen. Nicolai, der einer ganzen litterarischen Epoche sein Gepräge verliehen hatte und der am längsten lebte, starb 1811. Noch bis zuletzt hatte er seine aus Stolz und Bescheidenheit gemischte Stimmung bewahrt*): „Ich bin keineswegs der Hohepriester im Tempel der Litteratur, sondern allenfalls der vieljährige Küster desselben, welcher die Schlösser treulich bewahrt und hin und wieder die Wechsler und ander Volk, welches den heiligen Opferheerd entheiligte, herausgetrieben hat."

Er mußte es erleben, daß zwei, die er gewiß zu jenen Wechslern zählte, das wissenschaftliche Leben Berlins erneuerten: Fichte und Schleiermacher, und daß zwei andere, denen er bei seiner Einseitigkeit nie gerecht geworden wäre, mit jenen wetteiferten: Wolf und W. v. Humboldt. Diese Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens ist eines der wesentlichsten Momente der inneren Wiedergeburt, die sich in Berlin und ganz Preußen während der Anwesenheit, besonders nach dem Wegzug der Franzosen vollzog.

Der erste der vier Männer, der dauernd nach Berlin übersiedelte, war J. G. Fichte**) (schon 1799), geboren 1762, ge-

---

*) An Böttiger 31. Mai 1810.

**) Für Fichte sind benutzt: Leben und litt. Briefw., hgg. von dem Sohne, 2 Bde. Sulzbach 1830fg. Kuno Fischer, A. D. B. VI, 761ff., aus dem einige über Philosophie handelnde Sätze entnommen sind.

storben 1814. Während man bei andern Philosophen über dem System die Person vergaß, wirkte sein Charakter weit mehr als sein System. Der Mann fesselte und imponirte in höherem Grade als seine Werke. „Ich kann noch garnicht das Verschwinden dieses so kräftigen, herrlichen Mannes fassen und begreifen," jammerte bei seinem Tode Einer, der von seiner Philosophie wenig hielt oder verstand. Mannesmuth und Würde hatten Ficht: bei allen Gelegenheiten geziert: in den Tagen, da die Blut- und Greuelherrschaft in Paris die zahlreichen in Deutschland rege gewordenen Sympathien für die französische Revolution jählings zerstörte, suchte er die Idee, welche die Revolution hervorgerufen hatte, zu retten und edirte seine Schrift, in der er dies versucht hatte, aufs Neue, obgleich es damals auch in Deutschland nicht ungefährlich war, frei zu sprechen. Trotz der auf Atheismus lautenden Anklage hielt er seine freie religiöse Ueberzeugung aufrecht und ergriff lieber den Wanderstab, als daß er seine ehrliche Meinung opferte. In den Zeiten der Franzosenherrschaft, unbekümmert um einheimische und fremde Späher, machte er kein Hehl aus seiner Gewißheit von der Gesundheit der Volkskraft und verkündete seine Hoffnung auf die Zukunft. Er gehörte zu den Wenigen, die sich rühmen durften, „daß er frei geathmet, gelebt, gedacht habe und seinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen". Er war es auch, der am liebsten als eine Art weltlicher Prediger den König in den Feldzug begleiten wollte, und der trotz der Ungewohntheit militärischer Uebungen beim Landsturm eintrat, wobei er freilich den Carricaturenzeichnern nicht entgehen konnte; er starb als ein Opfer des Krieges, angesteckt durch seine Frau, die auf seinen Antrieb in den Lazarethen die Verwundeten treu gepflegt hatte.

Schmoller, Fichte, Jena 1865. Zeller, Fichte als Politiker (Sybel, Hist. Zeitschr. IV). Einzelnes: K. v. Wolzogen, Nachlaß II, 445; Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, 235; Wundt, Deutsche Rundschau 1891, Aug. S. 195; Uhden's Aeußerung, Euphorion I, 373, 379; Briefe Sander's an Böttiger. Ueber die Reden an die deutsche Nation oben S. 241.

In Berlin hatte er sich nicht eben rühmlich eingeführt, denn zu seinen ersten Berliner Arbeiten gehörte das Pamphlet gegen Nicolai, das diesen trotz allem verdienstvollen und ehrwürdigen Greis, der allerdings krankhaft alles Neue und daher auch jede neue Philosophie bekämpfte, unfläthig als „armen Wicht, allerbärmlichsten Gesellen", ja als „litterarisches Stinkthier und Natter" geißelte. Kein Wunder, daß Nicolai und die Seinen Fichte Schwierigkeiten in den Weg legten, z. B. seinen Eintritt in die Academie zu hindern suchten,*) wenn diese Schwierigkeiten auch nicht so groß waren, wie Fichte in seiner übergroßen Empfindlichkeit meinte. Seit seinem ersten Erscheinen in Berlin durch den König geschützt, der bei solcher Abwehr offener und geheimer Denunciationen einen schönen Muth zeigte, gewann er bald festen Fuß.

Fichte mußte mühsam seinen Platz behaupten. W. v. Humboldt, der die Berliner Stimmung gut kannte, ohne sie immer zu billigen, meinte noch 1801: „Die Meisten halten Fichte für einen unschädlichen Grübler, Manche aber für einen Tollhäusler."

Ohne sichere äußere Stellung, ja auch ohne einen materiellen Rückhalt zu haben — die Erlanger Sommerprofessur behielt er nur ein Semester und das Verweilen und Lehren in Königsberg war gleichfalls nur Episode — begann er Vorlesungen zu halten. Zu ihnen drängte sich ein großes Publicum, Männer und Frauen, Gelehrte und Künstler, selbst Staatsmänner ersten Ranges, ein Publicum, das er freilich manchmal durch seine brüske Art verletzte. Aber seiner herben Natur war das Kämpfen nothwendig: mit seinen Zuhörern kam es, wie Sander berichtet, zu argem Streit, so daß einmal, nach einer gröblichen Invective, kein Mensch erschien; mit seinen Collegen an der Universität gerieth er in so schwere Differenzen, daß er nur mit knapper Mühe das Rectorat erlangte und während seiner amtlichen Thätigkeit durch

*) Sander an Böttiger 21. März 1805. Fichte fehlte nur eine Stimme an der Majorität; diese gab Tralles gegen ihn ab, weil Fichte ihn nicht besucht hatte.

sein allzustraffes Auftreten Viele verletzte; seine Stellung war so wenig haltbar, daß er, um den beständigen Differenzen zu entgehen, sich geneigt zeigte, seinen Abschied zu nehmen. Nur mit Wenigen lebte er in ungetrübter Intimität, z. B. mit Bernhardi, den er gern als den Braven und Wackern bezeichnete, mit den meisten gleichzeitigen Philosophen stritt er einen schweren Kampf, der nach der Sitte jener Zeit von häßlichen Persönlichkeiten nicht frei war; eine merkwürdige Ausnahme machte seine Stellung zu Pestalozzi, dessen Erziehungssystem er als das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit erklärte.

Fichte's Vollendung seines Systems und die tiefere Ausbildung seines Wesens gehört der Berliner Zeit an. Dem „geschlossenen Handelsstaat" und „der Bestimmung des Menschen" folgte ein dreijähriges Schweigen. Dann erschienen aber, unmittelbar nachdem sie vor einem großen Publicum gehalten waren, rasch hintereinander die Vorlesungen „Ueber die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", „Ueber das Wesen des Gelehrten", „Ueber die Religionslehre", denen die schon gewürdigten „Reden an die deutsche Nation" als Schlußstück angefügt wurden. Seinem klaren deutschen Denken ebenbürtig war seine reine deutsche Sprache.

Fichte's Thema war „die Entstehung und Entwickelung des Bewußtseins des Wesens des Geistes". Daraus entstand das Entwickelungsgesetz, die Wissenschaftslehre, die von dem Ich oder dem Selbstbewußtsein ausgingen. Die letzteren Theile waren das eigentliche Element seiner Philosophie, die Sittenlehre sein reifstes Werk. Der Mensch sollte zum Handeln erzogen werden, zu einem derartigen Handeln, das stets den sittlichen Grund formulirte; Liebe, Mitleid, alle Weichheit der Natur sollten nur soweit zugelassen werden, als dadurch das Handeln gefördert wurde; Lüge als auf Feigheit beruhend galt als verabscheuungswürdig. Dabei sollte das Ziel der Sittenlehre die Freiheit von der Welt bei absoluter Lauterkeit der Gesinnung und des Willens sein. Neben Fichte den Philosophen tritt der sociale Schriftsteller

und Politiker. Nach seiner Meinung war der Staat durch einen Vertrag entstanden. Der Philosoph wies dem nur von einer Oberbehörde, dem Ephorat, überwachten Staate eine erschreckende Omnipotenz zu, die jeden individuellen Willen unterdrückte, Recht, Erziehung, Arbeit, Wissenschaft unter seine Fittige nehmen, die Einzelnen geradezu auf eine bestimmte Thätigkeit hinweisen, Grund und Boden an die Bürger vertheilen, dagegen dem Individuum innerhalb seines Hauses die unbedingteste Freiheit gewähren sollte.

Erst durch die Noth der Zeit verwandelte sich Fichte's weltbürgerliche Geringschätzung der Nationalität und des Vaterlandes in eifrigen Patriotismus. Hatte er früher die Wirksamkeit des Staates allein auf die materielle Wohlfahrt einschränken wollen, so lehrte er später, daß sich der Staat die sittliche Bildung zum Ziele setzen, und daß Deutschland als das Land, von wo aus allein die Bildung sich verbreiten könnte, wiedergeboren werden müsse.

Ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse der Zeit wollte er ein durch den Staat eingeführtes und nach seinem Werthe bestimmtes Geld, womöglich vollständige Unterdrückung des Handels mit dem Ausland, höchstens Gestattung dieses Handels als Staatsmonopol. Den Adel des Rechts hatte er früher für vollkommen unbillig gehalten und nur den Adel der Meinung gelten lassen wollen; später mäßigte er diese Ansichten. Die Kirche dagegen — nicht die Religion, deren Ewigkeit er anerkannte, ohne einen menschlichen Bestand anzunehmen, und deren treuer Diener selbst in äußerlichen Dingen er war — galt ihm stets als eine Art durch Vertrag begründete Gemeinschaft, die aufgehoben und deren Güter durch die Gesammtheit zu ihren Zwecken verwendet werden dürften. Denn Kirche und Staat betrachtete er stets nur als Gemeinwesen, die zur Zeit noch nicht entbehrt werden könnten; als das Höchste erschien ihm das Ueberflüssigwerden jeder Staatsverbindung, sobald die Vernunft als allgewaltige Richterin anerkannt würde, dann werde das

Ideal, nämlich die Gemeinschaft aller Wissenden, Gebildeten und Gelehrten eintreten.

Doch bei Fichte wie bei anderen bedeutenden Menschen besteht der Einfluß, den sie üben, weniger in einzelnen Schriften oder einer wichtigen Hauptlehre, als in der Gesammtwirkung, die von ihrer Persönlichkeit ausgeht. Als ein „herrlicher, göttlicher" Mann erschien Fichte manchen Jüngeren, z. B. Varnhagen und Chamisso; für sie „blieb fortan über allem tauben und irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken".

Der zweite unter den Neubegründern des wissenschaftlichen Lebens war F. A. Wolf, 1759—1824, von 1781 bis 1806 in Halle, von 1807 bis fast zu seinem Tode in Berlin.*) Dort weilte er zuerst als Gast ohne eine bestimmt ihm zugewiesene Thätigkeit, blieb aber, obwohl er sich aus der großen geräuschvollen Stadt nicht selten fortsehnte, dort bis zum Antritt seiner letzten großen Reise, die er wenige Monate vor seinem Tode unternahm. Er war eine Zeitlang Visitator der Berlinischen Gymnasien, speciell des Joachimsthal'schen, dann, allerdings auch nur kurze Zeit, Director der wissenschaftlichen Deputation in der Section des öffentlichen Unterrichts, Academiker, später Ehrenmitglied der Academie, Lehrer der Universität, ohne als wirklicher Professor aufgeführt zu werden. Seine Lehrthätigkeit in Berlin war mit der in Halle nicht zu vergleichen. An jenem Ort war Lehren sein vornehmstes Geschäft gewesen, an diesem unterbrach er seine Thätigkeit durch viele Reisen, willkürlich gewählte und langausgesponnene Ferien. Doch war er einer der Hauptanreger

*) Für F. A. Wolf sind benutzt die speciellen Werke von Körte, 2 Bde., Essen 1833, und Arnoldt, 2 Bde., Lzg. 1861; Bernays, Goethe's Briefe an Wolf, Leipzig 1868; Wolf's Briefe an Goethe, G. J. XV, 54—68, 81—96; Peters' Progr., Frkft. 1890; Bursian, Geschichte der klass. Phil. 512—550; Schrader, Gesch. der Univ. Halle, Berlin, 2 Bde., 1894, bes. I, 434—462; Varrentrapp, Johannes Schulze, Lpz. 1889, passim. Einzelne Notizen aus Uhden's Briefen, Euphorion Bd. I, 366, 372.

der Berliner Universität und verharrte musterhaft in den schweren Zeiten von 1813, als Andere fahnenflüchtig zu werden Miene machten. Hatte er in seiner ersten Hochschule immer mehr anschwellende Scharen um sich gesehen, so mußte er sich in Berlin oft mit Wenigen begnügen;*) seine Berliner Zeit war „ein trüber Epilog zu dem herrlichen Schauspiele seiner früheren Wirksamkeit". Daher entwickelten sich seine herben Seiten immer mehr: seine Widerborstigkeit, seine Lust am Widerspruch, seine Selbstunzufriedenheit, seine Unbeständigkeit und Unfähigkeit zu praktischen Geschäften, seine Herrschsucht, die sich bis zu der naiven Tyrannei verstieg, daß er den Befehl erließ, in seinem Hause dürfte nicht geträumt werden, und die ihn in mannigfache Fehden mit Gelehrten, in unangenehmen Schriftwechsel mit Behörden verwickelte, sein geringer Sinn für die Kunst, der ihn ungerecht gegen deren allmählich sich vollziehende Entwickelung machte und ihn dazu verleitete, das ganze Kunstgebiet den Kennern zu verschließen und den Künstlern allein zu überlassen. Aber die Größe seiner Persönlichkeit, die durch derartige Mängel nicht verkleinert wird, und die Gewalt seines Einflusses zeigte sich auch in Berlin. Wolf war und blieb ein glänzender Lehrer. Er wollte zeitlebens nicht Schriftsteller, sondern Lehrer sein. Wenige verstanden es wie er, der ausgestattet war mit einem wohlklingenden Organ, mit wunderbarer Klarheit der Gedanken und behendem Witz, durch das freie, erst im Augenblick gestaltete, dem Bedürfnisse der Zuhörer und der eigenen Stimmung angemessene lebendige Wort das lebendige Wissen zu überliefern. Er bethätigte vollkommen seinen Wahlspruch: „Habe Geist und wecke den Geist"; denn nicht die einzelnen Thatsachen zu überliefern, vieles Unbekannte zu lehren erachtete er für seine Aufgabe, sondern wie er es selbst einmal ausdrückte: „Grundsätze mitzutheilen, die zur Erwerbung eigener Einsicht reizten und leiteten."

*) Schon die Privatvorlesungen 1807—8 fanden so wenig Anklang, daß er sie gar nicht lesen wollte. Fritz von Bülow an Ernst Schulze 1809, Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 12, 1891.

Daher wurde er nicht müde, in academischen Programmen, in Vorlesungen, in dem zu Halle begründeten philologischen Seminar, seiner Meisterwerkstatt, und wo er sonst an die Jugend das Wort richtete, auch in heiterer Geselligkeit, wobei er in Trinken und Scherzen mit den Jüngsten wetteiferte, zur Pflege des idealen Sinnes zu mahnen, der beim Lernen und Forschen von jedem äußeren Vortheil absehe und ermangelte nicht andererseits das frühzeitige Pflegen eines bestimmten Faches anzurathen, damit das geistige Streben nicht zersplittert und das Sammeln eines wirklichen, wenn auch beschränkten Wissensschatzes an die Stelle schöngeistiger Oberflächlichkeit und dilettantischer Genäschigkeit gesetzt werde. Er gewann auf die Jugend eine gewaltige Einwirkung und pflanzte einer ganzen Generation außer einem Theil seines ausgebreiteten Wissens besonders seinen Eifer und seine Forscherlust ein. Er schuf ein Geschlecht von Lehrern, von Schulmännern für die Gymnasien, denen ein früher nothwendiges Requisit, nämlich die theologische Vorbereitung und Drillung, völlig abging, stellte gelehrte Philologen auf, die freilich zu ihrem und ihrer Schüler Nachtheil praktischer und theoretischer pädagogischer Ausbildung und Erfahrung ermangelten, die sich aber wenigstens eines unbestrittenen Besitzes, nämlich einer selbständigen Kenntniß der alten Sprachen rühmen durften. Er konnte sich mit Recht als ein Erster in seinem Fach, als ein vielgepriesener Führer einer großen jugendlichen Schar betrachten und der Hoffnung hingeben, daß seine Einwirkung mit seinem Hinscheiden nicht zu Ende sein würde. „Ich genieße," sagte er einmal, „ein Glück, das Wenigen in meiner Lage zu Theil worden ist, noch lebend zu sehen, was die mühsamen Pflanzungen für die künftige Zeit versprechen, und wie sie gedeihen möchten, wenn man nicht mehr dabei ist."

Wolf wurde der Begründer der Philologie und Alterthumswissenschaft. Obwohl zuerst als Professor der Pädagogik berufen, wandte er von vornherein seine ganze Thätigkeit auf die Philologie; er befreite sie von jeder Verbindung mit der Theologie,

von jeder Bevormundung durch diese. Er war ein Lateiner ersten Ranges, zugleich ein deutscher Schriftsteller von eigenthümlicher Kraft, der Ausländern gegenüber zu jeder Zeit, seinen Landsleuten aber vornehmlich in der Periode nationaler Noth die heimische Sprache nachdrücklich in Schutz nahm. Unter ihren Vertretern pries er als bedeutendsten Goethe und wußte ihn, der in Halle gelegentlich sein Zuhörer gewesen war, durch sein mächtiges Wort auch in Berlin zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Schriftsteller des Alterthums waren ihm so vertraut wie Individuen, deren persönlicher Bekanntschaft er sich erfreut hatte; die Philologie nicht eine Wissenschaft neben anderen, sondern die Wissenschaft, deren Resultate ebenso überzeugend sein sollten, wie die Beweise der exacten Wissenschaften. In seiner größten wissenschaftlichen Einzelthat, den „Prolegomena zu Homer", hatte er mit kühner, dabei aber umsichtiger und besonnener Methode der Forschung, mit historischer Kritik, durch die er schwächliche, ästhetische Betrachtungsweise entthronte, das allmähliche, verschiedenen Menschen und Zeitaltern angehörige Entstehen des größten Epos des Alterthums darzulegen gesucht, das man Jahrhunderte lang als die Schöpfung eines großen Dichtergeistes anzustaunen gewohnt war. Durch solche Darlegungen, die schaffenden Künstlern widrig sein mußten, daher außer begeistertem Zujauchzen heftige Entgegnungen hervorriefen, hatte er Untersuchungen angeregt, die nicht bei einem Dichtwerke des Alterthums stehen blieben, sondern für die epische Poesie überhaupt nutzbar gemacht werden konnten. Die von ihm geübte Kritik wurde nicht bloß für die Philologie, sondern auch für die Geschichtswissenschaft fruchtbar: Niebuhr ward durch seine Untersuchungen angeregt, und Dahlmann bekannte, von Niemandem so nachhaltig bestimmt worden zu sein, als von Wolf. Eine solche Einwirkung konnte namentlich deshalb erfolgen, weil ihm überall, auch in derartigen Untersuchungen, nicht das Einzelne Selbstzweck war, sondern das Allgemeine; sein über Winckelmann gebrauchtes Wort läßt sich auch auf ihn anwenden: „die Blume

aller geschichtlichen Forschung sind die großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen". Daher erschöpfte er sich nicht in einzelnen gelehrten Abhandlungen und Emendationen, in Erklärungen und Uebersetzungen klassischer Schriften ins Lateinische und Deutsche, obwohl er ein ebenso gelehrter Sprachkenner und trotz alles Belferns der damaligen geschworenen Uebersetzergilde ein ebenbürtiger Dolmetsch der Gedanken der Alten war; Recensionen schrieb er nicht, theils weil die ihm darauf verwendete Zeit zu kostbar dünkte, theils die Schriften veraltet schienen, ehe die Besprechungen ihnen nachhinken konnten. Vielmehr legte er die Frucht seines Nachdenkens und seiner Forschung in wenigen allgemeinen Darlegungen nieder. Unter diesen sind die im „Museum der Alterthumswissenschaft" 1807 — einer in Berlin erschienenen, Goethe zugeeigneten Zeitschrift — die bedeutendsten. Dort tritt seine Wissenschaft, die Philologie oder Alterthumswissenschaft, nicht als eine Sammlung zufällig miteinander in Berührung gekommener Einzeldisciplinen, sondern als eine aus mannigfachen einzelnen Theilen zusammengesetzte Wissenschaft auf, die trotz ihrer Verschiedenheit zu einer Einheit hinstreben und nur in dieser Einheit begriffen werden können. Alterthumswissenschaft war ihm nach seinen eigenen Worten „Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit Handlungen und Schicksalen, mit politischen, gelehrten und häuslichen Zuständen der Griechen und Römer, mit ihrem Kultus, ihrer Sprache, Künsten und Wissenschaften, Sitten und Religion, Nationalcharakter und Denkart bekannt machen". Diesem allumfassenden Begriffe entsprach auch das Ziel dieser Wissenschaft. Denn ein solches Ziel bestand nicht in der Häufung gelehrter Kenntnisse zur Lösung manches Zweifels und zur Beantwortung vieler Fragen, sondern einerseits in der Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, andererseits in der harmonischen Ausbildung des Geistes und Gemüths der gegenwärtigen. Ein zu derartiger Harmonie strebender, trotz aller Schwächen vornehmer Mann war er, ein Mann, der den alten Hellenen in Weltanschauung und äußerem

Behaben nachzukommen sich bemühte. Mit Würde trug er die Anerkennungen, die ihm als Ehrenzeichen der Großen und als Lob der Besten zu Theil wurden. Denn trotz mancher Feindschaften und schneller Entfremdungen ging er nicht einsam durchs Leben. Goethe's Bewunderung und Wilhelm von Humboldt's thatkräftige Freundschaft genoß er ungetrübt Jahrzehnte lang. Aber auch minder bedeutenden Zeitgenossen, von denen leider keiner den Beruf fühlte, sein Wirken zu schildern, ward es klar, daß er nicht bloß ein kenntnißreicher Gelehrter und ein strenger Forscher, sondern ein umfassender Geist war, dessen Wirken nach Varnhagen's schönen Worten darin bestand, „die alten Sprachen und die Werke der Classiker aus dem verjährten Staube der Schulen in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise einzuführen".

Während Wolf sich in Berlin niemals heimisch fühlte, Fichte nur einem kleinen Kreise angehörte, wurde F. D. E. Schleiermacher (1768—1834)*) als Seelsorger und Redner eine populäre Figur. Die Kraft und Eindringlichkeit seiner Gelegenheitsreden wurde von Hoch und Niedrig empfunden, und gar Mancher datirte von der Predigt, mit der er durch Schleiermacher in den Bund der Kirche eingeführt wurde, eine neue Epoche. Welcher Unterschied zwischen dem Jüngling, der als angehender Gelehrter und Prediger in einem bescheidenen Zimmerchen Genosse der Romantiker gewesen, die „Lucinde" vertheidigt hatte und als Intimer der schönen Frau Herz Zielscheibe mancher spottfrohen Berliner gewesen war (1796—1802), und dem durch Seelenleiden und ernste Studien gereiften Manne, der 1807 nach

*) Für Schleiermacher: Dilthey, 1. (einziger) Band, Berlin 1868, ders. A. D. B. XXXI, 422—457. (Daselbst die Litteratur.) Aus Schleiermacher's Leben in Briefen, 4 Bände, Berlin. Gesammelte Predigten, 10 Bände, einzelnes Lommatzsch S. 163. Bes.: Schrader, Univ. Halle I, 615ff.; Lommatzsch, Gesch. d. Dreifaltigkeitskirche, Berlin 1889; L. Geiger, Gesch. der Juden in Berlin, I, S. 15ff., 108, II, 151fg. — Schleiermacher's praktisches Wirken für Liturgie und Union, seine Thätigkeit im Agenda-Streit gehört einer späteren Epoche an.

Berlin kam. Durch seine Plato-Uebersetzung, seine „Kritik der Sittenlehre", den Entwurf zu einem neuen ethischen System und die erste Probe neutestamentlicher Kritik hatte er sich als Philosoph und Theolog einen bedeutenden Platz erobert. Seit 1808 war er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, seit 1809 Director der Berliner wissenschaftlichen Deputation, seit 1810 Professor der Theologie an der Universität, an deren Begründung er mit in erster Reihe betheiligt war, seit 1811 las er auch grundlegende philosophische Collegien, war in den schwersten Jahren als Politiker, seit 1815 auch als praktischer Theologe thätig und entfaltete auf allen diesen Gebieten eine Wirksamkeit von einer geradezu unvergleichlichen Vielseitigkeit. Bei Schleiermacher ähnlich wie bei Fichte und Wolf liegt der Nachdruck mehr auf dem gesprochenen als dem geschriebenen Wort. Der Schriftsteller in ihm gehört der deutschen Litteratur, der Redner Berlin an. Er hatte, wie er in seiner früheren Zeit 1802 einmal bekannte, „einen wahren Schauder vor dem Schreiben". Durch solche Arbeiten wurde er seinem Geständniß nach verzehrt, im Reden wurde ihm wohl. „Das Predigen," sagte er gelegentlich, „ist jetzt das eigentliche Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Menschheit in Masse."

Nur zwei Schriften waren es eigentlich, die an der Spitze von Schleiermacher's litterarischer Laufbahn stehen, ihm einen Platz unter den führenden Geistern gaben und sowohl gleich bei ihrem Erscheinen als auch später eine große Einwirkung auf die Leser übten: die „Reden über die Religion" und die „Monologen". Schleiermacher war kein epochemachender Neuerer. Er hatte sich an Spinoza, Leibniz, Kant theils in stiller Nachahmung, theils in bewußtem Gegensatz gebildet. Er war, wie er einmal sehr anschaulich sagte, „wie jeder Theologe nur reif geworden durch Zweifel und Anfechtungen". Er war von den Romantikern ausgegangen. Was ihn mit diesen vereinte, war „die Sehnsucht nach dem Unendlichen bei gleichzeitiger Werthschätzung des sonderartigen Ich"; was ihn von jenen trennte und von der Romantik

befreite, war der sittliche Zweck und die Selbstbesinnung. Jene traten den ästhetischen Anschauungen der Aufklärungszeit, er den religiösen entgegen. Ihm galt es, die Religion wieder zu Ehren zu bringen unter ihren Verächtern, daher konnte er keinen starren Kirchenglauben predigen, sondern wollte die Vereinbarkeit echter Frömmigkeit mit tiefer geistiger Bildung lehren und gelangte zu einem vergeistigten Pantheismus, der den strengen Kirchenwächtern seiner Zeit unmöglich gefallen konnte. Er lehrte, daß Religion keine Kenntniß von Dogmen, keine Wissenschaft, sondern Gefühl sei. „In den Einwirkungen des Universums und dem, was dadurch in uns wird, alles Einzelne nicht für sich, sondern als einen Theil des Ganzen, alles Beschränkte nicht in seinem Gegensatz gegen Anderes, sondern als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufnehmen und uns davon bewegen lassen, das ist Religion." Er zeigte, daß religiöse Regungen nicht aus Furcht, sondern aus Betrachtung der Natur und Geschichte entstehen, und daß nur die Verkennung zu ihrer Verachtung führen könnte. Er sah in Gott und Unsterblichkeit nur nothwendige Voraussetzungen, die nur, insofern sie vom Gefühl der Menschen gestaltet seien, zum Begriff der Religion gehörten, und befürchtete, daß in der Vereinigung von Staat und Kirche die Religion mit Fehlern behaftet und ihrer Freiheit beraubt, durch die Verbindung von Priestern und Laien die Bedürfnisse der letzteren nicht befriedigt und die Wirksamkeit der ersteren gehemmt würde. In den Monologen suchte er die Stellung des Einzelnen, die sittliche Freiheit, die der Mensch sich selbst durch seinen eigenen Willensact schafft, die Theilnahme am Unendlichen darzuthun. Aber auch die sittliche Pflicht in weiteren Kreisen wünschte er zu lehren: die Theilnahme am Staat, in dem er kein nothwendiges Uebel oder Maschinenwerk sehen wollte, die Ausbildung der Sitten, die „Gewand und Hülle der inneren Eigenart" seien.

Keine der späteren Schriften hat auf die große Menge so bestimmend eingewirkt wie diese beiden. Vieles, wie die plato-

nischen Studien und Uebersetzungen, wendete sich an die Philologen, die neutestamentlichen Untersuchungen an den engeren Kreis theologischer Fachgenossen. Schleiermacher entwickelte in unermüdlichem Nachdenken sein System; erkannte Irrthümer gestand er offen ein, seine unbestechliche Wahrheitsliebe gewährleistete ihm die geistige Selbständigkeit. Von der größten Bedeutung wurde seine „Glaubenslehre" (1821—22, zweite Auflage 1830). Sie führte manche Sätze der Jugendschriften aus, vor allen den, daß Religion nicht Dogma sei, sie stellte fest, daß Religion eine nothwendige Funktion des Menschen sei und erkannte in der Offenbarung einen über das Christenthum hinausreichenden religiösen Vorgang.

Einen ähnlichen Einfluß wie durch seine Jugendschriften erzielte Schleiermacher durch seine Predigten. „Die höchsten Wirkungen seines Genies waren von der Kanzel", sagt sein Biograph. Er sprach einfach, ohne Bilder, ohne Anführung von Versen, doch konnte er warm und begeistert sprechen, gerührt und rührend, wenn er von Tod und Unsterblichkeit, Grab und Leiden zu reden hatte. Auch in diesen Predigten war es ihm weniger um die Unterweisung seiner Zuhörer in der Glaubenslehre, als um ihre sittliche Erziehung zu thun. Die Person des Erlösers war er bemüht in den Vordergrund zu stellen, die, ein Muster der Vollkommenheit, vorbildlich für jeden Einzelnen werden sollte. Die enge Verbindung von Religion und Leben schwebte ihm als Ideal vor. Seine Predigten waren von tiefer Sittlichkeit und warmem Patriotismus erfüllt. Schon 1808 verkündete er von der Kanzel als seine Ueberzeugung, daß das Vaterland aus Drangsal und Gefahren in Kurzem herrlich hervorgehen werde. Die Predigt zum Andenken der Königin Luise, die Reden, mit denen er die Neuordnung der städtischen Verhältnisse begleitete, die mächtigen Predigten aus dem Jahre 1812, die gewaltigen Ansprachen, mit denen er den heiligen Krieg, den Aufruf des Königs an sein Volk verkündete und die freiwilligen Jäger einsegnete, sind bewunderswerthe Denkmäler

oratorischer Kunst. Patriotischen Muth bewährte er auch in den schweren Zeiten der inneren Kämpfe Preußens. Wollte er auch nicht die Kanzel zum Kampfplatz machen, so hielt er doch selbst in den bedenklichsten Tagen nimmer feige den Ausdruck seiner Ueberzeugung zurück. Wenigen Predigern war es gleich ihm vergönnt, die Sittlichkeit seiner Hörer zu stärken und ihren Patriotismus zu beleben, „eine tiefere religiöse Gesinnung“ hatte er, wie Steffens von ihm rühmte, „in die Familien der höheren Stände, in die Werkstätte des Bürgers hineingetragen.“

Wenn bei Geisteshelden eine Rangordnung angenommen werden kann, dann steht unter den vier Begründern des wissenschaftlichen Lebens Wilhelm von Humboldt auf der höchsten Sprosse. Was jene Gutes hatten, besaß Humboldt in Vollkommenheit; wenn bei ihnen Mangel waltete, herrschte bei ihm Reichthum und Ueberfluß. Jene drei führten ein gutes häusliches Leben, waren wackere Gatten und gute Väter, aber das Harmonische fehlte im Hause: die Frauen waren gute, kleinbürgerliche Naturen, so daß Haus und Ehe einen etwas philisterhaften Anstrich empfingen, bei Humboldt dagegen waltete der Vater als Patriarch neben einem hochbegabten, tüchtigen Weibe, und Kinder entsprossen der Ehe, eines schöner als das andere, die meisten von hoher geistiger und künstlerischer Begabung, die das Haus zu einer geweihten Stätte erhoben und dem Leben einen idealen Anstrich gaben. Humboldt war kein Puritaner: ein starker sinnlicher Zug war in ihm nicht zu verkennen, aber doch waltet in seinen außerehelichen Beziehungen — er konnte nun einmal nicht ohne das Ewigweibliche existiren — echte Leidenschaft, gepaart mit männlich schöner Ritterlichkeit gegenüber der hausbackenen Moral des Einen, dem antiken Frauenhaß des Andern und dem weiblichen Anlehnungsbedürfniß des Dritten, bei dem die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft sich oft völlig verschoben. Mit der Noth des Lebens hatten die ersten drei Männer zu kämpfen, sie alle hatten Momente, wo sie der Armuth ins düstere Antlitz schauten und selbst zu den Zeiten, da es ihnen wohl erging, als gut=

gestellte Beamte mußten sie haushälterische Gewöhnungen bekunden, bis auf Wolf, dem bei seinen verschwenderischen Neigungen der Erwerbssinn abging. Humboldt war ein großer Herr, dessen vornehme Gelüste durch ein großes Vermögen befriedigt werden konnten, und der selbst in den Zeiten allgemeiner Noth trotz thätiger Theilnahme für die Leiden der Menge wie ein grand seigneur schaltete. Wolf war ein einseitiger Philologe, Fichte ein Philosoph, der seine Escapaden auf andere Gebiete mit einem Theile seines Ansehens büßte, Schleiermacher war und blieb Theologe, allerdings mit Seitensprüngen in andere Fächer, welche die Gewandtheit seines Geistes und die Vielseitigkeit seiner Begabung bekundeten. Humboldt war von einer bewundernswerthen Vielseitigkeit: Aesthetiker, Sprachforscher, Kunstkenner, Dichter, politischer Schriftsteller und Staatsmann. Denn obwohl auch Humboldt seine Zeiten hatte, in denen er die Sorge des Staates für den Wohlstand der Bürger als verderblich auffaßte und in denen er als das Höchste erklärte, daß Jeder sich selbst nur um seinetwillen entwickele, lebte er dennoch der Gegenwart und dem Vaterlande. Während Wolf unpraktisch der Zeit entrückt dahinwandelte, Fichte zwar den Zeitideen diente, aber kein Organ besaß, sich praktisch zu bethätigen, Schleiermacher infolge seines Berufs auf das Wort mehr als auf das Thun hingewiesen war, wirkte Humboldt, der die Gegenwart bezeichnete als „eine große Göttin und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heitern Muthe behandelt“, als Staatsmann, als Gesandter in Rom und Wien, als Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt, als Minister mit großem Sinn und freiem Geist, befürwortete den Werth der öffentlichen Meinung und vertrat moderne Forderungen, wie Preßfreiheit und Einrichtung von Landständen. Nicht ungeehrt gingen jene drei durchs Leben: sie hatten Schüler, Bewunderer, Freunde, auch die Gunst Großer, selbst die Achtung der Größten wurde ihnen zutheil, aber diese erscheint als gelegentlicher Tribut, nicht als freie Gabe. Humboldt dagegen war Herzensfreund Schiller's und der geehrte Freund

Goethe's, selbst diesen Größten gegenüber erscheint er nicht wie der Begnadete, sondern spendete in gleichem Maß wie er empfing.

Wilhelm von Humboldt*), geboren 1767, gestorben 1835 lebte nicht dauernd in und bei Berlin, vornehmlich auf dem Landgute Tegel, das seit Nicolai's Zeiten eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, durch Humboldt aber der Sitz eines reichen geistigen Lebens wurde. Er hielt sich vielmehr in Berlin nur auf bis 1787, dann 1791, ferner 1809—10, endlich fast ununterbrochen von 1818 bis zu seinem Tode.

In den ersten 32 Jahren seines Lebens war er ein geistreicher Dilettant, in den nächsten 20 Diplomat, in den letzten 16 Forscher. Von den Aufklärern war er ausgegangen und hielt zeitlebens an dem Guten fest, das er von ihnen gelernt hatte; eine gewisse Sentimentalität, die er sich in dem von Henriette Herz präsidirten Tugendverein angeeignet, verleugnete er auch später nicht. Als drittes kam ein starkes Gefühl des Deutschthums hinzu. Die stillen Jahre ländlicher Ruhe und die ertragreichen, mit den Geistesfürsten zugebrachten Monate bildeten die beste Vorbereitung für den langen Pariser und den längeren italienischen Aufenthalt, wo er trotz mannigfacher Geschäfte mit Leidenschaft und Virtuosität im Schönen und in der Kunst

---

*) Für W. v. Humboldt ist benutzt R. Haym, Berlin 1866. Alfr. Dove in A. D. B. XIII. Ges. Werke, 7 Bde., 1841—52. Dort die Briefe an Forster und Wolf. Die Corr. mit Schiller zuerst 1830, neue Ausgabe von F. Muncker, Stuttg. 1893; mit Goethe, Lpz. 1876 und Goethe-Jahrb. Bd. 8; mit Körner, Berlin 1880, Jacobi, Halle 1892, Schweighäuser, Paris 1892 (hübsche Einleitung von Laquiante); mit der Tochter Gabriele v. Bülow, Berlin 1893; Briefe an eine Freundin, zuerst 1847, in neuer Ausg. 2 Bde., Stuttg. 1886. Ueber Kunth die auch sonst wichtige Biographie von F. und P. Goldschmidt, 2. Aufl., Berlin 1888; die höchst merkwürdigen Briefe an Joh. Motherby, hgg. von H. Meisner, Leipzig 1892. Merkwürdige Aeußerungen der Rahel, Bd. I, 382, II, 185: „Er sei nur etwas, so lange er nichts sei. So wie er etwas werde, sei er gleich nichts“. Und: „Wenn ich ihn wirklich weinen sehe, weiß ich nicht, ob es Thränen sind“.

schwelgte. Dann kam eine kurze Zeit, wo er als Praktiker einen überraschenden Scharfsinn, staunenswerthe Arbeitskraft und zähe Energie bewies. Die letzten Jahrzehnte gehörten ausschließlich wissenschaftlicher Arbeit und philosophischer Betrachtung an. Humboldt war ein ungemein vielseitiger Schriftsteller, aber keiner, der durch den Glanz seiner Diktion packen und fortreißen kann. „In meiner Manier den Stoff zu behandeln", sagte er einmal selbst, „liegt etwas, das nothwendig auf die Form nachtheilig wirken muß." Von seinen größeren Arbeiten ist entweder in Folge des entlegenen Stoffes oder der schweren Ausdrucksweise keines in die Masse gedrungen. Während man daher das Wesen Wolf's, Fichte's und Schleiermacher's andeutet, freilich nicht erschöpft, wenn man die „Prolegomena", die „Reden an die deutsche Nation" und die „Reden über die Religion" nennt, giebt es für Humboldt kein einziges irgendwie bekanntes Werk, das im Stande ist, einen vollständigen Begriff von dem Reichthum seines Geistes zu geben. Unter seinen politisch-theoretischen Schriften die eigenthümlichsten waren die „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" 1791, in denen der Staat einzig als Nothanstalt zur Befriedigung der Sicherheit hingestellt wurde. Unter den Staatsschriften, deren größter Theil noch der Herausgabe harrt — übrigens einer glänzenden Widerlegung seiner Jugendansichten — war die bedeutendste die „Ueber preußische Verfassung" 1819, die, ohne unmittelbare Wirkung zu üben, zu dem Reifsten gehört, was damals politisch gedacht wurde. Seine Anschauungen über Hellenenthum, z. B. in der „Skizze über das Hellenenthum" ausgedrückt, gaben Wolf Anregung und wurden von ihm verbreitet, dachte er doch selbst an eine Geschichte der griechischen Republik, die eine Mahnung und Anstachelung für die Deutschen der eigenen Zeit werden sollte. Sein Enthusiasmus für griechische Sprache und Litteratur, die ihm die höchste Blüthe des Menschengeistes darstellten, bekundete er durch Uebersetzungen aus Aeschylus und Pindar. Seine vielfältigen Reisen veranlaßten ihn zu Charakteristiken der Völker

und Länder, die in Briefen und in der inhaltreichen wenn auch poetisch werthlosen Elegie „Rom“ niedergelegt wurden. Eine ausgebreitete Sprachkunde, vereint mit tiefer philosophischer Erkenntniß, befähigte ihn zu dem „Grundriß der Sprachphilosophie“, 1821, dem er, nachdem er sich mit Sanscrit, chinesisch und den Südseesprachen bekannt gemacht, sein großartiges Werk „Ueber die Kawi-Sprache“ anschloß, in dessen Einleitung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts“ er seine Lehre vom Ursprung und Leben der Sprache niederlegte, die bahnbrechend für die gesammte moderne Linguistik wurde.

Waren alle diese Schriften naturgemäß auf kleinere Kreise beschränkt, so richteten sich zwei durch ihre Bestimmung und ihren Stoff an das große Publikum: die „Briefe an eine Freundin“ und der „Aesthetische Versuch über Hermann und Dorothea“. Grade sie, die von Humboldt's Schriften am häufigsten genannt werden, sind vielleicht am wenigsten zu einer vollen Würdigung seines Wesens geeignet, der Versuch nicht, weil er bei allem tiefen Gehalt durch seine trockene fast scholastische Darstellungsweise seinen Zweck, dem Leser Goethe's herrliche Dichtung näher zu bringen, vollständig verfehlte, die Briefe nicht, weil sie trotz ihres wahrhaft humanen Inhalts gar zu sehr von der gewohnten Geisteshöhe des Schriftstellers herabsteigen, um sich in der Tiefe heimisch zu machen. Besser, wenn auch nicht vollständig, geeignet, um Humboldt's große Auffassung und gewichtige Darlegung kennen zu lernen, waren seine „Vorerinnerungen über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung“, sowie seine Anzeige von Goethe's „zweitem römischen Aufenthalt“. Denn in beiden Aufsätzen, dem Klarsten was Humboldt geschrieben, ist das zu finden, was diesen Schriftsteller am anziehendsten macht: sein Mitleben mit den großen Geistern, seine Fähigkeit, sich in den Gedankenkreis Anderer zu versenken trotz alles entschiedenen Festhaltens an der eigenen Anschauung. Dieses Mitleben mit den Großen bekundet sich am besten in seinen Briefen. Hum-

boldt's Briefe, an wen sie auch immer gerichtet sind, an Schiller und Goethe, Forster und Wolf, F. H. Jacobi und Körner, Nicolovius und Schweighäuser, Stein und Kunth, besonders aber die herrlichen Briefe an seine Kinder (die an die Frau, obwohl erhalten, sind noch nicht gedruckt), auch seine Jugendbriefe an Henriette Herz und seine Liebesbriefe an Johanna Motherby beweisen einen Ueberschuß von Lebenskraft, eine Vielseitigkeit des Interesses, eine Tiefe des Gemüths, eine Lust am Spenden, die unvergleichlich ist. In allen diesen Briefen gab er sich weit mehr als in seinen Schriften. Denn er fühlte sich noch weniger als Wolf zum Schriftsteller geboren, ja leugnete geradezu, daß Schreiben seine Bestimmung sei. Aber während jener wenig schrieb, weil er sprechen und lehren wollte, konnte dieser nur in mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen die Fülle seines Wesens erschließen. Zum eigentlichen Produciren besaß er überhaupt nicht das ihm nöthig scheinende Selbstbewußtsein. Er war ein langsamer Arbeiter, der beständig feilte und sich nie genug that. Anderer Bemerkungen konnte er während der Arbeit nicht hören, erst nach vollendetem Werke war er im Stande, ihre Kritiken zu vertragen. Aber in Briefen und Unterhaltungen zeigte er eine, wie Schiller einmal sagte, „äußerst seltene Totalität in seinem Wesen." Er zwang Correspondenten und Unterredner zur größten Bestimmtheit des Ausdrucks und wußte mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit die Gedanken der Anderen zu prüfen und die in ihnen schlummernden Ideen zu wecken. Er war im Ganzen ein ruhiger Mann, nur „manchmal gerieth er", wie er selbst sagte, „ohne Grund in einen heiligen Zorn". Denn vor Allem gehörte zu seinem Wesen die beständige Heiterkeit des Denkers, die ihm selbst die größten Schmerzen verklärte. War sein ganzes Leben nur der wissenschaftlichen Ausbildung, der inneren sittlichen Vertiefung geweiht, so bildete er sich gerade in den letzten Jahrzehnten zum vollkommenen Menschen aus. Immer tiefer suchte er in das Geheimniß einzudringen, „was der Mensch seinem Vermögen nach, das All zu erfassen und selbst mit um-

zuschaffen, wirklich sei." Vom platonischen Stoicismus ausgehend, gelangte er allmählich zu frommem Theismus; nun setzte er die Vorsehung an Stelle des Geschicks und vertraute sich der ewigen Güte an, die über dem Schicksale der Menschheit wie dem jedes Einzelnen walte. Satt an Tagen, voll Erinnerungen an die Vergangenheit, die ihm das Schönste geboten hatte, in unmittelbarer Nähe der Grabstätte, die sein Liebstes barg, sank er ins Grab mit dem Bewußtsein, das Gute und Treffliche wahrhaft genossen und stets gefühlt zu haben. Den Seinen rief er fast zuletzt noch zu: „Gedenket meiner nicht in Trauer, sondern in Heiterkeit." Und so enteilte er friedlich nach dem Ort

„Der rein von allem irdischen Entzücken
Allein umwebet ist von Himmelsfrieden."

Neuntes Kapitel.

Patriotische Stimmung 1809.

Die Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes war ein Mittel, die gesunkene Stimmung zu heben. Ein anderes bestand darin, das Interesse der Unterthanen am Staate zu beleben und die Freude der Staatsangehörigen am aufstrebenden Gemeinwesen zu erhöhen durch weise Reformen. Diese Erneuerung des Staates von innen heraus, die Geschichte der preußischen Reformbestrebungen kann und soll naturgemäß hier nicht erzählt werden, theils aus dem äußern Grunde, weil sich, wenigstens im Jahre 1809, dieser Proceß gar nicht in Berlin vollzog, theils aus dem innern, daß die Staatsgeschichte von dieser litterarischen Betrachtung ausgeschlossen bleiben muß. Ebensowenig kann an dieser Stelle eine Stadtgeschichte versucht werden. Nur muß hier ein kurzer Hinweis darauf stehen, daß am 19. November 1808 „die Ordnung für sämmtliche Städte der preußischen Monarchie" erlassen wurde, und daß in Folge dieser Städteordnung vom 18. bis 22. April 1809 durch die Berliner Bürgerschaft 102 Stadtverordnete gewählt wurden. Zur Stadtverwaltung gehörten außerdem ein Oberbürgermeister, ein Bürgermeister, drei Stadtsyndici, drei besoldete und zwölf unbesoldete Stadträthe, ein Kämmerer und ein Baurath. Als erster Oberbürgermeister wurde der Kammergerichtspräsident von Gerlach am 1. Mai 1809 gewählt und am 9. bestätigt. Die erste Stadtverordneten-Versammlung fand am 25. April im jetzigen Universitätsgebäude statt, seit 1814 in der damaligen Börse. Durch diese Neuordnung der

städtischen Verhältnisse wurde Litterarisches nur wenig hervorgerufen. Außer der schon (S. 264) erwähnten Schleiermacher'schen Predigt wurde eine andere sehr fromme Rede gehalten, in der Religion und Gerechtigkeit als Hauptsache verkündet wurden. Die Städteordnung fand nicht allgemeine Billigung. Auch in Berlin gab es gewiß Manche, wie in Potsdam, die ihrer Kritik Bibelsprüche (Sirach 39, 25, 39) zu Grunde legten und es für höchst ungeeignet hielten, Handwerker zur Regierung zuzulassen.*) Eine andere Schrift mag erwähnt werden, weil sie in die Verhältnisse gut einführt, obwohl nicht verhehlt werden kann, daß der Verfasser, der jedenfalls selbst Hausbesitzer war, von grenzenlosem Mitleid gerade für diese Klasse der Einwohner erfüllt ist.**) Aus der Schrift geht hervor, daß vom December 1806 jeder Hausbesitzer $^1/_{00}$ der Versicherungssumme zur Bestreitung der Kriegskosten bezahlt hatte und daß von einem mit 20 000 Thalern in der Feuerkasse stehenden Hause 200 Thaler Contribution und 460 Thaler unzinsbarer Vorschuß gefordert worden war.

Die noch fortdauernde Noth der Zeit und die Versuche zu ihrer Abhülfe können an einem Beispiel dargelegt werden.

Zur Zeit der französischen Occupation, während deren die Zuschüsse aus den Königl. Cassen fortfielen, ging es den Lehrern noch schlechter als sonst. Aus einem an den Stadtrath Uhden erstatteten, speciell das Friedrichwerder'sche Gymnasium angehenden Bericht (10. Juli 1809)***) erhellt, daß Bignon einige 1000 Thlr. in Tresorscheinen zu diesem Zwecke assignirte, daß aber das Oberconsistorium die Gelder unter die Geistlichen vertheilte, „ohne auf die armen Schulmänner Rücksicht zu nehmen."

*) Vgl. die naiven Bemerkungen in „Reise von Wittenberg nach Berlin im Monat Februar 1809" von Joh. Maaß, privatisirendem Gelehrten. Wittenberg 1810. S. 11.

**) „Sendschreiben des patriotischen Bürgers an die neuen Stadtverordneten der königlichen preußischen Residenz-Stadt Berlin über die Frage, wie kann dem gänzlichen Ruin der hiesigen Eigenthümer für jetzt noch am zweckmäßigsten abgeholfen werden?" Berlin 1809.

***) G. St. A. R. 76.

1809 wurde dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium der erbetene Zuschuß von 1400 Thlr. bewilligt. Zur Charakteristik der damaligen Zustände sei aus dem Schreiben Sack's an Uhden (28. September 1809), in dem diese Bewilligung ausgesprochen wurde, folgende Stelle mitgetheilt: „Im Allgemeinen bin ich vollkommen überzeugt, daß E. W. mit Berücksichtigung des großen Geldbedürfnisses aller Branchen der Staatsverwaltung und der vorhandenen beschränkten Mittel ihm abzuhelfen, mir nur vorzüglich dringende Zahlungen empfehlen und selbst ermessen werden, welche zurückstehen können und inwiefern zweckmäßige Ersparungen Platz greifen können. Meinerseits wird es mir stets zu einem wahren Vergnügen gereichen, Ihre Wünsche hierunter erfüllen zu können, die wahrlich! sobald sie die Erhaltung und Förderung des öffentlichen Unterrichts angehen, auch die meinigen, leider! aber durch dringendere Bedürfnisse jetzt nur zu sehr beschränkt sind."

Trotz dieser Noth der Zeit, die in vielen Kreisen, nicht bloß denen der Schulmänner, empfindlich gefühlt wurde, regte sich ein neuer Geist.

An den meisten anderen Orten der preußischen Monarchie schlossen sich die edler denkenden, die einer besseren Zukunft hoffnungsvoll vertrauenden Männer in dem „Tugendbund" zusammen. In Berlin dagegen hatte dieser Verein keine rechte Stütze (vgl. oben S. 240). Vielleicht wirkte darauf das Bedenken ein, durch solche Conventikel in der Hauptstadt den Argwohn der Feinde zu sehr zu erregen und gewaltsame Unterdrückungen hervorzurufen; eine gewisse Eifersucht auf Königsberg, von wo der Bund ausgegangen war, mag mitgewirkt haben; hauptsächlich war es wohl die skeptische Auffassung der Berliner, die sie an diesem Treiben kein Gefallen finden ließ. Beweise dafür bieten zwei Aeußerungen namhafter Berliner Schriftsteller. Heinrich v. Kleist sagte in seiner im December 1808 beendeten „Hermannsschlacht" mit offenkundigem Hinweis auf den Tugendbund (IV. Act, 3. Auftritt):

„Die schreiben, Deutschland zu befreien,
Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich um Zwielicht — essen, trinken
Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen."

Chamisso schrieb an Fouqué, 7. Januar 1809 (Werke V, S. 223): „Ich könnte Dir von den abgeschmackten Plattheiten ein Breites und Langes hergießen, die um uns tausendfältig sich verschließen; von ihrem artigen Tugendbund z. B., der die Generationen von allem gefährlichen Wunsch abhalten und zur Tugend und zur Liebe des Königs zurückführen soll. Darin aufgenommen zu werden ist die erste conditio sine qua non, daß man beweise, wie man Macht auf 10 Menschenseelen ausübe, die man an der Nase herum und in die Tugend hinein und zur Liebe des Königs führen könne und dieselben namhaft macht und dergleichen mehr." Daher konnte es in einem officiellen Bericht vom 22. April 1809 heißen: „Der Tugendverein hat nach der Versicherung zweier seiner ersten hiesigen Mitglieder weder Local noch Versammlungen, ich werde also in Rücksicht seiner Observation hier wenig thun können."

Der solches schrieb, war Justus Gruner (1777—1820), einer der verdienstvollsten Kämpfer gegen die napoleonische Gewaltherrschaft, der seit 1802 in verschiedenen Städten der preußischen Monarchie einflußreiche Aemter bekleidet hatte, am 5. April 1809 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt worden war und sein Hauptaugenmerk auf die Erzeugung einer besseren Stimmung richtete. Aus seinen Berichten an den Minister Dohna ist es möglich, genaue Mittheilungen über die damals herrschende Stimmung und einige wichtigere Vorgänge zu machen.*)

In einem langen Schreiben vom 29. April bis 2. Mai berichtete Gruner, daß bei dem französischen Gesandten Nachrichten von einem Siege Napoleons über den Erzherzog Karl eingetroffen seien. Dann fährt er fort:

*) G. St. A. R. 77.

„Man hielt sie für erdichtet und bestürmte den österreichischen Gesandten um Widerlegung. Mißmuth, Zorn und Besorgniß zeigten sich auf allen Gesichtern. Es waren den ganzen Tag hindurch Unter den Linden, in der Nähe des französischen und österreichischen Gesandtschaftshotels, große aus mehr als hundert Menschen bestehende Gruppen. Man las z. Th. die Proklamation vor, begleitete solche mit bitteren Anmerkungen und sah voll Groll zu dem französischen Legationshause hinüber. Auch sollen einige drohende Aeußerungen gefallen sein. Die Stimmung war so lebhaft, daß ich jeden Augenblick einen bösen Ausfall befürchtete. Ich ließ daher unaufhörlich Polizei-Offizianten vigiliren und, weil Gewalt das Uebel nur hätte ärger machen können, zuweilen höflich zur Ruhe und zum Auseinandergehen ermahnen. Dies und meine Gegenwart wirkte auf Augenblicke, besonders da selbst der Herr Gouverneur das Gleiche that. Indeß sammelten sich stets aufs Neue viele Menschen und es ward bis spät in die Nacht nicht leer. Doch ging Alles ruhig ab, ebenso im Theater, wohin ich mich auch persönlich begab.

„Heute hat sich die Bewegung etwas gelegt, auch das üble Wetter die Versammlungen verhindert. Indeß ist vorherzusehn, daß solche sich erneuern werden und daß, kommen glückliche Nachrichten über Fortschritte der österr. Waffen, die Bürger im Freudentaumel, entgegengesetzten Falls aber aus Groll und Wuth sich an der Wohnung des franz. Gesandten vergreifen würden."

Um die Ansammlungen des Publikums Unter den Linden zu vermeiden, ließ Gruner die neuesten Nachrichten, die ihm sofort gemeldet wurden, an einigen öffentlichen Plätzen anschlagen. Daß dies geschehe, sowie daß Extrablätter der Zeitungen ausgegeben werden sollten, wurde in der Polizeiverordnung vom 2. Mai mitgetheilt, die Versammlungen vor den Gesandtschaftshotels verboten. Am 3. Mai nachts riefen ein paar Personen auf der Straße: Es lebe der Erzherzog Karl, wurden aber zur Ruhe verwiesen. Wie gewöhnlich herrschte nachts wieder tiefes Dunkel: es gab keine

Fonds, aus denen trotz der ernsten Zeit für Beleuchtung hätte gesorgt werden können. Am 4. wurden drei französische Soldaten, die, von Küstrin kommend, Quartierbillets haben wollten, umringt und gehöhnt.*) Das Gerücht von einer in Königsberg vorbereiteten Verschwörung gegen den König war allgemein verbreitet und wurde lebhaft besprochen. Von dem Eindruck, den Schill's Thaten in Berlin machten, gibt Arnim Zeugniß, der 1809 an Goethe schrieb: „Diese Unternehmungen, die sich an kühner Verzweiflung fast allein dem Alterthum vergleichen lassen."**) Die freudigen Gerüchte über Siege Schill's, über eine nahende, ja schon angelangte englische Hülfe durchschwirrten die Luft. Doch wurden sie bald durch traurige Nachrichten verdrängt. Das Publikum befand sich in „dumpfer Gährung"; das Verlangen nach einer Entscheidung, nach der Rückkehr des Königs wurde allgemein.

Am 16. Mai war ein Publicandum in den Zeitungen enthalten, das die Mißbilligung des Königs über die Entweichung Schill's aussprach; an ein anderes über die öffentlichen Gespräche wurde gedacht; ein Bürger, der in einer Tabagie „höchst anstößige Reden" führte, wurde arretirt. Das Porträt Schill's wurde (30. Mai) überall in der Stille mit Beschlag belegt, den Kupferstichhändlern wurden jedoch Quittungen ausgestellt, auch ward ihnen die Versicherung ertheilt, daß sie die Bilder oder Vergütung dafür seiner Zeit erhalten würden. Gerüchte über die Einnahme Wiens erregten sehr große Verstimmung, aber sie führten nicht zu öffentlichen Aeußerungen. Eine kurze Zeit verbreitete die Nachricht, daß die Franzosen aus den Vorstädten Wiens vertrieben seien, Freude. Die am 29. Mai eintreffenden Nachrichten über den Sieg bei Aspern erregten die lebhafteste Theilnahme. Sehr bald wurde die Freude in „lebhafte Trauer und Sensation" verwandelt durch das Gerücht über eine Niederlage, ja den Tod

*) Die erregte Menge rief: „Was wollen die Franzosen?"

**) Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 40.

Schill's. Die Nachricht bestätigte sich bald. Aber, so konnte Gruner melden (6. Juni): „Die öffentliche Ruhe ist in diesen Tagen durchaus nicht gestört worden, sondern consolidirt sich täglich mehr. Selbst der Transport der Schill'schen Leute, welche als Arrestanten behandelt werden, erregt nur Neugier, keinen Auflauf." Am 3. Juli schrieb Gruner: „Die Sterblichkeit ist hier leider! sehr groß. In dieser Woche sind 78 Menschen mehr gestorben als geboren. Die Noth tödtet viele Unglückliche mittel- und unmittelbar." Immer mehr erhielt sich das Gerücht von der Ankunft des Königs, für die sogar schon ein bestimmter Tag genannt wurde. Das Vorlesen von Bulletins vor dem österreichischen Gesandtschaftshotel und das ungebührliche Betragen des preußischen Rittmeisters v. Eisenhardt gab Veranlassung zu einer kleinen Reibung des Publicums mit der Polizei.

Trotz aller Erregung ging das gewöhnliche Leben fort. Das übliche Schießen im Schützenhause wurde abgehalten, das 50jährige Amtsjubiläum des Predigers J. C. Koch an der Georgenkirche feierlich begangen, Theatervorgänge fanden lebhaftes Interesse, die Freimaurerlogen feierten ihr Johannisfest. „Die Stimmung im Publicum", schrieb Gruner am 20. Juni, „ist sehr fröhlich. Die in der Zeitung publicirte Nachschrift zu der Aufforderung des österreichischen Majors v. Sinner veranlaßt den Glauben, daß wir wirklich gemeinschaftlich mit Rußland gegen Frankreich agiren würden, worüber denn der Jubel sehr groß ist."

Die patriotische Stimmung wurde durch manches genährt: durch Gedichte, patriotische Predigten, Pasquille, z. B. auf Lange (oben S. 245 fg.).

Mit dem Aufruf des Erzherzogs Karl bei seinem Ueberschreiten der deutschen Grenze wurde zugleich ein flammendes Gedicht verbreitet, das auch in Berlin viele Leser fand. Es begann mit den Worten: „Bonaparte! Deine Stunde naht", erinnerte die Deutschen an ihre alte Tapferkeit und schloß mit der Strophe:

Auf denn! wer die Milch der Freiheit sog!
Auf, wen keiner Sklavin Schooß geboren!
Wen Natur nicht zum Bastard betrog!
Wer für deutsche Treue nicht verloren!
Wer nicht für den Fremdling sich verschworen —
Nie das Knie vor seinem Machtwort bog,
Auf! und lehrt ihm, daß die Menschheit frei
Und kein Spielzeug für Tyrannen sei.

Wenn Gruner am 29. Juli klagte, die Stimmung sei nicht gut, er hoffe aber doch noch eine Illumination (zum 3. August) zu Stande zu bringen, so bedeutete das eben die Unzufriedenheit der Menge über das Fernbleiben und die Unentschiedenheit des Königs. Der Geburtstag wurde durch ein Diner beim Prinzen Ferdinand, durch einen Ball beim Minister Goltz, durch eine Soldatenspeisung seitens der Stadt gefeiert. Im Theater wurde die Oper Anakreon auf Samos zum ersten Mal gegeben und von Iffland eine Rede gehalten. Abends war eine allgemeine große Illumination, von der sich nur etwa „30 klügelnde, mürrische" Menschen ausschlossen.*) Gruner hatte die städtischen Behörden und die angesehenen Bürger bei sich zu Tisch. Er berichtete (5. August):

„Die Empfindungen waren gut, sehr gut. Ich bin an diesem Tage höchst glücklich gewesen. Ich habe recht auffallend erfahren, wieviel davon abhängt, dem Volke einen richtigen Impuls zu geben. Die Masse ist gut und reißt das Schlechte

*) Gruner theilt solche Aeußerungen in seinem Bericht vom 15. Aug. mit, worin er zugleich meldet, daß der Napoleonstag ruhig verlaufen sei; nur habe man auf einer Bank eine zerbrochene Büste des Kaisers gefunden. — Ein sehr charakteristisches Gedicht, bei Gelegenheit der Illumination gefunden, lautet: „Den 3. Aug. 1809. Illuminire? Nichts wie Papiere Hat der arme Staat, Keinen treuen Rath! Ihr Bürger habt Geld! Gold und Juwelen, Silber und Perlen Schickt er den Franken, Die sich bedanken. Auch braucht er Helme, Czakos, Federn, Schelme, Aller Art im Reich. Dann zahlt er gleich Die Wittwen-Pensionen, Wenn erst die Helme thronen. Er selbst kann pressen, Sein Volk auffressen, Er beugt ja selbst den Nacken, Und ließ sich gar bek—. Seht, Berliner, dies ist euer Bild, Die Nachtmütz bleibt euer Schild."

zum Bessern mit fort, wenn sie nur dahin geleitet wird. Der Barometer unserer Verhältnisse steht jetzt unendlich niedriger, als er am 10. März stand. Und dennoch, welche Verschiedenheit an jenem Tage und dem vorgestrigen. Gewiß, es war ein heiliges, herzerhebendes Schauspiel, das mich für lange schadlos und aufrecht erhalten wird."

Im Ganzen war es eine Feier, wie sie noch nie vorgekommen war. Iffland's Rede gab der allgemeinen Stimmung, die zwischen Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung schwankte, angemessenen Ausdruck; die Zeitungen, namentlich auch „Berlin oder der preußische Hausfreund" drängten auf die Rückkehr des vielgeliebten Monarchen. Doch fehlte es nicht an einzelnen harten Aeußerungen gegen den König, die von der Polizei sorglich entfernt wurden.

Auch sonst bot das Theater Gruner Gelegenheit zu Berichten. Von litterarischem und künstlerischem Klatsch, von Störungen der Vorstellungen durch Offiziere und Aehnlichem braucht nicht weiter die Rede zu sein.*) Wohl aber mag darauf hingewiesen werden, daß Iffland dem unruhigen Schauspielervölkchen „alle politischen Gespräche und Ausstreuung von Kriegsgerüchten" verbot. Der merkwürdigste Bericht Gruner's gilt einem Stück Kotzebue's „Noth ohne Sorge und Sorge ohne Noth". Dies wurde am 27. October 1809 in Abwesenheit Iffland's, der auf einer Gastreise nach Braunschweig und Hamburg begriffen war, zum ersten Mal aufgeführt und erregte wegen einiger auf Napoleon und die Franzosen gedeuteten Stellen stürmischen Beifall. In Folge dessen wurde alsbald die weitere Aufführung des Stückes inhibirt. Trotzdem wurden von Paris aus wegen dieses Dramas Reclamationen angestellt. Auf diese politischen Quälereien nimmt Kotzebue in seinem „Vorwort" zur ersten Ausgabe des Stückes (Leipzig, Kummer, 1810) Rücksicht. Er erzählt, daß das Stück an mehreren Orten verboten worden, „weil sich der Verfasser

*) Näheres vergl. in meinem Aufsatz: „Litterarisches aus Berliner Polizeiberichten". Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 27, 1893.

hier und da kleine Anspielungen auf die jetzigen Zeiten erlaubt habe". Er fügt hinzu, daß er bei erneuter Durchnahme „alle jene Auswüchse weggeschnitten". Wirklich ist das Lustspiel, das übrigens recht schwach ist, politisch durchaus zahm. Wenn man nicht Stellen, wie „Sie pfiff das alte Liedchen: Freut euch des Lebens! was heut zu Tage kein Mensch mehr singt", oder „Das Bedenken vorher ist gar nicht mehr gebräuchlich in der Welt, nicht einmal in der politischen" für politisch gefährlich hält, so findet man durchaus keine, die Anstoß erregen.

Uebrigens stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß das Theater unter keinerlei Censur stand. Gruner wünschte eine solche zu übernehmen. Dies wurde jedoch aus besonderer Rücksichtnahme auf Iffland nicht zugestanden, der wiederum seinerseits sich verpflichtete, im Einvernehmen mit Gruner zu handeln.

Blieb so das Theater von der eigentlichen Censur befreit, so wurde gegen andere litterarische Erzeugnisse eine ungemein strenge Censur geübt. So durfte z. B. ein an Reimann, den Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen gerichtetes, von hochangesehenen Männern, Professoren, Beamten, z. B. Hanstein, Heinsius, Marot, Ribbeck, Wilmsen unterzeichnetes Geburtstagsgedicht nicht abgeschickt werden, obgleich es nur in den Anfangszeilen „Trauer zwar und Gram umschleiert Immer noch des Tages Licht", eine Anspielung auf die Zeitumstände enthielt. Peinliches Aufsehen erregte die Verhaftung des Tabagiewirths Genz, der wohl mehr Renommist als Patriot war und dessen alberne Reden, er vermöge seine Mitbürger kaum von einem fürchterlichen Aufstand zurückzuhalten, er habe 4000 Bürger und 16 Dorfschulzen auf seiner Seite, er rechne auf das Militär, das aus lauter Landeskindern bestehe, unklare Rodomontaden eines ziemlich verkommenen Bürgers waren, der es für leicht hielt, die Rolle eines Andreas Hofer zu spielen. Auch sonst ward ein scharfes Augenmerk auf diejenigen Schriftsteller gerichtet, welche französischer Sympathieen verdächtig oder durch allzu lebhafte Aeußerung ihres Patriotismus der guten Sache gefährlich werden

konnten. Unter den Gruner'schen Papieren findet sich z. B. die Charakteristik eines merkwürdigen, für die Berliner Kulturgeschichte nicht unwichtigen Schriftstellers Feßler 1756—1839, eines katholischen, später zum Protestantismus übergegangenen Theologen, Historikers und Romanschriftstellers. Er lebte von 1796—1809 in Berlin oder auf einem in der Nähe der Stadt gelegenen Landgut, war als Mitarbeiter und Herausgeber an verschiedenen Berliner Zeitschriften thätig (vergl. oben Seite 69, auch S. 201), spielte in der Freimaurerei eine große Rolle und schilderte sein eigenes Leben und seine persönlichen Beziehungen in zahlreichen Werken, wobei er auch den Haß gegen Napoleon in lebendigster Weise zum Ausdruck brachte. Die ihm gewidmete Charakteristik vom 4 April 1809 lautet:

„Feßler, Professor und Autor mehrerer mit vielem Feuer und Phantasie geschriebener Werke. Er hat das Ansehen eines echten Capuziners, hat einen herumwankenden, um sich greifenden Verstand, ist bis zur Falschheit verstochen und verschwiegen, verspricht viel und geschwinde, setzt aber alle seine Wörter mit Ueberlegung. Es dürfte schwer zu errathen sein, ob er Oesterreichisch oder Preußisch gesonnen ist, auf keinen Fall aber Freund der Franzosen, bei deren Heranrücken aus Berlin er sich schnell aus deren Nähe, Niederschönhausen, wo er sich aufhielt, zurückzog ... Durch ein sehr mysteriöses Betragen hatte F., sowie durch Reformen, die er in der Freimaurerei bewerkstelligen wollte, das Vertrauen der Großen auch in Berlin zu gewinnen gewußt ... Mit einem Male kam F. nach Berlin zurück, aber man konnte ihm bei der Untersuchung seiner Papiere nichts anhaben, welches, wie ich glaube, geschehen ist."

Waren Censurschnüffeleien wie die letzterwähnte eher geeignet, die wirklich patriotische Stimmung zu dämpfen als zu erhöhen, so sorgte die Litteratur trotz Allem dafür, den Patriotismus zu stärken. Hier muß in erster Linie Kotzebue's Zeitschrift „Die Biene", der später „Die Grille"*) folgte, sodann

*) „Die Biene", eine Quartalsschrift, später: „Die Biene oder neue

Heinsius' „Hausfreund" genannt werden. Während dieser, der in Berlin erschien, unbehelligt blieb, gab jene zu einer politischen Intervention Anlaß. Der französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, beschwerte sich beim preußischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Goltz, darüber, daß in einigen Nummern sich unziemliche Ausdrücke fänden, worauf dieser versprach, Gerechtigkeit zu üben; er konnte dies aber nicht thun, weil sich herausstellte, daß das Blatt nicht in den preußischen Staaten gedruckt wurde. Aber gewiß kam die Zeitschrift nach Berlin und fand dort sehr aufmerksame Leser. Die Biene ist keine rein-politische Zeitschrift. Sie brachte keine Neuigkeiten und keine Betrachtungen über Zeitereignisse, sondern eine bunte Sammlung von historischen und geographischen Aufsätzen, Erzählungen und Miscellen. In diesen Beiträgen konnte Kotzebue seine Natur nicht verleugnen. Er wurde, wie in seinen Dramen, rührselig und frivol, ließ gelegentlich die Tugend triumphiren, erzählte aber mit größerem Behagen Lüsternes und Unsittliches. Auch unterließ er sein litterarisches Geplänkel nicht, vertheidigte vielmehr die ihm oft vorgeworfene Vielschreiberei und gab Sticheleien gegen Goethe und die Romantiker, gegen Fichte und auch gegen einzelne seiner ehemaligen Freunde zum Besten. Aber wichtiger als diese litterarischen Sticheleien waren die politischen gegen Lange und andere Zeitungsschreiber. Denn sein Hauptstreben war indirect dem Politischen zugewendet. Brachte er geschichtliche Aufsätze oder Sittenbilder, vielfach aus fremden Ländern, so ließ er Anspielungen auf die Gegenwart einfließen; übersetzte er Stellen aus französischen und anderen Geschichtsschreibern und Moralisten, so unterließ er nicht, auf den Gegensatz der Zeiten und Anschauungen hinzuweisen. In versteckten Anspielungen und in offenen Ausbrüchen männlichen Zorns geißelte er vornehmlich die Feigheit, die sich im preußischen Heer, bei den Commandanten der preußischen Festungen gezeigt, und die

kleine Schriften von August von Kotzebue", zwei Jahrgänge, der erste à 3, der zweite à 4 Bände, 1808 und 1809, ohne Druckort.

sclavische, sich täglich neu kundgebende Unterwürfigkeit unter Napoleon. Im Schüren des Hasses gegen den Eroberer, den Menschenschlächter, den Zerstörer des gesicherten Besitzstandes, den Vernichter der Ruhe und des Glücks der Völker sah er seine Aufgabe. Vertrauen auf die Zukunft zu predigen war seine, des Streitbaren, Sache nicht; auch auf die langsame, allmählich sich vorbereitende, von innen heraus sich gestaltende Verbesserung der Stimmung und Verhältnisse zu warten, konnte seinem Strudelkopfe nicht behagen, seine Lust bestand im Reizen und Bohren, im Höhnen und Tadeln. Aber wer wollte leugnen, daß grade zu jener Zeit, da ein offenes Aussprechen dem Journalisten verwehrt und auch den Lesern, die zu leicht die drohende Gestalt des Usurpators oder seiner Schergen hinter sich auftauchen sahen, nicht sympathisch war, dieses geschickte Versteckspiel außerordentlich wirksam wurde. Es soll Kotzebue unvergessen bleiben, daß er zu einer Zeit, da Andere wohlbedächtig schwiegen, sehr kühn zu reden wagte. So rief er bei Erwähnung des sprüchwörtlichen Ausdrucks „er lügt, wie ein Fleischverkäufer“ aus, „vielleicht meinte er eine andere Art von Fleischverkäufern, welche Herden von Hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern und die auch noch jetzt mit der Wahrheit so wenig zu schaffen haben mögen, daß man in der Regel stets die Hälfte davon, was sie sagen, für eine Lüge halten darf.“ Als er einmal von Bauchrednern sprach, charakterisirte er die politischen also: „hier kommt es nicht darauf an, Esel reden zu lassen, sondern vernünftige Menschen zum Schweigen zu bringen, hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten, und wären es Heiligenköpfe, sondern sie womöglich abzuschlagen, wenn sie sich zu denken unterfangen. Es gab zu allen Zeiten große politische Bauchredner und es gibt deren auch noch. Bald scheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geschrieben worden, bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksversammlung, aber der Zeitungsschreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch

gesprochen, das Volk hat stumm und betäubt zugesehen, es waren immer nur die Stimmen des Bauchredners, die sich so geschickt zu vervielfältigen, ja sogar bisweilen die Stimmen von 50000 auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußten, um dadurch zu überreden, sie lebten noch." Alle Stimmen, so schloß er, könnten diese Bauchredner täuschend hervorbringen, nur eine nicht, die Stimme der Nachwelt. Während die meisten Schriftsteller, die ehedem Napoleon als Erzfeind hingestellt hatten, nun ihn als Freund und Beschützer priesen und diejenigen, die Preußens Unbesieglichkeit verkündet hatten, nun im Aufdecken seiner Blößen sich gefielen, blieb er sich getreu in Werthschätzung und Verachtung. So durfte er mit Recht am Schlusse eines Artikels über Schlözer von ihm und sich sagen: „Heil Dir, ehrwürdiger Schlözer! Nimmer hättest Du Deine Stimme für Gold oder sogenannte Ehrenzeichen verkauft. Dein unbestechliches Urtheil hat auch mich, Deinen Schüler, zum Geschichtschreiber erhoben; auf diesen Ruhm bin ich stolz, und Deinem Schatten schwöre ich es, nie soll irgend ein Wahnsinn mich verblenden, den Verbrecher zu preisen, wenn auch aus dessen Verbrechen das Heil der Welt entspränge. Ich habe in einer verhängnißschweren Zeit gelebt, ich will diese Zeit der Nachwelt schildern, und sie wird schaudernd meine Stimme hören, wenn auch Alles, was Clio's spielende Schwestern mir eingaben, längst verhallt ist." *)

In einer ebenso wackeren Weise wie Kotzebue, nur mehr die Tagesereignisse berücksichtigend und positive Vaterlands- und Königsliebe lehrend, hielt sich Heinsius im „Preußischen Hausfreund". Sonst waren Schriftsteller und Dichter ziemlich still. Eine Erwähnung verdient eine Zeitschrift, die, wenn sie auch wissenschaftlichen Charakters war, doch wegen ihres Hinweises auf Altdeutsches die Erinnerung an vaterländische Güter zu

*) Hervorgehoben muß auch werden R. Eylert: Die weise Benutzung des Unglücks, Predigten gehalten in Potsdam 1809 und 1810. Berlin 1810, F. Amelang.

wecken und das Bewußtsein köstlicher geistiger Schätze zu heben bestimmt war.

Es war die zwar kurzlebige, aber durch tüchtige Untersuchungen und Editionen ausgezeichnete Zeitschrift*), an der von Berlinern v. d. Hagen und Büsching sich betheiligten und der auch Jakob Grimm einen Beitrag zuwendete.

In den Jahren 1809, 10 und 11 erschienen einige größere Arbeiten von Arnim. Er lebte damals mit seinem Herzensfreunde Clemens Brentano in Berlin, der aber dort eine zu vorübergehende Erscheinung war, in seinem ganzen Sinnen und Denken zu eng mit Süddeutschland und dem Katholicismus verknüpft, als daß seine damals eifrig geförderten „Romanzen vom Rosenkranz“ hier in Betracht kommen konnten. Arnim's „Wintergarten“ dagegen, seine Romane, „Armuth, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“, 1810, und sein dramatisches Spiel „Halle und Jerusalem“, 1811, verdienen an dieser Stelle eine Erwähnung. Das erstere Werk, meist eine Sammlung von Nacherzählungen aus alten Büchern, sollte eine Mahnung sein für die Gegenwart durch Hinleitung zur Vergangenheit, als Empfehlung der Frömmigkeit, die in den Uebeln der Zeit tröste; der Roman war theilweise unter dem Eindruck von Goethe's Wahlverwandtschaften geschrieben, das Drama enthielt eine Darstellung eigener Studenten-Erlebnisse, verquickt mit romantischen Anschauungen, die weit von Zeit und Ort wegführte, in denen die Menschen jener Zeit lebten.

Unter den patriotischen Weckrufen des Jahres 1809 verdient Fr. Schlegel's „Gelübde“ Hervorhebung.**) Der Dichter, der schon 1800 die Deutschen an ihre hohen Ahnen erinnert und beim Erlöschen von Europas Geist den Quell der neuen Zeit

*) Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst, 2 Bände (der zweite unvollendet). Berlin 1809—11. Vgl. oben S. 118.

**) Fr. Schlegel, Gedichte. Berlin, Hitzig 1809, S. 387, 388. Dies letzte Blatt wurde von der Berliner Censur ausgeschnitten. Vgl. 239 ff. und Berliner Gedichte (1890) S. XVIII, 54 ff.

fließen gesehen hatte, rief nun zum Kampfe, ja zum Tode für die Freiheit auf. Es ehrt ihn mehr, als manche hochtrabende Kritik, daß er damals die schöne Strophe zu dichten wagte:

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrat
In deinem Schoß sich betten.

Auch fehlte es in jener schweren Zeit nicht an Zusammenkünften ernster Männer, sinniger Frauen, feuriger Jünglinge, die der Stolz des alten Berlin gewesen waren und die in der neuen Stadt an Stelle des litterarischen ein politisches Gepräge erhielten; das Haus des Buchhändlers Reimer bildete für solche Vereinigungen den Mittelpunkt.*)

In solchen Zusammenkünften oder auf der Straße und in den Familien wurde hauptsächlich ein Gedanke erwogen, ein Wunsch laut: der der Rückkehr des Königspaares. König und Königin, die seit der furchtbaren Katastrophe fern von Berlin weilten, hatten durch ihr Aushalten, ihre muthigen Worte, ihren kräftigen Zuspruch, ihre unermüdliche Thätigkeit, die Gutgesinnten in ihrer Verehrung bestärkt, aber auch die Widerwilligen zum Mitleid gezwungen, ja zur Liebe bekehrt. Sie alle meinten, mit einer Wiederkehr des Königspaares alles Ungemachs enthoben zu sein. Nach manchen Enttäuschungen wurde dieser allgemeine Wunsch befriedigt. Am 9. December 1809 kam Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, am 11. Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, die im folgenden Jahre nach dem Tode der Königin die erste und überaus würdevolle Repräsentantin des Hofes war, am 23.

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, II, 43 fg., der aber doch vielleicht wider Willen bezeugt, daß inmitten der großen Zeit die Jugend namentlich ihr kleinliches Treiben weiterführte. Das. 96 über das Marionetten-Theater des Mechanikers Schulz; das. 127 fg. Zweikämpfe zwischen Preußen und Franzosen.

langte das Königspaar an, das am 15. Königsberg verlassen hatte.*)

Schon in Weißensee hatte die erste Begrüßung stattgefunden. Der Empfang war herzlich und glänzend. „Während der ganzen

*) Die Heimkehr des Königspaares wurde vielfach besungen und geschildert. Die folgende Zusammenstellung, die keine Vollständigkeit beansprucht, ist lehrreich genug. Spenersche Zeitung 30. November 1809. F. H. Bothe, „Die Heimkehr des Landesvaters und der Landesmutter. (Am Tage ihrer Ankunft in Berlin zu singen.) Von demselben erschienen bei Späth: „Gesänge der Vaterlandsfreunde". Von Abramson und D. Loos wurden Denkmünzen angefertigt. Von Seidel erschien „Volkslied bei der Rückkunft Sr. Maj. des Königs" (bei Dieterici). Wiedergedruckt in „Gedichte" 1810, S. 230fg. Bei demselben: Ein paar Feldblumen, auf märkischem Boden gesammelt. Bei der Rückkehr Sr. Maj. Nebst einem Musikblatte. — Bei Maurer: Devisen auf Ihrer Königl. Majestäten von Preußen höchst erfreuliche Rückkunft nach Berlin, von G. W. Eckhardt. — Dem Tage der höchst erfreulichen Wiederkehr beider Königl. Majestäten von Preußen nach Berlin, von G. F. Crome. — Patriotische Trinksprüche mit Chören oder Gegensprüchen, Preußens Vaterlandsfreunden gewidmet von G. W. Eckhardt. — National-Marsch zur Wiederkehr vaterländischer Truppen und der Verein. Vaterländisches Lied von Karl Stein und J. P. Schmidt. — Volkslied beim Einzug des Königs (etwa von Seidel s. o.) mit Melodie von J. P. Schmidt. — Empfindungen am schönsten Tage, ausgesprochen von F. W. Gubitz, in Musik gesetzt von F. L. Seidel. — G. L. Spalding, Ode: Die Wiederkehr des Königs, gelesen in der Ak. d. Wiss. 28. Dec. — Ferner erschienen (wahrscheinlich Prosa): „Die Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt. Zur Erinnerung an den 23. Dec. (bei Sander). Berlins Freude bei der Rückkunft des erhabensten Königspaares. Von J. C. C. Moritz. — C. Wolfart, Indras Verheißung, eine indische allegorische Mythe. (Allegorie auf die Rückkehr.) — Aufruf zu einer würdigen Feier des 25. Dec. von D. F. Sack. — Predigten bei der kirchlichen Feier von Verschiedenen. — Spenersche Zeitung 23. Dec. Gedicht von —t—. „Der beglückenden Heimkehr" gewidmet und das deutsche „God save the king". — Eine Beschreibung des Einzugs in: Briefe eines Reisenden oder freimüthige Bemerkungen über des Königs von Preußen feierlichen Einzug in Berlin am 23. Dec. 1809. Nebst einem durch dies Ereigniß veranlaßten interessanten Gespräche zweier Bürger, 1810. — Ueber den Einzug und die damalige Stimmung überhaupt vgl. Prinzeß Wilhelm von Preußen geb. Prinz. Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß, von Wilh. Bauer. 2. Aufl. Hamburg 1889. S. 106fg.

Zeit von dem Thor bis zum Palais", meldete eine fürstliche Berichterstatterin, „läuteten die Glocken und die Kanonen donnerten. Der König zu Pferde sah das Militär vorbeiziehen." Einen besonderen Eindruck machte die Königin, die in einem von der Stadt Berlin ihr entgegengesandten, von acht reichbeschirrten Pferden gezogenen, schönen Wagen saß. Man erkannte sie zuerst nicht wieder, so traurig und verweint sah sie aus. Das Bernauer Thor, wo der eigentliche Hauptempfang stattfand, erhielt seitdem den Namen „Neues Königsthor", die Bernauer Straße wurde „Neue Königstraße" genannt. „Nie hat Berlin sich in einem schöneren Charakter gezeigt, als an diesem Tage", so faßt Gruner in seinem Bericht den Eindruck jener Tage zusammen. Die damals herrschende Stimmung wird am besten durch Arndt charakterisirt, der damals in Berlin still und eingezogen bei Reimers lebte und den Einzug des Königspaares mit ansah*): „Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen athmete, war durch das fürchterliche Allen gemeinsame und mehr oder weniger von Allen verschuldete Unglück, jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Asche wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrscher von einem bösen Feinde mit Banden umstrickt ist. Ich mußte hinaus unter die Jauchzenden und Weinenden . . . Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmuth und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volk im Fenster zeigte, sah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten siegklatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornüber gebückt sich von seinem Rosse unter andern Generalen ruhig forttragen ließ. . . Ich ward mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wo-

*) Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

durch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete er plötzlich sein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt."

Viele Gedichte feierten den Einzug des Königpaares, am Würdigsten unter Allen sprach Heinrich von Kleist (Werke hgg. von Zolling I, 49). Er rühmte den König, der zwar von den Göttern nicht begünstigt, den Menschen gefallen habe, der zwar kein Sieger in der Schlacht, aber Sieger in den Herzenskämpfen geblieben sei und schloß mit der Mahnung und Verheißung:

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein.
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen.
Der Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen,
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneun:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken.

In schlichter Einfachheit lehrte Sack, dem zu guter Stunde auch das gute Wort zur Verfügung stand, die Pflichten des wackeren Bürgers, indem er an das Wort erinnerte: „bezahle dem Höchsten Dein Gelübde". Der König selbst begrüßte am 30. December bei dem Empfang der Behörden die Getreuen mit den in ihrer Einfachheit ergreifenden Worten: „Wir müssen nicht an das Vergangene denken, sondern unsern Blick in die Zukunft richten und uns anstrengen, jeder nach seinen Kräften, wieder gutzumachen alles Ueble."

Zehntes Kapitel.

Gründung der Universität.*)

Das schöne, dem eben angeführten ähnliche Wort Friedrich Wilhelms des Dritten, das er zu Reil und Froriep sprach, die eine Uebertragung der Universität Halle nach Berlin erbaten, „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat“ steht billiger Weise am Anfang jeder Erzählung von der Begründung der Universität Berlin. Doch nicht diese erbetene Verlegung wurde angenommen, sondern eine Neubegründung. Für eine solche fehlte es nicht an Material.

*) Hauptwerk: Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Rudolf Köpke. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personenbestand. Berlin 1860. — Nur ein Auszug mit französisch-parteiischen Bemerkungen ist E. Lavisse, La fondation de l'université de Berlin. Paris 1876. — Schwebel's Schrift, Leipzig 1892, ist völlig werthlos. — Von Berliner Rectoratsreden kommen als geschichtlich wichtig in Betracht die erste von Th. Schmalz, 1811; die von A. Böckh zur Jubelfeier am 15. Oct. 1860; P. Kleinert, Beziehungen Friedrich's des Großen zur Stiftung der Universität Berlin, 1886; J. Vahlen, die Gründung der Universität, 1887; R. Gerhardt, 1889; R. Virchow, 1893, Die Gründung der Berl. Univ. u. d. Uebergang aus d. phil. in das naturw. Zeitalter; ferner E. v. Bergmann, Rede z. Geb. d. Kaisers, 1893. — Ferner L. Geiger, Die Anfänge der Berl. Univ. (Briefe von Uhden an Böttiger 1809 fg. in „Euphorion“ 1894, S. 365 ff.) — Ueber die erste Einrichtung zu vgl. Artikel Berlin in Wildberg's Universitätsalmanach f. 1811, Neustrelitz 1811, S. 1—19; J. C. Gädicke, Nachrichten für angehende Studirende in Berlin über mehrere hiesige ökonomische und wissensch. Angelegenheiten, Berlin 1811; J. E. Hitzig, Berliner Universitäts-Kalender auf das Schaltjahr 1812. — Ueber die Frage der Errichtung einer Universität in Berlin: A. Stölzel, Die Berliner

Vorlesungen der verschiedensten Art waren seit Jahrzehnten gehalten worden. Es gab Akademien und eine Anzahl höherer, besonders medicinischer Bildungsanstalten (vgl. oben Seite 109 ff.). 1799 war die Bau-Akademie, 1805 das statistische Bureau, 1806 eine landwirthschaftliche Lehranstalt errichtet worden. Von gelehrten Gesellschaften existirten aus dem vorigen Jahrhundert 4: die Gesellschaft der naturforschenden Freunde, die philomatische, pharmaceutische (1796), die Gesellschaft der Freunde der Humanität (1797). Am 6. Februar 1810 bildete sich eine neue wissenschaftliche Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.*) 34 Buchhandlungen (Verlag, Sortiment, französische und solche Buchhandlungen, die mit Druckereien verbunden waren) sorgten für den litterarischen Bedarf.

Der Gedanke, in Berlin eine umfassende höhere Lehranstalt zu begründen, beschäftigte die leitenden Kreise lange Zeit. Der erste, der die Sache praktisch angriff, war Beyme, der 1799 oder 1800 Engel beauftragte, einen Plan einzureichen. Die Absicht dieses Planes, den wir nicht mehr besitzen, dürfte nach

Mittwochsgesellschaft über Aufhebung oder Reform der Universitäten (1795) in: Forschungen zur brand.-preuß. Gesch., 2. Bd., Leipzig 1889, S. 200—222 (vgl. oben S. 200). Ferner: Soll in Berlin eine Universität sein? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage, Berlin 1808 (v. Castillon). Ueber die Begriffe einer Akademie und einer Universität und über den wechselseitigen Einfluß, welchen beide Anstalten auf einander haben können. Eine Vorlesung, geh. in der Kön. Ak. d. Wiss. am 26. Oct. 1809. Schleiermacher, Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, Berlin 1808. — Der Aufsatz in den „Neuen Feuerbränden", 18. Heft, S. 71—87: Befindet sich eine neue preußische Landesuniversität vortheilhafter in Berlin oder in Potsdam? plaidirt für Potsdam. Endlich: Ueber die Idee der Universitäten. Vorlesungen von Henrik Steffens. Berlin 1809. (Dazu Steffens: Was ich erlebte. 10 Bände. Berlin 1855 fg.) Ein ausführliches Verzeichniß der damals erschienenen Schriften bei Köpke, S. 138 ff.

*) Also berichtete der Polizeipräsident Gruner, 11. Februar 1810: „Die Versammlungen fanden jeden Dienstag in der Stadt Paris statt und galten nur wissenschaftlichen Gegenständen. Der zeitweilige Präses ist der Obermedicinalrath Klaproth und die angezeigten 12 Mitglieder sind größtentheils Aerzte."

Schleiermachers Zeugniß der Kampf gegen das Zunftwesen der bisherigen Universitäten, die Tilgung des Studentengeistes gewesen sein. In einer erhaltenen Denkschrift aus dem Jahre 1802, die von den Vorzügen einer großen Lehranstalt in Berlin handelt, hob Engel die Vortheile Berlins als einer großen Stadt für die Hebung der humanen Bildung der Studenten hervor, ließ die Beibehaltung der Facultäten, insbesondere der theologischen, noch fraglich, forderte Aufhören der Examina, der eigenen Gerichtsbarkeit, Verbindung der Akademie mit der Universität und Verbannung jedes Zunftzwangs.

In anderen kleinen Aufsätzen und Schriften, die 1800 und 1803 erschienen, war von der Verlegung der Universität Frankfurt a/O. nach Berlin die Rede. Die Engel'schen Anregungen fanden die stärkste Mißbilligung durch F. A. Wolf und Schleiermacher. Der erstere wollte mit einer Anstalt, die nach Engel'schen Grundsätzen eingerichtet sei, nichts zu thun haben, der letztere behauptete geradezu, daß durch die Ausführung eines solchen Planes der wissenschaftliche Geist untergraben werde.

Durch Schlegel's und Fichte's Vorlesungen 1801 ff. wurde für weite Kreise der Reiz akademischer Vorlesungen geschaffen, durch die Berufung des Letztgenannten, ferner Hufeland's, Johannes von Müller's, Alexander von Humboldt's (1800—4) eine Anzahl von Männern gewonnen, die einer wissenschaftlichen Anstalt ersten Ranges zur Zierde gereichen mußten. Trotzdem kam die Idee einer Universität ihrer praktischen Verwirklichung erst nahe in Folge der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806 und nach dem Verluste von Halle, der die Nothwendigkeit einer neuen größeren Lehranstalt für Preußen dringend erscheinen ließ. Durch Beyme, der die Leitung der ganzen Angelegenheit erhielt, wurden einige der bedeutendsten Männer Halles, Wolf, Schmalz und Froriep alsbald nach Berlin berufen, mit andern Hallensern Reil, Loder, auch mit Schütz wurde angeknüpft. Die größten Hoffnungen aber setzte Beyme auf Fichte. „Niemand fühlt so lebendig als Sie, was uns Noth thut, und Niemand übersieht

dies so in seiner Allgemeinheit als Sie. Ich bitte Sie daher herzlich, Ihr Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung der königlichen Absicht zu richten." F. A. Wolf hatte schon unaufgefordert sich an den König mit einer Denkschrift gewendet, daraufhin wurde er nun zu einer neuen Darlegung aufgefordert, in der er als Mitglieder einer Commission zur Prüfung des Planes W. von Humboldt, Uhden und den Obertribunalsrath Klein vorschlug. In den folgenden Wochen liefen verschiedene Gutachten, theils von den Genannten, theils von Andern, wie Nolte und Stützer ein. In diesen Gutachten lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die Einen, welche mehr die praktische Seite im Auge hatten, wollten sich an dem Ausbau der vorhandenen Einrichtungen genügen lassen, die Andern begehrten einen Neubau von Grund aus. Von vielen Seiten wurde der Name Universität beanstandet, man wollte keine Facultäten, die Wolf geradezu „den Sitz des Zunftgeistes ganz aus der Barbarei befördert" nannte. Man wollte vielmehr verschiedene Classen oder Sectionen (7—8); an der Spitze einer jeden sollte ein Director stehen, die zusammen mit den Secretären der Akademie das Directorium bildeten. Eine völlige Freiheit in der Concurrenz der Lehrenden, in den zu haltenden Vorlesungen, im Fordern der Honorare wurde verlangt.

Die Angelegenheit kam ins Stocken, als Beyme am 3. October 1807 seine Stelle aufgab. Sie war schon gefährdet durch die Voreingenommenheit gegen Berlin, die namentlich in auswärtigen Organen zum starken Ausdruck kam. Zu den ablehnenden Stimmen gehörte die 1808 erschienene Schrift „Soll in Berlin eine Universität sein?" Dem Verfasser erschien die Großstadt hinderlich, die vielen Kunstgenüsse schädlich (besser sei eine Universität ohne Theater); er meinte, der Glaube, die Sitten und die Gesundheit der Studirenden würden durch die Verführungen der Stadt große Einbuße erleiden; eine Aufsicht über die Studirenden von Universitätswegen würde unmöglich sein; auch die Theuerung der Hauptstadt wurde als Grund gegen Berlin angeführt.

Dagegen erklärten sich Schleiermacher und Steffens sehr lebhaft für eine Universität statt einer Akademie und für Berlin statt für eine kleinere Stadt; jener betonte im Wesentlichen das philosophische, dieser in begeisterten Ausdrücken das religiöse Moment. Währenddessen lasen manche Neuberufene, wie Wolf und Schleiermacher, Schmalz und Froriep, daneben Alteingesessene wie Fichte Privatvorlesungen aus ihren Gebieten, die, obwohl sie theilweise den Universitätsfächern fernlagen, das geistige Leben der Hörer und der ganzen Stadt mächtig beförderten.

In eine neue Phase trat die Universitätsangelegenheit, als Wilhelm von Humboldt zum Leiter des Unterrichtswesens berufen wurde (20 Februar 1809). Ihn darf man mit Recht als den eigentlichen Begründer, als den geistigen Vater der Universität ansehen. Seine frühere Abneigung gegen eine in Berlin zu errichtende Hochschule aufgebend, trug er zunächst Sorge dafür, daß Fichte, Wolf und Schleiermacher, die Neigung empfanden, den an sie ergehenden auswärtigen Berufungen Folge zu leisten, für Berlin gefesselt wurden. Ferner berief er Buttmann und setzte beim König durch (16. August 1809), daß der zu begründenden Universität das Palais des Prinzen Heinrich (der Prinz war 1802, seine Gemahlin 1808 kinderlos gestorben) geschenkt und für die Dotirung der Anstalt aus den Domänen ein jährlicher Betrag von 120 000 Thalern entnommen wurde. Beides, die Uebernahme des Palais und die Dotirungsfrage, machte Schwierigkeiten, die theils in den Verhältnissen ihren Grund hatten, theils durch die damit beschäftigten Personen entstanden, dennoch wurden sie glücklich überwunden. Berliner Zeitschriften wie der „Hausfreund" unterrichteten das Publicum über jede einzelne Phase, über Vollendung einzelner Säle und dergleichen. Schon am 2. November 1809 konnte eine Vorlesung im prinzlichen Palais begonnen werden. Unterdessen erfolgten neue Berufungen: der Mediciner Reil, der Philologe Becker, der Chemiker Klaproth und der Jurist Savigny folgten dem Rufe. Als Lesende neben die eigentlich Berufenen traten

Hufeland, der Mediciner, Hoffmann als Lehrer der Staatswissenschaften ein, auch der Staatsrath Uhden, eigentlich Archäologe, durch langen Aufenthalt in Italien mit der dortigen Litteratur vertraut, las über Dante's Göttliche Komödie. Humboldt, die eigentlich treibende Kraft, schrieb am 23. Mai 1810 „daß ein Staat wie ein Privatmann immer gut und politisch zugleich handelt, wenn er in einem Augenblicke, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrengt, irgend etwas Bedeutendes, Wohlthätiges für die Zukunft zu liefern und es an seinen Namen anzuknüpfen."

Durch Humboldt war die Angelegenheit so weit gediehen, daß sie auch nach seinem Rücktritt (14. Juni 1810) nicht ins Stocken gerieth. Die von ihm eingesetzte „Commission zur Einrichtung der Universität", für die Fichte sich zu unpraktisch und Wolf zu anspruchsvoll zeigte, arbeitete in seinem Geiste: vornehmlich die Staatsräthe Nicolovius, Uhden und Süvern. Durch sie wurden den bereits fest existirenden 3 Facultäten der philosophischen, juristischen, medizinischen die theologische angefügt, die zunächst aus Schleiermacher, de Wette und Marheinecke bestand; zu ihnen gesellte sich bald Neander. Für die philosophische wurde noch der Naturphilosoph Steffens, für Philologie Böckh und Heindorf, für Geschichte und Archäologie Rühs, Niebuhr und Hirt, für Alttestamentliches Bellermann gewonnen, für Germanistisches v. d. Hagen, freilich ohne Gehalt. Eine Gehaltsgewährung für diesen Vertreter einer neuen Wissenschaft wurde mit der Begründung abgelehnt, „daß der Staat in solchen Dingen der öffentlichen Meinung nur folgen und ein neues Studium nicht eher als akademischen Lehrgegenstand hinstellen soll, als bis die allgemeine Stimme sich schon durch die That für diese Maßregel erklärt habe."

Universitäts-Eintheilung, Vorlesungsdauer und Aehnliches blieben im Wesentlichen die alten. Neu war die Abgrenzung eines Universitätsbezirks, in dem Professoren und Docenten wohnen sollten und zwar die Stadttheile Friedrichswerder, Dorotheen-

und Friedrichsstadt bis einschließlich Marien- und Leipziger Straße, die Gewährung einer Censurfreiheit für die ordentlichen Professoren, aber auch für diese nur in Bezug auf Bücher ihrer Fachwissenschaft. Mit 58 Lehrern, darunter 24 ordentlichen Professoren, wurde die Universität eröffnet. In ihrem Schlußbericht an den König bemerkte die Section des öffentlichen Unterrichts: „keine Universität ist mit einer solchen Anzahl erfahrener Lehrer, mit einem solchen Vorrathe gelehrter Bedürfnisse, mit solchem Glanze ihrer Gebäude aufgetreten."

Unter den Vorlesungen machten die Niebuhrs über römische Geschichte, die sogleich in Buchform verbreitet wurden, das größte Aufsehen.*) B. G. Niebuhr, 1776—1831, durch Stein nach Berlin berufen, wo er am 8. October 1806 eintraf und Jahre lang an der Spitze der preußischen Finanzen thätig war, Berlins erster philosophischer Doctor (2. Februar 1811), seit dem 25. Januar 1810 Mitglied der Academie, hielt zwei Winter hindurch, 1810 und 11, Vorlesungen, die von Savigny mit angehört wurden, einen nachhaltigen Eindruck hervorriefen und für Niebuhr selbst sowie für seine Zuhörer eine neue Epoche wissenschaftlichen Lebens begründeten. Sie brachten tiefe kritische Untersuchungen vieler Einzelheiten, aber sie stellten auch allgemeine Sätze fest, die für die Damalslebenden noch eine besondere Bedeutung haben mußten, z. B. den, daß das Leben eines Volks eine Einheit sei, die sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt, daß die Römer nur so lange ein Mustervolk gewesen, so lange sie auf dem Standpunkt eines Landstädtchens in freier republikanischer Tugend geblieben seien. Denn bei aller Wissenschaftlichkeit glaubte Niebuhr Analogien aus neuer Zeit, Anspielungen auf gleichzeitige Vorgänge und Einrichtungen einfügen zu müssen, Diatriben gegen

*) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, 3 Bände, 1837—1839. Schriften von Classen 1876, Eyssenhardt 1886, A. D. B. 23, 646ff. Vgl. auch Creuzer an Görres (dessen Briefe II, 180). Niebuhr gewann den größten Ruhm „mit einem Colleg über Römische Geschichte, was ein Monstrum von Gelehrsamkeit sein soll. Da laufen dann die Officiere, Geheimräthe u. s. w. schaarenweis hinein. Es ist Mode, es mitzuhören".

den Adel, Lobpreisungen einer ständisch gegliederten Verfassung, polemische Bemerkungen gegen Wolf und die Romantiker.

Sonst mag als besonders charakteristisch für die damaligen Zustände hervorgehoben werden, daß Zeune (1778—1833, seit 1811 in Berlin) dessen wissenschaftliche Leistungen sehr unbedeutend waren, in seinem Colleg (1812) über die Nibelungen*), in dem man patriotische Anregungen zu finden hoffte, mehr als 300 Zuhörer hatte, während Wolf es im Publicum nur auf 170, im Privatum auf 70 brachte.

Am 28. September 1810 wurde als erster Rector Schmalz ernannt, als die vier Decane Schleiermacher, Biener, Hufeland, Fichte. Am 6. October fand die erste Immatriculation statt, im Ganzen sechs Studenten; vor Ablauf des Jahres stieg jedoch ihre Zahl auf 247. Am 10. October war die eigentliche Eröffnung ohne besondere Feierlichkeit. Aus jenen Tagen hat sich Brentano's stimmungsvolle, von Reichardt komponirte Cantate „auf die Einweihung der Berliner Universität" erhalten.**) In frommen Tönen pries der Dichter Gott und Jesus, den Meister der Lehre und huldigte dem König, der diese Anstalt aufgerichtet. In dieser großen Lehranstalt erblickte der Dichter die beste Heilung für die Noth der Zeit; die verarmte Stadt erkannte sich reich durch diese neue Stätte für Kunst und Wissenschaft. Sinnig wurden die vier Facultäten, jede in ihrer Art, gefeiert, die Verbindung der Akademie mit der Universität begrüßt, die große Aufgabe der

*) Sind die öffentlichen Vorlesungen über das Nibelungen-Lied, die Zeune am 5. November 1812 in der Spenerschen Zeitung ankündigte, andere? Jedenfalls war es sonst nicht Sitte, Universitätsvorlesungen in der Zeitung bekannt zu machen. In dieser Anzeige bemerkte er: „Die Stimme eines Predigers in der Wüste, Johannes v. Müller's Aufruf vor mehr als einem Vierteljahrhundert, scheint in unseren Tagen immer mehr und mehr nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des Worts zu finden. . . . A. W. Schlegel sprach es laut aus, daß es erklärt werden solle in den Lehranstalten der Jugend, auf daß sie sich erwärme in den Zeiten kalter Selbstsucht an den großen, hohen Thaten alter Vorzeit."

**) Vgl. Diel-Kreiten, Brentano I, 310fg.; vollständig abgedruckt das. 415—426.

Lehrer, der schöne Wetteifer der Schüler dichterisch verklärt. Jene deuteten die Bestimmung: Universitati litterariae als „der Ganzheit, Allheit, Einheit, der Allgemeinheit gelehrter Weisheit, des Wissens Freiheit gehört dies Königliche Haus"; diese voll Freude über die neubegründete Hochschule stimmten in den Jubelruf ein:

Glück auf, Glück auf! Victoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Der Anfang der Vorlesungen war ausnahmsweise auf den 29. October 1810 festgesetzt. Das Universitätsgebäude erhielt die von Wolf vorgeschlagene Inschrift: Universitati litterariae Fridericus Guilielmus III Rex. Bereits im Februar 1811 wurden die nicht graduirten Mitglieder der Facultäten mit einem Grade versehen; die erste Doctorpromotion erfolgte am 11. April 1811.*) Der erste gewählte Rector war Fichte mit 11 Stimmen gegen 10, die auf Savigny fielen. (Erst im vierten Wahlgang wurde dies Resultat erreicht.) Die ersten gewählten Decane waren Marheinecke, Eichhorn, Reil und Weiß. Als erster feierlicher Actus der Universität wurde die Feier des Geburtstags des Königs (3. August 1811) begangen. Der Redner Schmalz äußerte Gefühle der Dankbarkeit gegen den Fürsten, feierte die Würde der Wissenschaft, polemisirte gegen Weltbürgerthum und trat für Vaterlandsliebe ein Aufgabe und Ziel der Lehrenden definirte er dahin: „Nicht was die Beschränktheit nützlich nennen mag, sondern was es in Geist und Wahrheit ist, nicht gewerbsmäßige Tendenz nach dem, was im Leben unmittelbar brauchbar sei, sondern die höhere nach der edelsten Geistesbildung, das ist, wozu der König uns berufen hat." Er

*) Wie schlimm die früheren Zustände in dieser Beziehung waren, lehrt ein Bericht des Polizeipräsidenten Gruner an den König, 11. Juli 1809: „Das hiesige Ober-Collegium Medicinae seufzt sehr nach seiner Auflösung. O. M. R. Becker promovirt hier Studenten zu Doctoren der Medicin durch verstellte Diplome, welche er in Berlin drucken läßt und erga condignum ertheilt."

gelobte für alle seine Collegen, „daß wir nur nach dem Wahren und Rechten mit hohem Ernst streben, daß wir den jungen Männern, welche unsere Lehrstühle umgeben, nur diesen Geist reiner Wissenschaftlichkeit einhauchen wollen, auf daß sie der Wissenschaft ihren Geist wie dem Vaterlande ihr Herz rein und ganz weihen; endlich daß wir ihnen durch Lehre und Beispiel stets vergegenwärtigen, zu welcher Würde der Mensch berufen sei und wie die Arbeiten des Geistes nur dann beglücken, wenn er nie vergißt, woher er stammt, und daß er ein Funke des himmlischen Feuers sei, der sich freimachen soll von der starren Masse, die ihn umschließt, um sich wieder zu erheben zu dem Urquell des Lichts." Die junge Hochschule hatte gar manche Schwierigkeiten zu überwinden. Diese kamen theils von den Studenten selbst, die sich mitunter unziemlich betrugen*), theils sich als privilegirten Stand aufspielen wollten. Gegen solche Ungebühr trat Fichte in seiner bei Beginn des neuen Semesters (19. October 1811) gehaltenen Rede „Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" in heftigster Weise auf. Andrerseits lagen die Schwierigkeiten in der precären Lage des Staats, der die Forderungen der Neuberufenen nicht immer zu erfüllen vermochte, theils im Uebelwollen der auswärtigen Zeitungen, gegen welche Uhden durch Böttiger einen kräftigen Damm zu errichten wußte.

Doch entwickelte sich die Universität in herrlichster Weise. Im Mai 1811 waren schon über 450 Studenten, im Winter 1812—13 gegen 600. Auch der Krieg brachte keine völlige Störung. Strömten auch 258 Studenten zu den Waffen, von denen 43 den Heldentod starben und durch eine Gedenktafel geehrt wurden, und widmeten manche Professoren gleich nach dem

*) Bericht Gruner's vom 17./18. Mai 1810. „Acht bis zehn Studenten, Mediciner, sind vor einigen Tagen in die Dalchow'sche Tabagie eingedrungen und haben Schläge angeboten, doch nicht austheilen können, weil die Gäste das Prävenire spielten und die jungen Herren so schnell aus dem Hause jagten, daß sie Hut und Stock im Stiche lassen mußten" und manches Aehnliche.

Aufrufe des Königs, namentlich die Mediciner, dem Vaterland ihre Dienste, so blieben doch die Meisten auf ihrem Posten. „Unser Universitätsgebäude“, schrieb Uhden am 2. April 1813, „ist ein wahres Asyl, ein Tempel der Ruhe und des Friedens mitten in dem übrigen Leben und gegenwärtigen Treiben.“ Allerdings nöthigte später die Errichtung des Landsturms viele Professoren und Docenten zur Theilnahme an kriegerischen Uebungen und unterbrach zeitweilig die Vorlesungen, die durch den Fortgang der Studenten theilweise äußerst spärlich besucht waren. Die großen Siege erheiterten die Stimmung, die von dem Schlachtfelde Zurückgekehrten, und die in froher Hoffnung auf die Zukunft ihre Studien neu aufnahmen, füllten die Hörsäle. Mit verdoppeltem Eifer, um das Versäumte nachzuholen, wurde nun gearbeitet. Selbst der Tod Fichte's, einen so schmerzlichen Eindruck er auch in den weitesten Kreisen machte, bewirkte keine bleibende Schädigung.

Die Universität entwickelte sich in segensreicher Weise. Die Sorge vor all den Gefahren, die man an die große Stadt geknüpft hatte, erwies sich als nichtig. Freilich nicht alle Hoffnungen, die man Anfangs hegte, wurden erfüllt. Störungen blieben nicht aus; widrige Zeitereignisse übten ihre verhängnißvolle Wirkung, aber trotz aller Schwierigkeiten gewährte sie für Nah und Fern bedeutende Anregung und hob das nationale Gefühl. Rein und stark blieb der Geist echter Wissenschaftlichkeit und der ideale Schwung, den die Universität aus der Zeit ihrer Gründung entnahm und behielt.

Elftes Kapitel.

Vor dem Sturme 1810—1812.

Nicht lange konnte sich Berlin seiner schönen Königin erfreuen. Sie starb fern von der Hauptstadt am 19. Juli 1810. Am genannten Tage erst brachte die Spener'sche Zeitung die Nachricht von ihrer Erkrankung, von der Reise, die der König zu der Leidenden angetreten, am 21. die Nachricht von ihrem Tode, am 26. die Beschreibung der Leichenfeier. Zahreiche Gedichte erschienen in der Zeitung, Prosaschriften, Predigten und Verse in Sonderdrucken von Friedrich Delbrück, Gubitz, C. F. Lange und vielen Ungenannten.*) Bilder wurden veröffentlicht, Kupferstiche herausgegeben, die Verklärung der Königin darstellend. Die Anstalten, denen die Königin besondere Theilnahme geschenkt hatte, die Armenanstalten des Friedrich- und Luisenstifts ehrten die Heimgegangene mit besonderen Trauerfeierlichkeiten. Am 18. August wurde eine große Nachtfeier im Opernhause veranstaltet, am 25. fand eine Wiederholung dieser Trauermusik statt.

Die Trauer um die Königin war allgemein.**) Selbst der Polizei-Rapport vom 30./31. Juli mußte zu melden: „Der

*) Zum Angedenken der Königin Luise von Preußen. Sammlung der vollständigsten und zuverlässigsten Nachrichten von allen das Absterben und die Trauerfeierlichkeiten dieser unvergeßlichen Fürstin betreffenden Umständen. Nebst einer Auswahl der bei diesem Anlaß erschienenen Gedichte und Gedächtnißpredigten. Berlin 1810. Haude- und Spenersche Zeitungsexpedition.

**) G. St. A. R. 77 Gruner's Berichte.

Schmerz über den Verlust der geliebtesten Königin hat sich selbst bei den niederen Volks-Classen auf eine zarte und rührende Weise geäußert. Am Tage der Einholung der hohen Leiche haben mehrere Bewohner der Ackerstraße ihre Fenster mit Flor behangen. Andere haben Stangen mit Flor umwundenen Blumenkränzen vor die Fenster gestellt." Auch bei der zum Geburtstage des Königs veranstalteten Illumination wurde in manchen poetischen Inschriften der frische Schmerz ausgedrückt. „An einem Hause in der Gartenstraße waren die einfachen Worte „Es lebet der König. Es ruhet die Königin" angebracht und dazwischen ein Brustbild der Unvergeßlichen mit der Krone und einem Kranze von wildem Wermuth umflochten."

Auch der König wollte seine Gemahlin durch ein Grabdenkmal ehren (vgl. Egger's „Rauch" I, 146 ff., besonders 148), das dank seinem Schöpfer Rauch eine der vornehmsten Zierden der Residenz wurde (Mausoleum in Charlottenburg). Die Skizzen zu dem Denkmal, zu dem der Künstler unmittelbar nach dem traurigen Ereigniß den Auftrag bekommen hatte, diese Skizzen, die den König zu Thränen gerührt hatten, wurden vom Volk am 19. Juli 1811 besichtigt. Am 22. Mai 1815 langte das Monument, zu dessen Herstellung sich Rauch nach Italien begeben hatte, in Berlin an. Am 30. Mai wurde es aufgestellt, gerade in derselben Minute, in welcher der König von Wien zurückgekehrt war. „Die Königin liegt", sagt Rauch's Biograph, „nicht dahingestreckt wie eine Todte, sondern eingewiegt wie eine Schlummernde, den einen Fuß sanft über den anderen geschlungen, die Arme über dem Busen gekreuzt, das Haupt leise zur Seite geneigt. Nur das Diadem im Haar bezeichnet sie als Königin und der kaum bemerkbare Sternenkranz, der rings um das Haupt aus dem Bahrtuch herausquillt, scheint es schüchtern auszusprechen, daß man sie so gerne eine Heilige hat nennen mögen. Kein Hermelin und Schmuck der Erde weiter; ein langwallendes schlichtes Sterbegewand legt sich um die schönen Glieder bis über den Fuß herab. Bei dieser Schlichtheit der äußeren Er-

scheinung bestand die Aufgabe des Künstlers darin, durch die feinsten Bewegungen die Fülle der Anmuth, welche das Leben beseelt hatte, auf den Stein aufzuprägen, daß er Leben gewinne."

Die wahre Trauer besteht nicht in Klagen, wie die echte Freude nicht in Jubel, diese äußert sich in Thaten, jene in ernster Gesinnung, in heiligen Vorsätzen, ein dem Beklagten würdiges Leben zu führen. Solche Trauer zeigte sich auch damals in Berlin. In den schwersten Tagen 1806 hatte man, zur Erinnerung an die heldenmüthige, schwer verleumdete Königin das „Luisenstift" begründet, das seinen Zweck, die Sorge für Soldaten-Frauen und -Kinder in trefflicher Weise erfüllte (oben S. 235). Nun wollte man, im Andenken an die Entschlafene (Aufruf an die tiefgebeugten Bewohner des Preußischen Staates, 2. August) Bildungsanstalten für weibliche Erzieherinnen begründen, um ihr Vermächtniß, Belebung und Stärkung des häuslichen Sinnes treu zu erfüllen. R. Eylert gab seine in der Gegenwart der Königin gehaltenen Predigten auf Subscription heraus;*) von den Zinsen des für jene Zeit geradezu ungeheueren Ertrags — es wurden 4197 Exemplare abgenommen und dafür die Summe von 8148 Thlr. 20 Gr., davon in Berlin etwas mehr als ein Zwölftel, gelöst — sollten alljährlich am Todestage einige unbescholtene Bräute ausgestattet werden. Das Bild der Königin, die wie eine Heilige engelrein und mild erschien, sollte voranleuchten in den trüben Tagen, die man zu durchschreiten hatte. Dieser Gedanke wurde am schönsten von Heinr. v. Kleist ausgedrückt, obwohl er selbst nicht den Muth hatte, den schweren Weg zu gehen. Denn er sang ihr bei dem letzten Geburtstag, den sie feiern konnte, ein Sonett, das mit den Versen schloß:

Dein Haupt schien wie von Strahlen mir umschimmert,
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

---

*) Die Gedächtnißfeyer der verewigten Königin Luise von Preußen. Eine Stiftungsschrift von R. Eylert. Berlin, gedruckt bei G. Decker.

Auch zwei andere wirkliche Dichter ergriffen das Wort.

Aus Rom erscholl von Werner,*) der Jahre lang in Berlin gelebt hatte und auch in der Ferne sich als Preußen betrachtete, die Mahnung, daß ihr Wort „vergebens floß kein Blut“ sich bewähre und die Klage: „Luisa, wie den Reinen Die Seraphim erscheinen, So rein, so schön, so milde. Spiegel vom ew'gen Licht! Wob Dirs sich nicht vom Schilde, Dich vor dem wilden Wüthen Des Schicksals zu behüten, Das niedre Herzen bricht? Luisa, Du, die Reine, Wie mehr wie Du, wohl Keine, Der Himmelsköniginnen An Huld und Qualen gleich; Du mußtest Dir gewinnen Wie sie durch's Schwert der Leiden, Die Wollust abzuschneiden in Dein ursprünglich Reich.“ Der zweite Dichter war Clemens Brentano**), dessen etwas spätere Universitätshymne bereits (S. 298 fg.) angeführt wurde. Er feierte das Andenken der Königin in frommen, schönen Versen, schilderte die unendliche Trauer, die alle ihre Nächsten und das ganze Volk ergriffen hatte, erinnerte an sehr viel des Guten, das sie gestiftet, tröstete sich mit der Verheißung „Es blüht Leben über dem Grabe“ und sprach das Bekenntniß und Gelöbniß Vieler in den Versen aus:

„Ewig, ewig wird sie leben,
Ist sie nicht der Zeit geblieben,
Hat sie uns doch Kraft gegeben.
Daß wir sie auf ewig lieben!“ ***)

Durch den in manchen Gedichten ausgedrückten Gedanken, daß die Königin wie ein Stern in dunkler Nacht leuchte, wurde ihr Andenken lebenweckend und spendend. Als Preußens Schutzgeist rief sie auch die Müdesten wach. Eine großartige Reform des gesammten Staatswesens, die sie am freudigsten begrüßt hätte, folgte ihrem Tode. Nach der Ernennung Hardenberg's

*) Werner's Klagen um seine Königin Luisa von Preußen. Rom, den 4. Aug. 1810, 4 Bll. in 4°.

**) Zum ersten Mal gedruckt bei Diel-Kreiten, Band I, S. 427—441.

***) Eine Erwähnung verdient auch Achim v. Arnim's Cantate bei der Einholung der Leiche Ihrer Majestät der Königin. Berlin 1810.

zum Reichskanzler (4. Juni 1810), der eine gebietende Stellung den übrigen Ministern, dem Staatsrath und Cabinet gegenüber erhielt, wurden wichtige Gesetze über ländliche Accise und das Aufhören der Vorspannpflicht erlassen, Gewerbefreiheit, Aufhebung des Zunftzwangs proclamirt, eine Gesindeordnung und das Stempelgesetz gegeben, die Bauernbefreiung, die Emancipation der Juden vollzogen, die Errichtung von Provinzial- und Landesständen in Aussicht gestellt und im Februar 1811 der Anfang einer solchen Repräsentation mit ernannten Notablen gemacht. Der Werth aller dieser Neuerungen, an und für sich ein außerordentlich großer, wurde dadurch noch wesentlich erhöht, daß diese Reform in einem mit fast unerträglichen Lasten beschwerten, von Feinden halb occupirten, durch Späher ängstlich überwachten Lande geschah. Aber gerade diese heroische Entschlossenheit und die angespannte Thätigkeit der Regierenden flößten den Regierten Vertrauen ein und ermunterten auch sie zu erneuter Lebenshoffnung und Thatenlust.

Eine neue Aera wissenschaftlicher Arbeit und litterarischer Thätigkeit begann. Als würdige Schwester sollte neben die Universität die Akademie treten.

In der Akademie wog zunächst noch immer das französische Element vor. Nach Formey war Merian ständiger Secretär, nach dessen Tode (1807) wurde J. W. Lombard, Mitglied seit 1803, vom Könige dazu ernannt.*) Gegen diese Ernennung protestirte die Akademie theils wegen ihres Rechts der freien Wahl, theils wegen Lombard's Unfähigkeit, mußte aber die königliche Entscheidung anerkennen. Doch erbat und erhielt Lombard aus Gesundheitsrücksichten schon 1809 seine Entlassung. Zu den bemerkenswerthen Ereignissen aus ihrer Geschichte gehört Goethe's auf Antrag A. Hirts erfolgte Ernennung zum Mitglied (13. Aug. 1806).**) Solchem Zuwachs gegenüber brachte die napoleonische Zeit manche Schädigung: z. B. die Beraubung des Naturalien-

*) Hüffer, Lombard 335fg., 396.

**) Vgl. Hirt an Goethe, G. J. XV, 73, 105fg.

cabinets durch die Franzosen, die auch der Bibliothek und Kunstsammlung übel mitspielten.

Die Neuordnung, die nach dem allgemeinen Zusammenbruch manchen Instituten zu Theil wurde, sollte sich auch auf die Akademie beziehen. Wenigstens schreibt der Archäologe A. Hirt an Goethe (23. Mai 1809, G. J. XV, 75) von einer damals durch ihn vorgeschlagenen Neuordnung. Doch ist nach dem vorliegenden Material (vgl. die Vorrede) über die also geplante Einrichtung nichts bekannt, wenn sie nicht eben die Grundlage der einige Jahre nachher eingetretenen bildete.

Eine wirkliche Neuordnung jedoch fand erst 1811 statt.*) An die Stelle des einzigen ständigen, vom König ernannten Secretärs waren 1809 nach Lombard's Entlassung und einem kurzen Interimistikum des ganz unfähigen Castillon 4 Secretäre getreten, von denen jede der vier Classen — physikalische, mathematische, philosophische, historische — je einen zu wählen hatte. Die erstgewählten waren Erman, Tralles, Ancillon Sohn, Spalding. Humboldt hatte statt Wahl eine Ernennung gewünscht und hätte an Ancillons Stelle lieber Biester gesehen. Nach dem am 24. Januar 1812 erlassenen Statut sollte die Akademie „die Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiete der Wissenschaft" anstreben. Ihre Eintheilung in vier Classen wurde beibehalten, ordentliche, auswärtige, Ehrenmitglieder und Correspondenten unterschieden, nur die Zahl der Auswärtigen war auf 24 beschränkt, die der übrigen sollte unbeschränkt bleiben: ordentliche und auswärtige unterschieden sich vor Allem dadurch, daß der Wohnsitz der ersteren in Berlin sein mußte. Jeden Donnerstag sollte eine Gesammtsitzung, jeden Montag eine Classensitzung stattfinden, außerdem dreimal jährlich öffentliche Sitzungen an den Geburtstagen des regierenden Königs, Friedrich des Großen und Leibniz'. In den öffentlichen Sitzungen hatte je ein Secretär, in den Gesammtsitzungen hatten die ordentlichen Mitglieder der Reihe

*) Abhandlungen der Kgl. Ak. aus d. J. 1805—1811. Nebst der Gesch. in diesem Zeitraum. Berlin 1815.

nach Vorträge zu halten, am Leibniz-Tage wurden die Preisaufgaben verlesen, Preise vertheilt, Gedächtnißreden auf verschiedene Mitglieder gehalten. Die in den öffentlichen Sitzungen zu haltenden Reden mußten schon vorher in den Gesammtsitzungen vorgelesen sein. Als Ferien wurden insgesammt 12 Wochen, 8 für die Sommermonate, je eine für die vier kirchlichen Feste bestimmt. Die Akademiker erhielten Censurfreiheit und das Recht, an der Universität zu lesen. Die Abhandlungen des Jahres 1812, die noch in einem Bande erschienen, — später wurde die Theilung in philosophisch-historische und mathematisch-physikalische Bände durchgeführt — bekundeten einen erheblichen Fortschritt gegen die vorhergehenden. Oratorische Prunkstücke und breite philosophische Redereien, die früher einen ziemlichen Raum eingenommen hatten, traten in den Hintergrund und verschwanden bald gänzlich.

Andere Bestrebungen verdienen nicht die gleiche Billigung. So beschäftigten sich damals lebhaft Berliner wissenschaftliche Kreise mit dem von F. A. Mesmer, der zu jener Zeit in hohem Alter in Süddeutschland lebte, entdeckten thierischen Magnetismus, den denkende Männer alles Ernstes als Universal-Heilmittel ansahen. Justinus Kerner, der selbst ein Gläubiger war, hat diese Theilnahme der Berliner berichtet und mit Beweisstücken belegt (Frankfurt 1856). Unter diesen Theilnehmenden befanden sich Männer von hervorragender Bedeutung: E. L. Heim, 1747 bis 1834, von 1783 in Berlin, als „der alte Heim" einer der populärsten Männer Berlins, durch seine Humanität, Gewissenhaftigkeit und Religiosität bei kleinen Leuten und bei Fürstlichkeiten gleich beliebt, ein reiner Empiriker, ein Mann reichster Erfahrung und strengster Wahrheitsliebe, der seine Irrthümer offen eingestand, und durch Sectionen, die er bei seinen verstorbenen Patienten fast ausnahmsweise vornahm, in erster Linie sich selbst zu belehren strebte. Sodann Ch. W. Hufeland, 1762 bis 1836 (oben S. 114), durch seine Macrobiotik, für die er ja selbst ein klassisches Beispiel war, in weiteren Kreisen; durch Zeitschriften und Einzeluntersuchungen bei den Aerzten bekannt und

berühmt, außerordentlich wirksam als praktischer Arzt, später seit Verschlimmerung seines Augenleidens als consultirender Arzt und als Theoretiker thätig, trefflicher Lehrer an der Universität, Stifter der nach seinem Namen benannten Jahrzehnte segensreich wirkenden Gesellschaft und mehrerer für das Wohl seiner Standesgenossen eingerichteten Anstalten, ein sinniger Betrachter und Gönner neuer Entdeckungen bis in sein hohes Alter und scharfsinniger Beschreiber der großen Epidemien der Zeit. Ferner J. Ch. Reil, 1759—1813, nur kurze Zeit, seit 1810 in Berlin, als glänzender Schriftsteller und vielseitiger Arzt hochberühmt. Endlich waren darunter Männer, die jetzt ziemlich vergessen sind, z. B. J. Kluge, der sich als Praktiker und Theoretiker um die Mesmer'sche Lehre Verdienste erwarb. Die Genannten forderten Mesmer durch Vermittelung K. Ch. Wolfart's auf, nach Berlin zur Verständigung über seine Lehre zu kommen, eine Aufforderung, der Jener nicht nachkam. Doch blieben die Bemühungen der Anhänger nicht ohne Erfolg. Kraft dieser Anstrengungen wurde nämlich seitens der Regierung eine Kommission zur Untersuchung des Magnetismus eingesetzt und Wolfart von ihr beauftragt, zu Mesmer zu reisen und von ihm Alles zu erkunden, was zu näherer Bestätigung, Berichtigung und Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes dienen könnte. Wolfart, der sich selbst als einen eifrigen Apostel des Mesmerismus bezeichnete und später die Lehre des Meisters nach einem französischen Manuscripte in wortgetreuer Uebersetzung herausgab (Berlin 1814), kam durch den Eindruck von Mesmer's Persönlichkeit und durch das Anschauen einzelner von diesem vorgenommener Heilungen erregt, entzückter und überzeugter als er abgegangen zurück. Trotz seiner Begeisterung erfolgte bald der Gegenschlag. Nun wurde in Zeitungen und Broschüren der Kampf gegen Mesmer und seine Anhänger geführt; ein tödtlicher Schlag gegen die Verbreitung der Lehre in Berlin und Preußen war eine öffentliche Erklärung des Ministers Schuckmann*), die gegen

*) Der Erlaß Schuckmann's, Spenersche Zeitung 21. November 1812, lautet: „Die dreiste Behauptung öffentlicher Blätter, es sei ein Abgesandter

den Magnetismus und gegen Wolfart's von Staatswegen erfolgte Sendung protestirte. Dieser Widerstand seitens der officiellen Kreise, andererseits die Kriegsunruhen lenkten für einige Zeit die Geister von solchen Betrachtungen der Nachtseite wissenschaftlicher Erkenntniß ab, die sie lange beschäftigt und beherrscht hatten.

So erregt die Zeiten auch waren, die Zeitungen ließen davon nicht allzuviel spüren. Im Gegentheil wurde jeder patriotische Aufschwung gehindert, wie aus dem folgenden Beispiel ersichtlich ist: Die Spener'sche Zeitung vom 9. März 1811 hatte eine vom Hofrath Becker gegründete geheime Gesellschaft „Der deutsche Bund" erwähnt, der die Beförderung des Wohlseins und der Ehre unserer Nation durch Erweckung des deutschen Geistes, Wiederherstellung ihres alten Ruhmes, der Pietät und Treue zum Zwecke haben sollte. Mitglied konnte jeder Deutsche werden, der Einzelne sollte nicht gefragt werden, ob er Preuße, Sachse, Württemberger u. s. w. sei. Schon in der folgenden Nummer, 12. März 1811, erschien gegen diese Anzeige eine officielle Warnung, dem Censor wurde, weil er sich lässig gezeigt, sein Geschäft abgenommen, der Redacteur auf eine Zeit suspendirt,

von Staatswegen nach Frauenfeld geschickt worden, um Mesmer's Geheimnisse über thierischen Magnetismus zu hören, veranlaßt zur Erklärung: „Wenn gleich bei den so vielfach erneuerten Erzählungen achtbarer Männer von auffallenden Erfahrungen über diesen Magnetismus eine Commission zu deren Prüfung genehmigt worden ist, weil keine wissenschaftliche Untersuchung aus vorgefaßter Meinung gehindert werden darf, auch Niemandem zu verbieten ist, seine Belehrung zu suchen, wo er sie zu finden hofft, so ist doch die Regierung weit davon entfernt, deshalb Kundschafter nach geheimer Wunderkunst auszusenden. Wenigstens sollte man derselben vertrauen, daß sie damit warten werde, bis gründlich geprüft und entschieden werde, ob nicht trotz der angeblichen Heilung mancher hysterischer und nervenschwacher Patientinnen dennoch das Hausmittel der thätigen Erfüllung der häuslichen Pflichten, wozu die Vorsehung das für den Magnetismus so empfängliche Geschlecht bestimmt hat, als Schutz und Heilmittel allem manipulirten Erregen der Gefühle und Einbildungskraft vorzuziehen sei." Uebrigens mag an dieser Stelle bemerkt werden, daß trotzdem 1816 Wolfart auf Hardenberg's Empfehlung zum Professor in Berlin ernannt wurde.

der Expedition eine Rüge ertheilt. „Die Zwecke des genannten Deutschen Bundes", besagte diese officielle Erklärung, „gehören zu dem redlichen Bemühen aller gutgesinnten Bürger. Es bedarf keines geheimen Bundes, um den Gefühlen und Pflichten zu genügen, die jedem Freund des Vaterlandes von selbst heilig und theuer sind." Kein Wunder daher, daß die Zeitungen ihre Nachrichten noch immer aus französischen Quellen und im französischen Sinne brachten. So wurde einmal (Spenersche Zeitg. 16 März 1811) eine Rede des Arrondissements-Präfekten zu Meppen mitgetheilt, in welcher es heißt: „Mit unendlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, darf nur der göttliche Napoleon schöpferisch: „es werde!" aussprechen und zweifache Population, vermehrte Industrie und erhöhte Cultur beglückt die Nation."

Ja, man machte sich geradezu über die ganze Situation oder einzelne Einrichtungen lustig. Dies geschah z. B. gegen die Berliner Bürgergarde, die, von den Franzosen eingerichtet, sich während der Franzosenzeit trefflich bewährt hatte, zum ersten Mal die Bürger zur Wahrung von Ruhe und Ordnung, zum Schutz ihrer eigenen Interessen aufgerufen, Juden und Christen unter einer gemeinsamen Fahne vereinigt, militärische Neigung in der Civilbevölkerung genährt und manche friedliche Bürger zur frischen fröhlichen Soldatenstimmung, die sich in einem hübschen, das Volksmäßige hervorhebenden Liederbuche aussprach, angeregt hatte.*) Hätten die Bürger diesen, ihnen von Fremden erwiesenen Dienst richtig erkannt, so würden sie, wie

*) Aus Gruner's Berichten (G. St. A. R. 77, Dec. 1810) „Unter den Linden wurde am 12. nachstehendes Pasquill an einem Baume gefunden und abgenommen: Mit allergnädigster Freiheit erscheint nächstens folgendes interessante Werkchen: Die Berliner Bürgergarde, eine Posse von Jordan und Kiesewetter, ein Weihnachtsgeschenk für Berlins Einwohner, ist in Commission gratis zu haben bei Baumann, Capitän der Compagnie Nr. 8." — Ueber diese Bürgergarde gibt es eine ganze Litteratur. Einzelnes daraus ist Z. f. G. d. Juden in D. IV, 372 erwähnt. Für unsere Zwecke ist nur wichtig A. Büchler. Gesänge für preußische Bürger-Gardisten bei der neuen Organisation des Militärs. Berlin bei Joh. Wilh. Schmidt 1809. 32 SS. In diesem findet sich z. B. ein Lied

der ungenannte Verfasser eines zwar recht ungeschickten, aber gesinnungstüchtigen Liedes zu verstehen gibt, den Gedanken zur Wehrhaftmachung der Nation dankbar verehrt haben, statt ihn zu verspotten.

Denn an dieser Wehrhaftmachung der Nation wurde damals eifrigst gearbeitet. Mit dankbarer Verehrung muß Scharnhorst's Name hier genannt werden, der seit 1807 als Chef der Militär-Organisation an der völligen Umgestaltung des preußischen Heeres arbeitete und die allgemeine Wehrpflicht vorbereitete, deren volle Einführung freilich erst am 3. September 1814 erfolgen konnte. Zu dieser Wehrhaftmachung der Nation wirkte vornehmlich ein Mann mit, der in der Berliner Kulturgeschichte einen bedeutenden Platz einnimmt, Friedrich Ludwig Jahn*) (geboren 1778, gestorben 1852), der 1809 nach Berlin gekommen war, und der, nachdem ihm die Hoffnung Universitätslehrer zu werden, in

„Aufmunterung". Aus diesem mögen zwei Strophen, die zweite und dritte, hier mitgetheilt werden:

Ein glücklich Menschenleben
Kann Bürgersinn mir geben,
Er schützt den Herrscherthron.
Gedung'ne Krieger waren
Noch immer in Gefahren
Gewisser Tod der Nation.

Durch Bürgermuth und Liebe
Entfalten sich die Triebe
Für den Gewinn der Zeit.
Der Knabe wächst zum Riesen,
Der Jüngling eilt mit diesen
Ideen zur Unsterblichkeit

*) Für Jahn die Biographie von Euler, Stuttg. 1881. Von dems. Jahn's Werke, Hof 1884—87, 2 Bände, der zweite in 2 Abtheilungen. Deutsches Volksthum, Lübeck 1810. Ueber Harnisch und Friesen vgl. A. D. B. s. v. — Ferner: W. Harnisch, Mein Lebensmorgen, voll. u. hgg. von H. E. Schneider. Berlin 1865. — Ueber alle drei als Lehrer oben S. 108. — Ueber das Turnen: Bornemann, Turnplatz in der Hasenhaide, 1812. Ders.: Lehrbuch der von F. L. Jahn unter dem Namen der Turnkunst wiedererweckten Gymnastik, 1814.

Folge seiner mangelhaften gelehrten Vorbildung fehlgeschlagen war, — ein Mangel, der stets an ihm bemerkbar blieb — als Lehrer am Grauen Kloster und an der Plamannschen Erziehungsanstalt thätig war. Hier lehrte und lebte er mit Friesen und Harnisch zusammen. Jener (1785—1814), seit etwa 1808 in Berlin, war ein vielbeklagtes Opfer der Befreiungskriege, ein eifriger Patriot, „eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden", der mehr durch Sittlichkeit als durch Stärke des Volkes Wiedergeburt durchführen wollte. Dieser (1787—1864), von 1810—13 in Berlin, war ein als Schulmann und Schriftsteller rastlos thätiger Pädagoge, eifrig im Dienste Pestalozzi's bemüht. Die Zeit der gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit diesen beiden Männern war die größte in Jahn's ganzem Leben. Was von begeisterndem Patriotismus, von stark machendem nationalen Bewußtsein, von treuer Hingabe an die großen Ideen: Tugend und Vaterland, in ihm lebte, suchte er durch das Wort, wie später durch seine Schriften, seinen Schülern und seinen lieben Deutschen mitzutheilen. Ein großer Schriftsteller wurde Jahn freilich nicht, ja er bildete später die Absonderlichkeiten seiner Sprache in wahrhaft grotesker Weise aus; aber sein Buch „Deutsches Volksthum", das 1810 erschien, ward für Berlin, wenn es auch dort nicht ausgegeben wurde, und für ganz Preußen eine Mahnung und Erweckung. Denn eben in Preußen sah Jahn das künftige Heil Deutschlands und in den Hohenzollern die Bringer dieses Heils. Er ahnte „in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reichs und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde." In ausführlicher Darlegung sprach er von der geographischen Eintheilung Deutschlands, forderte eine Gleichmäßigkeit in der Staatsverwaltung, wobei er die Fragen der inneren Politik, namentlich auch des Unterrichtswesens einsichtig erörterte, verlangte eine Einheit des deutschen Stammes und Volkes, bei welcher Gelegenheit er derb gegen die „Völkleinerei" loszog, und wünschte diese Einheit auch auf Kirche und Volks-

erziehung übertragen. Er brauchte schöne Worte über die Aufgabe deutscher Lehrer und deutscher Dichter, deren einem er wünschte „den vaterländischen Heerbann zu begeistern und Siege zu ersingen." Er ging freilich in seiner Deutschheit oft allzuweit, indem er nackte Statuen öffentlich aufzustellen für undeutsch erklärte, gegen Fremdsprachliches und Mode zu eifervoll wetterte, den „willkürlichen Hagestolzen" das Bürgerrecht aberkennen wollte; aber sein Eifer für deutsches Wesen, für Volksthümlichkeit und sittliche Tüchtigkeit war heilig und gesund, sein Vertrauen in die Zukunft unerschütterlich, seine sichere Erwartung einer baldigen Befreiung stärkte auch die Schwachen. „Keines Eroberers Unersättlichkeit wird seine Völkerfluthen gegen ein solches Vaterland wälzen. Vertilgt kann ein solches Volk werden, aber erobert und zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen Dienstling unterjocht in aller Ewigkeit nicht!"

Schon in dieser Schrift hatte Jahn vom Turnen gesprochen und die Leibesübungen als bestes Mittel zur Kräftigung der neuen Generation empfohlen. Gymnastische Uebungen hatte es früher wohl in einzelnen Schulanstalten (namentlich Philanthropinen) gegeben; die regelmäßige Einfügung des Turnens in den Schulunterricht aber, dessen planvolle Benutzung für körperliche Kräftigung der Nation und die innige Verbindung mit sittlich-patriotischem Zwecke ist Jahn's großes Werk. Daher war die Eröffnung des ersten Turnplatzes in der Hasenhaide bei Berlin, Frühjahr 1811, ein hochbedeutsames, von Freund und Feind gleichmäßig gewürdigtes Ereigniß. Auf diesem ersten Turnplatz wurden unter Jahn's Leitung, unter der Führung von Vorturnern wie Ernst Eiselen und anderen jungen Leuten die ersten Turnübungen unternommen; dazu gesellten sich dort und in der Nähe Berlins Spiele, Spaziergänge, Turnfahrten. Die Begründung einer Schwimmanstalt, die Einführung des Fechtens gehören gleichfalls in diesen Zusammenhang. Es galt manche Vorurtheile zu besiegen: der Adligen, die das forsche Auftreten der Turnerjünglinge mit Unwillen bemerkten, der Aerzte, die

Schaden für die Gesundheit befürchteten, der Gewohnheitsmenschen, die jeder Neuerung widersprachen, und der Zaghaften, die das Einschreiten der Regierung oder der Landesfeinde fürchteten. Trotzdem brach sich das Turnen immer mehr Bahn und seine gute Wirkung wurde allgemein anerkannt. Dagegen bedeuteten die Seltsamkeiten, die sich in einer gewissen Absonderung der Turner, auch in ihrer besonderen Kleidung, Haartracht u. s. w. kundgaben, wenig. Die gute Wirkung bestand darin, daß die jungen Leute ihre Körperkräfte übten, Alters- und Standesunterschiede mehr als früher in den Hintergrund drängten, sich in deutschem Sinn und in Abneigung gegen ausländisches Wesen stärkten und zum Widerstand gegen die französische Herrschaft vorbereiteten.

Jahn war es auch, unter dessen Leitung (14. November 1810) ein „Deutscher Bund" gegründet wurde, der bis zum Februar 1813 bestand. Seine Mitglieder verpflichteten sich, beim Turnen, Fechten, Schwimmen durch mündliche und schriftliche Unterhaltungen für die Befreiung des Vaterlandes zu wirken. Eine sichtbare Thätigkeit des Bundes in einzelnen Handlungen läßt sich nicht aufweisen, wie es ja bei einer derartigen, zwar auf eine allgemeine Thätigkeit gerichteten, aber in persönlichem Einzelwirken thätigen Vereinigung kaum anders möglich ist. Doch wird man auch ohne Kunde von solchen bestimmten Vorgängen sagen dürfen, daß der Bund redlich und erfolgreich an der Erzeugung des neuen Geistes arbeitete, der die Großthaten des Jahres 1813 schaffen half. So bewährte der Deutsche Bund seinen von einem Mitgliede also bezeichneten Zweck: „Erhaltung des deutschen Volks in seiner Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, Neubelebung der Deutschheit und aller schlummernden Kräfte, Bewahrung unseres Volksthums, Schutz und Schirm wider heimliche Verderbung von innen, wider alle Knechtschaft von außen und alle Kunstgriffe, Listen und Bethörungen der Ein- und Umschmelzung, Hinwirken zur endlichen Einheit unseres zersplitterten, getheilten und getrennten Volks."

Auch einzelne andere damals erscheinende Werke außer denen Jahn's halfen mit dazu, die patriotische Stimmung zu erwecken und zu nähren. Zu ihnen gehört das Jahrbuch „Hertha, Germaniens Schutzgeist, herausgegeben von Janisch, Heinsius, Heyne" (1811). Heinsius ist schon vielfach erwähnt, Janisch, 1771—1810, war Prediger in der Nähe Berlins, Friedrich Heyne, geboren 1783, Privatlehrer in Berlin und Verfasser einiger pädagogischer Schriften. Das Jahrbuch hatte eine stattliche Zahl tüchtiger Mitarbeiter, unter denen Max von Schenkendorf und Gubitz besonders zu nennen sind. Nach üblicher Almanachsweise wurden Trink- und Liebeslieder, Gedichte auf Bühnenkünstlerinnen, Weisheitssprüche und salzlose Satiren gebracht, auch wohl Geschichten in frivolem Ton beigemengt, die sich neben den Beiträgen ernster Art übel ausnahmen. Das politische Moment tritt in manchen Andeutungen von Fabeln und Lehrgedichten hervor, in kleinen Satiren, die sich gegen französische Sitten und deren Nachahmung wendeten; auch in ein paar belanglosen Gedichten auf den Tod der Königin Luise, besonders aber in einzelnen Versen, in denen der Aufruf zu patriotischen Thaten, zur Wendung gegen Tyrannei erscholl, vornehmlich auch der Gedanke ausgeführt wurde, daß nur nach innerer Kräftigung die äußere Befreiung folgen könne.

Wichtiger war die Zeitschrift „Die Musen" von Fouqué und Neumann (3 Bände 1812—14). Sie enthielt in erster Linie Beiträge der beiden Herausgeber, daneben waren aber Varnhagen, Fichte, Uhland, Stolberg, Friedrich Schlegel als Mitarbeiter betheiligt. Aus Kleist's Nachlaß finden sich kleine Strophen und große Gedichte. Prosa-Abhandlungen, historische und politische Aufsätze wechseln mit Gedichten ab, gelegentlich finden sich auch Recensionen. Je weiter die Zeit fortschritt, umsomehr nahm die Zeitschrift einen patriotischen Charakter an. Der Jahrgang 1812 ist ziemlich neutral, der von 1813 beginnt Rücksicht zu nehmen auf die große Bewegung, der Jahrgang 1814 ist völlig patriotisch. Da treten neben Fouqué auch Zeune,

Varnhagen, Justinus Kerner, Werner, Schenkendorf, Karl Giesebrecht als patriotische Dichter auf. Der Letztere schrieb ein 59 Stanzen langes Gedicht auf die Schlacht bei Leipzig. Der erste der beiden Herausgeber, Neumann, ist schon früher besprochen; der zweite, Fouqué, verdient eine kurze Würdigung.

Fouqué war ein überaus fruchtbarer Dichter, der sich in der Vorrede zu einem seiner Werke entschuldigte, daß er „die Saat eines längeren Zeitraums als zusammengedrängte Erndte darbiete." Seinen vaterländischen Schauspielen, die speciell märkische Stoffe behandelten, z. B. „Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg" ließ er „Dramatische Dichtungen für Deutsche" folgen, denen er den Titel „Neue Vaterländische Schauspiele" gab.*) In 5 dramatischen Gedichten, Schau- und Trauerspielen behandelte er fast die gesammte deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu dem siebenjährigen Kriege; in Vers und Prosa lehrte er Patriotismus und hoffte durch Erinnerung an frühere Siege der Zeitgenossen Kampflust zu stacheln und sie zum Siege zu führen.

Außer Fouqué gehörte zu dem damaligen Berliner Litteratenkreise für ganz kurze Zeit J. von Eichendorff, der damals nur durch Krankheit in Berlin zurückgehalten war, ferner Arnim, auf dessen Wirksamkeit später noch zurückzukommen ist (S. 348 fg.), und Brentano, dessen Gedichte auf den Tod der Königin Luise und die Begründung der Universität bereits hervorgehoben worden sind (S. 298, 305 vgl. unten 348), sodann Graf Löben und Adam Müller. Jener, der unter dem Namen Isidorus Orientalis dichtete, ließ damals in Berlin, wo er einige Jahre lebte, einen dicken Band Gedichte erscheinen und den Ritterroman „Arcadien" drucken.**)

Löben's Gedichte sind fast ausschließlich Lyrica. Die wenigen erzählenden Stücke bedeuten nichts. Seine Lyrik nimmt keinen

*) Beide Bände Berlin bei Hitzig 1812—13. Ueber Fouqué im Allg. Goedeke u. A. D. B., bes. M. Koch's Einl. zu der Auswahl seiner Werke (Kürschner's D. N. L.).

**) Ersteres Berlin 1810, der Roman, 2 Bände, daselbst 1811—12.

hohen Aufschwung: Welt- und Staatsereignisse, die dem Fühlenden damals in erster Linie stehen mußten, existirten für ihn nicht, nur die Lebenskunst suchte er zu treiben. Auch Dichtkunst und Dichter behandelte er so gut wie gar nicht und so sehr er die Freundschaft erhob, nannte er doch außer Fouqué keinen Namen. Auch die Religion beschäftigte ihn mit Ausnahme weniger Sonette auf die Jungfrau Maria und die Gottheit durchaus nicht. In seinen zahlreichen Gedichten — 444 Seiten, darunter 72 Sonette — verherrlichte er in gewandter Sprache vielmehr fast ausschließlich die Liebe, bald die Unschuld besingend, bald das Tändeln verklärend; während er einmal den Wahnsinn der Verzweiflung schaudernd herannahen sah, — in den Frauen erkannte er seines Lebens Parzen — freute er sich öfter seines Freiseins von Liebesbanden, um sich freilich alsbald eine Verletzung durch Amors Pfeile zu wünschen.

Adam Müller, 1779—1829, ein Berliner, wurde durch seine „Vorlesungen über Friedrich II., über die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie" für Berlin von großer Bedeutung. Ursprünglich Protestant wurde er Katholik; zum Theologen bestimmt, schwenkte er später zur Rechts- und Staatswissenschaft über. Obwohl geborener Preuße widmete er Sachsen und Oesterreich seine Dienste. Seine ökonomischen Studien und seine litterarischen Arbeiten im Dienste und zur Aufklärung der Romantik, so bedeutsam auch beide trotz ihrer Unklarheiten und Widersprüche sind, können an dieser Stelle nicht betrachtet werden, sondern nur seine bereits erwähnten, in Berlin 1810 gehaltenen Vorlesungen. Sie waren vielleicht als Gegenstück zu Johannes von Müller's berühmter Rede (oben S. 215) beabsichtigt und sollten die richtigen Folgerungen aus des großen Königs Regierungshandlungen und Grundsätzen ziehen, nachdem die voreiligen Schlüsse der säbelrasselnden Enkel der Fridericianischen Krieger sich so schlecht bewährt hatten. Aber freilich dürfen sie in Ton und Tendenz nicht etwa mit Fichte's Vorlesungen oder Jahn's Schriften zusammengestellt werden. Es sind mehr kühle Reflexionen eines

Politikers als warme Aufrufe eines Patrioten. Der Politiker empfahl Englands Institutionen, obwohl er mehr ein Lobredner des aufgeklärten Absolutismus als der eigentlich ständischen Vertretung war; er untersuchte das Verhältniß der Frauen zum politischen Leben und handelte von der Nationaljustiz, aber auch vom Nationalheer und von der kriegerischen Erziehung der Nation. Grade in Auseinandersetzungen letzterer Art berührte er sich mit den lärmenden Männern des Tages.

Trotz solcher auf Patriotismus und Sittlichkeit zielenden Bemühungen konnte jener nicht allgemein eingeführt und die seit Jahrzehnten arg geschädigte Sittenstrenge nicht mit einem Schlage wiederhergestellt werden. Wer damals zuerst nach Berlin kam, war wie der jugendliche Theologe Twesten über die freien Aeußerungen entsetzt.*) Mannigfacher Aberglaube herrschte.**) So wurden am 12. September 1810 dem hingerichteten, an das Rad geflochtenen Kutscher Duckert beide Hände abgeschnitten, wahrscheinlich um davon einen abergläubischen Gebrauch zu machen. Mannigfache Unsitten und Verderbnisse wurden bemerkt. Eine Spielbank mußte aufgehoben werden, an der Offiziere und Privatleute theilnahmen, Brandzettel wurden in Berlin verbreitet und, wenn auch nicht in Berlin selbst, so doch in der Umgegend vielfacher Brandschaden angerichtet. Einmal wurde ein Tuchmacher verhaftet, „weil er ganz nackend im Thiergarten gelustwandelt"; gegen die öffentlichen Dirnen, die in erschreckender Zahl vorhanden waren, wurde strenge Justiz geübt, eine z. B., die eine Patrouille insultirte, mit 6 Peitschenhieben tractirt.***)

*) C. C. G. Heinrici: A. Twesten, Berlin 1889, S. 117 fg. 1811: „In Kiel nahm man den Wahlverwandtschaften die Aeußerungen des Grafen über den Ehestand so übel; wenn die Kieler doch einmal Berliner über dergleichen reden hörten! Die Freiheit oder vielmehr Frechheit, mit der man von Kindermachen u. s. w. selbst in Gegenwart junger Mädchen spricht, übersteigt alles, was ich mir von feinen Menschen und Bildung als möglich gedacht."

**) Das Folgende nach den häufig erwähnten Gruner'schen Polizeiberichten.

***) Im Aug. 1810 verringerte sich die Zahl der recipirten Freuden-

An Lustbarkeiten war trotz aller tiefempfundenen Noth und Angst kein Mangel.*) Die alten geselligen Zusammenkünfte dauerten fort, manche neue eigenthümliche Feste wurden gefeiert. So bildete sich gerade damals eine Zusammenkunft ehemaliger Hallenser Studenten aus, bei der mancherlei humoristische Lieder

mädchen („Lohnhuren") von 382 auf 370. Von diesen lebten 195 auf eigene Hand, 9 in dem einen öffentlichen Hause erster Klasse, 72 in 21 zweiter, 94 in 19 dritter Klasse. Im Jan. 1810 befanden sich 183, im Febr. 233, im Juli 167, im Nov. nur noch 112 Frauenzimmer zur Heilung in der Charité. Einmal wird Jemand wegen „verübter Sodomiterei" gefangen genommen.

*) Die Lebensverhältnisse waren im Ganzen einfach. Eine gutsituirte bürgerliche Familie gab für eine Wohnung im Centrum der Stadt etwa 200 bis 250 Thlr.; Heizung und zwar mit Holz konnte man während des ganzen Winters mit 100 Thalern bestreiten; für den Haushalt: Mittag- und Abendessen, Kaffee, Thee, Zucker, Wäsche und Licht wurde in einer gut bürgerlichen Familie von drei erwachsenen, zwei unerwachsenen Personen jährlich 900 Thlr. berechnet. Daher war etwa für eine größere Familie zum vollständigen, aber reichlichen Auskommen die Summe von 1500—2000 Thlr. jährlich nöthig. Dies nach Angaben in einem Briefe Schleiermacher's an Schmidt, 19. Mai 1810. „Zeitgeist", Berlin, 30. Nov. 1891. Vgl. ferner Sander an Böttiger (1803). Euphorion 1894, S. 351, wo einige Preise angegeben sind. Aus einer Polizei-Verfügung vom 29. Aug. 1805 sei notirt, daß vom 1. Jan. 1806 die Preise pro Pfund folgendermaßen normirt waren: bestes Rind- und Schweinefleisch 3 Gr. 6 Pf., schlechteres Rind-, ferner Hammel-, Kalbfleisch zum Braten 3 Gr., Kalbfleisch zum Kochen 2 Gr. 6 Pf. — Ueber Schlachtvieh-Consumption u. Aehnl. 1789—1800 sehr interessante Notizen in der N. Berl. Mon. 1800, Bd. 3, S. 154ff. — Nicht ausschließlich auf Berlin bezieht sich die merkwürdige Schrift: Die Brodnoth, oder partheilose Beleuchtung der Frage: Ist der Regent oder sind die Räthe oder wer und was ist an der fortwährenden Brodtheuerung im deutschen Reiche Schuld? Und welches sind die zweckmäßigsten Mittel, einen stets mäßigen, für den Bürger- und Bauernstand heilsamen Getreidepreis hervorzubringen und zu erhalten? Berlin bei Friedrich Maurer 1803. 78 S. — Ueber die vom König ernannte Berlinische Gesellschaft der Armenfreunde vgl. N. Berl. Mon. 1803, Bd. 9, S. 401ff. Ueber die Reorganisation des Armenwesens, auf die im Einzelnen nicht eingegangen werden kann, vgl. Plan zu einer neuen Einrichtung des Almosenwesens und der Krankenpflege für die Armen in der Residenzstadt Berlin, soweit es von dem Berlinischen Armen-Directorio ressortirt. De dato Berlin, den 21. Mai 1806. Gedruckt bei Dieterici, 12 SS.

erklangen, z. B. „Das dreifache silberne ABC“ von dem vortrefflichen Gelehrten V. H. Schmidt gesungen wurde, das vielfache Anspielungen auf das ehemalige lustige Hallenser Studententreiben enthielt.*) Auch ein anderes Fest zur Feier der vor 15 Jahren stattgefundenen ersten Impfung wurde gefeiert, bei dem Heim präsidirte, Hufeland Theil nahm, und das sich zu einer Art wissenschaftlicher Verbrüderung zwischen England und Deutschland gestaltete.**) Luftreisen fanden auch in diesen Jahren statt, bei deren einer ausnahmsweise auch eine Dame Theil nahm, ein Bauchredner ließ sich hören, Madame Schütz-Hendel wurde in ihren mimischen Darbietungen bewundert, in Concerten wurde eine elfjährige Künstlerin Klinsing angestaunt und in Gropius' mechanischem Theater gab es unter anderen auch Vorführungen wirklicher Hanswurstiaden. An Geschmack und Sitten vergangener Jahrzehnte erinnerte „ein wunderbar geschaffenes Kalb mit dem Halse und den Läufen einer Gemse, dem Gefräß eines Hundes und dem Rumpfe einer Ziege“ (18. April 1811), das großen Zulauf hatte, obwohl einzelne Berichterstatter sich skeptisch dagegen zeigten.

Die Hauptanziehung bot indessen immer das Theater.

Das große Interesse für das Theater bekundete sich in Veröffentlichungen mancher Art. Es gab Theater-Kalender, Almanache von Iffland bis Saphir, die neue Stücke abdruckten und Künstlerbilder brachten. Daneben gab es Theaterjournale, ausschließlich der Beurtheilung des Berliner theatralischen Lebens gewidmet,

*) Vgl. „Jahrbücher der Erinnerungsfeste des Halleschen Universitätslebens in den Jahren 1780—85 (als Handschrift für die Mitglieder)“, Berlin, gedruckt bei J. W. Schmidt's Wittwe u. Sohn. 107 S. kl. 8°. Es rührt von K. Müchler her, dessen Vorrede „im Mai 1820“ unterzeichnet ist. Das Schriftchen enthält die Beschreibung der von 1811 an gehaltenen Feste, die bei diesen Festen gesungenen Gedichte, Verzeichniß der Mitglieder u. s. w. G. L. St. Einzelne Proben, N. Fr. Presse 31. Juli 1894.

**) Vgl. „Lied des fremden Sängers bei der ersten Feier der Schutzblattern-Entdeckung zu Berlin am 14. Mai 1811“, abgedruckt mit Beschreibung des Festes Spenersche Zeitung 16. Mai 1811.

manche, z. B. später unter dem Grafen Brühl, geradezu officiösen Ursprungs und Charakters. Von 1808—11 erschienen Iffland's und Mad. Bethmann's mimische Darstellungen, von Henschel gezeichnet, in verschiedenen Heften, die noch heute als Tracht- und Charakterstudien werthvoll sind. Daneben gab es officielle Kostümwerke: 176 colorirte Kostümbilder in drei Bänden aus der Zeit von 1805—12, acht Hefte (mit 60 Blättern) aus der Zeit des Generalintendanten Brühl (1818, 19), die nicht bloß den Berlinern als angenehme Erinnerungsblätter lieb waren, sondern auch in kritischen Blättern, z. B. durch C. A. Böttiger, als allgemein beachtenswerthe Erscheinungen gepriesen wurden. Wenn schon in allen diesen Schriften die Persönlichkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen in den Vordergrund trat, so noch mehr in Gedichten und Broschüren, die durch Theaterscandale, Krankheiten, Eröffnungsvorstellungen, Jubiläen, Familienereignisse hervorgerufen wurden. Der natürliche oder künstliche Enthusiasmus, den das ruhmliebende und reclamesüchtige Völklein hervorrief, nahm oft eigenthümliche Dimensionen an. Epochemachende Neuigkeiten gab es auf dem Theater nicht. Man zehrte zumeist von den alten Stücken. Unter den Spendern von Novitäten begegneten Herklots und Kotzebue am häufigsten. Einzelne neue Namen tauchten auf: in der Musik Meyerbeer*) und C. M. von Weber mit ihren ersten Leistungen, unter den Dramatikern Contessa, Müllner, Julius von Voß, P. A. Wolff, von denen die beiden letzteren ihre wirkliche Bedeutung für Berlin erst später erlangten. Nur zwei Erstaufführungen verdienen besonders genannt zu werden: Körner's „Toni“ und Goethe's „Tasso.“

Körner erregte durch seine Productionen keineswegs allgemeinen Enthusiasmus. Die Kritik seines Dramas Toni (Spenersche Zeitung 5. Dec. 1812) ist vielmehr geradezu ver-

*) Ein Gedicht an „Meier Beer“, der damals in Frankfurt und Darmstadt concertirte, von „seinen Freunden zu Berlin“ brachte die Spenersche Zeitung 14 Nov. 1811.

nichtend. Die Charaktere werden als völlig verfehlt bezeichnet, die starken Reminiscenzen aus Schiller'schen Stücken als ungehörig getadelt. Der Recensent schließt mit den Worten: „Ist es dem Verfasser nicht möglich im Drama etwas Besseres zu leisten, so wäre ihm zu rathen, daß er sein Talent, einen leichten Vers zu schreiben, in Kleinigkeiten walten lasse, wo er gewiß, wenn er sich der Kürze befleißigt, manchen Theatercoup liefern wird, doch muß er Reime als Augen und rauchen selbst da verbannen und sich sein gutes Gedächtniß überall abgewöhnen."

Am 25. Nov. 1811 fand die erste Aufführung von Goethe's „Tasso" statt mit Bethmann, Lemm, Beschort, Freirück, der Maaß, der Unzelmann-Bethmann. Die Letztere, welche die Leonore Sanvitale spielte — ihr Gatte war Tasso —, schrieb darüber an Goethe*): „Wir hatten uns das Wort gegeben Alles zu thun, was in unseren Kräften steht, diesem göttlichen Werk keine Schande zu machen, und so kann ich sagen, daß Alle mit soviel Liebe zur Sache und soviel Begeisterung ihre Rollen durchgeführt haben, daß wir, wie ich hoffe, auch vor den Augen des Meisters Gnade gefunden haben würden."

Auch Goethe's Bearbeitung von Shakespeare's „Romeo und Julia" wurde durch Iffland auf die Berliner Bühne gebracht. Iffland erhielt sich als Schauspieler und Director in seiner alten Bedeutung. Die Anerkennung, deren er in dieser seiner Doppelthätigkeit — den Zeitgenossen galt er ja auch als großer Dichter — zu erfreuen wußte, hatte sich noch durch die muthvolle Art gesteigert, mit der er sich während der Occupationszeit bewährt hatte: der Patriot imponirte auch denen, die sonst an dem Menschen und Schriftsteller mäkelten.

Ein Dichter jedoch erschien damals nicht auf der Bühne des Berliner Schauspielhauses, der wohl in erster Linie hätte erscheinen sollen, Heinrich von Kleist. (Erst 1822 wurde ein Stück von ihm und zwar „Der zerbrochene Krug" in F. L. Schmidt's

*) Deutsche Dichtung, hgg. von Franzos (1891), Bd. IX, S. 258.

Bearbeitung aufgeführt.) Heinrich von Kleist*), geboren in Frankfurt an der Oder 1777, war Ende 1804 nach einem bewegten Leben, gebrochen an Körper und Seele, nach seiner Heimath zurückgekehrt. Er suchte in Berlin ein Amt und trat, nachdem er in Folge seines excentrischen Wesens manchem Kopfschütteln und mancher Abweisung begegnet war, Anfang 1805 als Diätar bei der Domänenkammer in Königsberg ein. Anfang 1807 kam er nach Berlin zurück, als ein bedeutender Dichter, der durch „Die Familie Schroffenstein", „Robert Guiscard", „Penthesilea" und „den zerbrochenen Krug" den Wissenden die Gewalt seines Könnens gezeigt, aber auf der Bühne und bei der Kritik nur geringe Anerkennung gefunden hatte. Unmittelbar, nachdem er nach Berlin gekommen war, wurde er von den Franzosen gefangen und gelangte, nachdem er eine halbjährige Gefängnißstrafe in Frankreich durchgemacht, Mitte 1807 nach Dresden. Dort wurde durch Adam Müller der Patriotismus in ihm wach; im Verein mit anderen Freunden wurde er Zeitungsschreiber und Verleger. In letzterer Beziehung ging es ihm herzlich schlecht; für den Patrioten war Dresden nicht der rechte Ort. Der Dichter Kleist aber erreichte in Dresden das Höchste, denn drei seiner Werke entstanden dort, die ihn in die erste Reihe der Zeitgenossen stellten: „Michael Kohlhaas", „Käthchen von Heilbronn" und „Die Hermannsschlacht." Während die beiden ersten Dichtungen das Mittelalter schilderten und nur in der großen Novelle gelegentlich das patriotische Element nicht gerade zu Gunsten der Dichtung hervortrat, war die „Hermannsschlacht", trotzdem sie in der Römerzeit spielte, durchaus ein Werk, das in den Zeitverhältnissen wurzelte: die Römer waren dem Dichter die Franzosen, manche Preußen seiner eigenen Zeit mochten sich in den Deutschen des Dramas wiederfinden; die Befreiung eines Volks von aufgedrungener Knechtschaft war sein Thema, und diese Befreiung vollzog sich mit allen Mitteln,

*) Für Kleist: O. Brahm, 3. Aufl., Berlin 1892, dem auch einige Sätze entnommen sind. Werke ed. Zolling, 4 Bände (Kürschner's D. N. L.).

selbst der rohen Gewalt und dem schnöden Verrat; der Held, selbst weich und milde den Forderungen der Gegenwart ergeben und doch befangen im Reiche der Träume, kämpfte mit Gefahr seines Lebens für die Freiheit.

Nach Vollendung dieser Dichtung war Kleist nach Oesterreich gezogen, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, und hatte in patriotischen Liedern und in kurzen prosaischen Dialogen seinem glühenden Haß gegen Napoleon beredten Ausdruck gegeben. Als auch die Hoffnung, durch Oesterreich eine Befreiung Deutschlands zu erwirken, sich als trügerisch gezeigt hatte, kam er Ende 1809 nach Berlin zurück. Er schrieb ein preußisches Drama „Der Prinz von Homburg", in welchem er geschichtliche Thatsachen mit eigenen Erlebnissen und Kämpfen verschmolz und durch Andeutung der großen Siege Brandenburgs über Schweden „auf die Bedrängnisse der Gegenwart ein tröstliches Licht fallen ließ." Die patriotisch-militärischen Stürmer und Dränger der Zeit fanden in dem Helden Kottwitz ihr Abbild; ihnen gegenüber der bedächtige Fürst, der mit seinem Herzen auf der Seite Jener steht, aber ihnen seinen Verstand nicht gefangen geben kann.

Weit mehr als durch dies Drama, das damals nicht zur Aufführung kam und bei der Lectüre verstimmte, beschäftigte sich Kleist mit den augenblicklichen politischen Verhältnissen in den „Abendblättern". Sie begannen am 1. October zu erscheinen, am 22. nannte sich Kleist als Herausgeber. Das Blatt erschien täglich, seine Mitarbeiter waren Arnim, Brentano, Friedrich Schulz, besonders Adam Müller, der, trotzdem Kleist in Beziehungen zu Hardenberg stand, die Abendblätter benutzte, um gegen die politischen Pläne des Staatskanzlers aufzutreten. Nach anfänglicher Verfolgung trat wieder Friede ein. Die Abendblätter sollten sogar eine Art officiöses Blatt werden. Darüber beschwerten sich die bisherigen Berliner Zeitungen, die Vossische und die Spenersche. Auf Grund dieser Beschwerden wurde der Polizei-Präsident angewiesen, nur solche politische Nachrichten

den Abendblättern zuzusenden, die schon in anderen Zeitungen gestanden hatten. Schließlich zog sich die Regierung ganz zurück und das Blatt, das nie recht gelebt hatte, starb Ende März 1811. Die Abendblätter enthielten Erzählungen, unter denen einige Kleist's sich befinden, die den Niedergang seines Talents deutlich bezeugen; Gedichte, Theaternachrichten, Meldungen aus Berlin, zum Theil auch über die damaligen Vergnügungen. Ihre hauptsächliche Bedeutung lag jedoch in den politischen Aufsätzen, von denen freilich mehrere aus einer früheren Zeit stammten. Manches dagegen wurde zur Zeit des Erscheinens, unter dem Eindruck damaliger Vorfälle geschrieben und war besonders für Berlin bestimmt, z. B. die „Satirischen Briefe", in welchen die ganze Schamlosigkeit der ehemaligen preußischen Officiere gegeißelt wurde. Sehr stark trat der Autor gegen die französische Journalistik und deren Lügen und Verdrehungen auf. Prächtig in seiner kernhaften allgemein verständlichen Weise war der „Katechismus der Deutschen abgefaßt nach dem Spanischen zum Gebrauch für Kinder und Alte", der in seinen 16 Kapiteln eine wahrhafte politische Weisheitsbibliothek enthält, von der Zertrümmerung des Vaterlands, vom Erzfeind, von Wiederherstellung Deutschlands sprach, bisweilen in versteckter, vielfach in offener Weise und in der kraftvollsten Art vor Allem in dem „Was gilts in diesem Krieg?" überschriebenen Kapitel die ursprünglich in Bezug auf Oesterreich 1809 geschriebenen Worte auf die Berliner und preußischen Verhältnisse des Jahres 1810 deuten ließ. Der Schriftsteller, der solches schrieb, wurde aber seinen Zeit- und Stadtgenossen kein Führer im Kampfe. Kleist fühlte keine Freude mehr am Leben. Diese Freude war ihm genommen durch den Zerfall mit seiner Familie, und was damit zusammenhing, durch materielle Noth, durch die Nichtanerkennung seitens der Gelehrten und Litteraten, speciell durch Ablehnung seines letztgenannten in Preußen spielenden und für Preußen bestimmten Dramas durch Iffland. Dazu kam der seit lange in ihm mächtige melancholische Zug, der durch die Bekanntschaft (Freundschaft oder Liebe) mit einer

gleichgestimmten Seele, Henriette Vogel, genährt wurde; endlich die völlige Resignation des Patrioten. „Ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt" heißt es in einem Briefe an Marie von Kleist, und in demselben weiter, „die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich am Leben festzuhalten .. Es ist zwar wahr, es fehlt mir sowohl als den anderen Menschen an Kraft, die Zeit wieder einzurenken, ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen, dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag . . ."

Kurze Zeit, bevor er selbst freiwillig aus dem Leben schied (21. November 1811)*) ist wohl „Das letzte Lied" gedichtet, das

*) In einer Anmerkung sei folgender Brief Rellstab's an Bertuch 1. Dec. 1811 (ungedr.) mitgetheilt, weil er die Stimmung vieler damaligen Kreise gewiß richtig wiedergibt. „Den 21. November erschoß sich der bekannte excentrische Schriftsteller v. Kleist, Verf. des zerbrochenen Krugs und des Schauspiels Käthchen von Heilbronn, in Gesellschaft seiner Freundin, der Frau eines Rendanten Vogel allhier, einer geborenen Keber. Der Mord und Selbstmord geschahe drey Meilen von Berlin auf dem Wege nach Potsdam beim sogenannten Neuen Kruge in einer romantischen Gegend bey einem großen See. Ganz vorüberdacht ist alles gewesen. Die Vogel, eine schöne, schöngeisterische Frau, hat an ihren Mann ein Schreiben hinterlassen, das derselbe mit einer Art Selbstruhm in der Zeitung bekannt gemacht hat und worin sie ihn bittet, nicht zu trauern, indem sie zu einem bessern Leben überginge. Kleist selbst hat ein Testament hinterlassen und einen Kriegsrath Peguilhen zum Ausrichter desselben bestellt. Letzterer hat mit einem Panegyricus in der Zeitung die That bekannt gemacht. Niemand begreift, wie unsere sonst so ängstliche Censur dergleichen hat durchgehen lassen. Er verspricht dabey, noch eine besondere Brochure über die Sache und deren Bewegungsgründe herauszugeben. Kleist hat seine Freundin zuerst erschossen. Sie hat die Brust dazu entblößt, muß aber doch gezuckt haben, denn der Schuß hat mehr die linke Seite unter dem Herzen getroffen, ist indessen doch sogleich tödtlich gewesen, nachher hat er sich die Pistole im Munde gesetzt und sich so das Gehirn zersprengt. — Das was der Verstorbene immer gern wollte und weder durch seine Schauspiele und Gedichte, noch durch sein Abendblatt erreichen konnte: Aufsehn, hat er nunmehr eine kurze Zeit wenigstens bezweckt."

erst 1818 gedruckt wurde. Der Dichter sah den „gewitterschwarzen Krieg“, der wie ein „Strom über alle Lande stürzte“, es „kommt das Verderben mit entbundenen Wogen Auf Alles, was besteht, herangezogen.“ Der Dichter schließt in tiefer Trauer seinen Entschluß verkündend und zugleich den Gedanken variirend, der schon in dem erwähnten Briefe zum Ausdruck kam:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten;
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier thränend aus den Händen.“

Der Eindruck, den Kleist's Tod hinterließ, war im Ganzen kein großer. Nachdem die durch die schauerliche That erregte Neugierde befriedigt war, ging man über den excentrischen Dichter, der die Zeitgenossen verhältnißmäßig wenig beschäftigt hatte, zur Tagesordnung über. Die Schwere der Zeit verlangte Männer, welche standhaft der Gefahr ins Auge sahen, nicht sich feige davonmachten. Zum Ernst der Stimmung, ja auch zu Schmerz und Scham war Anlaß genug. Das schmerzlichste Ereigniß, das den Berlinern vorbehalten blieb, war folgendes:*) Das Bündniß zwischen Preußen und Frankreich zum Kriegszug gegen Rußland war beschlossen und verkündet. Am 28. März 1812 fand der Einmarsch der für den Feldzug nach Rußland bestimmten französischen Truppen statt; officielle Ankündigungen theilten mit, daß dieser Durchmarsch in Folge des vollkommensten Einvernehmens mit der französischen Regierung geschähe, die Berliner wurden aufgefordert, die Truppen freundlich aufzunehmen und gut zu verpflegen. Die Haltung der Berliner Bevölkerung diesen Feinden

*) Gute Notizen in den Memoiren von Gubitz, Schadow, Klöden, vgl. oben S. 207 A.; ferner, auch wichtig für die Zeit von 1813—1815: L. Rellstab, Aus meinem Leben, 2 Bde., Berlin 1861, und G. Parthey, Jugenderinnerungen, Handschrift für Freunde, 2 Thle., 1871.

gegenüber, die sich im Ganzen maßvoll, wenn auch bisweilen recht ungenirt benahmen, war ziemlich correct, die Frauen bekundeten ihr Behagen an der französischen Eleganz, die Jugend und der Straßenpöbel konnten sich nicht satt hören an der Musik und nicht satt sehen an dem imposanten Schauspiele der anmuthig marschirenden Soldaten, der riesigen Tambourmajore sowie der schwarzbärtigen Sappeurs. In den Gemüthern der Aelteren und Ernsteren herrschte Wuth und Weh. „Wir empfanden", berichtet ein Zeitgenosse, „als die Truppen des Kaisers als unsere Verbündeten in Berlin einrückten, nichts Anderes als sechs Jahre zuvor. Die Feinde waren da, der Schmerz, der Haß der vergangenen Jahre blieben ganz die alten."

Wie ängstlich man auch die aus Rußland anlangenden Nachrichten verfolgte, wie theilnehmend und sorgenvoll man die preußischen Verluste beklagte, so erfuhr man das gewaltige Gottesgericht, das sich nach dem Moskauer Brand in Rußland an den Franzosen vollzog, mit Dank und Freude. Man ahnte, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. Als dann die Franzosen selbst zerlumpt und abgerissen, elend und hülflos durch die Stadt zogen, die sie wenige Monate vorher glänzend und siegesgewiß durchschritten hatten, erschienen Karrikaturen aller Art und das gelegentlich laut werdende Mitleid wurde übertönt durch Witzworte und Spottreden. Unter diesen Karrikaturen ist besonders eine hervorzuheben, die einen Trupp Soldaten im elendesten Zustande zeigte: „Ein Marschall, auf einem nur noch in der Haut hängenden verhungerten Pferde, reitet voran, ihm folgen Offiziere und Soldaten, alle mit erfrorenen Nasen und Ohren, in die abenteuerlichsten Kleidungsstücke gehüllt, in Judenpelze, Weiberröcke oder zusammengeraffte Lumpen, zwischen denen die militärischen Abzeichen und Uniformen durchblicken. An ein am Wege im Schnee liegendes Pferd hat sich die Schar der Hungrigen gemacht und haut begierig die ekle Speise mit den Säbeln herunter. Ueber der Gruppe schwebt ein hungriger Adler, um dessen Schnabel ein Papierstreifen mit den Worten

„ça ira“ hängt.“ Damals (December 1812) entstand des damaligen Primaners, späteren Rectors des Köllnischen Gymnasiums Ferdinand August (1795—1870) Lied, das spöttisch den Rückzug der Franzosen beschrieb, die Trommler ohne Trommelstock, die Kürassiere im Weiberrock, die Flinten ohne Hahn, die Stückleute ohne Geschütz, die Feldherrn ohne Witz höhnte, am Ende jeder Strophe aber die gewaltigen Worte wiederholte, die gewiß tiefer drangen als die wohlfeilen Spottlaute und welche allenthalben die Ueberzeugung wachriefen, daß die Sonne bald genug Kraft haben werde, die Nebel zu zerstreuen:

„Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.“

Zwölftes Kapitel.

Die Befreiungskriege 1813—15.*)

Der Durchzug der Franzosen durch Berlin hatte, wie eben gezeigt wurde, die antifranzösische Stimmung mächtig erregt. Zwar die Machthaber suchten Alles zu thun, um den Ausbruch niederzuhalten. Ueber die Feier des Geburtstags Napoleons in deutschen Städten wurden enthusiastische Berichte gebracht, z. B. die Verse aus der Illumination in Posen:

„Die Unterdrücker zu vernichten stieg aus der Gottheit Schoße
Der Unterdrückten mächtiger Rächer Napoleon der Große.“

Der russische Aufruf an die Deutschen wurde officiös verleugnet und die Erwartung ausgesprochen (23. August 1812), „daß nicht ein Einziger sich dadurch vom Wege der Ehre und der Pflicht ableiten lassen werde“; gegen Einzelne, die sich in russische Kriegsdienste begaben, wurden Steckbriefe erlassen. Am 18. October fand die Räumung Moskaus statt. Dies wurde am 12. November kurz gemeldet und in den folgenden Tagen so dargestellt, daß der Rückzug nur geschehen sei, um für die Truppen andere Winterquartiere zu beschaffen. Einzelne Treffen, die folgten, wurden als glänzende Siege der Franzosen dargestellt, am 29. November hieß es: „Die Armee macht ruhig ihre Bewegungen, es fehlt ihr an nichts.“ Doch konnte der Rückzug mit all seinen Schrecken nicht verschwiegen werden; der Zusatz zu der Meldung (17. Dec.) von der Ankunft Napoleon's in Glogau und Dresden, „die Ge-

*) Für dieses Kapitel ist, wenn nichts Anderes bemerkt wird, die Spenersche Zeitung der betreffenden Jahrgänge benutzt.

sundheit seiner Majestät ist nie besser gewesen", klang wie grausame Ironie. Am 19. Januar 1813 erfolgte die Mittheilung von der Capitulation des Generals York. Die Zeitungen meldeten, daß der König darüber seinen höchsten Unwillen bezeugt habe, „es ist Seiner Königlichen Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein corps d'armes, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem so entscheidenden Moment unthätig gemacht worden ist." Nun aber folgten rasch die entscheidenden Ereignisse: der König verlegte am 23. Januar 1813 seine Residenz nach Breslau; am 9. Februar wurden die erlassenen Verfügungen wegen des freiwilligen Jägerbataillons mitgetheilt, in denen die Worte vorkamen „kein junger Mann, der jetzt 17 Jahre erreicht und noch nicht das 24. zurückgelegt hat und in keinem activen königlichen Dienste steht, kann, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, zu irgend einer Stelle, einer Würde, einer Auszeichnung kommen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in diesen Jägerdetachements gedient hat." Am 11. Februar erging von einer Anzahl Bürger der Stadt, die nicht Mitglieder der Bürgergarde waren, die Aufforderung: „sich zu freiwilligen bürgerlichen Dienstleistungen im Interesse der Stadt zu vereinigen." Am 22. Februar wurde die Bestimmung erlassen, daß jeder Preuße zeitlebens vom Bürgerrecht ausgeschlossen sei, der sich dem Kriegsdienste entziehe, um, wie es hieß, „die einzelnen, wenn gleich höchst seltenen Beispiele von Schlechtheit, Schwäche oder Mangel an Gemeinsinn näher zu bezeichnen, zu bestrafen und unschädlich zu machen." Die Erlaubniß zur Errichtung des Lützow'schen Freicorps wurde am 18. Februar mitgetheilt, der specielle Aufruf für Berlin erfolgte am 5. März.

Noch immer war Berlin von französischen Truppen besetzt. Am 25. Februar erklärte der Herzog von Castiglione: „meine militärischen Einrichtungen und Ordnungen sind von den zu begegnenden Absichten des Feindes abhängig. Er hatte die Absicht, gestern die Hauptstadt zu besetzen, ich mußte sein Vorhaben

vereiteln. Dabei ist und wird jederzeit das Uebel, was die Stadt davon empfinden könnte, nach aller Möglichkeit beschränkt werden." Erst in der Nacht vom 3./4. März zogen die Franzosen ab, am 4. Morgens 5 Uhr rückten die Russen ein. Der Einzug geschah mit Ruhe und Ordnung bei großem Zusammenlauf des Volks. Die Russen riefen „es lebe König Friedrich Wilhelm III." Dieser Zuruf ward von dem Volke mit „hoch lebe Kaiser Alexander" erwidert. Am Hallischen Thor kam es zwischen den abziehenden Franzosen und den vorrückenden Russen zum Handgemenge. Bei Schöneberg und Steglitz wurden gegen 400 Mann zu Gefangenen gemacht. Im Theater fand statt des angesetzten „Othello" die Oper die „Dorfsängerin" und ein Ballet statt. Mannigfache Huldigungen für die Sieger, die man als Verbündete, als Waffenbrüder froh begrüßte, unterbrachen die Vorstellung, Abends wurde die ganze Stadt erleuchtet. Der Einzug des Hauptcorps unter General von Wittgenstein erfolgte am 11. März. Es wurde vom Prinzen Heinrich und der Bürgergarde eingeholt. Auch diesen Soldaten galt Abends großer Jubel im Opernhaus. Eine Illumination der Stadt feierte das große Ereigniß. Wittgenstein erließ einen öffentlichen Dank „für den Enthusiasmus, mit welchem die Einwohner die Truppen empfangen." Der Hauptfesttag war der 17. März. An diesem Tage zogen unter York's Führung, der in Gnaden wieder aufgenommen und zum Oberbefehlshaber über die Truppen des Generals von Bülow ernannt worden war, die preußischen Truppen ein. „Die in unabsehbarer Menge versammelten Zuschauer empfingen den commandirenden General und die vaterländische Schar versuchter Krieger, deren kräftiges Aussehen und militärische Haltung allgemeinen Eindruck machte, mit den lautesten Freudebezeugungen und in der Stille des gerührten Herzens mit inbrünstigsten Segenswünschen." Am 18. März erließ Wittgenstein einen Aufruf, worin die Worte vorkamen „es ist der Kampf der Freiheit, der Tugend gegen den Feind der Unabhängigkeit aller Nationen." Nachdem der General die Leistungen

der Preußen gegen die Russen „wider eure bessere Ueberzeugung aus reinem Pflichtgefühl“ anerkannt hatte, fuhr er fort, „ihr werdet unüberwindlich sein, nachdem ihr dieses Pflichtgefühl mit der erhebenden Ueberzeugung verbinden dürft, für die Selbstständigkeit eures Vaterlands, für die Unabhängigkeit eures Königs, für eure eigene Ehre zu fechten.“ Erst die Zeitung vom 23. März brachte den „Aufruf an mein Volk“ und die Verordnung über Einrichtung des eisernen Kreuzes. Der Aufruf, Hippel's Werk, bleibt eins der würdigsten Actenstücke jener Zeit. In ihm wurde die Nothwendigkeit des Krieges gerechtfertigt, an die Leiden der vergangenen Zeit erinnert, an die nothwendigen Opfer gemahnt, das Beispiel anderer Völker, die sich frei gemacht, der Russen, Spanier, Portugiesen aufgezählt und mit folgenden Worten geschlossen: „es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit und unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen; Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.“

Am 24. März kam der König in Berlin an.

Nun begann zunächst ein freudiger Wetteifer im Spenden.*) Beamte und Privatleute überboten sich in Sammlungen. Im Ganzen gab Berlin an baarem Geld 1 629 893 Thaler, etwa ein Viertel dessen, was der gesammte preußische Staat aufbrachte. Außer Geld wurden Ringe und Pretiosen aller Art gespendet, neue Schriften und Kupferstiche zum Besten der Krieger

*) E. Gurlt, „Die freiwilligen Leistungen der preußischen Nation in den Kriegsjahren 1813 - 15“, Zeitschrift für preußische Geschichte 9, 645 bis 697. Die eigentliche Gabenliste im Intelligenz-Blatt. Viele Aufrufe und Quittungen in der Spenerschen und Vossischen Zeitung.

verkauft, alte Bücher hervorgeholt, pensionirte Beamte verzichteten auf ihre Bezüge, das Rührendste mochte sein „ein Stückchen von einem silbernen Pfeifenbeschlag." Als am 12. Februar*) 1813 der Director Bellermann in die Prima seines Gymnasiums eintrat, um eine hebräische Stunde zu geben, trat der Primus auf ihn zu und bemerkte, die ganze Klasse sei entschlossen, dem Rufe des Königs zu folgen, er bäte geziemend, sie zu entlassen. Von 45 Primanern gingen schon im Februar 39, von 55 Secundanern 32, aus den übrigen Klassen 42, später folgten 12 nach, so daß das eine Gymnasium 125 Krieger stellte.

Außer Geld und Gaben galt es vor Allem, die werkthätige Hülfe von Männern und Frauen zur Pflege der Verwundeten zu organisiren. An die Spitze stellte sich Prinzessin Wilhelm**), eine bedeutende Frau, die stets mit Stein fest zusammengehalten hatte und die, obwohl sie selbst im Kriege den schweren Verlust ihres Sohnes zu erleiden hatte, in ihrem Eifer nicht ermüdete. Sie war es, der Schenkendorf's Worte galten:

„Alle Herzen schlagen, Herrin, ja für Dich,
Alle Zungen sagen Deinen Namen sich."

Der im Verein mit anderen Prinzessinnen von ihr erlassene Aufruf eines Frauen-Vereins zum Wohl des Vaterlandes, der zunächst eine Verpflegungsanstalt für kranke und verwundete Krieger begründen sollte, vom 22. März 1813 hatte den schönsten Erfolg.

Auch die Dichtung stellte sich von vornherein in den Dienst des Nationalkrieges. Für jene Nacht vom 3. auf den 4. März, den Abzug der Franzosen, wurde ein „Nachtwächterlied" gedruckt, das die Worte enthielt:

„Es muß nicht ganz sicher sein,
Die Franzosen packen ein."

---

*) Parthey I, 335, Bellermann's Programm 1813, Seite 47ff.

**) Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborene Prinzeß Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß. Von Wilh. Baur. 2. Aufl. Hamburg 1889. — Gurlt, Die freiwillige Krankenpflege in Preußen von 1806—1870. Berlin 1884.

Es forderte die Jünglinge auf, die Feinde zu züchtigen, und die Mädchen keinen undeutschen Tand zu treiben und schloß mit den Worten:

„All' ihr Wackren laßt euch sagen,
Schön wird bald der Morgen tagen,
Tapfre Russen rücken ein,
Uns vom Joche zu befrein.

Beim Einzug des York'schen Corps deklamirte ein Dichter:

„Erwacht, erhoben, neubelebt
Voll hoher Kraft und Würde
Einher der stolze Adler schwebt
Frei von der Fesseln Bürde,
Die hindernd seinen alten Flug
Er nun nicht länger mehr ertrug."

Wenige Tage vorher, am 15. März, hatte Pfuel Heinrich von Kleist's prächtige Ode „Germania an ihre Kinder" in einem Sonderdruck erscheinen lassen mit der Begründung „ein hoher Moment von Begeisterung erzeugte diese schöne Ode und darum wird auch weiter Begeisterung von ihr ausgehen." Schon im Februar wurden Gedichte angekündigt: „Zurufe an die Jünglinge, welche jetzt den Fahnen des Vaterlandes folgen", „Zwei Lieder der tapferen Jugend des preußischen Vaterlandes gewidmet", „Aufruf an die preußischen Krieger zur Erhaltung ihres Wohlseins, ihrer Stärke und Gesundheit", es folgten viele patriotische Dichter, außer manchen ungenannten Koch und Müchler. Jahn gab seine „preußischen Wehrlieder" heraus; viele andere ähnliche Sammlungen folgten. Am 22. April 1813 brachte die Zeitung als Anfang der Deutschthümelei die Verse:

„An die Teutschen."
Ihr habt das T in D verwandelt,
Zum Deut gemacht den Vater Theut.
Verschwunden ist die goldne Zeit,
Wo Teutsche Teutschlands werth gehandelt.
Laßt uns das alte T erwecken,
Ihr seht, das D ist viel zu weich,
Den Feind kann teutsche Tapferkeit,
Nicht deutsche Duldsamkeit erschrecken,
Kämpft für das heilge teutsche Reich."

Derselben Zeit gehört eine Sammlung an „Rußlands Triumph. Oder Sammlung von mehreren Aufsätzen, größtentheils den Rückzug der Französischen Armee und dessen Folgen betreffend. Deutschland 1813“ (5 Hefte in einem Bande), in der Prosaisches und Poetisches von Arndt, Kleist, Kotzebue und vielen Anderen zusammengestellt wurde. Unter ihnen begegnet auch zuerst der Name Ernst Raupach's, der in einem außerordentlich kräftigen Aufruf zum Kampfe ermunterte und mit den Worten schloß: „Was zaudert ihr? zu den Waffen! das Ungeheuer muß fallen, vertilgt sein von der Erde, wenn deutsche Freiheit wiederkehren soll. Und ist der Kampf gewonnen, ist des Lebens höchstes Gut, Freiheit, erworben, dann bedenkt, daß euer Vaterland eine wüste Stätte ist, wo ihr einen Neubau aufführen sollt; bedenkt, daß unsers Glaubens großer Lehrer das Reich der Tugend und des dauerhaften Glücks in die Zeit versetzt, wo eine Heerde sein wird und ein Hirte.“

Natürlich wurden die Dichter noch eifriger in ihrer Thätigkeit, als die ersten Siegesnachrichten eintrafen, z. B. die von York's Sieg bei Möckern und als die ersten Opfer fielen. Zu ihnen gehörten aus der Zahl der Dichter besonders A. von Blomberg*), geboren 31. Januar 1788, gefallen im Dienst des russischen Heeres in Berlin vor dem Neuen Königsthor am 20. Februar 1813. Er hinterließ**) zwei Dramen, in denen er unter dem Schein des Geschichtlichen die Gegenwart behandelte. In „Konradin“ schilderte er die grauenvolle französische Gewaltherrschaft. In „Waldemar“ stellte er einen edelmüthigen Grafen von Schwerin dar, der Waldemar, den Völkerunterdrücker und Länderstürmer bändigte. Unter seinen Gedichten behandelte eins den Einzug des Königs, manche Ge-

*) Ihm und zwei anderen Dichtern, die im August starben, Kühnau und Körner, deren erster ein Berliner war, ein vortrefflicher Gelehrter, auch Verfasser von Wehrliedern, widmete Zeune einen Nachruf: „Kleeblatt dreier gefallener Krieger“. Berlin 1813.

**) Siehe Blomberg's Dichtungen, hgg. von de la Motte-Fouqué. Berlin 1820.

dichte waren der Königin gewidmet. Sein berühmtestes und verhängnißvollstes (es wurde später Jahn zugeschrieben, welcher deswegen verfolgt werden sollte) war sein „Schwertfeger-Lied." Es schilderte im Einzelnen die Thätigkeit der Waffenschmiede für Schwert und Speer; am Schlusse hieß es (und dies waren wohl die Verse, die den Demagogenriechern der späteren Zeit so anstößig schienen):

„Der Dolch ist dem Mann ein treuer Hort
In mancherlei Nöthen und Engen,
Auf blutigem Feld, wenn hier und dort
Wild ringend die Haufen sich drängen,
Ein Löser aus schimpflicher Knechtschaft Noth,
Ein Retter von schmählichem Henkertod,
Der ewigen Treue Siegel und Wache,
Ein Schreck des Verräthers an heiliger Sache."

„Mit fröhlichem Sinn
Ich hab' sie erschaffen
Die eisernen Waffen
Zum Freiheitsgewinn.
Geschmiedet sind sie mit fröhlichem Muth
Für die deutsche, die heilige Sache,
Geschmiedet, daß von des Feindes Blut
Sie triefen zu heiliger Rache.
Drum schuf ich sie stark,
Drum schuf ich sie blank,
Und glaub' des zu haben wohl reichen Dank;
Und wer mag andere Waffen bereiten,
Ist werth, die ewige Knechtschaft zu leiden."

Die Regierenden wußten wohl, daß auf eine ununterbrochene Reihe von Siegen nicht zu rechnen sei, und daß außer der Mannschaft, die zum Kriege auszog, auch eine große Zahl bleiben mußte zur Beschützung der Städte. Zu diesem Zwecke wurde am 21. April 1813 die Errichtung des Landsturmes befohlen. Leider muß konstatirt werden, daß die Berliner trotz allen Opfermuthes gegen Maßregeln, die ihnen bedenklich erschienen, auftraten.

Zu diesen gehörte die von Scharnhorst und Gneisenau durch-

gesetzte Verordnung*), „wonach in allen Gebieten, die unmittelbar vom Feinde bedroht würden, die bürgerlichen Behörden sich auflösen und das Land verlassen sollten, um dann durch die Bevölkerung unter der Leitung sogenannter Schutzdeputationen mit allen Mitteln der Zerstörung den kleinen Krieg zu machen." Wie eine Zeitgenossin berichtet, kamen (19. Mai 1813) nach Nieder-Mois, wo sich das Hauptquartier aufhielt, Deputirte von Berlin, darunter die Kaufleute Baudouin, Humbert u. s. w., um die Ausführung des Landsturmgesetzes abzuwenden, welches Tausende nutzlos elend gemacht hätte. Sie sahen im Geiste ihre Häuser in Asche verwandelt und waren höchst besorgt wegen dieser fürchterlichen Maßregel. . . Man versprach den Berliner Herren laut, nur in der allerhöchsten Noth die traurige Maßregel anzuwenden, heimlich wurde ihnen aber gesagt, sie möchten sich beruhigen, die Gelassenen würden schon die Hitzköpfe zügeln, und endlich würde auch der so menschlich fühlende König nicht einwilligen. Wirklich kam es zu einem neuen Erlaß, welcher der Aufhebung des ältern gleichkam.

Sonst aber entfaltete sich gerade unter den geistig Hochstehenden das regste Treiben für die vaterländische Sache. Einer der Berliner Gelehrten, Professor de Wette, schrieb damals**): „Am interessantesten wäre wohl ein kleines Gemälde von meiner kriegerischen Betriebsamkeit, wie wir Alle bei Landwehr und Landsturm beschäftigt sind, der Eine ist Hauptmann oder Lieutenant, der Andere „Schutzdeputirter", der Dritte sitzt im „Ausschuß zur Bildung der Landwehr und des Landsturms." Wie regt sich Alles so lebendig, wie ist der Krieg so ganz Sache des Volkes! Berlin ist verschanzt, so wie jedes Dorf in der Mark. Jeder Fußbreit wird vertheidigt, und Jeder ficht für seinen Herd." Auch der Berliner Witz war bei dieser Gelegenheit thätig. So

*) Die angeführten Stellen aus Denkwürdigkeiten von A. und F. von Beguelin, hgg. von A. Ernst, Berlin 1892, S. 268 fg.

**) An Zimmer, Berlin 22. Juni 1813, vgl. J. G. Zimmer und die Romantiker 1889.

wurde erzählt, daß in der Wilhelmstraße die Falstaffischen Rekruten alle zusammen seien: „Schatte (Zeune, ein zarter Mann), Schwächlich (Niebuhr), Warze (der kleine etwas verwachsene Schleiermacher), Bullenkalb (der dicke Buchhändler Reimer) mit freiem Hals und herabwallendem Haar.“ Selbst Twesten, der sonst, wie wir sahen, auf Berlin nicht gut zu sprechen war*), schrieb: „Hier brennt alles in dem schönsten Enthusiasmus“ und bemerkte, „dringt der Feind wieder über die Elbe, so wird der Landsturm aufgeboten. An diesem nimmt Alles Theil; auch Niebuhr, Schleiermacher, Böckh, Buttmann, Bernhardi haben sich in den Waffen geübt!“

Solche Anstalten waren nöthig, um die Bedenklichen zu ermuthigen, die eine Ueberrumpelung Berlins fürchteten und schlimme Nachrichten verbreiteten. Daher hieß es in einem Aufrufe vom 9. Mai, der besagte, daß kein Mittel zur Deckung Berlins unversucht bleiben werde: „Unnütze Politiker und schwachköpfige Neuigkeitskrämer werden wir unter diesen Umständen nach dem Wunsche aller Gutgesinnten recht scharf bestrafen, und ebenso auch diejenigen mit gehörigen Ordnungsstrafen unnachsichtig belegen lassen, welche sich Unordnung zu Schulden kommen lassen, namentlich die, die gestern und vorgestern auch selbst durch Freudeschießen auf der freien Straße bewiesen, daß sie weder den Werth des Pulvers noch den Sinn für Ordnung und Folgsamkeit kennen, ohne welchen keine anderen als schädliche Folgen aus den angemessensten Einrichtungen hervorgehen können.“ Am 23. Mai mußte der König in einem neuen Aufruf verkünden, daß die Armee dem Feind mit Absicht gewichen sei, und hinzufügen: „Ich erwarte diesen Muth, diese Treue, diesen Gehorsam von meinem Volke, besonders aber von den Märkern und Schlesiern, denen der Schauplatz des Krieges am nächsten ist.“ Bülow aber, der am 24. Mai der Berliner Bevölkerung für die Sorgfalt dankte, die man seinen Truppen habe angedeihen lassen, sprach zu den Berlinern die muthigen Worte: „Habt Vertrauen

*) Heinrici, Twesten, Berlin 1889, Seite 237.

zu euch und zu uns, und kein Feind wird die Mauern eurer Stadt erblicken. Vereint wollen wir, wenn es einst sein müßte, für dieselbe kämpfen. Laßt euch nicht durch grundlose Gerüchte oder durch das Beispiel einzelner Flüchtlinge zum Kleinmuth oder zur bösen Nachfolge reizen, die Feigherzigen mögen fliehen, wir stehen, fechten und siegen oder fallen." Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand geschlossen, der die kurze Zeit einer freilich bänglichen Ruhe gewährte.

Noch einmal im August 1813 sah Berlin schwere Tage, als nämlich der Krieg von Neuem begann. Der Waffenstillstand war am 15. August zu Ende. In Berlin war in den Tagen vom 20. August bis 12. September 1813 die Furcht vor der Wiederkehr der Franzosen groß.*) Die Solches fürchteten, gehörten der französischen Partei an, die mit geringer Hoffnungsfreudigkeit in die Zukunft sah. Manche dieser schlechten Patrioten schickten widrige, zum Genuß kaum taugliche Nahrungsmittel den Soldaten zu, Andere beschwerten sich über die durch „herrenloses Ausschweifen" verursachte Verwüstung der Saatfelder, der von den Offizieren nicht genug Einhalt gethan würde. Wirklich hatten die Franzosen geplant, Berlin zu strafen. Von Seiten der preußischen Befehlshaber war daher der Gedanke an einen entschlossenen Widerstand in Berlin erwogen und der Plan einer Verschanzung Berlins aufgestellt worden.**) Durch die Schlacht von Großbeeren am 23. August und die fernere von Dennewitz am 6. September und durch den für die Verbündeten günstigen Ausgang dieser Schlachten waren die Befürchtungen der Freunde und die Hoffnungen der Feinde vernichtet. Denn der Erfolg dieser Tage bestand hauptsächlich darin, Berlin beschützt und von dem Feinde befreit zu haben. Der Sieger war Bülow, der trotz des Widerspruchs des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte)

*) Rapporte an L'Estocq und Sack 1813 im G. St. A., mitgetheilt von E. Wiehr, Bär XIV, Nr. 48 ff.

**) Vgl. namentlich Boyen, „Erinnerungen", Bd. III, Leipzig 1890, Seite 128 fg., 352 ff., 379 ff.

darauf bestand, die erstere Schlacht zu liefern, und sie fast allein führte. Gleichwohl schickten die Berliner nach der Schlacht eine Dankdeputation an den Kronprinzen von Schweden, die an dem Bülow'schen Corps vornehm vorbeifuhr, wodurch ein starker Unwille der eigentlichen Sieger erregt wurde. Bülow's Bericht über seine Thätigkeit in der Schlacht, den er an die Berliner Zeitungen schickte, wurde von der Censur unterdrückt, weil, wie Sack selbst eingestand, „der Kronprinz alle anderen Relationen, als die von ihm ausgehen, nicht abgedruckt haben will." Daher erklärten Sack und L'Estocq in einer am 8. September 1813 erlassenen und in zahlreichen Exemplaren in Berlin angehefteten Bekanntmachung:*) „Die vaterländischen Truppen haben den ausgezeichnetsten Antheil an dem vorgestrigen Siege, der in seinem Resultate von den größten Folgen sein muß." Schon in dieser Bekanntmachung wurden die Bewohner der Hauptstadt zu reichen Spenden für die kärglich ausgestatteten Truppen aufgefordert. Nun athmete Berlin auf und verfolgte nicht mehr mit der ängstlichen Spannung des unmittelbar Betroffenen, sondern nur mit der frohen Erregung des wahrhaft Antheilnehmenden die kommenden Ereignisse. K. Müchler, der Hauptdichter jener Tage, der wenigstens in den Zeitungen bei jedem frohen Ereignisse das Wort ergriff, bedichtete auch die Schlacht bei Großbeeren. Ein feierliches Dankfest wurde am 12. September gefeiert. Diesem einen Dankfest folgten viele ähnliche. Die Siegesnachrichten kamen rasch, eine nach der andern. Die Völkerschlacht bei Leipzig fand auch in Berlin bei Dichtern und Rednern einen reichen Widerhall. Die glänzenden Erfolge gaben den Erregten die Ruhe wieder und erweckten den fast entschwundenen Humor. Dieser zeigte sich z. B. in dem folgenden Extrablatt**) der Spener'schen Zeitung:

---

*) Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813, Berlin 1893, S. 491.

**) Ueber die damals erschienenen Berliner Extrablätter Göritz-Katalog II, 1, S. 153.

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden;
Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet ihn das Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig.
Und wer dies Blatt gelesen hat,
Geh seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

Der ernste Sinn dagegen bekundete sich in einem Gedichte Müchler's, das gehaltener und voller tönte als seine sonstigen schnell hingeworfenen Reimereien, und in dem vornehmlich der Gedanke zum Ausdruck kam, daß mit der Niederwerfung des Gegners noch keineswegs alles gethan sei. Denn der Dichter schloß:

„Vollendet nun, was ruhmvoll schon begann,
Ihr aber, Söhne Teuts, zerbrecht die Ketten,
Befreier ziehen sieggekrönt heran
Euch brüderlich aus fremdem Joch zu retten.
Jetzt gilt es: auf! das Racheschwert zur Hand,
Jetzt gilt es Sprache, Sitte, Vaterland."

Das größte Ereigniß nach der Schlacht bei Leipzig war die Einnahme von Paris (31. März 1814).*) Dies großartige Ereigniß wurde in Berlin erst am 10. April, am ersten Ostertage, bekannt; die damals herrschende Stimmung wurde mit Anspielungen an das kirchliche Fest in einem Gedichte der Spenerschen Zeitung (14. April) gut wiedergegeben:

*) Wie dies Ereigniß auch später noch gefeiert wurde, lehrt ein am 6. Juli 1820 im „Freimüthigen für Deutschland" Nr. 65 gedrucktes Gedicht.

„Frohlockend rollt an Spreas Strom der Donner durch die Luft
Die alten Helden in dem Dom entsteigen ihrer Gruft
Und stimmen, wo in trunknen Reihn die Schaar an Schaar sich preßt.
In ihres Volks Hosiannah ein am Auferstehungsfest. . . .
Drum Heil uns, nur das Schwert zerschlägt den Thron der Welt.
Uns Heil!
Nur in den Arm der Tapfern legt das Weltgeschick sein Beil.
Heil uns! des Friedens Schwäne ziehn prophetisch durch das Land.
In Demuth jauchzt auf euren Knien dem Heil, das heut entstand."

Wenige Tage später traf die Nachricht von Napoleon's Thronentsagung ein. Ueber den Eindruck dieser Nachricht schrieb Prinzessin Wilhelm: „Ich ging zum ersten Mal wieder ins Schauspielhaus, wo Tell von Schiller gegeben ward, was so außerordentlich gut zum Ereigniß paßte. Dieses ward denn vom Theater herab verlesen. Sie können sich denken, welch ein Lärm und welch Vivatrufen im Saale erscholl. Vorzüglich bei der Stelle des Stückes, wo es heißt „Frei sind die Triften, die Berge" u. s. w., „kein Tyrann mehr", das zu hören, worauf man so Jahre lang geharrt hatte, als wirklich am Tage die Nachricht eingetroffen, „kein Tyrann mehr", wirklich es erschien einem wie im Traume. Fassen konnte man es noch nicht ganz."

Am 30. Juli wurde der Pariser Friede geschlossen. Die Meisten hofften, daß das blutige Drama nun endgültig zu Ende sei. Allmählich kehrten die Truppen zurück. Die größten Ovationen galten der am 30. Juli heimkehrenden Landwehr; der König kam am 5. August, eigentlich unerwartet; am 7. August war glänzender Empfang für die Hauptmasse der zurückkehrenden Soldaten. Zwei Ereignisse dieses glorreichen Tages wurden besonders bewundert: die Wiederaufrichtung der von den Franzosen 1806 geraubten Victoria auf dem Brandenburger Thor und die am Abend erfolgte Illumination. Die Hülle der Victoria fiel, als der König an der Spitze der Truppen einzog: „Sinnige Männer", so schrieb Luden,*) „haben uns versichert, daß unter allen An-

*) Die Victoria auf dem Brandenburger Thor. Nemesis 1814, Bd. II, 393fg., vgl. ferner Inschriften am Denkmale des Sieges, das

stalten, welche man mit Geist und Geschmack zur Feier dieses glorreichen Festes getroffen hatte, nichts so tief und allgewaltig die Seele fühlender Menschen ergriffen habe, als diese plötzliche Erscheinung der Victoria." Ueber die Illumination berichtet ein Zeitgenosse, Rellstab (I 216 fg.): „Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige glänzende Lampenfronten wetteiferten mit einander. Allein den Sieg über Alles gewann die Beleuchtung der katholischen Kirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das sonst unbeleuchtete Gebäude im Dunkel dem Auge entschwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu schweben schien mit seinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott selbst aufgerichtet zu haben schien in seinem reinen Himmel."

Um das Gedächtniß an die beiden größten Tage, die Schlacht bei Leipzig und den Einzug in Paris, zu bewahren, wurde der Platz am Brandenburger Thor Pariser Platz, das Achteck am Potsdamer Thore Leipziger Platz genannt (15. September). Darauf folgten wenige Monate der Ruhe. Schmerzlich berührte der Tod Iffland's am 21. September 1814. Eine Trauerfeier wurde am 27. September abgehalten. Die Feier des 18. October, zu der Theodor Heinsius am 11. aufgefordert hatte, tröstete und erhob die Anwesenden.*)

Der 18. October 1814 wurde vom Militär im Thiergarten mit einer großen Feier,**) von der Singakademie mit Absingung eines Goethischen Liedes, bei einbrechender Dunkelheit auf den

Friedrich Wilhelm III., aus Paris, wo es sechs Jahre verborgen stand, nach Berlin auf seinen alten Standort zurückgesendet, Berlin 1814. Die Schrift enthält die Inschriften an den Kränzen oder auf einfachen Blättern, die bei dem Durchzug des Denkmals in Westfalen und Hannover von patriotisch Gesinnten angeheftet oder hingelegt wurden. Ueber die Ausschmückung der Stadt beim Einzug vgl. die Briefe Schadow's an Böttiger, Westermann's Monatshefte Nov. 1894.

*) Für Iffland und den 18. October Gedichte in der Spener'schen Zeitung 27. September, 20. October.

**) Ueber die Feier des 18. October 1814 Eilers, „Meine Wanderung durchs Leben", Leipzig 1861, 6, 49 fg.

Höhen in der Nähe Berlins von den Turnern durch Freudenfeuer begangen. Um Mitternacht wurde ein von einem jungen Freiheitskrieger gedichtetes Lied gesungen, das mit folgender Strophe begann:

„Was flimmert dort blendend wie Nebellicht
An der Herbstnacht düstrem Himmel?
Ein hochrother Streifen die Wolken bricht
Und es wächset und wächset das blutige Licht
Wie die Flamme im Kriegesgetümmel.
Es feiern die Himmel in blutiger Pracht
Die Nacht, wo geschlagen die Leipziger Schlacht."

Das Gedicht endete mit der Strophe:

„Die Flamme mag schwinden, mag sinken die Gluth,
Die unsere Feier erhöhet!
Es rauscht in den Adern wie glühendes Blut,
Es bleibt uns im Herzen ein flammender Muth,
Der nimmer und nimmer vergehet.
Und die Enkel feiern den Tag, die Nacht,
Wo geschlagen wurde die Leipziger Schlacht."

Von Festfeiern müde lenkte man neugierige Blicke nach Wien, wo sich auf dem Congreß die Geschicke Europas entschieden. Vom März 1815 an hatte man neue gewaltige Aufregungen durchzumachen durch den Krieg der hundert Tage. Die Kunde von der Entweichung Napoleons aus Elba (3. März) wurde den Berlinern erst in der Zeitung vom 18. März mitgetheilt. Für den neuen Krieg wurden neue Aufrufe erlassen, in denen an die Mildthätigkeit und Opferwilligkeit der Bewohner Berlins appellirt wurde. Diese Aufrufe erschollen nicht vergebens, ja man mußte allzu große Opferwilligkeit, z. B. junger Leute, die gegen den Willen ihrer Verwandten zum Kriege eilen wollten, mit Entschiedenheit abwehren. (Erlaß des Kriegsministeriums 18. April). Die alten Hülfsvereine nahmen ihre unterbrochene und, wie es schien, aufgegebene Thätigkeit wieder auf. Der Landsturm wurde aufs Neue errichtet (23. Mai). Aber kaum einen Monat später, am 27. Juni, konnte der Sieg bei Belle-Alliance verkündet werden. An jenem Tage wurde Blücher's Schreiben an Kalkreuth veröffentlicht, das mit den Worten

schloß: „Ich behalte mir die Details vor und bitte nur, den guten Berlinern diese frohe Nachricht mitzutheilen.“

Nun war der Krieg endgültig zu Ende. Damals konnte der Gedenktag an die Schlacht von Großbeeren mit Ruhe und Freude gefeiert werden. Am 17. October kehrte der König zurück. Auch in der Zwischenzeit war an Festfeiern kein Mangel. Zwei mögen kurz erwähnt werden. Am 30. März 1815 fand die erste Aufführung von Goethe's „Des Epimenides Erwachen“ statt, eines Festspiels, das kühl aufgenommen wurde (vgl. unten Buch 3, Kapitel 13), und von dem nur die auf Napoleon's Entweichen gedeuteten Strophen besonderen Eindruck machten:

„Doch was dem Abgrund kaum entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Abgrund überfliegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.“

Wenige Monate später, am 16. Juli, wurde zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance Levetzow's Drama aufgeführt, „Das Urtheil des Epimenides“, das aus Goethe's Festspiel zwei Chöre übernahm. Ueber die Dämonen und Genien, außer den Tugenden die hauptsächlichen allegorischen Personen des Stückes, wurde das Urtheil gefällt, daß die Dämonen in die Hölle gestoßen, die Genien zu Gnaden aufgenommen werden sollten, wenn sie sich vom Bösen ab zu Glauben, Demuth und Wahrheit bekennten. Den Reigen der Feste schloß die Feier des 18. October ab, die damals in ganz Deutschland eine allgemeine zu werden anfing*), und die in Berlin der vorjährigen ähnlich genug war. Unter den damals erschienenen Gedichten verdient eines eine besondere Hervorhebung.

Clemens Brentano nämlich (Werke II, 61 ff., 66 ff.), der stimmungsvoll von dem tiefen Weh der Preußen zu singen wußte, gab in einem Gedicht, in dem der 14. October selbst von

*) K. Hoffmann, Des deutschen Volkes Dank- und Ehrentempel. Offenbach 1815. S. 683 ff.

Allen verflucht und verachtet erscheint, sein markiges, vielleicht nur zu frommes „Lied“:

„Die Lüge schwand vor Gottes Schwert dahin,
Erfüllet war das Maß von seinem Zorn“,

wo die Herrlichkeit des für die Freiheit und Ehre unternommenen Krieges und die Schlacht gepriesen wurde, „die zur Pforte freier Seligkeit wurde.“

„Und auf des Todes grauenvollem Thor
Schwang die Unsterblichkeit ihr Siegspanier.“

Auch Brentano's Freund und Schwager Achim von Arnim gehörte zu den Rufern im Streit. Er war seit 1809 (vergl. oben S. 286 fg.) trotz seiner Verheirathung mit Bettina Brentano und mancher Reisen nicht müßig gewesen. 1812 hatte er Erzählungen veröffentlicht, die, nebst Anspielungen auf eigene Schicksale und Erlebnisse der Freunde, Erinnerungen an die Vergangenheit, z. B. ein hübsches Kulturbild aus den Tagen Friedrich Wilhelm's I., auch Hindeutungen — manchen Zeitgenossen leicht verständlich — auf die schweren Ereignisse des Vaterlandes und auf die Hoffnung für seine Errettung enthielten. 1813 veröffentlichte er den ersten Band seiner „Schaubühne“ mit dem löblichen patriotischen Zwecke, den Ertrag zur Anschaffung von Kanonen für ein Bataillon des Berliner Landsturms zu verwenden. Die Dramen, zum Theil Nachbildungen älterer Dichtungen, zum Theil Possen, deren Witz dem modernen Leser unfaßbar bleibt, besitzen eine zeitgeschichtliche Bedeutung durch den offen und versteckt gelehrten Patriotismus. Das Spiel „Vertreibung der Spanier aus Wesel im Jahre 1629“ war eine deutliche Mahnung für die Zeitgenossen, die statt der Spanier die Franzosen und statt des Protestantismus deutsches Wesen zu setzen brauchten, um die Lehre zu begreifen. Auch die ergreifende Geschichte der „Appelmänner“ aus dem Jahre 1576, in welcher der übereifrige Sohn des Stargarder Bürgermeisters, der von seinem in den alten Wegen wandelnden Vater zum Tode verurtheilt wird, wieder auflebt und zum Triumphfest der

Seinen zurückkehrt, soll prophetisch verkünden, daß die in trüber Zeit Gefallenen nicht umsonst hinabgegangen, sondern den Tag der Freiheit vorzubereiten und selbst zu schauen bestimmt sind. Arnim gehörte selbst dem Landsturm an, wurde von dem königlichen Befehl, der dessen Aufhebung in den Städten verordnete, tief getroffen und suchte, wiewohl vergeblich, dessen Zurücknahme zu erwirken. Da Arnim mit dem Schwerte den heimathlichen Herd nicht beschirmen konnte, so bemühte er sich mit den Waffen des Schriftstellers sich und Andern Muth einzuflößen. Er übernahm vom 1. October 1813 bis Ende Januar 1814 die Redaction des „Preußischen Korrespondenten." Dieses durch Niebuhr gegründete, später von Woltmann und Arndt geleitete Blatt war kein dürftiges Nachrichtenblatt mehr wie die früheren Berliner Zeitungen, sondern es sollte den Daheimgebliebenen Thaten und Gesinnungen der Fernweilenden mittheilen und zu den Siegesnachrichten, sobald es solche bringen konnte, die frohe Zuversicht eines dauernden Erfolgs gesellen. Aber, wiewohl Arnim seine Fäden nach allen Seiten spann, die Nachrichten kamen nicht so zahlreich und nicht so schnell, wie es nöthig gewesen wäre; Kräftiges selbst in den Reden Blücher's und irgendwie Bedenkliches wurde von dem alten ängstlichen Censor, dem Polizeirath Naudé, rücksichtslos gestrichen. Arnim bewährte sich als gesinnungseifriger Politiker und als Litterat: patriotische Dichter wie Schenkendorf ließ er zu Worte kommen, theilte eigene Lieder mit, würdigte in kräftiger und geistreicher Weise litterarische Erscheinungen und feierte in der letzten von ihm ausgegebenen Nummer den damals gestorbenen Fichte als den Mann, der zu den Deutschen sprach, als die Andern schwiegen, der aber nun von einer tückischen Zeit zu früh gefällt wurde.

Die eigentliche politische Bedeutung des Preußischen Korrespondenten liegt in den Aufsätzen Niebuhr's (vergl. Seite 297 fg.). Theils bezogen sie sich auf die allgemeinen politischen Händel, theils beleuchteten sie französische Finanzverhältnisse, unter Anderem die finanzielle Aussaugung, die von Frankreich gegen

Deutschland geübt wurde, theils waren sie England gewidmet mit einer stark ausgeprägten Vorliebe für das Inselreich, theils und hauptsächlich dienten sie dazu, die Vorliebe für französischen Sinn und Geist und für die Persönlichkeit Napoleon's, dessen Bedeutung und Größe übrigens keineswegs angetastet wurde, in den deutschen Gemüthern zu ertödten, die freie Selbstthätigkeit der Bürger zu rühmen, die mehr wirken könne, als eine von Obrigkeitswegen gegebene Verfassung, und den preußischen Patriotismus zu erhöhen. Die Anschauungen, die Niebuhr nebst seinen Gesinnungsgenossen zu predigen nicht müde wurde, waren dieselben, die er in seiner meisterhaften Schrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" 1814 verkündete: Preußen sei kein abgeschlossenes Land, sondern das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in Waffen und der Verwaltung auszeichne.

Die übrigen Berliner Dichtungen während der Freiheitskriege bedeuten wenig. Arndt und Schenkendorf, Körner und Rückert wurden in Berlin eifrig gelesen. Aber die genannten Schriftsteller können, wenn auch manche ihrer Verse in Berlin gedruckt oder wenigstens in dortigen Zeitungen wiederholt wurden, an dieser Stelle nicht weiter erwähnt werden. Gedichtet wurde in Berlin unendlich viel. Bei Dieterici, dem Berliner Buchhändler, über den wir am besten unterrichtet sind*), wurden außer sehr vielen in jenen bewegten Tagen gehaltenen Predigten, geschichtlichen Darstellungen auch ein Volksspiel, ferner zahlreiche Einzelblattdrucke von Liedern herausgegeben, Liedersammlungen von Pischon, H. Schmidt und Anderen; im Feldzug des Jahres 1815 wurde bei ihm ein Soldatenliederbuch in einer Auflage von 50000 Exemplaren gedruckt. Von diesen Dichtungen verdienen jedoch nur wenige eine besondere Hervorhebung. Bei Fouqué und Varnhagen lohnt es sich dagegen schon deswegen zu verweilen, weil beide, der erstere in Folge seiner Verwundung freilich nur kurze

*) Vgl. hundert Jahre des Geschäftshauses E. S. Mittler u. Sohn, kurz Toeche-Mittler citirt. Berlin 1889. S. 38 ff.

Zeit, am Kriege theilnahmen.*) Fouqué's Gedichte schildern einige Momente der Zeit und des Krieges, z. B. ein Gastmahl des Königs in Breslau, die Schlacht von Lützen, das Andenken des Grafen von Gröben, sie wußten merkwürdig gut den Volkston zu treffen, dergestalt, daß wenigstens die Anfangszeile des Kriegslieds für die freiwilligen Jäger „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" populär wurde und gaben auch religiösen Empfindungen, die im Gefolge dieses Krieges Viele erfüllten, angemessenen Ausdruck. Varnhagen war mehr ein glatter Verskünstler und gesinnungstüchtiger Patriot als ein wirklicher Dichter. Seine Gedichte galten weniger den Ideen und Thaten als Personen, unter denen die Russen, besonders Graf Tettenborn, dem er attachirt war, die erste Stelle einnahmen. Unbedeutende Dichtungen von Hartwig von Hundt „Harfe und Speer (Berlin und Leipzig 1815)" verdienen nicht wegen ihres poetischen Werths eine Erwähnung, sondern wegen der Naivetät des Verfassers, der seinen Versen das stolze Wort „Monumentum exegi" beischrieb, sodann wegen der Thatsache, daß der Verfasser, unter seinem volleren Namen Hundt-Radowsky, auch später in Berliner Ereignisse litterarisch eingriff, und wegen des überaus heftigen Tons der Gedichte, des Rachegefühls, das der Dichter gegen den blutigen Tyrannen empfand und zum Ausdruck brachte, der Berserkerwuth und des schneidenden Hohns, mit dem er auf den Niedergeschlagenen und Wehrlosen eindrang. Denn man muß leider bekennen: je unbedenklicher es wurde, auf Napoleon und die Franzosen zu schimpfen, um so reichlicher machten die Dichterlinge von ihrer poetischen Fähig-

*) Varnhagen, Gedichte während des Feldzugs 1813. Friedrichstadt 1814. Vermischte Gedichte. Frankfurt 1816. Fouqué, Gedichte während des Feldzugs. Berlin 1814. Mit einer Vorrede von J. E. Hitzig. Vgl. Koch's Ausgabe Fouqué's S. LIV. Die allgemeinen Schriften von Pröhle und Herbst über Dichtungen des Befreiungskrieges, 1857 und 59, sind unbedeutende Vorträge. Selbst französische Dichtungen im preußischen Sinne erschienen in Berlin, vgl. Le chansonnier prussien ou recueil de chansons d'occasion. Berlin 1814. Erwähnt mag werden „Der Ruf des Vaterlands", ein Roman von L. von Germar. Berlin 1814.

keit Gebrauch, am reichlichsten die, welche weislich geschwiegen hatten, als das Reden nicht gefahrlos war. Zu den überaus heftigen, bisweilen alles Maß überschreitenden Spott- und Hohnreden gegen den Korsen kamen bösartige Karrikaturen. Die eine ließ Napoleon vor dem Teufel knieen und von diesem an einem Stricke fortschleppen, die andere auf den Schädeln der von ihm Gemordeten thronen und einen Becher von Thränen schlürfen. Ließ nun die Regierung auch häufig den Schriftstellern und Zeichnern volle Freiheit, so zeigte man gelegentlich Anwandlungen von Aengstlichkeit. So wurde Kotzebue's*) „Noch Jemands Reiseabenteuer", während sein „Flußgott Niemen" in zwei widerrechtlichen Nachdrucken in Berlin verbreitet, im Marionetten-Theater gespielt wurde, in Berlin verboten, obgleich diese Schrift in Königsberg mit Censur gedruckt worden wär. Auch den Königsbergern wurde diese Veröffentlichung als Unrecht vorgehalten. Diese jedoch remonstrirten in kräftiger Weise gegen das Verbot mit der sehr gerechtfertigten Bemerkung: „Die von Berliner Behörden ausgehende Verfolgung der den guten und rettenden Volksgeist anregenden und unterhaltenden Maßregeln und Schriften wirkt um so gehässiger, da der Nation noch in frischem Andenken ist, wie zur Zeit des französischen Einflusses fast jede unwahre, vergiftende, das königliche Haus und die Nation herabwürdigende Darstellung von Berlin aus ganz ungehindert ausging."

Aber auch andere widerwärtige Erscheinungen gaben sich nun in der Litteratur kund.

Bald zeigte sich nämlich unter den Sängern jene kindische Beschränktheit**), welche die französischen Streiter als nur „von Tyrannenmacht getrieben" und des durch die Begeisterung entfachten Heldenfeuers entbehrend darstellte, sie bejammerte, weil

*) Die betreffenden Actenstücke, Regierungsverfügungen, auch ein Schreiben Kotzebue's sind gedruckt: Aus den Papieren Schön's, 1883, Bd. VI, S. 596—614.

**) Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, ein Gedicht von Franz Theremin. Berlin bey C. Salfeld. 1813.

sie unchristlich auf priesterliche Tröstung und Segnungen verzichten mußten, sie als Feiglinge erklärte, die an sich selbst verzweifelten, allen Ruhm dagegen auf die Preußen häufte, die außer dem Glück auch alle guten Eigenschaften besäßen, die den Gegnern fehlten.

Noch schlimmer indessen war Folgendes. Als nämlich Zacharias Werner („Die Weihe der Unkraft"), freilich in seiner mystischen, strengkatholischen Weise, aber doch mit Recht, darauf hinwies, daß es mit der äußeren Befreiung nicht geschehen sei, sondern daß eine innere, eine wahrhafte Umkehr folgen müsse, da war es kein Zeichen wirklich guter Denkungsart und wahrhaft patriotischer Gesinnung, wenn K. Müchler, als er diese ernsten, von Nachdenken und treuer Sorge für sein Volk Zeugniß ablegenden Verse neudruckte, ihnen in seiner „Antwort von einem Deutschen" eine grobe Erwiderung anfügte (1815 o. O., wohl sicher in Berlin). Denn es war wohl an der Zeit, daß Werner denen, die nicht mitgekämpft hatten, auch sich mit einschließend, zurief:

Doch dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit,
Durch welche Deutschlands Stärke zur Ohnmacht ward entweiht,
Dir, laulichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein,
Auch ich deines Gleichen war, dir präg' ich Demuth ein!

In der Rückerinnerung an die schmähliche Zeit der Selbsterniedrigung hatte Werner vollkommen Recht, den Deutschen ihre Sünden vorzuhalten und ihnen zu sagen:

Denn hätte freches Meinen geschwächt nicht deutsche Kraft,
Wär' unsers Landes Stärke vom Feind nicht fortgerafft;
Hätt' Jeder nur gelernet täglich seine Lektion,
Würd's, ohne Blutvergießen, wohl im deutschen Hause stohn!

Das Heilmittel freilich, das Werner angab, Rückkehr zum Katholicismus, war schwerlich angebracht, aber die innere Umkehr war nöthig, wenn die erfochtenen Siege die erwünschte Folge haben sollten. Diese innere Befreiung, dieses Sichbesinnen auf seine Aufgabe und seine Pflichten wurde dem Volke von manchen

Dichtern gepredigt, die in der Augenblicksfreude nicht ihr Genügen fanden. Wie sich der ernste Deutsche aber gern in solchen Momenten der Weihe zur Religion flüchtete, so auch damals. So erinnerte unter den Berliner Dichtern de la Motte Fouqué die Deutschen, daß eine höhere Macht ihnen die Kraft verliehen und die Gegner geschwächt habe, und forderte sie auf, von heiligem Zittern durchbebt, wieder das stille Beten zu lernen vor dem „der kann und will". Solche ernsten Töne waren es glücklicherweise, die nun trotz aller Freude über den Sieg, den Heldenruhm, den man erlangt, die äußeren Erfolge, die man davongetragen hatte, von reiferen Männern immer häufiger erklangen. In die Triumphgesänge mischten sich nun Töne des Mitleids; ernste Betrachtungen traten an die Stelle der maß- und geschmacklosen Spöttereien gegen Napoleon und die Franzosen; nach dem Hingang des Großen kam das Gefühl der Nichtigkeit des Erdenruhms zu poetischem Ausdruck. In Stägemann's, eines hohen preußischen Staatsbeamten, „historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" findet sich eins auf den Tod Napoleons. In elegischen Tönen versetzte sich der Dichter an die öde Grabstätte des Dahingegangenen, beklagte die Mißgunst der verfolgenden Gestirne, welche „auf des Titanenstammes einsamen Geistern" laste und fuhr fort:

Kein Mal erhebt sich. – Keines? Wie Fittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz,
Marengo, Jena, unverweslich,
Senken sich über den Hügel Longwoods.
Sein ruhig Bett umrollen die Wogen. Er
Vernimmt sie nicht. Von Rasen ein Teppich hält
Den Busen überwältigt, der einst
Athmend die Reiche der Welt zersprengt hat.

Die Schrecknisse des Krieges waren vorüber. Der Taumel der Begeisterung legte sich allmählich. Zahllose Wunden waren zu heilen; man bedurfte nach der jahrelangen Aufregung der Ruhe und der Sammlung. Auf die Zeit starker innerer und

äußerer Aufregung folgte ein Vierteljahrhundert des Friedens. Nun versuchte man, sich der geistigen Schätze zu freuen, die außer Kriegsliedern und patriotischen Aufrufen eine große Vergangenheit hinterlassen hatte und bemühte sich zu zeigen, wie weit man es mit eigener Kraft bringen könnte auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Drittes Buch.

Fünfundzwanzig Friedensjahre.

(1815—1840.)

Dreizehntes Kapitel.

Goethe.

Im J. 1766 hatte Goethe gemeint, es gäbe keinen so gottlosen Ort, als die Residenz des Königs von Preußen, im J. 1778 hatte er auf kurze Zeit Berlin besucht und seinen Respect vor der Thätigkeit des Fürsten bestärkt. Auf Berlin zu achten wurde er seitdem nicht müde. Doch brauchte er viel längere Zeit, Berlins Werden und Walten zu würdigen, als dieses nöthig hatte, sich in seinen Geist einzuleben. Schon „Götz", unter allen deutschen Städten in Berlin zuerst aufgeführt, hatte manche Parteien entzückt, andere aufgeregt (vgl. I, S. 593). Auch „Werther" theilte die litterarisch Gebildeten in streitende Heerlager. Zwar fand er in vielen Kreisen Berlins ein anerkennendes und begeistertes Publicum, aber der Einfluß Lessings auf seine Zeitgenossen war zu stark, um diese das Werk rein als Kunstproduct genießen zu lassen. Sie sahen, gleich dem Meister, in „Werthers Leiden" etwas Verführerisches und Verderbliches; selbst diejenigen, die später durchaus zu Goethe's Fahne schwuren, lernten niemals, diesem Jugendwerke die rechte Würdigung zu gewähren. Lessing's ernster Widerspruch klang nach in den Worten, welche Mendelssohn 1775 zu Hennings sagte, da er ihm das Goethische Werk vorwies: „Was wollen die Leute, die nichts als Gluth erregen und der erhitzten Phantasie keinen Führer lassen, um sicher hindurch zu kommen?" Lessing's Wunsch nach einem cynischen Schlußkapitel wurde, anders als Lessing es ausgeführt hätte, durch Nicolais „Freuden des jungen Werther,

Leiden und Freuden Werthers, des Mannes" erfüllt. Gar manchem Vernünftler paßte der von dem Aufklärer in seinem Gegenroman gewählte Ausgang, daß Werther sich mittelst einer mit Hühnerblut geladenen Pistole nur besudelte; viele Nicolaiten mochten sich an den schalen Abenteuern von Lottens und Werthers Haushalt ergötzen, an den Irrungen, die ein modisches Kerlchen hervorrief und an den Versöhnungsversuchen, in denen der zurückgewiesene Albert excellirte*). Aber auch Theologen, die nicht ganz von Lessing's Schule waren, fanden an dem „Werther" Manches zu tadeln. Der Prediger Ulrich z. B. in seiner „Moralischen Encyclopädie" (s. v. Roman), mochte er auch die kräftige Sprache loben, und von den Reflexionen sagen, daß sie das Gepräge des hellsten Kopfes an sich trügen, mußte doch bedauern, „daß er das Gift der Unzufriedenheit mit Gottes Welt und mit den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens seinen Lesern einhauchte." **)

Stella, das „Schauspiel für Liebende", wurde 1776 in Berlin gedruckt. Der Buchhändler Mylius, der die Originalausgabe veranstaltete, meinte mit den 20 Louisd'or, welche er dem Dichter als Honorar gab, etwas Uebermäßiges gethan und sich das Anrecht auf alle künftigen Productionen Goethe's erworben zu haben. Aber weder er noch die meisten Leser verfielen in den Begeisterungstaumel, der anderwärts die Stürmer und Dränger bei Lectüre dieses Werkchens ergriff, das den Triumph der Leidenschaft über die Convenienz verherrlichte. Vielmehr wünschte der nüchterne Sinn der Berliner auch hier eine Abschwächung: daher folgte auf die Originalausgabe des Dramas ein derselben sorgfältig nachgeahmter Nachdruck***), in welchem

*) R. M. Werner, Der Berliner Werther. Salzburg 1879. Die Schrift Nicolai's ist abgedruckt Kürschner's Deutsche National-Bibliothek, Bd. 72, S. 363ff. Lessing's und Mendelssohn's Aeußerungen sind häufig angeführt.

**) Ueber Ulrich vgl. oben Bd. I, S. 328 A.; ferner Berliner Neudrucke II, S. XXVI, LI, 108.

***) Stella, 6. Act, Berlin 1776. Die bibliographischen Einzelheiten

den echten 5 Acten ein unechter sechster angefügt war. Darin wurde Fernando entlarvt und wegen vieler Verbrechen zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Cäcilie und Stella trösteten sich unschwer über den Verlust des Vielgeliebten, und die schnippische Lucie schloß, auf die ihr gemachte Bemerkung, der Vater sei ein Bösewicht, das Stück mit den Worten: „Mag sein. Habe bisher ohne Vater gelebt. Er hat mir so Weniges zu Liebe gethan. Liebe Mutter, wir wollen uns trösten. Ich habe noch nicht gefrühstückt."

Der Widerspruch gegen diese drei Jugendwerke Goethe's floß aus einer gemeinsamen Quelle: es war eine Reaction des Vernünftigen gegen das Phantastische, der praktischen Lebensklugheit gegen Ansprüche und Forderungen idealen Sinnes. Trotz dieser Nichtübereinstimmung mit dem neuerstandenen Dichtergenie wollten die Berliner sich seine Neuschöpfungen nicht entgehen lassen. Daher warben Berliner Zeitschriften um Goethe's Mitarbeit: die von den Brüdern Jacobi nach Berlin verlegte „Iris" brachte ein Goethisches Gedicht: „Wie Feld und Au, so blinkend im Thau"; die von dem Gothaer Reichard geleitete „Olla Potrida" veröffentlichte „Gesänge aus Lila"; und die „Litteratur- und Theaterzeitung" beschenkte ihre Leser zuerst mit dem Monodrama „Proserpina". Und während Goethe selbst den ersten Druck seiner „Claudine von Villa Bella" einem Berliner anvertraute, raffte ein anderer unternehmender Buchhändler, Himburg, ohne Wissen, ja gegen den Willen des Autors Alles, was er von Goethe kannte oder fälschlich ihm zuschrieb, zusammen, um zu drei verschiedenen Malen, 1775—1779, zuletzt in einer vierbändigen Ausgabe die Welt mit „Goethe's Schriften" zu beschenken. Goethe beehrte die ihm von dem unverfrorenen Verleger zugesandte Ausgabe mit einem heftigen Epigramm.

Als 1786 die erste von Goethe selbst veranstaltete Ausgabe

---

für diese Goethische Schrift und die gleich anzuführenden Drucke von Goethe's Einzelschriften und Gesammtausgaben vgl. in Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, Leipzig 1886.

seiner Schriften zu erscheinen begann*), war die politische und litterarische Stimmung, der sie begegnete, dem großen Unternehmen nicht günstig. Hält man sich gegenwärtig, daß diese erste zu Leipzig erscheinende achtbändige Ausgabe, weit entfernt bloß das Zerstreute zu sammeln, das bisher Erschienene zum Theil in völlig umgearbeiteter Gestalt brachte, außerdem aber Egmont, Iphigenie, Tasso und das Faust-Fragment überhaupt zum allerersten Male veröffentlichte, so begreift man kaum die Kühle des ihr zu Theil gewordenen Empfangs, ihren geringen buchhändlerischen Erfolg und die ziemliche Nüchternheit der über sie laut werdenden Kritik. Zur Erklärung dieser auffälligen Thatsachen muß man einerseits daran erinnern, daß die ältere Generation der Leser und Kritiker aus Schülern Lessing's, die jüngere aus Anhängern Schiller's und der Seinen bestand, andererseits daran, daß die Interessen der Zeit mehr politischen und religiösen als litterarischen Ereignissen gewidmet waren. Die Generation, welche durch Friedrich Wilhelm II. eine Neubelebung des preußischen Staats erhoffte, welche über das Religionsedict seufzte, die französische Revolution neugierig betrachtete, hatte keine reine Freude an den Werken des Genies. Zwar wurden Goethe manche Ehren zu Theil: er wurde z. B. Ehrenmitglied der Akademie der Künste. Manche seiner Dramen, die in Berlin aufgeführt wurden, gefielen, z. B. die Geschwister, die nicht nur durch ihre Darstellung — Fleck und die Unzelmann spielten die Hauptrollen — sondern auch durch ihre Charakterzeichnung großen Beifall errangen;**) andere, wie der Großcophta, fielen gänzlich durch. Einzelne Schriften Goethe's erlebten auch damals ihren ersten Druck in Berlin, z. B. der „Römische Carneval", für welchen es deshalb an Reclamestößen des Verlegers nicht fehlte; die „Neuen Schriften", in welchen „Wilhelm Meister"

*) 8 Bände, Leipzig bei Goeschen 1786—1790. Die hier und später erwähnten Kritiken sind zusammengestellt in J. W. Braun: Goethe im Urtheile der Zeitgenossen. 3 Bände. Berlin 1883ff.

**) Vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, S. 175.

zum ersten Male vor das Publicum trat, wurden in Berlin veröffentlicht (7 Bände, 1792—1800). Aber auch diesen gegenüber zeigte sich, wenn man Fr. Schlegel's Verherrlichungen des „Meister" und einige wenige verständnißvolle Charakteristiken ausnimmt, kühle oder feindselige Stimmung. Diese verschärfte sich noch, als Goethe mit Schiller sich vereinte. Die von Schiller unter Goethe's eifrigster Mitarbeiterschaft herausgegebene Zeitschrift „Die Horen" erfuhr in Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland" (11. Band), eine sehr ausführliche und überaus heftige Ablehnung. In Folge dieses Angriffs kam ein Plan der Dichter, der sie schon früher beschäftigt hatte, zur Ausführung, nämlich der, durch ein Strafgericht die Litteratur Deutschlands zu schrecken und zu strafen. Dies geschah durch die Xenien (1795), die gemeinsame Arbeit beider Dichter.*)

Unter den Strafwürdigen nun standen die Berliner obenan. Vier Momente waren es besonders, welche den Xeniendichtern an den Berlinern schon lange mißfallen hatten und nun den Richtern verfielen: die Aufklärungsmanier, der breite und platte Rationalismus, welcher echte Poesie und wahre Philosophie in gleicher Weise befehdete; ferner die Liebäugelei mit der Revolution, welche Frankreich auf Kosten Deutschlands bevorzugte und auch in Deutschland einer Freiheitsschwärmerei huldigte, welche die thatsächlichen politischen Verhältnisse nicht berücksichtigte; sodann die dithyrambische, hochstolzirende Friedrichssängerei; endlich der gespreizte, hochfahrende Ton der Zeitschriften, die keine Autorität kannten und ihrem Dünkel keine Grenze setzten. Als Repräsentant der ersten galt Nicolai, als der der zweiten Reichardt; Jenisch und die Allgemeine deutsche Bibliothek als die der dritten und vierten.

Nicolai erhielt den reichlichst bemessenen Antheil. Seine

---

*) Für die Xenien und Antixenien vgl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf, 2 Bde., Stuttgart 1851, wo auch die auf die Berliner bezüglichen Stellen gut hervorgehoben sind. Jetzt: Schriften der Goethe-Ges. VIII. 1893 hgg. von B. Suphan und E. Schmidt.

Angriffe auf Schiller und Goethe wurden ihm redlich vergolten, seine Ansprüche, die darauf ausgingen, Alleinherrscher im Reiche des Geschmacks zu sein, zurückgewiesen, seine Vielschreiberei und Geschäftigkeit wurden grimmig verspottet. Er erschien den Dichtern als ein schrecklicher Dorn in Lessing's, des Märtyrers, Kranz; er, „Herr Nickel“, wurde als der vom Schlage Getroffene bezeichnet, dessen Zunge, statt gelähmt zu sein, nur um so geläufiger fortschwatze, als der empirische Querkopf, der Andere mit dieser Benennung beehre und sich von dem Echo die Titulirung „Leerkopf“ gefallen lassen müsse. Denn nichts gelänge ihm, so daß ihn die Horen mit dem selbstbewußten Bekenntniß entlassen konnten:

Unsere Reihen störtest Du gern, doch werden wir wandeln,
Und Du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort.

Kaum minder hart wurde Reichardt bestraft. Die Hinneigung zur Revolution, welche er in seinen Journalen bekundete (vgl. oben S. 55 u. 61), wurde ihm verdacht: den Verfassern der Xenien galt er als Philister, Schwärmer und Heuchler, als der schlechteste Priester des erhabenen Triebs der Menschen zum Bessern, der „heiligen Freiheit.“

Reichardt und seine Parteigänger wiesen nicht selten mit Hohn auf die Zeiten Friedrich's hin, weil sie glaubten, es weiter gebracht zu haben als jene und weil sie den Despotismus der früheren Zeit verachteten; daneben war aber an Solchen, die auch nach Friedrichs Tod sein Lob verkündeten, kein Mangel. Zwar meinte die Spree in dem Flüsseconcert, das einen Theil der Xenien bildet, bescheidentlich, sie schweige nun, nachdem sie den Mund etwas voll genommen, da sie von Ramler die Sprache und von ihrem Caesar den Stoff erhalten hatte, aber trotz der Versicherung der Spree redeten noch manche Friedrichsänger. Am lautesten vielleicht Jenisch, dessen den siebenjährigen Krieg beschreibende „Borussias“ (vergl. oben S. 145) sich gefallen lassen mußte, als „sieben Jahrhunderte während“ bezeichnet zu werden.

Endlich verfielen die Zeitschriften den Rächern. Theilweise hatten sie deren Zorn durch ihre allgemeine Richtung erregt, die, dem Oberflächlichen geneigt, den tief in das Wesen eindringenden Kunstrichtern nicht genügte, theilweise durch das speciell in ihnen hervortretende Mißverstehen der Absichten Goethe's und der Leistungen Schiller's. Die ganze Art der deutschen Kritik und Production erfuhr der Dioscuren schärfste Mißbilligung; keine der kritischen Zeitschriften aber wurde mit größerer Verachtung abgefertigt, als die von Nicolai geleitete „Allgemeine deutsche Bibliothek“, welche den ewig ihr anhaftenden Denkzettel empfing:

Zehnmal gelesene Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die also Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig. Selbst solche, die gar nicht erwähnt worden waren, erhoben ihre Stimme, z. B. der Vielschreiber Cranz, der unter grobem Titel „die Ochsiade“, die Beurtheilungen der Xenien und Antixenien zusammenstellte und grade die unanständigsten mit dem größten Beifall begrüßte. Andere, die kaum befehdet, nur gestreift worden waren, wie F. L. W. Meyer, wahrten ihre angegriffene Ehre in langen Auseinandersetzungen. Der Letztgenannte meinte allen Ernstes, Vulpius, der Verfasser von Räuberromanen, Goethe's Schwager, sei Haupturheber der Xenien und erging sich in dem lustigen Irrthum, Schiller habe in dem Epigramm „Wohlfeile Achtung“, in welchem ein Beliebiger als „selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe“ charakterisirt wurde, keinen Andern als Goethe bezeichnen wollen. Diesen Irrthum, wenn eine solche Beziehung nicht vielmehr absichtlicher Hohn sein soll, beging auch Jenisch, der sonst in seinen „Litterarischen Spießruthen“ manchen brauchbaren Beitrag zum Verständniß der Xenien lieferte. Am ausführlichsten erwiderten aber die beiden hauptsächlich Befehdeten. Reichardt, der als Componist Goethe nahe gestanden hatte und die werthvolle Verbindung auch für die Zukunft nicht aufgeben wollte, ersann, um sich eine Hinterthür offen zu halten, ein seltsames Mittel, in welchem er Nach-

folger fand, nämlich das, Goethe von Schiller zu trennen, Letzteren als einzigen Sündenbock hinzustellen, der Idee und Ausführung der Xenien verschuldet, Goethe's Namen aber nur vorgeschoben habe, um sich zu decken. Auch von Seiten Nicolai's wurde Schiller mit den ärgsten Stachelreden bedacht. In den 200 Seiten — denn zu solcher Ausdehnung gedieh „das Blatt", das die Xeniendichter dem geschwätzigen Berliner Aufklärer prophezeit hatten —, einem „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach" wurde Schiller Unklarheit und Begriffsverwirrung vorgeworfen, daneben Goethe der Eitelkeit und des Hochmuths geziehen; Nicolai selbst dünkte sich unendlich erhaben über die engverbundenen Dichter und gab seiner eitlen Selbstbespiegelung charakteristischen Ausdruck in folgenden Versen:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich nicht Goethe, Schiller worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben.

Die Dioskuren bewiesen der Welt durch unvergleichliche Leistungen, daß sie nicht, wie Nicolai prophezeite, verdorben seien. Ihre Größe wurde auch in Berlin nicht länger verkannt. Denn die Antixenien — wie man die Antworten der Angegriffenen mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet hat —, sind weder der Ausdruck eines großen Kreises noch der Anfang einer erbitterten Reaction, sie entstammen vielmehr zumeist den Kreisen der Schriftsteller alten Schlages, den Reihen der Aufklärer. Diese bewahrten freilich ihre Goethefeindschaft bis ans Ende. Ihr Organ, die „Berlinische Monatsschrift", brachte in ihren etwa 60 Bänden nicht nur keinen Beitrag Goethe's, sondern fügte, wenn sie Goethe etwa nannte, der Erwähnung einen kleinen Spott hinzu, so 1803 eine ironische Bemerkung gegen die Jenaische Litteraturzeitung, oder 1808 Voß' Gegensonett gegen Goethe, dem allerdings Goethe's Sonett vorangestellt worden war. Die übrigen Zeitschriften und periodisch erscheinenden Werke dagegen rühmten sich entweder der Mitarbeiterschaft Goethe's, wie die

„Ephemeriden der Litteratur und des Theaters“ oder suchten ihre Zugehörigkeit zu Goethe durch zustimmende Worte zu bekunden. Dafür sind Zeugnisse Mnioch's und Kinderling's Verse in K. Müchler's „Egeria“ (1802), besonders aber die Gedichte, welche der von Chamisso und Varnhagen herausgegebene „Musenalmanach“ (1804—1806) brachte.*) Denn die beiden jugendlichen Herausgeber, wie die ihnen gleichgesinnten Genossen Ludwig Robert, Auguste Klaproth u. A. waren Goetheenthusiasten. Ihnen erschien nicht nur, wie früheren gutgesinnten Kritikern, wohl manch einzelnes Werk des Dichters empfehlenswerth, sondern der Schriftsteller in seiner Totalität war ihnen Vorbild und Meister.

Alle diese jungen Leute standen, wenn sie nicht geradezu Romantiker waren, in enger Fühlung mit der Romantik. Durch die Romantik aber zog Goethe's Name sieghaft in Berlin ein. Unter den begeisterten Jünglingen, welche die kleine, aber bunte Schar der Romantiker bildeten, war keiner regsamer als Friedrich Schlegel. Mochte auch sein Enthusiasmus für Goethe mitbestimmt werden durch seine krankhafte, in Lächerlichkeiten ausartende Sucht, Schiller herabzusetzen, er brach mit elementarer Kraft aus, entzündete die Gleichgesinnten und riß die Widerwilligen mit sich fort. In Kleinigkeiten wahrte sich zwar Schlegel seine Unabhängigkeit selbst wider das freiwillig gewählte Oberhaupt, wie er denn zu eigensinnig und herrschaftslüstern war, um sich völlig gefangen zu geben, im Ganzen aber pries er im „Athenäum“, in den „Charakteristiken und Kritiken“, um nur die von ihm und dem Bruder herausgegebenen Zeitschriften zu nennen, Goethe als den Herrn der Herren. „Hermann und Dorothea“ erklärte er als „das herzlichste, biderbste, edelste, naivste und sittlichste unter Goethe's Gedichten“; durch „Alexis und Dora“ wurde er zu dem Ausruf hingerissen: „Wer so dichten kann, ist glücklich wie ein Gott“; dem „Wilhelm Meister“

*) Neudruck des Almanachs von 1806, Berl. Neudr. II, 1, vgl. oben S. 142 fg.; in der Einl. Abdruck der im Text erwähnten Verse.

widmete er bedeutende Aufsätze, in welchen er die Gedanken des Dichters congenial auszudeuten wußte; und einmal faßte er sein Gesammturtheil, das freilich nur für seine vom Katholicismus noch nicht angekränkelten Jugendjahre gilt, in die Worte zusammen: „Ich bewundere eigentlich keinen deutschen Dichter als Goethe.“ In dem kleinen Fragment über Goethe, vielleicht dem Einfachsten und Verständlichsten, was Schlegel geschrieben hat, bezeichnete er Goethe's Poesie als „die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit“ und schloß seine Darstellung mit den bedeutungsvollen Worten: „Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Vorstellung wie die ruhige und heitre Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth.“ *)

Durch seine Schriften und Briefe, mehr noch durch seine Gespräche trug Schlegel seine Gesinnungen in viele Berliner Kreise und gewann namentlich in den Frauen, die sich bisher dem neuen poetischen Genius gegenüber gleichgültig, ja widerwillig gezeigt hatten, theilnahmsvolle und zur apostolischen Thätigkeit bereite Genossinnen. Einen Vorgänger, sowohl in Litteratur als Gesellschaft, hatte Schlegel freilich gehabt, den „wunderlichen Heiligen“ K. Ph. Moritz.**) Dessen Predigten aber waren, sowohl in Folge ihres Uebermaßes als in Folge der Seltsamkeiten des Mannes, der halb Mystiker, halb Einsiedler war, fast so wirkungslos gewesen, wie ehemals seine gegen Schiller gerichteten schonungslosen Tiraden. Zudem galten Moritzens schwärmerische Verherrlichungen Goethe's, die wegen

*) Die letzte Stelle aus Braun a. a. O. Die übrigen aus Fr. Schlegel's Briefen an seinen Bruder Aug. Wilhelm, hgg. von O. Walzel, Berlin 1889.

**) Ueber Moritz vgl. Bd. I passim, bes. oben S. 90–92. Neuerdings Pröhle in seiner Schrift über Moritz 1886. Dessoir, Berlin 1888.

ihrer Ueberschwänglichkeit Schiller in Jena widerwärtig gewesen waren, in erster Linie dem Menschen, dem Kunstbegeisterten, dem Forscher, höchstens dem Dichter des „Werther“ und der Jugenddramen, welche den armen „Anton Reiser“ einst so mächtig gepackt und aus seinem Elend zur Natur, Kunst und Liebe getrieben hatten. Sie setzten die Kenntniß der Werke, ja eigentlich auch die Bekanntschaft mit dem Menschen voraus und blieben sowohl wegen dieser Voraussetzungen als wegen der schweren Sprache, in der sie vorgetragen wurden, dem großen Publicum unverständlich.

Es ist daher leicht begreiflich, daß nicht gegen Moritz, obwohl dieser zeitlich der bei weitem ältere war, sondern erst gegen Schlegel der Widerspruch laut wurde. Dieser ging von A. v. Kotzebue aus und gipfelte in seiner Zeitschrift „Der Freimüthige“ und in seinem vielbefehdeten Scherzspiel „Expectorationen“ (vgl. oben S. 149—154).

Solche Bosheiten fanden in Berlin ein großes Publicum. Theils aus Dankbarkeit gegen den Dichter, der damals den Berlinern, wie allen Theaterbesuchern der größeren Städte, die meisten vergnügten Theaterabende bereitete, theils aus dem stillen Behagen, das gar viele Leute darüber empfinden, daß ein Großer herabgewürdigt wird. Freilich fehlte es auch nicht an Widerlegungen. Aus diesen aber läßt sich für das Verhältniß Goethe's zu Berlin nichts entnehmen. Dagegen hatte auch Kotzebue seine Parteigänger, u. A. Garlieb Merkel, seinen Mitherausgeber an dem „Freimüthigen“. Dieser stöberte Alles auf, worin er eine Hinneigung für Goethe zu spüren vermeinte und leerte rücksichtslos die Schale seines Zornes auf Alle, die sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatten.

Die Romantiker waren die Begründer des Sieges Goethe's in Berlin, aber sie genossen noch nicht den vollen uneingeschränkten Triumph. Um diesen herbeizuführen, waren drei Momente besonders thätig: Goethe's offizielle Verbindung mit Berlin, die Propaganda Zelters, die begeisterte Theilnahme der Frauen.

Die offizielle Verbindung Goethe's mit Berlin fällt vor die Zeit, da zwei Weimarische Prinzessinnen, die Prinzessinnen Karl und Wilhelm, in Berlin lebten, aber ist später als die Zeit der Romantiker. Diese, meist jugendliche, unberühmte, namentlich im Kreis der bestimmenden Persönlichkeiten unbekannte Männer, standen dem Theater fern. Von dem Theater aus wurde nun im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit Goethe eine direkte Verbindung angebahnt, die eine ganz andere Bedeutung hatte, als die gelegentliche Aufführung Goethischer Dramen, die schon in den früheren Jahrzehnten stattgefunden hatte und auch ferner nicht aufhörte. Die offiziellen Vermittler waren Iffland und Graf Brühl.

Iffland als Schauspieler gehörte zu den Lieblingen Goethe's. Für den Dichter wie für ganz Weimar war es ein Fest, wenn der gefeierte Schauspieler nach Weimar kam und dort die Gestalten der dramatischen Meisterwerke verkörperte. Als Berliner Theaterdirector trat er Goethe gegenüber anregend und vermittelnd auf (vgl. oben S. 323). Vermittelnd, indem er ältere und neuere Stücke anderen Theatern anbot; anregend, indem er gelegentlich Rathschläge zur Erzielung größerer dramatischer Wirkungen ertheilte.

Derartige Anregungen in größerem Umfang und mit beträchtlicherer Wirkung empfing Goethe durch Iffland's Nachfolger, den Grafen Brühl. Persönliche Beziehungen hatte dieser schon als Knabe (1785) mit Goethe gepflegt und den liebenswürdigen, anmuthigen Verkehr seiner Eltern, des Grafen Moritz und der schönen Tina mit Goethe und dessen Weimarer Freunden mitgenießen dürfen.*) Hatte Goethe sich in den belebten Cirkeln des gräflichen Paares als Gelegenheitsdichter willig gezeigt, so sollte er nun auch auf einer größeren Bühne seine Willfährigkeit beweisen. Auf Wunsch des Grafen Brühl dichtete Goethe einen Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" (1828); sein eignes

*) Vgl. die Mittheilungen Suphan's im Goethe-Jahrbuch XI, S. 123ff. — Die im Text benutzten Briefe Iffland's und Brühl's in Teichmann's litt. Nachlaß, hgg. von Dingelstedt, Stuttgart 1863

Jugendgedicht, durch welches er vor mehr als einem halben Jahrhundert den vergessenen alten Meister wieder zu Ehren gebracht, neu belebend und statt der alten, den Verächtern des Nürnberger Sängers entgegengeschleuderten Verwünschung die Verse anfügend:

Wirksame Tugend nie veraltet
Wenn das Talent verständig waltet.
Wer Menschen gründlich konnt' erfreu'n,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheu'n.

Eine größere Aufgabe übernahm Goethe (1821), zu einer Zeit, da er mitten in Arbeiten steckte, die der dichterischen Production sehr ungünstig waren, einen Prolog nämlich zur Einweihung des neuen Berliner Schauspielhauses. In großen Zügen stellte er Aufgabe und Thätigkeit der Muse des Dramas dar, indem er die antike Tragödie, das Drama der großen Meister des 16. Jahrhunderts, das bürgerliche Schauspiel, die verschiedenen Arten des Lustspiels, das Ballet vor den Hörern vorüberführte; er rühmte Schinkel, den großen Künstler, dem man das glänzende Gebäude verdankte, flocht eine feine Huldigung für den König ein und bestimmte in edlen Worten die Wirkung der Kunst:

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom Andern schicklich angefaßt,
Wie Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird Euch wohl zu Muthe.
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute!

Während diese größere Aufgabe zur vollen Befriedigung des damaligen Publicums gelöst wurde und, trotz einiger Längen, den ihr zu Theil werdenden Beifall verdiente, vermochte die größte, welche Goethe zufiel, den gehegten Erwartungen nicht zu genügen. Das Festspiel nämlich, durch welches Goethe, im Auftrage des Grafen Brühl, die Rückkehr der verbündeten Könige und Heere, das Ende des Befreiungskriegs, verherrlichen sollte,

„des Epimenides Erwachen“ (1815) (vgl. oben S. 347), rief mit Recht den Berliner Volkswitz hervor: „I wie meenen Sie des?“ Denn es erschien damals und erscheint noch heute als eine schwerverständliche Allegorie, deren Idee und Ausführung für Ort und Zeit nicht paßte, denen sie geboten wurde. Mag Goethe selbst, wie neuerdings*) geistreich dargelegt worden ist, der Schläfer sein, der den gewaltigen Kampf verschlafen hat, oder mag der Held der nicht allgemein bekannten antiken Sage durch einige wenige Striche modernisirt sein, das Stück wirkt ernüchternd und erkältend, statt zu erwärmen und zu erheben. Die Mischung von Antikem und Modernem, Allegorischem und Historischem macht einen wenig künstlerischen Eindruck; das aber, was für ein solches Stück am meisten erforderlich war, das warme, zündende, patriotische Wort stand Goethe nicht zu Gebote.

Doch gab es Goetheenthusiasten, die sich und Andere über den geringen Eindruck des Stückes zu täuschen suchten. Unter diesen nimmt K. Fr. Zelter die erste Stelle ein, Goethe's Freund, der Berliner Maurermeister und Director der Berliner Singakademie, eine echte Berliner Persönlichkeit und eine eigenthümliche Erscheinung in Goethe's Freundeskreis. Denn außer Heinrich Meyer, dem Künstler und Kunsthistoriker, war er vielleicht der einzige Mann aus dem Volke, mit dem Goethe in innigem Verkehre stand. Und es ist charakteristisch, daß Goethe gerade diesen beiden die wärmste Sympathie schenkte, dem Weimaraner eine wahrhaft brüderliche Traulichkeit, dem Berliner eine Kameradschaftlichkeit, selbst mit dem brüderlichen Du gepaart, gewährte, wie sie sonst bei Goethe selten vorkamen. Was ihn an Zelter fesselte, war dessen Urwüchsigkeit, sein durch die schwersten Schicksalsschläge nicht zu besiegender Humor, die Kernhaftigkeit seines Wesens, die Klarheit und Unbestechlichkeit seines Urtheils. Zelter war der Apostel Goethe's in Berlin. Er war

*) Vgl. Burdach im Goethe-Jahrb. XI, S. 16. Morsch im G. J. XIV. Die angeführten Goethischen Dichtungen in allen Ausgaben der Werke.

wie Moritz ein Schwärmer für Goethe's Person und wie Schlegel ein begeisterter Lobredner der Goethischen Schriften. Nur daß er nicht wie Jener ein weltabgewandter Sonderling und wie Dieser ein schwerverständlicher Philosoph war, sondern mitten im Leben stehend deutlich und natürlich in kernhafter Weise mit derbem Humor zu reden wußte. Er componirte Goethe's Lieder und machte sie durch gefällige Musik zum Gemeingute der Sangeslustigen. Er predigte sein Evangelium auf den Gassen, in Gesellschaften, im Theater. Er verkündete überall die Liebes- und Weisheitsworte aus Goethe's Briefen und vertheilte dessen Schriften wie ein Missionär seine Tractätlein. Er gab einem Jeden, was seinen Bedürfnissen und seiner Anschauungsweise entsprechen mochte. Vielleicht täuschte er sich manchmal über die Empfänglichkeit des Einen, über die Stimmung des Publicums, vielleicht war er in seiner Bewunderung manchmal zu naiv, in seiner Einwirkungslust zu aufdringlich, aber er wirkte durch sein lebendiges Wort und seine thätige Propaganda mehr als der eifrigste Schriftsteller. Er schuf Goethe eine Gemeinde in Kreisen, in die jener sonst schwer gedrungen wäre und wurde ihr Hohepriester, stets demüthig geneigt vor seinem und ihrem Gotte.

Zu dem Stabe Zelter's gehörten viele junge Frauen; eine seiner Lieblingsmaximen war die, auf die Frauen zu wirken. Die Frauen halfen Goethe's Sieg in Berlin vollenden. Unter den damaligen für Goethe begeisterten und thätigen Frauen lassen sich zwei Klassen unterscheiden: die Frauen jüdischen und diejenigen aristokratischen Ursprungs.

Unter den jüdischen Frauen stellen die drei bekannten Gestalten der Dorothea Veit, Henriette Herz und Rahel Levin (vgl. oben S. 132fg., 193—198) die drei verschiedenen Stufen der Stellung der damaligen Frauen zu Goethe dar.

Dorothea Veit zeigte ein eigenthümliches Gemisch von der kühlen Gesinnung, ja Abneigung ihres Vaters und dem rasch auflodernden Enthusiasmus ihres Geliebten. Selbst zu der Zeit, da Friedrich Lobredner strengster Observanz war, hielt sie sich

in der Reserve; einzelnen fast unwillkürlichen Huldigungsausbrüchen folgte unmittelbar Beschränkung oder Zurücknahme des Lobes. Ihre weibliche Eitelkeit wurde befriedigt, da sie Goethe sah und von ihm ausgezeichnet wurde: diese „unmittelbare Beschäftigung des Gottes" mit ihr war ihr „ein großer, ewig dauernder Moment"; aber das Katholisirende, ja geradezu Mystische in ihrer Natur ließ sie die rechte Beziehung zu dem großen Heiden nicht finden. Es war volle Wahrheit, wenn sie später in ihrer durchaus katholischen Periode die Worte brauchte: „Ich habe, seitdem ich Goethe kenne, immer ein Mißtrauen gegen ihn gehabt." Trotzdem darf die Wirkung, die sie auf die Berliner Gesellschaft zu Gunsten Goethe's ausübte, nicht unterschätzt werden. Sie war einem Pfadfinder vergleichbar, der, glücklich über den gefundenen Weg, in ein Triumphgeschrei ausbricht, den Begleitenden jubelnd zuruft, daß etwas Neues entdeckt sei, aber, alsbald zaghaft geworden, vor den Gefahren warnt und die Verantwortung von sich ablehnen möchte, die Nachfolgenden wirklich zum Ziele zu führen.

Henriette Herz, Dorothea innig befreundet, ging stolz den ihr gewiesenen Pfad. Sie konnte keine neuen Wege finden und auch die Gefahr der Abwege nicht erkennen, aber sie schritt ruhig fürbaß, in der Ueberzeugung, ihr werde der Weg zum Heile gereichen. Unter allen Berliner Jüdinnen jener Tage, die sich aus der Unbildung zu erheben oder aus der Lessing'schen Aufklärungsepoche zu befreien suchten, verstand sie Goethe vielleicht am Wenigsten und wirkte doch für ihn am Meisten. Denn sie war unermüdlich, allen ihren Besuchern, Männern und Frauen, Hohen und Niedrigen das neue Evangelium, das ihr aufgegangen war, zu verkünden. Anmuthige Gedichte klangen von ihren Lippen anmuthiger, und Liebesworte, die sie bei der Lectüre Goethischer Dramen mit vertheilten Rollen klangvoll und mit großer Affectation vorzubringen wußte, mochten manchem ihrer Partner verheißungsvoll ertönen. In Frau Henriettens Salon bildete sich die erste Goethegemeinde: der nach Neuem begierigen Herrin

äußerliche Schwärmerei erzeugte bei tiefer angelegten Naturen innere Erhebung und wahres Verständniß.

Dorothea brachte das Neue, Henriette reichte es zierlich, mit einschmeichelnder Liebenswürdigkeit den Willigen dar, Rahel Levin zwang es auf. Sie las die Schriften Goethe's mit feinstem Verständniß und wußte Jedem das ihm Passende darzubieten. Sie war nicht nur durch die Welt gerannt, sondern hatte Manches erfahren und erlebt, sie hatte geliebt und gelitten. Sie nahm die Schriften nicht in kritisch-zersetzender Manier auf und beliebäugelte sie nicht wie einen zierlichen und kleidsamen Schmuck, sondern sie ergriff dieselben und hielt sie fest als Lebensnahrung und Lebensstütze. Ihr war es oft, als wären diese Schriften für sie geschrieben, denn sie enthielten, was sie in guten und bangen Stunden gedacht und gefürchtet, als wäre sie die Einzige, die den Meister so verstände und würdigte, wie er verstanden und gewürdigt werden müßte, als würde sie ihn immer angebetet und vergöttert haben, selbst wenn kein Anderer ihre Verehrung getheilt hätte. Sie wurde nicht müde, für Goethe zu wirken, wo und wie sie konnte: durch Briefe, durch Gespräche, durch Abhandlungen. Gerne begleitete sie einzelne neu erschienene Schriften mit ihren Anmerkungen; in den verschiedensten Stimmungen wußte sie Goethische Worte zu citiren, welche auf ihren Zustand paßten. Auch sie hatte, wie ihre erwähnten Genossinnen, Gelegenheit, Goethe persönlich nahe zu treten; aber ihre Verehrung wurde durch derartige persönliche Beziehungen in keiner Weise geändert. Nur als Goethe ihr Urtheil billigte, jubelte sie auf, als sie durch ihr Wirken eine Anzahl Zustimmender zu dem Büchlein: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (1823) vereinigt hatte, fand sie sich durch diese That belohnt und durch die Anerkennung, welche der Gefeierte dem Werkchen zollte. Dies war ihre schönste Zier, „der schwarze Adlerorden, der ihr belohntes Herz bedeckte." Wenn das wirklich die echte Liebe ist, die sich ewig gleich bleibt, mag man ihr Alles gewähren oder Alles versagen, so besaß Rahel diese echte Liebe. Der Meister

hätte sie verkennen können, wie er sie anerkannte, sie blieb unbeirrt seine Priesterin und Prophetin.*)

Neben den jüdischen halfen einzelne der Aristokratie angehörenden Frauen den Sieg Goethe's in Berlin vollenden. Unter ihnen mögen statt aller übrigen nur zwei: Amalie von Helvig und Bettina von Arnim**) genannt werden. Die Wirksamkeit der Letztgenannten war aber eine andere und zwar geringere als die der Früherbehandelten; theils lebten sie, wie Amalie von Helvig, nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit in Berlin, theils fiel ihr Einfluß, wie bei Bettina, hauptsächlich in die Zeit nach Goethe's Tod. Ein Wesentliches aber hatten sie vor ihren jüdischen Schwestern voraus: nämlich die innigere persönliche Beziehung zu Goethe. Was Rahel Jahrzehnte lang als das größte Gnadengeschenk des Himmels erflehte: Goethe zu sehen und zu sprechen, das war der in Weimar geborenen, aus einer Goethe nahestehenden Familie (v. Imhoff) entstammten Amalie leicht genug geworden. Sie, die selbst dichterisch beanlagt war und schon ehe sie nach Berlin kam, durch Volkslieder, Uebersetzungen und ein großes Epos ihren Namen bekannt gemacht hatte, war eine Schülerin Goethe's und von ihm liebreich behandelt worden. Sie konnte in den höchsten Kreisen — Gneisenau war ihr Hausfreund und auch der Hof war ihr nicht verschlossen — von Goethe reden wie von einem Lebendigen und Wirkenden und, gleich wie von einem väterlichen Freunde, von demjenigen sprechen, den die Anderen nur als Lichtspender und Geistesträger von Ferne verehrten. Sprach Amalie wie eine Freundin, so deklamirte Bettina wie eine Liebende und Geliebte. Diese eigenartige Frau, die noch in der Großmutterhaube etwas vom Kinde an sich hatte, die sich kraft ihrer überquellenden Phantasie eine

*) Ueber andere Berlinerinnen jüdischen Ursprungs, Marianne von Eybenberg und Sara von Grotthus s. Goethe-Jahrb. XIV.

**) Ueber Amalie von Helvig das Buch von H. von Bissing, Berlin 1888; für Bettina H. Grimm (Goethe-Jahrb. Bd. I). G. von Loeper in der Allg. d. Biogr. II.

Welt gestaltete, zu welcher die Wirklichkeit nur Bruchstücke geliefert hatte, sie, die auf dem Schemelchen zu den Füßen der Frau Rath gesessen hatte und sich wenigstens einbildete, Goethe's Liebesstammeln gehört und seine Sonette für sich erhalten zu haben, hatte sich von Goethe ein Bild componirt, das zusammengesetzt war aus Zügen des ewig jugendlichen Dichtergottes und des donnerschleudernden Zeus. Wie sie dies Bild im Herzen trug, also verkündete sie's auch der aufhorchenden Schar ihrer Freunde und Bewunderer. Wie Achim von Arnim, ihr Gatte, übrigens schon einige Jahre bevor er sich mit ihr verband, in seiner „Trösteinsamkeit“ einmal an Stelle des Namens Goethe einfach das Sonnenzeichen gesetzt und gedichtet hatte:

Und erscheint als Gott Dir Goethe
Auf der Menschheit heiligem Thron,

so weihte auch sie, hierin ihrem Gatten gleich, dem Dichter und Menschen eine übermenschliche Verehrung.

Die Theilnahme für Goethe zeigte sich selbst in den Hofkreisen.*) Während Prinzessin Wilhelm, eine Hauptstütze der frommen Cirkel, für die falschen Wanderjahre Partei nahm, verkündete der Kronprinz eine „glänzende Lobpreisung“ Goethe's, ja selbst der König, der geringe litterarische Neigungen hatte, gewöhnte sich daran, Goethe gelten zu lassen, wenn er auch seine Schwiegertöchter Augusta und Marie gern mit dem großen Weimarer Schriftsteller neckte. Durch diese kam dann eine lebhafte, auch auf persönliche Verehrung gegründete Antheilnahme selbst in die exclusivsten Kreise. Freilich soll der König, ärgerlich geworden über die vielen Ehren, die Goethe von Potentaten und Berliner Zeitungen zu Theil wurden, jene bespöttelt und diesen das Wiederholen der Lobeserhebungen untersagt haben. Als die erste Lieferung von Goethe's Werken in Berlin ausgegeben wurde (1826), worin z. B. Helena und die Gedichte auf Ulrike von Levetzow neu waren, wurde sie lebhaft besprochen. Die Nachricht von Goethe's

*) Varnhagen Bll. II, 402, 411; III, 411; IV, 413, 417. — Ferner mündliche Mittheilung des verst. Herrn Grafen von Redern.

schwerer Erkrankung (1823) — eine scheinbar authentische Nachricht von seinem Tode war bereits verbreitet — erregte in Berlin großen Schrecken.

Der Sieg Goethe's in Berlin war entschieden; das letzte Jahrzehnt von Goethe's Leben half nur den Triumph nach allen Seiten verbreiten und die Kreise ausdehnen, in denen Goethe herrschte.

Zunächst beugten sich die Künstler. Zwar hatten einzelne derselben auch schon früher mit ihm in gutem Vernehmen gestanden. Chodowiecki, der von Goethe sehr bewundert worden war, hatte seine geschickte Hand nicht bloß den Himburg'schen Nachdrucken geliehen, sondern nebst einigen anderen Berliner Stechern und Radirern auch an den echten Ausgaben der Werke mitgearbeitet. Die Berliner Kunstakademie hatte sich, wie oben (S. 362) gezeigt wurde, zumeist wohl auf Moritz' Antrieb, eine Ehre daraus gemacht, Goethe unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Gleichwohl fehlte es am Anfange des 19. Jahrhunderts nicht an Mißverständnissen und Gegensätzen. Goethe hatte (1800) in einer „flüchtigen Ueberſicht über die Kunst in Deutschland" gesagt: „In Berlin scheint außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren." Gleichzeitig hatte er mahnend darauf hingewiesen, daß es keine patriotische Kunst und Wissenschaft gäbe. Gegen diese Ausführungen protestirte Gottfried Schadow in einem von der Zeitschrift „Eunomia" abgedruckten Aufsatze. Schadow, der durch seine Werke Goethe erst später nahe trat, besonders bei Gelegenheit des Blücherdenkmals für Rostock, für welches Goethe die bekannten, den Fürsten gut charakterisirenden Verse schrieb, stellte sich im Wesentlichen auf den realistischen gegenüber dem von Goethe vertretenen idealistischen Standpunkt. Bei aller Achtung vor Goethe, dem er die „unverzeihliche Bescheidenheit verbieten" wollte, als letzten Homeriden sich zu erklären, lehnte er die von jenem gestellte

Forderung ab, sich die Antike zum Muster zu nehmen und ließ es an kleinen Sticheleien gegen die von Weimar ausgehenden Bilder nicht fehlen.

Es dauerte jedoch nur wenige Jahrzehnte, so wurden in Berlin die von Weimar ausgeschriebenen Preise begehrt, die dort festgehaltenen hochgepriesenen Muster der Antike angenommen, Goethe's und der Weimarer Kunstfreunde Kunsturtheile als Orakel erklärt. Die Bedeutung des Berliner Umschwungs wird dadurch um so größer, als er zusammenfällt mit der Kriegserklärung der Weimaraner gegen die neudeutsch-religiös-patriotischen Kunstbestrebungen. Die damaligen tonangebenden Berliner Künstler Rauch, Schinkel, Fr. Tieck — auch der jüngere Rietschel wurde durch seinen Meister Rauch in denselben Anschauungen erzogen — standen durchaus auf Goethe's Seite und schickten ihm oder seinem Getreuen Heinrich Meyer, der von dem Meister nach Berlin geschickt worden war, um eine Generalinspection über das Geleistete zu halten, Berichte über die neuen Ausstellungen und die Fortschritte der Kunst überhaupt. Sie erbaten Urtheile über ihre Werke, deren Stiche sie, wie Schinkel, nach Weimar sendeten, sie drängten sich dazu, Goethe's Bild der Nachwelt zu überliefern. Rauch, der zu wiederholten Malen dies schwierige Werk versuchte, brachte es zu solcher Vollendung, daß sein Name mit dem Goethe's dauernd verknüpft ist. Eine derartige Verkörperung der Züge des Dichters trug viel zu seiner Popularität bei. Denn die Vervielfältigung der bisherigen Bilder, Stiche, Silhouetten gaben in Folge der noch sehr mangelhaft entwickelten Reproductionstechnik keine genügende Vorstellung des Menschen; erst die Wiederholungen von Rauch's mannigfachen Versuchen befestigten das Bild des Dichters in dem Gedächtniß der Zeitgenossen.*) Daß Rauch sich aber so lange

*) Interessante Briefe Berliner Künstler an Goethe und Meyer sind abgedruckt Goethe-Jahrb VII, 202—205, 217fg., 219 fg., Bd. XV. Speziell über Rauch: K. Eggers, Rauch und Goethe, Berlin 1889 (vgl. G. J. XI, 260). — Ueber die Rauch'schen Darstellungen Goethe's und die Versuche

und vielfach bemühte, bis es ihm gelang, den Dichter so lebenswahr darzustellen, war nicht bloß ein Zeugniß der Gewissenhaftigkeit des Künstlers, sondern auch eine Folge der nur allmählich sich gestaltenden Vertrautheit des Dichters und Künstlers, die aber dann fest und innig wurde. Rauch, der sich nicht scheute, fachmännischen Rath von Goethe zu erbitten, der ihn ehrte als Fortsetzer des von Winckelmann und Lessing begonnenen Werkes, liebte ihn als Freund und wurde von ihm wiedergeliebt. Wie er in dem Goethischen Kreise charakterisirt wurde als der „liebenswürdigste Künstler, schön wie ein Grieche, einfach, bescheiden, offen, schnell auffassend, von der heitersten Gefälligkeit“, so sah Rauch, welcher die in Weimar verbrachten Tage als „unvergeßlich schöne“ bezeichnet, in Goethe den göttlichen Menschen, dem näher zu sein es ihn stündlich dränge. So oft er von Weimar zurückkam, war er, wie ein dem Dichter und dem Künstler gleich nahestehender Berichterstatter sich ausdrückt, „in einem gewissen höheren Gefühle, welches ich auch an Anderen, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich bewußt geworden bin. Es ist etwas Aehnliches von Verklärung und Standeserhöhung oder vielmehr Heiligung.“

Auch die Vertreter der anderen Künste traten zu Goethe in ein näheres Verhältniß, besonders die Musiker. Dies Verhältniß war angebahnt worden durch Reichardt, der, trotz der kleinen Mißhelligkeiten, von denen früher (S. 364 fg.) die Rede war, treu

---

überhaupt, Goethe's Bild festzuhalten: H. Rollett. Die Goethe-Bildnisse, Wien 1883; F. Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß, Leipzig 1888. — Genaueres über den brieflichen Verkehr und die persönlichen Beziehungen Goethe's und der einzelnen Berliner Künstler und Schriftsteller bei Strehlke, Goethe's Briefe, 3 Bde., Berlin 1882—1884. — Die Stelle über Rauch in dem noch unten benutzten Briefwechsel Goethe's mit dem Staatsrath Schultz, hgg. von H. Düntzer, Leipzig 1852. — Ueber Schadow s. dessen kleine Schriften, hgg. von J. Friedländer 1860, und H. Grimm, Vjschr. für Littgesch., Bd. I; neuerdings L. Geiger, Vom alten Schadow (mit ungedruckten Briefen Goethe's und den Briefen Schadow's an Böttiger) in Westermann's Monatsheften 1894, Oct.-Dec.

bei Goethe verblieb und der als Componist Goethischer Lieder mit Recht weit größere Erfolge erzielte als Zelter; es war durch den Ebengenannten fortgesetzt worden und wurde durch Zelter's Schüler, Felix Mendelssohn-Bartholdy zu ungeahnter Herzlichkeit erhoben. „Ich bin Saul und Du bist mein David; wenn ich traurig und trübe bin, so komme Du zu mir und erheitere mich durch Dein Saitenspiel", sagte Goethe zu dem jugendlichen Freunde, der sein ganzes Herz gewonnen hatte. Niemand vielleicht verstand so gut wie dieses frühreife Kind — er war 12 Jahre, als er das erste Mal, und 21 Jahre, als er zuletzt in Weimar erschien — die Wunderkraft der Musik an dem Meister zu üben, ihn zu trösten, über die Kümmernisse des Erdendaseins hinwegzuheben und durch ungewohnte Genüsse zu erquicken. Und Niemand vielleicht verstand so gut wie der alternde Meister, den Knaben und Jüngling anzuspornen, ihn durch schwierige Aufgaben zu reizen und den „himmlischen kostbaren Knaben", wie er ihn gelegentlich nannte, zu belobigen und zu belohnen. Was Felix in Weimar erfahren und in sich aufgenommen hatte, verarbeitete er auf seinen weiten, mit Erfolg gekrönten Reisen; dort wurde er nicht müde sein Goetheevangelium zu predigen. Aber wie er zu wahrer innerer Ruhe erst gelangte, wenn er nach Hause zurückgekehrt war, so wurde er in Berlin erst recht des weihevollen Segens inne, den er von dem Großwürdenträger im Reiche des Geistes erhalten hatte. Seine Eltern rühmten den Meister, zuerst weil er den Sohn geweiht hatte, sodann, weil er sie durch seine Schriften erquickte; seine Schwester Fanny, durch ein Goethisches Verschen geehrt, componirte manches Goethische Gedicht; das Mendelssohn'sche Haus, seit lange ein Sitz edelster Herzens- und Geistesbildung, wurde und blieb für die ganze sich immer mehr entwickelnde Stadt ein Mittelpunkt wahrer Goetheverehrung und eine Stammburg echter Goethereife.*)

*) Ueber Felix Mendelssohn und Goethe: Geiger, Vorträge S. 240 fg. und die dort angeführte Litteratur. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn. 5. Aufl. Berlin 1889; speciell Goethe-Jahrb. IX, 352 fg., XII, 77 ff., 110 ff.

Wie aber ein König von den verschiedenen Ressortministern Berichte, so erhielt Goethe auch von den Vertretern anderer Künste und Gewerbe Anschreiben und Mittheilungen. Unter den Führern der damaligen Berliner Kulturbewegung waren Beuth und Thaer Goethe's Correspondenten. Von den großen für Landwirthschaft, Bauwesen, Handel und Gewerbe geplanten und theilweise ausgeführten Veranstaltungen erhielt Goethe direkte Kunde; Manches, wie die „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker", beurtheilte er und gab durch solche Beurtheilungen Anregungen zu Aenderungen und Neuschöpfungen. Ein Zweig des Kunstgewerbes, der bei Goethe und anderen Weimaranern besonders beliebt war, die Medailleurkunst, hatte in Berlin hervorragende Vertreter gefunden; mit einem der geschicktesten unter denselben G. L. Loos stand Goethe zeitweilig in Verkehr.

So großen Raum die bildende Kunst unter Goethe's Beschäftigungen während seines letzten Jahrzehnts einnahm — führte doch die von ihm herausgegebene Zeitschrift den Titel „Kunst und Alterthum", — so blieb doch die Wissenschaft die Hauptangelegenheit seines Lebens. Mit welchem Eifer und welcher Zähigkeit bemühte sich Goethe an der Schwelle des Greisenalters der arg verfehmten Farbenlehre zum Siege zu verhelfen. Zu diesem Kampfe warb er aller Orten um Bundesgenossen. Wie froh war er daher, für seinen Streit freiwillige Hülfstruppen in Berlin, wo ihn die Akademie der Wissenschaften 1806 zum Mitglied ernannt hatte und wo ihn unter den Männern der Wissenschaft besonders Wolf förderte und verehrte, zu finden (vgl. oben S. 306 und 260). Der eine Helfer war der Staatsrath Schultz, ein hoher Staatsbeamter, der aber unfreiwillige Muße genug hatte, um sich der Wissenschaft hinzugeben. Schon früh hatte er sich in Goethe's Farbenlehre vertieft, und da er ihr unbedingten Beifall schenkte, seit 1811 versucht, öffentlich für dieselbe einzutreten. Doch beschränkte sich, wie dies bei Goethe und den Seinen charakteristisch ist, die Correspondenz zwischen beiden Männern nicht auf ihre gemeinsame wissenschaftliche Angelegenheit, sondern

erstreckte sich auf manche andere Gebiete; die wissenschaftliche Annäherung gedieh zu persönlicher Freundschaft.

Noch erfreulicher, als die Kampfgenossenschaft dieses Mannes, der zwar wissenschaftlich gebildet, aber doch nicht eigentlich Fachmann war, mußte für Goethe das Eintreten eines wirklichen Fachmanns sein. Die Vorlesungen, welche dieser, Herr v. Henning, damals kaum dreißig Jahre alt, an der Berliner Universität über Goethe's Farbenlehre hielt, galten Goethe für ein hochwichtiges Ereigniß. Er ermüdete nicht, seinen Correspondenten rühmend davon Mittheilung zu machen. „Eigentlich", schrieb er einem der Vertrautesten, „darf ich sagen, daß ich wohl verdiene, nach dreißigjährigem Schweigen zu der niederträchtigsten Behandlung, die ich von meinen Zeitgenossen erduldete, endlich durch eine frische, hochgebildete Jugend zu Ehren zu gelangen."*) Auch dem jungen Genossen selbst schrieb er manch freundliches ermunterndes Wort, unterstützte ihn mit mancherlei Anweisungen und übersandte ihm die nöthigen Apparate. Freilich überschätzte er seinen jugendlichen Bundesgenossen, dessen Wollen stärker war als sein Können und gab sich Täuschungen über die Einwirkung jener Vorträge hin. Denn das Heer der geschworenen Gegner Goethe's, die Newtonianer, die berufsmäßigen Physiker konnte dieser Parteigänger schon aus dem Grunde nicht überzeugen, weil er nicht Physiker, sondern Philosoph war.

In den Reihen der Philosophen nun fand Goethe seine Getreuen; das damalige Haupt derselben, Hegel, stand treu auf seiner Seite. Schon als Jenaer Dozent war dieser Goethe persönlich näher getreten. Goethe blieb für den Philosophen der Dichter, dessen Werke Grundlage wurden für die neuzuerbauende Aesthetik, der Forscher, dessen naturwissenschaftliche Methode grade wegen ihrer philosophischen Art Hegel imponirte, der „ewig junge" Mensch, „ein ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unversiegbarer

*) W. Arndt's Veröffentlichung der Briefe an H. Goethe-Jahrb. III, S. 199—221.

Energie des Talents darüber vergißt.“ Hegel warb seine Schüler für Goethe und nahm sich Fremder an, sobald er in ihnen die gleiche Begeisterung für den Meister spürte, die er selbst hegte.*) Daher interessirte er sich für den jugendlichen K. E. Schubarth**), der von Berlin aus in eigenartiger, aber für einen größeren Kreis wirkungsloser Weise das Verständniß Goethe's auszubreiten und in das Wesen der Faustdichtung einzudringen bemüht war. Unter seinen eigenen Schülern rüstete er besonders zwei Kämpen für Goethe aus: den Aesthetiker Hotho und den großen vielseitig gebildeten Juristen Ed. Gans.***) Die Genannten und manche jüngeren Hegelianer in Berlin und anderwärts wurden Propheten für Goethe's Ruhm, einseitige und eigensinnige, die ihre Philosophie in des Dichters Werken wiederfanden oder sie in dieselben hineindeuteten, durch ein solches Verfahren Manches, z. B. den „Faust“, der Menge ungenießbar und unverständlich machten, daher der allgemeinen Anerkennung von Goethe's Schriften mehr schadeten als nützten.

Nur dadurch, daß sie die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ in Goethe's Dienst stellten, nützten sie dem Patriarchen. Denn sie forderten ihn nicht bloß zur Mitarbeit auf und erhielten wirklich einige Recensionen von ihm zugesandt, sondern sie verkündeten gerne seinen Ruhm. Das geschah nicht bloß in vielen gelegentlichen Bemerkungen, sondern in größeren Arbeiten, die Goethe's geistiges Wesen und die Art seiner Einwirkung auf Deutschland darzulegen suchten. Gehörte doch Varnhagen v. Ense zu den Begründern der „Jahrbücher“, er, der seit seinen poetischen Jugendversuchen sein Verständniß für Goethe vertieft hatte und in seiner Gattin Rahel die unermüdliche Anspornerin fand, seinem Enthusiasmus Worte zu leihen.

*) Briefe von und an Hegel, hgg. von K. Hegel, 2 Bde., Leipzig 1887, vgl. G. J. IX, 301 fg.

**) Zur Beurtheilung Goethe's, 1820. — Briefe Goethe's an ihn: Hettner, Deutsche Rundschau, Bd. 2.

***) Vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, S. 255 und 280.

Aber auch Wilhelm v. Humboldt zählte zu den Mitarbeitern, und selten ist etwas Besseres über Goethe geschrieben worden, als Humboldt's Analyse und Betrachtung von Goethe's zweitem römischen Aufenthalt, welche zuerst in den „Jahrbüchern" erschien. Humboldt war Goethe immer nahe geblieben und genoß die wehmüthige Freude, Goethe's letzten Brief, nach dem Abschlusse des „Faust" zu erhalten, eine Art geschäftlichen Rückblick über jene Dichtung und Goethe's dichterische Thätigkeit überhaupt.*) Solche Männer wie Humboldt, von vornehmer Geburt, von vielseitiger Bildung, durch keinen Beruf beengt, durch keine Rücksichten gehemmt, mußten durch ihr Wort für Goethe weit nachhaltiger wirken als Fachgelehrte.

Der Dichter aber sprach am liebsten durch seine dichterischen Arbeiten zu seinen Zeitgenossen. Das Theater stand ihm auch in den letzten Jahren offen. Zwei seiner treuesten und begabtesten Schüler, das Ehepaar Wolff, Pius Alexander und Amalie, verbreiteten seinen Ruhm, indem sie seine Stücke spielten und die Lehren beherzigten, welche sie von ihm empfangen hatten. Im „Königstädtischen Theater" und als Vorleser wirkte K. v. Holtei, der lange in Weimar geweilt hatte und im Goethischen Hause ein beliebter Gast geworden war. Er gab sich Mühe für eine Bühnenaufführung des „Faust", für welche auch Höhere eintraten. Die Musik, welche Prinz Radziwill zu einzelnen Scenen geschrieben hatte, fand in Weimar Beachtung und trug dem hochgeborenen Componisten kleine dichterische Beiträge des Meisters ein. Die Vorführung dieser Musik fand vor einem ausgewählten Kreise statt. Denn die Zeit war noch fern, da der ganze „Faust" von der Bühne herab zu der Menge sprechen sollte. (Die erste Aufführung des ganzen ersten Theils erfolgte in Berlin 1838; die erste Aufführung des Gesammtwerkes 1878.) Und da der Abschluß des Werkes noch immer vergeblich erwartet wurde — nur Bruchstücke des zweiten Theils waren in die

*) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, ed. Bratranek, Leipzig 1876. Vgl. oben S. 269fg.

Oeffentlichkeit gedrungen, — fehlte es nicht aneigen artigen Versuchen Unberufener zur Ergänzung des 1. Theils. Ein Berliner, K. J. Schöne, wollte in seinem „Faust“ den wahren Abschluß gefunden haben, indem er den Helden zum Glauben zurückführte und durch die Religion sühnte, plagiirte sonst Goethe in schnödester Weise und zog sich dadurch die Verspottung des Dichters zu.*) Ein anderer, Julius v. Voß, ergänzte in seinem eigenartigen, aus Klinger'schen und Schink'schen Entlehnungen zusammengesetzten Schauspiele**) die Goethischen Lücken durch ein politisches Getriebe, einen aus einer Revolution sich bildenden demokratischen Staat, in welchem der Titelheld des Stückes das große Wort führte. In dieselbe Zeit (1828 und 1829) gehören noch andere Bemühungen, den Fauststoff zu dramatisiren: K. v. Holtei's Spektakelstück, Dr. Johann Faust, der wunderthätige Magus des Nordens, das der Dichter zuerst die Unverfrorenheit hatte, als unter Goethe's Mitwirkung entstanden darzustellen und J. C. Bernard's Operntext. Beide hatten mit Goethe's Dichtung wenig zu thun: Holtei's Stück, im Königstädtischen Theater aufgeführt, behagte am meisten dem Conditor, der Hunger und Durst der lange Zeit hingehaltenen Zuschauer gern befriedigte; Bernard's Oper brachte es, trotz Spohr's vielgerühmter Musik und der ausgezeichneten Darstellung im Opernhause binnen 14 Jahren nur zu 11 Vorstellungen.

Waren derartige Versuche auch sehr wenig im Sinne Goethe's, so arbeiteten dagegen andere Dichter und Schriftsteller ihm zu Liebe. Der von F. W. Gubitz viele Jahre hindurch herausgegebene „Gesellschafter“ ließ sich gern zum Sprachrohr der Goetheverehrer gebrauchen. Eine andere, von Fr. Förster, dem Dichter der Verse, „Als ich ein junger Geselle war“, die lange

*) Die Beiträge Goethe's zu Radziwill's Musik unter den „Paralipomena“ (Weim. Ausg. Bd. XV, 1). K. J. Schöne, „Faust“, Berlin 1822; Goethe's Gedichte gegen ihn, Gedichte ed. Strehlke III, 215.

**) Julius v. Voß, Faust, Berlin 1833. Neudruck von G. Ellinger, Berliner Neudrucke II, 2, Berlin 1890. Vgl. „Die Nation“ 1889, S. 504 fg.

für Goethe's Eigenthum gehalten wurden, begründete Zeitschrift „Neue Berliner Monatsschrift" (1821) ließ sich geradezu angelegen sein, im Gegensatze zu ihrer längstvergangenen Namensschwester, Goethe zu verherrlichen. Sie wurde eröffnet mit einem „Bericht an Goethe über die Kunstausstellung in Berlin zum Herbst 1820"; sie enthielt den ersten unvollständigen Druck von Goethe's Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses; sie brachte eine begeisterte Recension der damals erschienenen „Wanderjahre"*) und veröffentlichte einige enthusiastische Gedichte an Goethe.

Vielleicht die reinste Anerkennung fand Goethe in einem Kreise begabter und bedeutender Männer verschiedenen Standes, einem zwanglosen Verein, der sich unter dem Namen der „Berliner Mittwochsgesellschaft" 1824 in Berlin gebildet hatte. Allwöchentlich kamen Dichter und Liebhaber der Dichtung, Chamisso, Varnhagen, Fouqué, Neumann, Hitzig, Simrock, Eichendorff u. A. zusammen, um sich neue Gedichte und Aufsätze von Nichtmitgliedern mitzutheilen und sich an litterarischen Gesprächen zu erfreuen. Sie waren Alle, jung oder alt, einig in ihrem Cultus der Großen und feierten als einzige Festtage die Geburtstage der Dichterheroen. Zu Goethe's Geburtstag erschien wiederholt ein Liederbüchlein, Gedichte enthaltend, die in Folge eines Preisausschreibens für das beste Lied zur Feier des 28. August eingelaufen waren.**) Neben manchem Werthlosen enthalten diese Heftchen viel Schönes. Die Dichter fühlten sich mit ihrem Meister aufs Innigste verbündet, sie wünschten, ihres Werthes sich bewußt, von ihm erkannt zu werden, sie sahen ihre Lebensaufgabe in seiner Verherrlichung. Sie feierten, nachdem sie von 1824 an wiederholt den 28. August festlich begangen hatten, auch den 28. August 1832. Wilh. Neumann, einer der begabtesten

*) In diesen Zusammenhang gehört auch der Protest mancher Berliner, z. B. L. Tieck's, gegen die „falschen Wanderjahre", welche allerdings von einzelnen Berliner Blättern gegen die Goethischen ausgespielt worden. Vgl. Strehlke a. a. O. III, 213fg.

**) Ueber diese Liederbüchlein und die Mittwochsgesellschaft überhaupt vgl. Geiger, „Der Bär", Jahrg. 14, Nr. 46, Feuilleton. Vgl. unten Kap. 16.

aus jener Schar, rechtfertigte den festlichen Schmuck des Saals am Gedenktage, auch nach dem Tode des Meisters, mit dem Hinweis auf das Schiller'sche Wort, daß die Todten leben, wenn die Lebenden ihnen im Geiste nahe seien, feierte Goethe's Wesen, zählte auf und würdigte die, welche ihm ins Jenseits vorangegangen oder nachgefolgt waren. Er schloß mit der Strophe, die gewiß die Empfindungen Aller ausdrückte und vielleicht am besten das Verhältniß Berlins zu Goethe bezeichnet:

So hast Du, Goethe, glücklichster der Todten,
Der Freunde reiche Schar um Dich vereint;
Schon grüßt auch Zelter Dich, doch nicht durch Boten;
Der stirbt Dir lieber nach, als daß er weint.
Und wir? — Doch Stille sei dem Schmerz geboten,
Die Klage weiß nicht, was die Gottheit meint,
Tod ist uns Nacht, dem Todten Morgenröthe!
Ergreift die Becher, trinkt! — „Es lebe Goethe!"

Vierzehntes Kapitel.

Die Reaction.

Goethe's Name bedeutete eine geistige Weltmacht, die nicht durch die Landesgrenzen bestimmt wurde. Gegenüber dem weltbürgerlichen Charakter, den dieser Name und seine Einwirkung bekundeten, trat naturgemäß eine erhöhte nationale Stimmung, die Antrieb und Nahrung in den großen Siegen der Befreiungskriege fand. Deutsche oder vielmehr teutsche Sprache und Tracht wurden nun mit voller Entschiedenheit beansprucht. Jahn's, Arndt's und Anderer Anregungen fielen auf einen nur allzu günstigen Boden. Was die Tracht anging, so wurde für die Männer das sammetne Wamms mit offener Brust und langherabwallenden Locken gefordert. Die Prinzessin Wilhelm schlug vor (Baur, S. 189), obwohl sie es ablehnte, eine vollkommene Tracht anzuregen, eine Art von deutschem Modejournal einzuführen: das würde das Fremde verbannen, die Gemüther vorbereiten und den Fabrikanten nicht schaden, wie die einförmige Tracht.

Viel allgemeiner wurde das Pflegen der Deutschthümelei in der Sprache. Vor dem Kriege (1805) hatte man sich weidlich lustig gemacht über Sprachreinigungsversuche, über die Benennung der Interpunktionszeichen: Deutling, Erläuterling, Befestling, Schließling, und über die Vertauschung der Fremdwörter durch deutsche: Lexicon, Epoche, Hypochondrie, Paroxysmus durch Sprachnachschläger, Fallfrist, Rippenknorpelsucht, Saufbrausesturm. Jetzt aber begann ein Sturmlaufen gegen die französische Sprache, deren Allgemeinheit bekämpft und deren Verdrängung

durch die lateinische Sprache vorgeschlagen wurde.*) Noch weiter gingen Andere, die im Deutschen alle Vorbedingungen zu einer allgemein herrschenden Sprache sahen und geradezu als Ersatz für die französische empfahlen.**) Solche Empfehlungen und Schriften fanden durch Jahn geradezu begeisterte Lobpreisungen in den Worten:***) „Die Vielsprecherei ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet ... Noch immer behauptet die deutsche Sprache im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache ... Die Fremdsucht ist ihr Galle, Gift und Greuel, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel ... Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte dann sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquell, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit." Freilich konnte Jahn, ebenso wie die übrigen Turner, trotz aller Begeisterung für Blücher dem Helden nicht vergeben, daß er bei seinem Erscheinen auf dem Turnplatze die Turner mit „Messieurs" anredete und von den „Fatiguen" sprach, für welche sie sich kräftigen sollten.†) Auf eine sprachliche Kleinigkeit mag besonders die Aufmerksamkeit gelenkt werden, theils weil sie rein berlinisch war, theils weil sie eigenthümliche Folgen hatte. Am 11. Februar 1815 machte Theodor Heinsius in der Spenerschen Zeitung den Vorschlag, daß statt Mamsell und Madame, zwei Bezeichnungen, die durchaus aufhören müßten, die Titulaturen „Ehrenfräulein, Fräulein und Jungfer" und für die Verheiratheten „Ehrenfrau, edle Frau" eingeführt werden sollten. Dagegen schlug in der Vossischen Zeitung Jemand für Fräulein: Kunkel vor, wogegen Heinsius sich lebhaft wandte

*) Betrachtungen am Grabe der Frankensucht von J. F. Rosenheyn. Berlin 1814. Die Verdeutschungen S. 389 aus e. Rec. der Spenerschen Zeitung 1805.

**) Kolbe: Ueber Wortmengerei. 2. Aufl. Leipzig, Reclam 1812. Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Nachtrag zur ersten Schrift. Leipzig 1813. Noch ein Wort über Spracheinheit. Berlin 1815.

***) Jahn: Die deutsche Turnkunst. Berlin 1816, S. XXI.

†) Parthey, Erinnerungen I, 423.

(25. März) mit der Begründung, ein solcher Vorschlag „heiße der guten Sache geradezu entgegenwirken und dem Spott des Auslands Nahrung geben.“ Am 10. October wurde dann ein neuer Vorschlag gemacht, man solle „das edle Wort“ Jungfrau allgemein anwenden. Wirklich hörte seitdem allmählich die Bezeichnung Mamsell auf und das Wort Fräulein trat an dessen Stelle, freilich nicht ganz ohne Widerspruch. Noch 1826 nämlich*) wurde über das Wort Fräulein selbst im Ministerium debattirt. Kamptz wünschte das Wort nur für adlige junge Mädchen angewendet, während Schuckmann auf die Autorität Luther's hin jedem weiblichen unverheiratheten Wesen diese Bezeichnung belassen wollte. Auch die übrigen Minister gaben Gutachten ab. Der König, der in den Komödienzetteln darauf sah, daß Demoiselle, nicht Fräulein, gesetzt wurde, wünschte nicht die Einführung der letzteren Bezeichnung in die bürgerliche Gesellschaft.

Das puristische Streben, das solchen Absonderlichkeiten zu Grunde lag, war ebenso verkehrt wie die Bemühungen, das Wort deutsch durch teutsch zu ersetzen. Wie falsch diese letztere Veränderung ist, zeigte später Jacob Grimm an vielen Stellen.**) Gegen die Verkehrtheit des ersteren, gegen die Sprachreiniger, traten Dichter, z. B. Goethe, in heftigen Xenien auf, die damals gedichtet, freilich erst 1833 gedruckt wurden. Uebrigens wurde „deutsch“, nicht „teutsch“, 1816 nach Bundesbeschluß für richtig erklärt. Der „Gesellschafter“ 1817, 18. Januar meldete: „was die Orthographie betrifft, so hat sich der Bundesrath auf die deutsche Seite gegen die teutsche geschlagen; so gering dies auch scheinen mag, es ist doch für den, der mehr als den Buchstaben lesen kann, nicht ganz nichts.“

Das Deutsche wog nun auch in der Musik vor. Bernh. Ans. Weber, der bekannte Berliner Musiker, schreibt in einem ungedruckten Briefe (10. März 1814): „Es ist noch eine ansehnliche, gegen alles Deutsche übelwollende Parthei in Berlin, die

*) Vgl. für das Folgende Varnh. Bll. IV, 78fg., 82.

**) Vgl. Deutsches Wörterbuch, Bd. II. 1043.

nur schreit: Italienisch, Italienisch, die mich wegen meinem deutschen, biedern Sinn verfolgt ... Nach dem Kriege hat sich der König bestimmt für die große deutsche Oper erklärt. Der Herr Iffland hat ihm durch den Herrn Staatskanzler die ital. Oper proponirt. ‚Ich will keine italienische Oper mehr‘, war seine Antwort. ‚Ich habe nichts dagegen, daß man fremde Kunstwerke in meinen Theatern gibt, ich will aber, sie sollen in unsere biedere, kraftvolle Sprache übertragen werden.‘"

Zur Pflege der deutschen Sprache wurde in Berlin „die Gesellschaft für deutsche Sprache" am 5. Juni 1815 gegründet, die Statuten am 20. December angenommen.*) Ihr Zweck war die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange. Diesem Zweck sollte ein Wörterbuch, eine Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache dienen. Die Abhandlungen wurden in einem Jahrbuch veröffentlicht. Die einkommenden Gelder sollten zur Verbesserung des Unterrichts in der Muttersprache in den Volksschulen verwendet werden. Zu den Stiftern gehörten Wolke, Zumpt, Ribbeck, O. L. Schulz. Außer diesen vortrefflichen Zwecken diente die Gesellschaft aber auch einseitigem Purismus und ziemlich leerem Formelkram. Die Beamten der Gesellschaft führten deutsche Bezeichnungen: Ordner, Aelteste, Pfleger, Schriftwart, Schaffner. Das Protocoll hieß Berichtbuch, Archiv = Schriftenthum, Honorar = Ehrengeld, Redacteur = Druckordner, Circulation = Sende. Die Ordnung der Gesellschaft war sehr streng. Jedes Mitglied war verpflichtet, die Sitzungen regelmäßig zu besuchen; wer ein Vierteljahr ausblieb, wurde ausgeschlossen. Alles war bis ins Kleinste festgestellt. Eine Viertelstunde nach angesetzter Zeit hatte der ältere Pfleger zu sagen: „Meine Herren, ich rufe zur Arbeit!" Hatte der Vortrag über die angesetzte Zeit hinaus gedauert, so mußte der ältere Pfleger auf den Tisch klopfen und

*) „Gesetzurkunde der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Berlin 1816. Ein Originalexemplar mit eigenhändigen Unterschriften der ersten Beamten in der G. L. St.

rufen: „die Zeit des heutigen Vortrags ist verflossen." Da die Gesellschaft nebenbei auch die Geselligkeit pflegte, so wurde für sie eine Art Commersbuch hergestellt, dessen Lieder freilich meistentheils mit den Zwecken der Gesellschaft nichts zu thun haben.*) Es sind fast ausschließlich ältere Lieder von Simon Dach, Claudius, Voß, oder Lieder der Zeitgenossen Scheukendorf, Uhland, auch Goethe. Der Zweck des Vereins trat eigentlich nur in zwei Gedichten hervor, dem einen von Schmidt von Lübeck, welches das deutsche Lied pries, es aber keineswegs nur als Eigenthum eines kleinen Kreises verehren wollte, sondern weitherzig genug schloß:

„Er (der Deutsche) läßt den Nachbar links und rechts,
Wes Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren."

Das Schlußlied von A. F. Ribbeck ging direkt auf den Bund ein:

„Muttersprache! dich zu schauen,
Wie du warst in alter Zeit;
Neu den Tempel dir zu bauen,
Den ein fremder Dienst entweiht;
Licht der Wahrheit zu entzünden,
Um in deiner Tiefen Grund
Edlen Lebenskeim zu finden,
Das gelobe sich der Bund."

Die Gesellschaft konnte im Laufe der Jahrzehnte, nachdem sie die auch von Jacob Grimm gebührend gegeißelte „unerlaubte Sprachreinigung" aufgegeben hatte, eine weit ausgedehnte und erfolgreiche Wirksamkeit üben.

Weit wichtiger jedoch als diese war eine andere Gesellschaft, deren Anfang nach Berlin gehört. Es war die „Gesellschaft für Deutsche Geschichte", die einem Plane des Freiherrn vom Stein ihr Entstehen verdankte, deren eigentliche Grundlage aber in Berlin gelegt wurde. Der „Berliner Plan für deutsche Geschichte"**) wurde im Sommer 1816 an einige hervorragende

*) Lieder für die deutsche Sprachgesellschaft. Berlin 1820, gedruckt bei W. Dieterici.

**) Für das Folgende R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 129ff.; vgl. auch S. 196. Die wichtigsten Actenstücke waren schon G. J. IX, 34ff. von mir mitgetheilt; vgl. daselbst S. 88–93.

Männer, unter Anderen an Goethe und die Brüder Grimm, geschickt. Die neue Gesellschaft sollte mit Hülfe der bestehenden oder neuzubildenden Provinzialgesellschaften eine große Quellensammlung gedruckter und ungedruckter deutscher und lateinischer Geschichtswerke aller Art herausgeben, besonders auch die Kunst und Litteratur in den Bereich ihrer Sammler- und Forscherthätigkeit ziehen. In letzterer Beziehung sollte ebenso wie für die eigentlichen Geschichtswerke die Reformation die Endgrenze bilden. Es lag im Plane, Grammatik und Wörterbücher herauszugeben, deutsche Volksbücher neu zu ediren. Grade der letztere Plan, für den die Brüder Grimm mit rühmlichem Eifer eintraten, wurde fallen gelassen und auch der erstere kam wenigstens nicht damals und nicht in Berlin zur Ausführung. Erst 1819 wurde von Stein in Frankfurt die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ gegründet. Erst Jahrzehnte später wurde Berlin Sitz der Centraldirection der von jener Gesellschaft ins Leben gerufenen „Monumenta Germaniae historica“.

Solche Pflege des Deutschthums, berechtigt als Widerspruch gegen das frühere unmännliche Beugen unter Fremdes, zeigte sich aber auch in unberechtigtem Auftreten gegen die, welche man für Fremde hielt, gegen die Juden. Diese, die durch eine eifrige Bildungsarbeit sich in den letzten Jahrzehnten deutsche Bildung angeeignet, und durch Opfermuth und Tapferkeit, die sie während der letzten Jahre bekundet, sich der ihnen nach langen Kämpfen gewährten Gleichstellung (11. März 1812) würdig gezeigt hatten — mochte es auch hämische un- und antideutsche Aeußerungen Einzelner geben, die man ungerechter Weise der gesammten deutschen Judenheit schuldgab — wurden durch Theaterstücke und Spottreden gereizt und durch obrigkeitliche Verfügungen in ihren Rechten gekränkt. Eine Posse von Sessa „Unser Verkehr“, zuerst verboten, nachträglich erlaubt, die Unsitten geißelte, welche auch bei Juden vorkamen, wurde im Theater bejubelt und schürte, namentlich auch in Folge von Broschüren, die der Aufführung folgten, stark den Judenhaß.*)

*) Vgl. Geiger, Gesch. d. Juden in Berlin II, 191 fg.

Eine Broschüre von Fr. Rühs sprach den Juden wegen angeblicher Mängel die Fähigkeit ab, Bürger zu werden und verlangte ihre Beschränkung auf eine gewisse Anzahl, Tragen eines Abzeichens und Zahlung eines Schutzgeldes. Wurden auch derartige Forderungen nicht zum Gesetz erhoben, so zeigten sich doch als Folge solcher Wühlereien wörtliche und thätliche Ausschreitungen, Zurücksetzung der Kämpfer, die durch ihre in den Befreiungskriegen davongetragenen Opfer und Wunden Anspruch auf Versorgung erlangt zu haben meinten. Ein jüdisch-deutscher Tempel mit deutschen Gebeten und Reden wurde in Berlin geschlossen, die jüdischen Schulen für christliche Kinder wurden untersagt, akademische und andere Aemter den Juden durch Verordnung verweigert, die alten Schranken, die man glücklich durchbrochen wähnte, wieder aufgerichtet.

Das übertriebene Deutschthum, wie es in derlei Ausschreitungen sich kundgab, zeigte sich auch in der deutschen Burschenschaft, die, an Berliner Anregungen von 1811 anknüpfend, dem rohen Landsmannschaftswesen vergangener Zeiten entgegenzutreten beabsichtigte. Sie wurde 12. Juni 1815, unter Mitwirkung des Berliners Maßmann, in Jena gegründet und gewann bald in Berlin festen Fuß. Ursprünglich nur dazu bestimmt, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe unter der studirenden Jugend zu erhöhen*), wollte sie, oder vielmehr die Extremen unter ihnen, bald eine politische Rolle spielen. Bei dem großen Burschenfest auf der Wartburg, 18. Oct. 1817, an dem unter 500 Burschen 30 Berliner Theil nahmen — der Fahnenschütz

*) Damals erschien gewiß als eines der ersten in seiner Art: Berlinisches Commersbuch, Berlin 1817 bei Th. J. C. F. Enslin. Auf dem Titelblatt etwa in der Mitte zwei gekreuzte Schwerter, dazwischen ein Hut; auf dem Tische: Becher, Liederbuch und eine Traube. Das Buch, beginnend mit Arnim's Berliner Studentenlied, das o. S. 298 hätte erwähnt werden sollen, enthielt 105 Lieder von Walter de Mapes und Fischart bis auf Rückert und Körner. Am zahlreichsten waren die allgemeinen Commerslieder. Daneben gab es 16 patriotische und Kriegsgedichte; auf 18 Weinlieder kam ein Bierlied; eigentliche Liebesgedichte kamen gar nicht vor, nur unter den Commersliedern einzelne Liebesklänge.

Aegidi unter den Aelteren und D. Schlotmann wurden besonders genannt — wurde auf Maßmann's Antrieb, dem Jahn nicht fernstand, unter Anwesenheit einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl von Theilnehmern*), ein Autodafé schlechter oder vaterlands- und freiheitsfeindlicher Bücher veranstaltet. Auch unter den Berlinern fanden sich Vertheidiger dieser übermüthigen That; die unreifen Jünglinge liebten es, sich mit Luther zu vergleichen. Das Gerechte ihres Thuns stand für sie ebenso fest, wie die Schädlichkeit der von ihnen verurtheilten Schriften: „Darüber", schrieb einer von ihnen**) „haben längst und vor unserm Gericht entschieden gar viele rechtschaffene deutsche Männer, denn es gibt fast keines unter den verbrannten Büchern, das nicht schon seinen freien und lauten Widerleger gefunden hätte." Diese unbesonnene That, die unter den Jenenser Professoren Lobredner fand, beförderte in Preußen und ganz Deutschland eine gewaltige Reaction, die durch die Aengstlichkeit der Regierung vor dem freiheitlichen Aufschwung hervorgerufen, durch Schriften, die in jeder freien Regung Verschwörung und Empörung sahen, genährt wurde.

Den Anstoß zum unwürdigen Sturmlaufen gegen alle freiheitlichen Bestrebungen gab Schmalz' zur traurigen Berühmtheit gelangte Schrift „Ueber politische Vereine." Traten gegen diese Schrift und fernere Insinuationen der „Schmalzgesellen" auch besonnene Männer, Niebuhr, Schleiermacher und Fr. Rühs, auf, die das „Märchen von den Verschwörungen"***) nachzuweisen

*) Dies bezeugt ausdrücklich F. J. Frommann (Vorrede unterz.: Berlin 6. Dec. 1817), Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. und 19. Oct. 1817, S. 47fg. Auch einige andere Notizen sind diesem Schriftchen entnommen.

**) Freies Wort trotz Hetzern und Fehmlern! Sprachs Rudolf von Fraustadt, Bursch in Berlin 1818. Die Schrift richtete sich gegen Schmalz: Rechtliche Erörterung über die öffentliche Verbrennung von Druckschriften.

***) Berlin 1815. In einem ungedruckten Briefe von Fr. Rühs an Bertuch, 16. März 1816, heißt es: Die Vorspiegelung mit den geheimen Brüdern sollte wohl eine größere Wirkung machen, allein die Urheber der Minen haben sich sehr verrechnet, es erhoben sich so viele Stimmen dagegen, die vorgeschobenen Sprecher und Wortführer waren so dumm

suchten, so war doch Mißtrauen gesäet gegen alle freiheitlichen deutschen Bestrebungen. Eine Verfassung*), welche freiheitliebende Männer, auf ein königliches Wort trauend, erhofft hatten, schien sich nicht zu verwirklichen. „Von der Konstitution wird wohl bisweilen gesprochen, und es wird wirklich noch daran gedacht, aber ich zweifle ob sie zu Stande kommt." **)

Vielleicht hätte sich trotz dieser Wühlereien von unten und trotz der nur allzu großen Bereitwilligkeit von oben, sich die volle Autorität zu verschaffen und jedes Selbständigkeitsgelüst zu unterdrücken, das richtige, in schöner Eintracht zwischen Regierenden und Regierten bestehende Verhältniß allmählich herausgebildet, als eine unselige That jedes friedliche Zusammenwirken unmöglich machte und alle freiheitliche Bemühungen zu verbrecherischen Thaten stempelte.

Kotzebue's Ermordung durch Sand (23. März 1819) machte in Berlin außerordentlichen Eindruck. Von diesem Ereigniß erfuhren die Berliner erst am 6. April. Die Spener'sche Zeitung des genannten Tages brachte einen Artikel aus Jena (26. März), daß dort bei dem Prorector die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's eingegangen sei, und ein langes Schreiben aus Mannheim (24. März), das der Allgemeinen Zeitung vom 29. entnommen war. An die umständliche Erzählung von Sand's Vorbereitungen, That und Untersuchung knüpfte die Zeitung folgende Notiz: „Sand ist vor 7 bis 8 Monaten auf kurze Zeit auch hier in Berlin gewesen; er war schön und stark gewachsen, braunen Angesichts mit schwarzen feurigen Augen. Er kam mit Empfehlungsbriefen von mehreren Professoren zu Jena hierher und soll sich in aller Art seinen Empfehlungen würdig hier betragen haben." Hatte man früher in Kotzebue den fruchtbaren Lust-

und ungeschickt, daß man sie selbst fallen lassen mußte; öffentlich hat noch Niemand gesprochen als Herr Schmalz, Herr v. Cölln; Herr v. Kamptz, aber wohlweislich im strengsten Incognito.

*) Ueber die preuß. Verfassungsfrage 1817 vgl. Alfred Stern in Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswiss. IX, S. 1—38.

) Rühs an Bertuch s. S. 396 A. *

spieldichter und den muthigen Franzosenfeind geachtet, so argwöhnte man nun in ihm den russischen Spion. Sand wurde daher von Manchen geradezu als Freiheitsrächer und Tyrannenmörder verherrlicht. Als Berliner Wortführer dieser Stimmung erschien der Theologe de Wette, Professor an der Universität.*) Er schrieb (23. April 1819) an die Mutter Sand's, von der er früher gastlich aufgenommen worden war, einen Brief, der alsbald in den Zeitungen veröffentlicht wurde. In diesem erklärte er, Sand's „Entschluß sei aus einem Irrthum hervorgegangen und nicht ganz frei von Leidenschaft", fuhr aber fort: „der Irrthum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung und die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt; daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn gewesen, bin ich fest überzeugt. Er war seiner Sache gewiß; er hielt es für recht das zu thun was er gethan und so hat er recht gethan ... So wie die That geschehen ist durch diesen einen frommen Jüngling mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit ... Ein Jüngling setzt sein Leben daran, einen Menschen auszurotten, den so viele als Götzen verehren. Sollte dieses ohne Wirkung sein?" Die unmittelbarste Wirkung hatte diese Erklärung für den unvorsichtigen Briefschreiber, der seiner Stelle entsetzt wurde. Andere nahmen gegen Sand Partei**) und suchten, wiewohl vergeblich, die Verantwortung für den Mord von dem liberalen akademischen Deutschland abzuwälzen. Die Dritten***) erklärten sich, ohne Kotzebue's

*) Actensammlung über die Entlassung des Professors D. de Wette vom theologischen Lehramt zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils von ihm selbst herausgegeben. Leipzig 1820 in Comm. bei F. C. W. Vogel. Am 7. Juli 1820 erschien eine Schrift Beckendorf's gegen de W. Varnh. Bll. I, 65.

**) H. v. Hundt-Radowsky, Kotzebue's Ermordung in Hinsicht ihrer Ursachen und ihrer wahrscheinlichen litterarischen Folgen für Deutschland. Berlin 1819.

***) Der Mord August's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutschlands Jugend von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin 1819.

Gesinnungen und Thaten irgendwie zu billigen, gegen die That und den Thäter: nicht in Kotzebue sei der Erbfeind erschlagen, dieser sei vielmehr der Voltairische Sinn, „der irdisch-listige, gierige Geist, entsprungen aus dem glaubenslosen Hirn Erdsüchtiger Menschen", ein verderblicher Geist, dem der Dichter seine tapfere Hand entgegenstrecken zu wollen erklärte.

Von officieller Seite aus wurde zunächst eine Ehrung für Kotzebue, den Theaterdichter, beschlossen. Auf dem Berliner Theater sollte eine Todtenfeier veranstaltet werden. Man hatte den 23. als den Tag des Mordes ausersehen; Mai und Juni gingen vorüber, ohne daß die Feier stattfand. Das Gerücht ging, der König habe anonyme Drohungen aus England erhalten: die Gestaltung der Feier könne sehr ernstliche und bedeutende Folgen haben. Die Abhaltung der Feier war aber des Königs ernster Wille (wie es in einem offenbar inspirirten Artikel des „Gesellschafters" 20. Juni 1819 heißt)*), nur sollte dieselbe zugleich zur Unterstützung der Familie benutzt werden, die keineswegs in glänzenden Umständen zurückgelassen war. Am 3. Juli fand die Vorstellung statt, am 1. Juli war dieselbe erst angekündigt worden; da bei der zweiten Ankündigung und auf dem Theaterzettel der wohlthätige Zweck der Vorstellung verschwiegen war, und weil sich gewiß ein großer Theil der Bevölkerung fern hielt, so betrug der Ertrag nur 1000 Thlr. Bei der Vorstellung wurde Kotzebue's letztes Schauspiel „Hermann und Thusnelda" gegeben. Dem Stück ging ein von de la Motte Fouqué gedichteter Prolog voran. Darin beklagte Germania den Fanatismus, der solche That geboren, rühmte den gemordeten Dichter und verkündete, daß das Angedenken der bösen That stets an des Verbrechers Seele nagen werde.

Weitreichende Folgen knüpften sich an diese That. Es begann in Preußen die tolle Demagogenriecherei, die eine Ver-

*) „Der Gesellschafter", 16. Juli, 20. Aug. Voss. Ztg., 6. Juli. Teichmann, 131—135. Stägemann an Carmer, 10. Juli 1819, in: Briefe von Chamisso u. s. w. II, 75.

schwörung der gesammten deutschen, namentlich akademischen Jugend voraussetzte, ihr den Plan zum Umsturz der deutschen Verfassung, zur Begründung einer Republik schuldgab und in jedem unschuldigen Worte Empörung witterte. Gleich in den ersten Tagen des Juli wurden in Berlin v. Henning, Bader, Jung, Rödiger, v. Wangenheim verhaftet. Diese blieben Wochen und Monate im Gefängniß, andere wurden nach unerhörten Untersuchungen zu jahrelanger Festungsstrafe verurtheilt, an Leib und Seele eine ganze Generation geschädigt, deren einziges Vergehen in unbesonnenen Worten bestand. Die Veröffentlichungen aus aufgefangenen Briefen, die in der Allgem. preußisch. Staatszeitung (20. Juli) begannen und die später aus den Verhören fortgesetzt wurden, erregten, weil sie weithin herrschende Gesinnungen aussprachen, Mitleid und Sympathie. Noch heute wird man urtheilen müssen, wie Gaß an Schleiermacher (1. August 1819) schrieb: „Was die Zeitungen bis jetzt darüber sagen, ist das erbärmlichste was darüber gesagt werden kann und erfährt auch, soweit ich hören kann, eine allgemeine Verachtung. Alle Rechtlichen und Guten sind zur Zeit um Keinen, dessen Namen bisher genannt worden, auch nur im Mindesten besorgt und sie erwarten, daß die Kamptzischen demagogischen Umtriebe mit den Schmaltzischen geheimen Verbindungen in dieselbe Kategorie gehören und daß, wie die Geschichte auf dem nassen Wege der Tinte angefangen, so auf dem trocknen des allgemeinen Gelächters enden werde.“

Der Jüngling, dessen That alle diese Verfolgungen hervorrief, wurde (20. Mai 1820) hingerichtet. In einem merkwürdigen, von Schöll geschriebenen Artikel der Voss. Ztg. (27. Mai), gegen den die Badische Regierung Beschwerde erhob, wurde derselbe gefeiert. Die Studenten veranstalteten in der Hasenhaide eine Todtenfeier, in ihren Kreisen circulirte ein Gedicht von seinem Tode.*)

---

*) Varnh. Bll. I, 141 ff., 147.

Unter den Opfern, welche die Demagogenhetze sich ausersah, befand sich auch Jahn. Schon durch seine Billigung der Wartburgfeier hatte er Anstoß gegeben. Dann begann man seit dem Erscheinen der Steffens'schen Schrift in dem Turnen etwas Staatsgefährliches zu sehen. Anfang 1819 wurden die Turnanstalten unter die Aufsicht der königlichen Regierung gestellt, und da Jahn protestirte, der Turnplatz im März geschlossen. Am 14. Juli wurde er verhaftet, wegen des Verdachts demagogischer Umtriebe und der Billigung des einer bestimmten Person (v. Kamptz) angedrohten Meuchelmords. Obwohl die Nichtigkeit dieser Anklagen erkannt wurde, wurde er beinahe ein Jahr in Berlin gefangen gehalten (bis zum 13. Juni 1820) und mußte bis zum 15. März 1825 in der Festung Colberg leben, ehe er freigesprochen wurde. Auch dann freilich blieb ihm der Aufenthalt in Berlin dauernd untersagt. Diesem Opfer einer durch sinnlose Angst verblendeten Behörde wendete sich die allgemeine Theilnahme zu. Unmittelbar vor der Verhaftung wurde Jahn von einem Dichter als Freiheitsheld gefeiert;*) während der Verhaftung wurde er auch von denen, die nicht seiner Ansicht waren, als Märtyrer geehrt.

Wie weit die Sorge der Regierung ging, sei an folgendem Beispiel erläutert.**) Am 6. April 1824 erließ Oberpräsident

*) Vgl. Euler, Jahn. Stuttg. 1881. Varnh. Bll. I, 123—150 passim. Das Gedicht, unterzeichnet: Prag, Leop. Friedr. Schmidt, in „Der Freimüthige für Deutschland, Zeitschrift für Belehrung und Aufklärung", Nr. 114, Berlin 8. Juni 1819, beginnt mit folgenden Strophen:

An F. L. Jahn.

Du deutscher Mann, dem ernste, tiefe Rede,
Ein Flammenstrom, vom kühnen Munde fließt,
Der Wahrheit nicht wie Kindertrank versüßt,
Und gegen Wahn zieht in die offne Fehde.

Wie auch die schwarze Schaar mit Augenblöde
Auf Dich des Hasses giftige Pfeile schießt:
Sey herzlich mir als Freimuth mir gegrüßt;
Dein kräftig Wort sinkt nimmer mir in Lethe.

**) G. L. St. Bellermann'sche Brieff. Bd. IV.

v. Heydebreck an den Director Bellermann ein Schreiben, in dem er ihn um Beantwortung der Ende 1819 ergangenen Aufforderung bat, zu melden, ob der Geist des ihm unterstellten Gymnasiums, des Grauen Klosters, „eine dem öffentlichen Wohl zuwiderlaufende Tendenz athme und einerseits durch die laxe Disciplin, andrerseits durch unvorsichtige Aeußerungen, vorzüglich der jüngeren Lehrer der Anstalt genährt würde.“ Darauf antwortete Bellermann: „Die bedachtsamen älteren Lehrer, als Fischer, Köpke, Stein, Heinsius, Walch u. A., die monatlichen ordentlichen und fast wöchentlichen außerordentlichen Conferenzen, in welchen sehr oft dieser wichtige Punkt zur Sprache kommt, lassen einen solchen bösen Geist nicht aufkommen; ich weiß kein einziges Beispiel, daß ein Lehrer, älterer oder jüngerer, ein Urtheil geäußert, das einer Rüge bedurft hätte, welche nicht ausgeblieben sein würde.“

Vielleicht war jene Aufforderung durch folgenden Vorfall veranlaßt.*) Der 14jährige Tertianer des Klosters Wilhelm Wackernagel — später als Dichter und Germanist rühmlichst bekannt — richtete am 27. Nov. 1819 an seinen Bruder Philipp in Breslau einen Brief, in dem er eine Theilung Deutschlands in 14 Kreise vorschlug. Durch Adel und Volk sollten Kreisräthe, von diesen Herzöge gewählt, von diesen wiederum ein Kaiser ernannt werden, der mit einem Reichstage regieren solle. Dieser Brief wurde aufgefangen und veröffentlicht. Wilhelm, der seine Sache noch durch eine ohne Erlaubniß nach Breslau unternommene Reise verdarb (Juni 1820), wurde von dem Gymnasium entfernt und sollte auf obrigkeitlichen Befehl durch seinen Vormund gezüchtigt werden. Erst nach langen Mühen der Geschwister wurde die Züchtigung in eine dreitägige Gefängnißstrafe verwandelt. Wilhelm konnte seine Studien auf dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Ende führen.

*) Rud. Wackernagel, W. Wack.'s Jugendjahre, Basel 1885. Brief Ph. W.'s an Bellermann, 26. Juni 1820, in Z. f. vgl. Littg. N. F. III, 358 fg.

Während die Demagogenverfolgungen sich meist außerhalb Berlins abspielten und Nichtberliner trafen, bezog sich Beschränkung und Unterdrückung des geschriebenen Wortes auf Berlin. Dies geschah auf Grund von Maßregeln, die nicht von Preußen allein ausgingen, sondern von den zur heiligen Allianz verbündeten Mächten beschlossen und ausgeführt wurden.

Das Censuredict vom 18. Oct. 1819*), eine prompte Wirkung der Carlsbader Beschlüsse, war im Großen und Ganzen eine Wiederholung des alten Edicts von 1788; neu war darin die auf 5 Jahre erfolgte Suspendirung der Censurfreiheit für die Akademie und die Universitäten und die völlige Knebelung der periodischen Presse. Zeitungen und Zeitschriften, die über Religion, Politik, Staatsverwaltung, Geschichte handelten, durften nur mit Genehmigung des Ministeriums des Auswärtigen erscheinen „und sind von demselben zu unterdrücken, wenn sie von dieser Genehmigung schädlichen Gebrauch machen." Im Zusammenhang mit diesem Edict stand die Schaffung eines Ober-Censur-Collegiums (25. Nov. 1819), das bis zum 1. Juli 1843 bestand. Aber seine Wirksamkeit war gering, weil Ministerien und Oberpräsidenten oft ohne, manchmal gegen das Collegium zu Werke gingen, weil dieses ohne Fonds, ohne Amtslokal, Jahre lang keine Sitzungen hielt. Die Instructionen für dieses Collegium gingen dahin, die Zeitungen anzuhalten, nur politische Thatsachen zu berichten, in den etwaigen Betrachtungen aber stets die Anschauungen der Regierungen zu vertreten. Beide Berliner Zeitungen wurden wegen des in ihnen hervortretenden „schlechten Geistes" und der schlimmen Art, mit der sie sich gegen Mahnungen vertheidigten, ernstlich verwarnt (28. Febr., 20. Sept. 1820).

Gegen das neue Censurgesetz richtete sich von Anfang an heftiger Widerstand. Am energischsten trat Wolf, freilich nur in Privatgesprächen auf, indem er erklärte, die Gelehrten sollten

*) Kapp, Preuß. Preßgesetzgebung seit 1815. Arch. f. Gesch. des Buchh. 6, 185–250.

öffentlich bekannt machen, daß sie binnen fünf Jahren nichts drucken lassen wollten. Doch wurde die Abneigung auch seitens der Gelehrten geringer, da das Ober-Censur-Collegium, in dem die Freisinnigen, z. B. Wilken und Raumer, die Oberhand hatten, seine Sache im Allgemeinen liberal trieb, da ferner die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften wieder censurfrei wurden (Mai 1820). Im Allgemeinen jedoch blieb die Censur ungemein streng, übersah freilich manchmal in unbegreiflicher Verblendung verwegene Dinge. So erschien als Anhang zu Manso's „Preußischer Geschichte" ein Aufsatz F. v. Raumer's „Ueber die Verfassung der Behörden in Preußen", in dem republikanische Einrichtungen in der Monarchie lebhaft vertheidigt wurden. In der Spener'schen Zeitung ließ die Censur einmal einen Aufsatz stehen, des Inhalts, man solle nach Maßgabe seiner Arbeit, nicht nach Vorrechten Vermögen haben. In der Vossischen Zeitung und im „Gesellschafter" blieben Artikel gegen die Mainzer Commission und die Diplomatie (Griechenfeinde) unbeanstandet. Actenstücke aus Frankreich und Amerika erhielten unbedenklich die Druckerlaubniß, obwohl sie völlig den Geist der Freiheit athmeten. Die „Schnellpost" brachte kühne Dinge über preußische Verhältnisse, indem sie einfach statt Kamptz „Karuketetschi" (mit Anspielung auf sein Stottern) sagte und das von ihr Erzählte nach der Türkei verlegte. Selbst ein so zahmer Politiker wie Clauren erlaubte sich im „Bräutigam aus Mexico" Anspielungen auf die preußischen Finanzzustände, die die Censur unbeanstandet ließ, der König aber sehr übelnahm.

Manche Censurstreiche, wobei freilich manchmal die Ober-Censur-Behörde Befehle des Censors unterdrückte, sind kaum verständlich. So durften Ulrich von Hutten's Werke nicht weiter gedruckt werden, mit Rücksicht auf den Papst. Der dritte Theil von Nettelbeck's Leben wurde verboten; Venturini's Chronik, ein Bändchen der Taschenbibliothek wurde wegen einer Uebersetzung von Alfieri's „Versuch über die Tyrannei" confiscirt, Friedrich Buchholz erhielt wegen seiner beständigen Verunglimpfung des Katholicismus in seiner Zeitschrift einen Verweis. In Tieck's

Novellen wurden einige Worte vernichtet (März 1822), während der erste Censor ganze Seiten gestrichen hatte. 1824 wurde dem Buchhändler Reimer nicht erlaubt, Fichte's Reden wieder abzudrucken, 1825 in Menzel's „Deutsche Geschichte" der Satz gestrichen „Kaiser Friedrich II. war in Sicilien beim Volke sehr beliebt", aus einer Recension über Ranke entfernte man einen über Macchiavelli handelnden Satz Ranke's, der in dem gleichfalls zu Berlin erschienenen Buche unbeanstandet geblieben war. Die deutsche Uebersetzung von Napoleon's Memoiren wurde verboten, während das Original frei verkauft wurde. Der Brockhaus'sche Verlag durfte nur nach besonderer Censur verkauft werden, „weil in den meisten seiner Schriften eine sehr schlechte Gesinnung herrscht". Ein Aufsatz Achim von Arnim's über Grimm's Rechtsalterthümer blieb ein Jahr bei der Censur liegen, weil der Censor sich nicht entschließen konnte, die Rühmung des alten Rechtsverfahrens durchzulassen. Manche Blätter wie der „Zuschauer" von Symansky, das „Litterarische Conversations-Blatt" wurden einfach unterdrückt, meist wegen recht kleinlicher politischer Indiscretionen. „Der Freimüthige für Deutschland. Zeitschrift für Belehrung und Aufklärung" erschien im Jahre 1819 bis zum 16. Mai 1820 (4 oder 5mal wöchentlich). Herausgeber waren K. Müchler und J. v. Symanski, im zweiten Jahrgang nur der Letztere. Das Blatt war durchweg litterarisch, enthielt höchstens gelegentliche politische Anspielungen, brachte einmal eine Verherrlichung Jahn's (vgl. 401 A.) und spottete mitunter über die Juden. Am 16. Mai 1820 hörte es plötzlich auf. Der Grund für das Verbot des Weitererscheinens kann nur in folgendem Gedichte von L. Jeitteles liegen, das an der Spitze der zuletzterschienenen Nummer stand:

Neue Mähr.

Es kommen aus fernen Landen
Drei Ritter des Wegs daher;
Gott grüß' euch, herzliebste Ritter!
Was bringt ihr für neue Mähr?

Der Eine beginnt: Im Osten
Da sah ich ein Ehepaar,
Das liebte nach zwanzig Jahren
Sich noch wie im ersten Jahr.

Der Zweite beginnt: Im Süden,
Da sah ich einen Diener des Herrn,
Der, was er lehrt auf der Kanzel,
Im Leben auch übte gern.

Der Dritte beginnt: Im Norden,
Da sah ich mit Mild' und mit Kraft
In gleichem Maaß ausgerüstet
Einen König, der Glückliche schafft!

Die andern zwei Ritter, sie neigen
Vor dem dritten sich tief: Wir gesteh'n
Herr Ritter, ihr habt das Schönste
Und auch das Neuste geseh'n.

Manchmal, freilich nur selten, übte auch der König Kritik. Bei der Enthüllung von Scharnhorst's Denkmal hatte Friedrich Förster ein Gedicht gemacht „Die Landwehr rüstet sich zum Streit.“ Der König änderte die ersten Worte, so daß es nun hieß „Ein jeder rüstet sich zum Streit.“ *)

Auch über Theaterberichten waltete die Censur. Tadel gegen die Direction wegen der Besetzung von Rollen waren nicht erlaubt. Neue Stücke durften erst nach der dritten Aufführung recensirt werden. Durch derartige Zwangsmaßregeln veranlaßt oder mindestens unterstützt, verbreitete sich im Publicum eine große Mißstimmung gegen das Theater, zu deren Dolmetsch sich W. Häring (Conversations-Blatt, Juni 1828) machte. Er gestand den Verfall offen ein, tadelte die Fehler der Verwaltung, die Absonderung von der Oeffentlichkeit, die Mißhandlung des Publicums und der Autoren, die Schläfrigkeit der Aufführungen.

Zur Besserung des öffentlichen Geistes sollten durch die Directoren der Gymnasien die Leihbibliotheken durchsucht und aus ihnen „alle Schriften entfernt werden, welche in religiöser, sittlicher oder politischer Beziehung als nachtheilig, leichtsinnig

*) Die meisten Angaben von S. 404 an aus Bll. I bis V passim.

oder auch nur bedenklich erscheinen";*) fernerhin solle darauf geachtet werden, daß diese Anstalten nur solche Schriften enthalten, welche Religiosität, Sittlichkeit und gute Gesinnung überhaupt befördern, wissenschaftliche und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten oder eine damit vereinbarte Erholung gewähren.

Um dem trotz aller Censurschererereien herrschenden schlechten Geiste entgegenzutreten, wurde eine officiöse Zeitung gegründet, die „Allgemeine Preußische Staatszeitung". Doch erfüllte sie ihre Aufgabe, trotz redlichen Willens der Redacteure, schlecht, zunächst weil ihre Leitung eine ungenügende war, sodann weil ihre Verbreitung den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Der Redacteur war zuerst Heun, der selbst gesagt haben soll, in dem Titel sei das „All, Preußische, Staats" zu viel, sie sollte bloß heißen „die gemeine Zeitung". Eine Zeit lang dachte man an Oelsner als Redacteur, später (October 1822) wurde Hofrath Cottel Leiter, dann folgte John, dann der Schriftsteller von Witzleben-Tromlitz; unter allen jedoch ging die Zeitschrift sehr schlecht und erlebte manchmal das Mißgeschick, aus anderen Zeitungen Dinge zu übernehmen, die der Tendenz eines officiellen Blattes zuwiderliefen. Selbst conservative Staatsmänner erklärten, „sie sei ohne Farbe und Richtung, ohne Saft und Kraft". Auch der Versuch, sie Abends statt Morgens erscheinen zu lassen, konnte den Absatz nicht heben.**)

Zur antifreiheitlichen Bewegung gehörte auch die Beschränkung des Theaters. Deswegen blieb der „Egmont" von der Bühne verbannt. Für Tell interessirte sich der Kronprinz, daher wurde eine officiöse Nachricht verbreitet, daß nur die theuren Decorationen die Aufführung hinderten. In Houwald's „Der Fürst und der Bürger" wurde der Schluß weggelassen, wo der Fürst die Berufung der Stände ankündigte. Dafür rächte sich das Publicum, indem es z. B. Gern's Späße über die schlechte Obrigkeit, die er als Ortsrichter in den „Quäl-

*) Schreiben des Pol. Präs. an Dir. Bellermann 1824. Handschr. G. L St.
**) Bll. I bis V passim.

geistern" (nach Shakespeare von Beck) vorbrachte, übermäßig bejubelte, indem es antifürstliche Stellen in „Kabale und Liebe" mit demonstrativem Beifall begrüßte oder Robert's kleines Stück „Es wird zur Hochzeit gebeten", in dem es aristokratische Tendenzen witterte, unzweideutig ablehnte. Der König liebte im Allgemeinen nur die kleinen Lustspiele. Durch Einfluß der Fürstin von Liegnitz, die für das Trauerspiel schwärmte, und die Nothwendigkeit, dem Königstädtischen Theater Concurrenz zu machen, wurde auch das ernstere Spiel wieder in den Vordergrund gestellt. Im Mai 1825 wurden „Die Räuber", 1828 freilich nur in Abwesenheit des Hofes und nach der durch Robert vorgenommenen Milderung mancher Stellen „Der Prinz von Homburg" aufgeführt. Scandalgeschichten, wie die Verwundung des Schauspielers Stich durch den Liebhaber seiner Frau, einen Grafen Blücher, wurden viel beredet und machten durch die Nachsicht, mit der man dem gräflichen Attentäter begegnete, viel böses Blut. Madame Stich, sonst der Liebling des Publicums, hatte bei ihrem ersten Wiederauftreten und lange nachher einen schweren Stand.*)

Die Stimmung der Berliner Bevölkerung war im Allgemeinen unfroh und gedrückt. Darf man Varnhagen glauben, so herrschte die Befürchtung einer gewaltsamen Erhebung vor. Jedenfalls war eine dumpfe Resignation eingetreten, wie sie natürlich war bei der Zerstörung gehegter Hoffnungen und der Nichterfüllung gegebener Verheißungen. Die Enthüllung der Denkmäler von Helden der Befreiungskriege erregte mehr Schmerz als Freude; z. B. die im J. 1820 stattfindende Errichtung des Siegesdenkmals auf dem Kreuzberge. Die Feier war flau, entsprechend der Stimmung des Volkes. Gegenüber den frischen, muntern Volksliedern, welche die einzelnen Ereignisse der Befreiungskriege begleiten, wirkt erkältend ein gekünsteltes Lied von Stägemann (Hist. Erinner. in lyr. Ged. S. 287), das also anhebt:

*) Ueber andere Theaterscandale vgl. Gneisenau's Bericht. Bissing, A. v. Hellvig, 405.

Der Schlachten Denkmal, eiserner Zeiten Bild
Ein frisches Laubwerk brennischer Säulen, weih't
Dein König, Dir, bekränzt vom Lorbeer,
Reicher, o Volk! von der Treue Palmzweig.*)

Einer der Wenigen, der den Muth nicht verlor, freisinnigen Anschauungen stets treu blieb, aber deswegen auch manche Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte, war Schleiermacher. Er war für de Wette eingetreten und äußerte sich offen zu Gunsten Hoffmann's. Er wurde einmal von einem Offizier auf der Straße insultirt und häufig verhört, z. B. wegen Witzeleien auf den König in seinen Briefen an Arndt. Seine Universitätsvorträge wie seine Predigten wurden von Spionen besucht. Er fand selbst in Universitätskreisen Gegner, z. B. an Hegel, der sich in einem Colleg hämisch gegen ihn ausließ. Er wurde derart chicanirt, daß ihm einmal jeder Reiseurlaub verweigert wurde, sodaß er direct bis an den König gehen mußte, um verreisen zu können. Der Kronprinz gewährte ihm volle Gunst. Er selbst glaubte sich öfters in Gefahr, plötzlich abgesetzt zu werden. Noch 1828 erhielt er von dem Minister einen Verweis, daß er sich den Facultätsarbeiten entziehe. Damals wurde ihm nahe gelegt, seine Professur aufzugeben.**)

Schleiermacher's Name ist eng verknüpft mit den religiösen Neuordnungen jener Zeit. Auch sie dürfen im Zusammenhang der Reaction genannt werden. Denn der Geist, der sie dictirte, war der enge kirchliche und die Einmischung des Königs in diese kirchlichen Angelegenheiten bezeugte eine Gesinnung, die man, abgesehen von der Wöllner'schen Episode, in Preußen seit Jahrzehnten nicht gewohnt war. Schon am 17. Sept. 1814 war

*) Stägemann's Gedicht zuerst gedruckt „Der Gesellschafter" 1820, Nr. 156, 27. Sept., „dem Herrn Generalmajor v. Clausewitz zugeeignet. — Ueber die Errichtung vgl. „Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin". Berlin bei Logier. o. J. (Mit Abbildung des Denkmals. 63 SS.)

**) Bll. I bis V passim.

eine neue zur Aufstellung liturgischer Formen bestimmte Commission, bestehend aus Sack, Ribbeck, Hanstein, Hecker, Offelmayer, Eylert, ernannt worden, die gegenüber öffentlich geäußerten Bedenken erklärte, auf Einförmigkeit und Unveränderlichkeit der Formen zu verzichten.*)

Das Wichtigste war die Einführung der Union. Schon 1798 hatte der König seinen Wunsch ausgedrückt, dieses sehnsüchtige Verlangen seiner Vorfahren zu befriedigen; Schleiermacher war 1803 zu einem Gutachten aufgefordert worden, Sack hatte 1812 eine merkwürdige Schrift geschrieben; am 31. Oct. 1817, im Anschluß an den zu Berlin und in ganz Deutschland lebhaft gefeierten dritten Säculartag der Reformation,**) wurde die Union eingeführt. „Hinfort sollen die beiden Kirchen eine evangelisch-christliche Kirche sein, nicht soll die eine zur andern übergehn, sondern beide eine Kirche sein, in der die Unterschiede zwischen beiden Confessionen als unwesentlich, in der Hauptsache im Christenthum beide Confessionen als übereinstimmend erkannt sind." Am Tage vorher (30. Oct.) hatte in der Nicolaikirche die vom Könige bestimmte reformatorische Abendmahlsfeier statt, an der 63 Berliner Prediger, die theologischen Lehrer der Universität und viele staatliche und städtische Beamte theilnahmen. Zum äußern Zeichen der vollzogenen Einigung reichten sich Marheineke, der Lutheraner, und Schleiermacher, der Reformirte, die beide schon schriftstellerisch für die Union eingetreten waren, vor dem Altare die Hand. Seitdem war die Union fest begründet, der gegen sie laut werdende litterarische Widerstand ging nicht von Berlin aus.***)

*) Glückwunschschreiben an die Commission, Berlin 1814. Antwort das. — Für das Folg. Litt. über Schleiermacher oben S. 261; ferner E. Schulz, Union, Gotha 1868; Brandes, Kirchliche Politik Brandenb. Gotha 1872 fg.

**) Dabei gab's im Theater Aufführung von Werner's „Luther" mit unangenehmen Zwischenfällen. Ueber eine Recitation aus dems. Stück im Gymn. z. Gr. Kl. (ungedr.) Brief Schleiermacher's an Bellermann, 4. Nov. 1817.

***) Im G. St. A. R. 77. CCCCIV Relig. Kirch. Pol. Sachen Nr. 18,

Im Gegensatz zu der einmüthigen Annahme der Union stand der vielfache Widerspruch gegen die Liturgie. 1816 wurde eine solche für die Garnisonkirche eingeführt, die von Schleiermacher einer starken Kritik unterzogen wurde, dann für die Domgemeinde; 1822 wurde den Consistorien eine Liturgie zur allgemeinen Einführung empfohlen. Dagegen erhob sich ein starker Widerstand, sowohl gegen den Inhalt der Liturgien, als gegen die einseitige königliche Verordnung. Zwölf Berliner Geistliche protestirten wider sie, besonders wegen der dadurch erfolgten Erniedrigung der Predigt und des Herabdrückens der Mitthätigkeit der Gemeinde, ebenso der Berliner Magistrat in einer kühnen Erklärung (31. Juli 1824).

Die Schrift der zwölf Prediger, von Hoßbach verfaßt, aber von Schleiermacher beeinflußt, machte gewaltiges Aufsehen. Der Magistrat stellte wegen Nichtbestätigung zweier von ihm gewählter Prediger, welche die neue Liturgie nicht annehmen wollten, Klage beim Kammergericht an. Der König schlug aber durch eine Cabinetsordre diese Klage nieder, „weil er sein liturgisches Recht keinem Zweifel und keiner Untersuchung bei einem Gericht auszusetzen gesonnen sei."*) Jene erhielten einen Verweis; der Widerspruch des Magistrats hatte einen neuen Erlaß des brand. Consistoriums zur Folge, daß die Gemeinden die neue Agenda annehmen oder zum buchstäblichen Gebrauch der früher eingeführten zurückkehren sollten (21. Juli 1825). Ein neuer Schriftenwechsel erfolgte, an dem der König selbst sich betheiligte**) und Schleiermacher mit einer bedeutenden Schrift***) antwortete, in der das Recht der

finden sich interessante Actenstücke über die der Union entsagende „evangelisch-lutherische Gemeinde", 1835. Dem Prediger Guericke in Halle wird die Spaltung schuldgegeben; als eigentliches Haupt erscheint ein „schlechtes Subject", der Prediger Rückert; die Repräsentanten der Gemeinde waren ein Galleriediener, Schuhmacher, Schneider, Butterhändler.

*) Bll. IV, 131, 148, 166, 262 fg.

**) Luther mit Beziehung auf die preußische Kirchenagende. Berlin 1827.

***) Gespräch zweier selbstüberlegender Christen über die Schrift L. 2c. Ein letztes Wort oder ein erstes. Leipzig 1827.

Gemeinde lebhaft befürwortet wurde und die Worte vorkamen: „Jemehr der Landesherr fortfährt, die Kirche von seinem Hoflager aus zu verwalten, die Behörden sich für Staatsdiener anzusehen, die Geistlichkeit sich der Autorität zu freuen, die sie auf ihrer Seite hat und mit Großwürdenträgern und Ordensobern aus ihrer Mitte zu prunken, um desto mehr wird auch die Verachtung des geistlichen Amts zu einem opus operatum herabsinken und um desto mehr auch, ist einmal der Weg gebahnt, wird Alles, was vom Geist bewegt wird und Ernst machen will mit dem kirchlichen Leben, zum Behuf wahrer Frömmigkeit sich von dieser Gemeinschaft ab und Kleinerem zuwenden."

Aus der größeren Liturgie wurde eine kleinere bearbeitet und am 12. April 1829 ziemlich widerspruchslos eingeführt; bei ihrer Beobachtung gestatteten sich freilich die Prediger mancherlei Freiheiten.

Ein neues, von einer Commission von Geistlichen seit Jahren bearbeitetes, 1830 erschienenes und gleich in 30000 Stücken hergestelltes Gesangbuch fand bei den Frommen erbitterten Widerstand.

Neben der Neuordnung der Liturgie stand eine andere Gestalt der Kirchenverfassung. Sie wurde durch einen am 2. Jan. 1817 veröffentlichten „Erlaß einer Synodal-Ordnung" geregelt, wonach Synoden, d. h. Vereinigungen von Geistlichen, eingerichtet wurden — die von Gaß, Schleiermacher u. A. gewünschten Zusammenkünfte von Geistlichen und Laien-Aeltesten wurden nicht gewährt — eine brandenburgische Provinzialsynode, freilich ohne volle Einigkeit, versammelte sich 1819. Doch hörte die ganze Einrichtung schon 1822 auf, theilweise aus politischen Bedenken, weil man fürchtete, „daß dadurch dem Verlangen nach repräsentativer Verfassung auf staatlichem Gebiete möchte Nahrung gegeben werden."

Politische und kirchliche Verhältnisse verstimmten in gleichem Maße. Ein großer Stoff von Unzufriedenheit wurde aufgehäuft, der freilich noch Jahrzehnte brauchte, bis er sich entlud. Bei

den Meisten indessen wurde das politische Interesse, das während der Befreiungskriege und unmittelbar nach diesen in den Vordergrund getreten war, zurückgedrängt Da gar Manche an ihrem eigenen Leibe zu erfahren hatten, daß das politische Lied ein garstiges Lied sei, so wandten sich grade die Besten von der Politik ab. Sie flüchteten sich in die Litteratur, aber nicht in die, welche als vollkommener Ausdruck der Zeitideen diente, sondern in die, welche sich von der Gegenwart, deren erkältenden Hauch fürchtend, zurückzog, um in der Vergangenheit ihr Heil zu suchen. Die Romantik wurde in Berlin herrschend.

Fünfzehntes Kapitel.

Die jüngere Romantik.

Seit Kleist's Tode war Berlin der Romantik verfallen. Zwei Sammlungen erschienen am Anfange unseres Zeitraums, die Poesieen Aelterer und Jüngerer vereinigten: Die Bundesblüthen 1816 und Die Sängerfahrt 1818. Erstere enthielt patriotische und Liebes-Dichtungen von fünf jungen Freunden, die sich zufällig in Berlin zusammengefunden hatten, bald aber, außer W. Hensel, dem Maler-Dichter, Berlin den Rücken kehrten, und von denen Keiner, außer W. Müller, eine wirkliche Bedeutung erlangte. Letztere, von Fr. Förster herausgegeben, vereinigte Bekannte und Unbekannte, Berliner und Nichtberliner zu einem stattlichen Bande, in dem die merkwürdigen Abbildungen fast ebenso wichtig waren wie die Gedichte. Der Sammler trat mit ziemlicher Bescheidenheit zurück und überließ jüngeren Freunden und älteren Führern das Wort; von Letzteren waren außer Clemens Brentano, der doch nicht zu den Berlinern gerechnet werden darf, so gern man auch seine „Chronika eines fahrenden Schülers" in diesem Zusammenhang sehen möchte, Tieck, Chamisso und Arnim vertreten.*)

*) Ueber die Bundesblüthen Voss. Ztg. 18. Aug. 1891. Die „Sängerfahrt" Goedeke III (alte Ausg.), 234. — Auch Wilhelm Müller erscheint hier durchaus als Romantiker, der den „blauen Mondschein" leuchten läßt und von dem unvergänglichen Liebeszauber poetisch spricht. Von Berlinern waren unter den Beitragenden fünf recht unbekannte: Kalbe, Buchhorn, Neumann und zwei Namens Meyer auf dem Titel genannt. Doch

Adelbert von Chamisso*), 1781—1838, seit 1796 in Berlin, nach seiner dreijährigen Weltreise Custos am botanischen Garten, wurde 1885 durch ein Denkmal auf dem Monbijouplatz geehrt. Er war als Knabe mit den Seinen der Revolution entflohen und wurde nach schweren inneren Kämpfen ein Deutscher. Schon dadurch wurde ihm eine Doppelseitigkeit aufgedrückt, die sein ganzes Wesen durchzieht.

Chamisso feierte die deutschen Dichter. Nicht bloß die dichtenden jugendlichen Genossen, die dem Freunde das Lob eifrig und überreichlich zurückgaben, sondern Schiller und Goethe, denen er persönlich ganz fern stand. Schiller pries er als den Dichter der Ideale und meinte, höher als aller weltliche Ruhm müßte seines Herzens Preis gelten; Goethe's Ruhm verkündete er in Prosa, die Varnhagen für würdig erachtete, einen Platz in den Zeugnissen der Mitlebenden über Goethe einzunehmen, und in Versen, letzteres gemeinschaftlich mit den Mitgliedern der gleichgestimmten Berliner Mittwochsgesellschaft, gern und häufig.

Aber in seiner Verehrung der Dichter beschränkte er sich nicht auf Deutschland. Für ihn hatte das Schöne kein specifisches Vaterland. Derselbe Mann, der Goethe und Schiller rühmte, verherrlichte französische Dichter, übersetzte Gedichte Einzelner und gab eine Auswahl aus Béranger's Poesien heraus.

---

wird ihnen im Inhaltsverzeichniß kein einziges Gedicht zugeschrieben (freilich sind manche Gedichte anonym, die den Ebengenannten gehören könnten). Dagegen werden im Buche selbst Gedichte einiger Dichter, darunter des uns bekannten Grafen Löben (Isidorus), mitgetheilt, die auf dem Titel als Mitarbeiter keinen Platz gefunden haben. — Ob „Der Kolibri. Eine der Unterhaltung gewidmete Quartalschrift, hgg. von K. Müchler und J. F. Schink. Berlin, Rücker 1817" auf Zeitverhältnisse und romantische Ideen eingeht, vermag ich nicht zu sagen.

*) Für Chamisso vgl. O. F. Walzel's Ausg. (Kürschner) und die dort verzeichnete Litteratur. Die kleine sehr seltene Schrift (G. L. St.) „An Adelbert v. Chamisso zu seinem 51. Geburtstage am 27. Jan. 1832. Berlin, Gubitz" enthält je ein Gedicht von Simrock, F. Kugler, zwei von W. Wackernagel und bekundet die herzliche Theilnahme, die dem älteren von den jüngeren Poeten zu Theil wurde.

Diese Werthschätzung der Franzosen, die ihm in der Achtung verständiger Beurtheiler den Ruhm eines wackern Kämpen für den Begriff einer Weltlitteratur verschafft, mag ihm in den Augen einseitiger Teutonen geschadet haben, die ihm seine französische Abstammung eher verziehen als seine französischen Sympathien.

Die Doppelseitigkeit im Wesen Chamisso's zeigte sich aber nicht bloß in dem Umstande, daß er ein geborener Franzose war, der doch Deutscher werden wollte und wirklich ward. Auch in seiner Dichtung beschränkte er sich nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern schweifte in die Ferne; man könnte seine Poesie in höherem Grade als die anderer Dichter als „Eigenes und Angeeignetes" bezeichnen. Er war in keiner Weise originalitätssüchtig, sondern liebte es geradezu, Vorbilder zu wählen; zu dieser Wahl bestimmte ihn aber nicht die Sucht, vielseitig und sprachenkundig zu erscheinen, sondern das Verlangen, dem Schönen, das anderwärts genossen ward, Heimathsrecht auch im Deutschen zu verschaffen. So dichtete er außer französischen Liedern und jüdischen Legenden dänische Gedichte nach, finnische Volkslieder, russische Märchen, arabische Erzählungen; die ihm bekannte litthauische Litteratur wurde von ihm in gleicher Weise benutzt, wie die malayische. Das Merkwürdige ist nun, daß diese Nachdichtungen uns nicht etwa fremd geblieben, sondern daß gerade sie tiefer ins Volksbewußtsein gedrungen sind als etwa die Bearbeitungen deutscher Sagen. Denn wohl keine der letzteren ist so allgemein bekannt geworden, wie die aus „Tausend und eine Nacht" geschöpfte Geschichte des Abdallah mit ihrer lehrhaften Tendenz und ihren feinen ironischen Zügen, oder jenes herzergreifende Gedicht „Der Soldat" nach Andersen, in welchem der Freund dem Freunde den Tod gibt, während die übrigen zur Execution befehligten Kameraden fehlschießen; oder die nicht minder rührende, dem Litthauischen nacherzählte Geschichte: „Der Sohn der Wittwe", wo der zum Krieg ausgezogene, von Braut, Schwester und Mutter bang Erwartete nicht zurückkehrt, — das

herrenlos heimkehrende Roß bringt den Wartenden die Kunde von dem schweren Verlust.

Ebenso wie der Dichter in zwei Welten lebte, der alten und der neuen Heimath, der Heimath überhaupt und der Fremde, so lebte er auch in verschiedenen Zeiten, in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Die Romantiker, denen Chamisso zuzurechnen ist, haben im Allgemeinen keine bestimmte Zeitfärbung: sie geben weder klar erkennbare Bilder aus der Umgebung, in welcher sie leben, noch geschichtliche Schilderungen, die man ohne Commentar begreift; Chamisso dagegen hat den richtigen Blick für die kleinen Vorgänge, die er mitansieht, und für die Ereignisse der Vergangenheit. Jenen bekundet er in der anmuthigen, wahrhaft plastischen Schilderung der „alten Waschfrau", in sehr bemerkenswerthen, damals von den Dichtern, als Vertheidigern des alten „gemüthlichen" Schlendrians, durchaus nicht allgemein getheilten Lobsprüchen der neuen Erfindungen und Einrichtungen, z. B. der Eisenbahnen, diesen in der poetischen Wiedergabe mancher Volkssagen und geschichtlicher Anekdoten aus dem Leben der Corsen und anderer Völker. Er ist kein Alterthümler und kein Anmerkungenhäufer, aber er weiß vergangenen Zeiten ein so frisches Colorit zu geben wie etwa den Schilderungen, die er den auf seinen Reisen beobachteten Gegenständen gewährte.

Aber die merkwürdigste Ausprägung dieses zwiespältigen Wesens zeigt sich in Chamisso's Liebesgedichten. Die meisten erotischen Dichter preisen die Liebe zum Weibe und schildern die Geliebte, sie überlassen es den Dichterinnen, das Bild des Geliebten auszumalen. Dieser übrigens natürliche Gegensatz männlicher und weiblicher Dichter geht so weit, daß selbst die geistlichen Dichter fast ausnahmslos die Jungfrau Maria preisen, während die Dichterinnen in echt weiblichem Schwächegefühl sich an einen starken Heiland anlehnen oder Christus mit allen körperlichen und seelischen Vorzügen eines menschlichen Geliebten schmücken. Chamisso ist fast der einzige Dichter, der gerade in lyrischen Gedichten die Empfindungen der Frau darzustellen

liebt, nicht etwa bloß die Klage der verlassenen — und es ist ja charakteristisch, daß gerade letzteres von männlichen Dichtern nicht selten versucht wird —, sondern den Jubel der liebenden und die Treue der vermählten Frau. Zwar in einer der früher angeführten Balladen tritt auch in dieser Beziehung sein skeptischer Sinn hervor, — über den so traurig verunglückten Helden läßt er die Braut drei Wochen, die Schwester drei Jahre klagen und nur die Mutter ihren Schmerz bis an ihr Lebensende tragen und hegen, — aber im Allgemeinen ist er der innige und sinnige Verkünder der Frauenliebe, der Lobredner ihrer Treue und der Herold des Ehe- und Mutterglücks. Denn das Wesen des Weibes ist ihm Liebe. Darum ist auch, wie der Dichter in dem schönen Gedichte „Die drei Schwestern" ausführt, nicht diejenige die unglücklichste, die, des Geliebten unmännlichen, verderbten Sinn erkennend, ihn verstößt, nicht diejenige, welche, im bräutlichen Schmucke des Verlobten harrend, statt des Erwarteten seinen Leichnam gebracht bekommt, sondern diejenige, welcher niemals die Liebe gelächelt. Chamisso's Gedichtcyklen „Frauen-Liebe und Leben" und „Lebens-Lieder und Bilder" sind tief empfundene und schön ausgedrückte Zeugnisse echter und wahrer Zuneigung, erquickende Liebesidyllen, ebenso frei von entnervender Unsittlichkeit — nur eine gesunde Sinnlichkeit predigend, wie etwa in dem Gedichte „Küssen will ich, ich will küssen" — wie von himmelstürmender Leidenschaft. Denn nicht die stolze Schöne feiert der Dichter, welche, von einer Schar von Bewunderern umgeben, durch einen Blick einen Verehrer beseligt und einem anderen Verderben bereitet, sondern das liebliche Bürgermädchen, das trotz aller keuschen Zurückhaltung dem Geliebten sich entgegensehnt und, gerade weil sie ihn über Alles liebt, alle Zärtlichkeit, deren ihr stark fühlendes Herz fähig ist, ihrem Gatten aufspart. („Die Braut".) Diese bürgerlichen Kreise haben jedoch nichts vom Spießbürgerlichen, Philisterhaften, es ist deutsche Minne, sittlich, edel und rein von allem Unwürdigen.

Aber Chamisso versetzt sich nicht bloß in das Gefühl Anderer,

in die Empfindungen des anderen Geschlechts, sondern, da er selbst fühlt und empfindet, sucht er auch seine eigenen Gefühle auszudrücken. Er liebte, irrte und litt. Eine Französin, der er als Jüngling warme Huldigungen darbrachte, wollte ihn mit lauer Freundschaft abspeisen, die Mädchen, die er in seiner Strebezeit liebte oder zu lieben glaubte, peinigten ihn abwechselnd mit Kälte und mit Eifersucht, erst spät fand er eine würdige Gefährtin seines Lebens (Antonie Piaste) und kostete die wahre Liebe, nach der er lange sehnsüchtig, aber vergeblich verlangt hatte (1819). Mochte er früher nur im Anschauen des Glückes Anderer Liebe und Treue gefeiert haben, mochte er, eben weil er stark und wahr zu empfinden wußte, den schwierigen Versuch wagen und glücklich durchführen, ein altes Volkslied „es steht eine Linde im tiefen Thal“ in neue Form zu bringen und durch diese noch eine erhöhte Wirkung hervorzurufen; jetzt, da er die Geliebte gewonnen hatte, besang er Liebe und Treue aus eigener Erfahrung. Seine Lieder an seine Braut und seine Frau sind sehr schön, frei von Uebertreibung, fern von Enttäuschung, der Ausdruck reinen und sicheren Glücksgefühls. Ehe er seine Braut gefunden, hatte er sich elend und verlassen gefühlt, nun erschien er sich durch ihre Einwirkung und ihr Verdienst reich und groß, jung und stark:

Du, die Du Alles, Alles gibst,
Du segnest mich, wie Du mich liebst.

Dieses Glücksgefühl erhielt sich lange, aber die Kräfte dauerten nicht aus. Vielleicht hat der Dichter, der während seiner letzten Lebensjahre schweres Siechthum zu erdulden, aber dabei der treuen Pflege seiner Gefährtin sich zu erfreuen hatte, im Hinblick auf diese unwandelbare, nie ermattende Treue eine Nachdichtung des „armen Heinrich“ versucht, jenes hohen Liedes von Frauentreue und weiblichem Opfermuth.

Chamisso's zwiespältiges Wesen zeigt sich aber am besten darin, daß er in seiner Stimmung schwankt zwischen sonniger Heiterkeit und tiefem Weh, daß er bald ein ungetrübt fröhlicher

Humorist, bald ein schwermüthiger Tragiker ist. Er ist wohl der Schöpfer oder wenigstens der Fortbildner der humoristischen Romanze, aber durchaus nicht ein Humorist, der seine schöne Schöpfung durch „ätzende Schärfe“ selbst verdirbt. Wie lieblich und niedlich sind seine Schilderungen kleiner Vorgänge und vorübergehender oder bleibender Stimmungen, wie etwa seine „Tragische Geschichte“, „Recht empfindsam“, „Der rechte Barbier“, „Hans im Glücke“. Wer möchte aus solchen und ähnlichen Dichtungen, die ganz zum Volkseigenthum geworden sind, etwas Anderes entnehmen als echten Humor, der zwar der Zwillingsbruder des Ernstes, nicht aber der Schärfe und des Spottes ist.

In dieser Dichterseele war eben auch Raum für den Ernst, das Tragische, ja geradezu das Grausige. Manchmal scheint er sich darin zu gefallen, die düstersten Bilder aus dem Volksleben, Blutrache und sonstige Gewaltthätigkeiten, dem Leser vorzuführen, wie er im Leben schwankte zwischen tollem Humor und drückendem Ernst. Denn seine Weltanschauung ist im Ganzen trübe. Er, der schwere Zeiten durchgemacht hat, sieht schlimmere Zeiten kommen, und wenn er auch den Einzelnen und den Völkern Zufriedenheit mit ihrem Loose predigt („Die Kreuzesschau“), so kann er nicht frohgemuth in die Zukunft blicken. In dieser traurigen Stimmung zweifelt er an seinem Dichterwerth und fürchtet wirkungslos dahinzugehen; er vergleicht sich dem „alten Sänger“, der in die Wüsten schreit. Nennt er sich einmal verwöhnt von dem Erfolg, so zeigt er sich öfters unzufrieden mit der Anerkennung, die er gefunden, und gibt, wie so viele Dichter, den bösen Kritikern Schuld an diesem Mißerfolge. Trotz alledem weiß er, daß er ein Dichter ist, und verkündet z. B. in dem Gedichte „Nachhall“ seinen Genossen die Pflichten ihres hohen Berufes. Er mahnt sie, ihrer großen Aufgabe eingedenk zu sein und sich niemals zu erniedrigen, mit Ernst und Strenge ihr Amt zu erfüllen und nur in geweihten Momenten der Poesie sich hinzugeben.

Das ist des Dichters Religion, die ihn stärkt und erhebt; der Kirchenglaube, in welchem viele trübangelegte Naturen einen Trost finden, vermag ihm diesen Trost nicht zu spenden. „Bin ich selber ein Christ, ich weiß es nicht“, schreibt er in einem Briefe. Er reimt wohl Bibelstellen, aber er schwankt, ob er dem Pharisäer oder dem Zöllner nachsprechen solle, er ist Katholik, aber er schreibt eine „Klage der Nonne“, in welcher die Klagende die göttliche Vergebung besonders für die Blinden und Bethörten erfleht, die an ihrem Unheil schuld sind. Er ist nicht ungläubig, aber er fühlt sich durch die Fesseln einer bestimmten Confession beengt; er kann, wie jener jüdische Märtyrer, den er so schön geschildert hat, die drei Güter: „frei denken, sprechen, frei athmen Gottes Luft“ nicht entbehren; wir dürfen auch auf ihn anwenden, was er von Jenem zu rühmen weiß:

Er hat des Wortes Fesseln gesprengt mit Geisteskraft,
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft.

Den größten Erfolg hatte Chamisso mit seinem „Peter Schlemiehl“, einem echten Erzeugniß der Romantik (geschrieben 1813).*) Mit den Motiven vom verlorenen Schatten und dem der Siebenmeilenstiefel, anknüpfend an das Fortunatus-Märchen, unter Verwerthung vieler Züge aus seinem äußeren Leben und inneren Wesen, bei künstlerischer Mischung des Wunderbaren und Wirklichen, gab er die Geschichte eines Pechvogels, der zu Nichts kommt und sich doch als Etwas fühlt — ein treffliches Bild der Zeit und des Dichters.

Wie Chamisso, so gehörten auch Arnim und Fouqué zu der älteren Generation (J. v. Eichendorff kam erst 1831 nach Berlin, nachdem er seine romantischen Träume fast vergessen hatte). Beide wurden schon mehrfach erwähnt, Arnim genugsam behandelt (oben S. 131 fg., 286, 305 A., 348 fg.). Fouqué**)

*) Vgl. O. F. Walzel, Allg. Ztg. 1891, Beil. 180.

**) Vgl. Goedeke a. Ausg. III, 56—61. Lebensgesch. Halle 1840. Briefe an F. Berl. 1848. Ausgewählte Werke, 12 Bde., Halle 1841. Koch's Auswahl in Kürschner's D. N. L. Undine auch bei Reclam. — Ueber die Quelle der Undine, Fouqué, Die Musen, 1812, S. 199.

wird man nicht gerecht, wenn man ihn nur als patriotischen Dichter würdigt (vgl. oben S. 317, 351), noch weniger, wenn man ihn, wie es der Berliner Volkswitz that, als Donquixote de la Marcha bezeichnet. Auch er wandte sich gern in eingebildete Zeiten und wagte einen Ritt ins wunderbare Land. F. H. K. de la Motte-Fouqué, 1777—1843, lebte eigentlich erst seit 1840 dauernd in Berlin, war aber häufig auf kürzere Zeit dort und stand von seinem Gute Nennhausen aus mit den Berlinern in regem Verkehr. Fouqué war Adliger und Officier und mochte in Leben und Schriften Geburt und Stand nicht verleugnen. Aber mit seiner Verherrlichung des Ritterstandes hatte er kein Glück, mochte er nun in breitem Selbstlob von seinem eigenen Leben und seiner Zeit berichten, oder, in vergangene Zeiten herabsteigend, von wirklichem oder nur erträumtem nordischen Wesen erzählen und darstellen, wie herrlich es im alten Deutschland gewesen. In durchaus conventioneller Manier schilderte er Ehre, Treue und Liebe, und mühte sich vergeblich, das Evangelium der romantischen Reaction zu verkünden. Er überlebte seinen kurzen Ruhm; der dichtende Kavallerieofficier wurde wirklichen Poeten eine komische Figur. Eine einzige seiner Schriften wurde bei ihrem Erscheinen populär, gab zwei Componisten Anregung zu Opern, die sehr beliebt wurden, und wird noch heute vielfach gelesen: Undine. Fouqué bekennt, als Quelle zu dieser Erzählung oder vielmehr zur Darstellung der Tödtung des Ritters durch die Wasserfrau bei seiner zweiten Vermählung Th. Paracelsus benutzt, alles Uebrige aber frei erfunden zu haben. Er gestaltete ein Märchen, dem trotz aller Nixen, Kobolde, Wassermänner, trotz des verrufenen Waldes und des Zaubergoldes die echte Märchenpoesie fehlte. Es ward vielmehr unter seinen Händen zu einer wundersamen Erzählung voller Abenteuer und Spannung, zu einer Rittergeschichte, in der Ritter Hildebrand, wie der Schuldige, so die Hauptperson ist. Denn nicht kraft ihres Wasserwesens muß Undine wieder in das Element zurückkehren, das sie verlassen hatte, sondern nur in Folge der Untreue des

Geliebten, der sinnlich und haltlos die Pflegetochter des Herzogs, obwohl er weiß, daß sie eine Fischerstochter ist, höher schätzt als sein liebreizendes, seelenloses und doch so seelenvolles Weib. Dieses Rittermäßige verdirbt dem modernen Leser die ganze Geschichte: das Gezierte und Hofmäßige in der ganzen Erzählungsart und Sprechweise des Dichters; der Unwille des Ritters darüber, daß die Fischersleute es wagen, ihr Pflegekind, das seine Braut ist, zu schelten, das Entsetzen der Bertalda in dem Moment, da sie, die eine Herzogin zu sein vermeinte, erkennen muß, daß sie von Fischern geboren ist. Nur Undinens kindlich-liebliche Art, die den Sturm beschwichtigt in der Natur, wie in der Menschenbrust, Allen gebietet, indem sie zu gehorchen scheint, und Sonnenschein erstrahlen läßt, sobald sie auftritt, breitet noch heute über das Werk einen eigenartigen Reiz.

An Fouqué kann E. T. A. Hoffmann schon aus dem Grunde angeschlossen werden, weil er dessen „Undine" zu einer Oper bearbeitete und dadurch populärer machte. Hoffmann (1776 bis 1822)*), für kurze Zeit 1806 fg., seit 1814 dauernd in Berlin, Kammergerichtsrath, der seinen Freisinn und seine Unabhängigkeit in den Zeiten der Demagogenriecherei bewährte, erregte durch seine Schriften großes Aufsehen und gewann in und außer Deutschland, namentlich in Frankreich**) Verbreitung und Beifall.

Hoffmann war eine merkwürdige Persönlichkeit: es herrschte in ihm ein jäher Uebergang von trübem Schmerz zu ausschweifender Lustigkeit. Diese konnte leicht ins Barocke und Fratzenhafte verfallen; jene ging in selbstquälerische Schwermuth über, die

*) Alle frühere Litteratur ist verzeichnet bei G. Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamb. u. Lpz. 1894. Ders. schon früher zwei Aufsätze in „Deutsche Dichtung", 1889. — F. Muncker in A. D. B. XII, 575—583. Vgl. Goedeke III (a. Ausg.), 406—420.

**) Vereinzelt steht das Urtheil Balzac's über Hoffmann. Lettres à l'étrangère. Revue de Paris. Bd. I, H. 3, 1894. „J'ai lu Hoffmann en entier; il est au-dessous de sa réputation; il y a quelque chose, mais pas grand chose; il parle bien musique; il n'entend rien à l'amour ni à la femme; il ne cause point de peur; il est impossible d'en causer avec des choses physiques."

ihm eine gewaltige Furcht vor Schrecknissen einjagte, ihn zuweilen Doppelgänger sehen ließ, so daß er manchmal geradezu von der Angst gepackt wurde, dem Wahnsinn anheimzufallen. Daher kam auch in sein Benehmen im persönlichen und litterarischen Verkehr, selbst solchen Leuten gegenüber, mit denen er sonst in gutem Einverständnisse, ja in einer gewissen Vertrautheit lebte, das Sprunghafte, ein unvermittelter Uebergang von bezaubernder Liebenswürdigkeit zu rücksichtsloser Grobheit.

Schon bevor er definitiv nach Berlin übergesiedelt war, hatte er schriftstellerische Versuche veröffentlicht; seine eigentliche litterarische Bedeutung erlangte er erst in der Residenz. Dort lebte er als ein Feind großer Gesellschaften, dagegen heimisch und beliebt in kleinen Cirkeln. Er bewegte sich gern in den Kreisen der 1819 durch B. Klein, L. Rellstab, L. Berger gestifteten jüngeren Liedertafel, fühlte sich am wohlsten im freundlichen Verkehr mit Gleichgesinnten, Fouqué und Chamisso, Koreff und Contessa, besonders in den intimen Kneipstunden mit Ludwig Devrient, in denen der Witz sprühte, aber auch das ernste schauerliche Gespräch zu seinem Recht kam.

Zur Romantik sah sich Hoffmann namentlich hingezogen durch seine jener verwandte Lust am Geheimnißvollen und Schauderhaften, durch den Enthusiasmus für die Kunst; er theilte mit den Romantikern die schrankenlose Hingebung an das Gefühl, die Ironisirung der mit dem Idealleben in Widerspruch stehenden Verhältnisse. Von Jean Paul war er ausgegangen; später wurde Tieck sein vielgepriesener, häufig nachgeahmter Meister. Gleich Tieck's innigverwandtem Freunde hatte er zunächst die Musik zum Studium erwählt und auch in seinen Schriften nachdrücklich behandelt. In den „Phantasiestücken“, die im Wesentlichen der vorberliner Zeit ihre Entstehung verdanken, bezeugte er sein tiefes Erfassen der Musik, seine Abneigung gegen die übliche Betrachtung des Verhältnisses zwischen Kunst und Leben, sein Verlangen ebenso wie sein Geschick, Vorgänge und Persönlichkeiten aus seiner Umgebung poetisch darzustellen, da-

neben seinen Hang zum Somnambulismus und Magnetismus. Auch die Opernbearbeitung von Fouqué's „Undine" brachte er nach Berlin mit (zuerst aufgeführt am 3. August 1816), das Bedeutendste, zugleich auch das Letzte, was Hoffmann musikalisch schuf. In demselben Jahre erschienen die „Nachtstücke" und die „Elixire des Teufels". Jene waren eine Sammlung Erzählungen von ungleichem Werth in Erfindung und Behandlung, die, wie schon ihr Titel besagte, in die Nachtseiten des Menschenlebens einführten, mit dem Schauerlichen und Unheimlichen des Räuber-, Studenten-, Künstler-Treibens den Leser bekannt machten; diese ein größerer Roman, nach englischem Vorbild gestaltet, aber mit Selbsterlebtem verquickt, schilderten die Geheimnisse der Klosterwelt und arbeiteten mit großer Kunst die aus Fouqué entlehnte Figur des Doppelgängers aus.

Die wichtigsten Werke der Berliner Zeit waren die „Serapionsbrüder" und der „Kater Murr". Der „Kater Murr" kann schon wegen seiner Absonderlichkeit, der Durcheinandermengung der Memoiren des Katers und der Lebensbeschreibung des Kapellmeisters Kreisler, keinen vollendet künstlerischen Eindruck machen, um so weniger, als der dritte Theil, der das Ende bringen sollte, nicht erschienen ist. Aber trotz des Abgerissenen und der seltsamen Mischung zweier Geschichten ist eine gewisse Einheit unverkennbar, da einige Persönlichkeiten beiden gemeinsam sind. Grade der Gegensatz des Philisterhaften, dessen Vertreter der Kater, und des Ideal-Genialen, dessen Träger Kreisler ist, der schließlich dem Wahnsinn verfallen sollte, fesselt ungemein. Erlebtes und Nachgeahmtes, wobei Tieck wiederum der Löwenantheil zukommt, wechselt hier wie in allen Werken des Dichters; neben der anmuthenden Schilderung kleinbürgerlichen Treibens steht ein mit starker Ironie gezeichnetes Bild oder geradezu Zerrbild des Lebens an kleinen Höfen. Begeisterte Liebe zur Kunst, namentlich zur Musik, wird gepredigt, Verherrlichung des Katholicismus und seiner Institutionen wagt sich vor; daneben regt sich manch Zauberhaftes und Wunderbares, geheimnißvolle

Thaten, die nicht ganz aufgeklärt, Erscheinungen, die nur angedeutet sind, erregen das Interesse und halten es wach.

Die „Serapionsbrüder“ mögen wirklich trotz der Nachahmung von Tieck's „Phantasus“ Gespräche mit den Berliner Freunden und Erlebnisse des dortigen Kreises benutzt haben. Sie flechten in die Unterhaltungen der Gefährten, die ihren Bund nach einem wahnsinnigen Einsiedler Serapion benannt haben, Novellen ein, die freilich mit den Gesprächen oft recht äußerlich verknüpft sind. Diese Novellen sind theils humoristisch, theils tragisch, bald der Gegenwart, dem wirklichen Leben, mit vielfachen Hinweisen auf die eben vergangenen Befreiungskriege, bald dem Gebiete üppigster Phantastik entnommen; einige spielen in Berlin, sowohl dem des 19. als dem des 16. Jahrhunderts, und wissen in sehr geschickter Weise Straßen und Plätze, die Altstadt und den Thiergarten zu beleben, andere in fremden Ländern, unter denen Italien mehr als Frankreich und Spanien bevorzugt wird. Unter diesen Novellen befinden sich Hoffmann's meistgelesene, allbekannte: „Doge und Dogaressa, Meister Martin und seine Gesellen, das Fräulein von Scudéry“ neben anderen weniger bekannten Meisterstücken: „Aus dem Leben dreier Freunde“ (eine echt Berlinische Geschichte jener Zeit), „Die Brautwahl“, „Signor Formica“. Die meisten dieser Geschichten waren Chroniken entnommen; Einzelnes wurde wohl mündlicher Ueberlieferung verdankt. Die Anregung zu manchen Geschichten wurde durch Bilder gegeben. Das Wenigste entstand aus völlig freier Erfindung. Oft wird der Sieg der Liebe dargestellt, die über alle von eigensinnigen Vätern, rachsüchtigen Nebenbuhlern, widrigen Umständen bereitete Hindernisse triumphirt, die Freundschaft wird verklärt, Tapferkeit belohnt. Kleinbürger und Kriegsmänner, Beamte und Adlige, Förster und Bergleute sind die Hauptpersonen; am liebsten aber wählt der Dichter seine Helden aus Künstlerkreisen und zwar lieber Maler und Bildhauer als Poeten. Dazwischen treten alle Arten Sonderlinge auf, die trefflich charakterisirt werden. Die Künstler bewegen sich gern in phantastischen

Kostümen, aber auch Anderen erscheinen Spukgestalten und Gespenster. Träume und Erscheinungen kommen häufig vor, einmal wird sogar ein Vampyr geschildert, und gelegentlich spielt der Teufel persönlich eine Rolle. Schwärmerei wird gestraft, schlechte Dichter werden gehöhnt, außer Seitenhieben auf die deutsche Burschenschaft werden auch Stiche gegen Demagogenriecherei ausgetheilt. Erlebnisse des Dichters selbst werden verwerthet, das Verdienst anderer Dichter, Goethe's und W. Scott's, gebührend gewürdigt, aber auch Z. Werner wird stark gelobt. Gegen seine eigenen Leistungen war der Poet kritisch; die Beurtheilung mancher Novellen, wie sie sich in den Gesprächen der Freunde findet, ist oft scharf genug. Das Ganze ist ein vielgestaltiges, inhaltsreiches, trotz mancher Längen und Seltsamkeiten vollwerthiges Buch.

Unter den jüngeren Romantikern verdient Michael Beer eine Stelle. M. Beer (1800—1835)*) war ein Berliner, Bruder des Componisten Meyerbeer und des Astronomen Wilhelm B., Mitglied einer durch Bildung und Reichthum ausgezeichneten jüdischen Familie, deren weibliches Haupt, die von dem Sohne angebetete und poetisch verklärte Mutter, scherzhaft „Königin-Mutter" genannt wurde. Er war auf dem Werderschen Gymnasium unterrichtet, durch Boeckh in den Geist der Classiker eingeweiht, studirte an der Berliner Universität und genoß schon als 19jähriger das Glück, seine Tragödie Klytämnestra auf der Berliner Hofbühne aufgeführt zu sehen. Später lebte er hauptsächlich in Paris, Rom, München; am letztgenannten Orte ist er auch gestorben. Er nahm die Eindrücke, die er sich auf seinen großen Reisen, in der Weltstadt Paris und in der Kunststadt Rom verschaffte, in einem empfänglichen Gemüthe auf. Denn er liebte die Kunst und feierte Macht und Eindruck der Poesie und Musik in manchem Gedichte. Doch war er kein welt-

*) G. Manz bereitet seine Biographie vor. Stücke aus der ungedruckten Corr. Allg. Ztg. 1890, Beil. 262. Goedeke (a. Ausg.) III, 465 bis 473. Werke u. Briefw. hgg. von E. v. Schenk, Lpz. 1835 u. 37.

abgewandter Träumer, sondern achtete aufmerksam auf die Bewegungen der Zeit, ohne darüber zum Freiheitsapostel zu werden, und beschäftigte sich mit religiösen Fragen, wurde aber dadurch weder ein eifervoller Jude noch etwa ein Christenhasser. Daher sind seine Trauerspiele — die einzige Dichtungsart, in der er wirklich Werthvolles leistete — dem Alterthum, Italien, der Politik und Religion entnommen. Am eigenartigsten zeigte sich jedoch sein Talent in je einem politischen und religiösen Drama „Struensee“ und dem „Paria“.

„Struensee“, 1828 in München zuerst aufgeführt, ist die Verklärung des damaligen Liberalismus und der Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts. Nicht ohne Absicht wird in diesem Drama, in dem der Dichter den kühnen Wurf wagte, Personen auf die Bühne zu bringen, die erst vor Kurzem gestorben waren, England als politisches Muster erhoben und Friedrich der Große gerühmt*) — freilich erhält auch Shakespeare eine lange Verherrlichung. Der Held selbst, der Bürgerliche, der durch eigene Tüchtigkeit, wenn auch von Hofgunst unterstützt, emporgekommen, ist der liberale Idealmensch: edelmüthig bis zur Schwäche, der selbst in den Momenten höchster Noth die ihm angebotene Befreiung deshalb zurückweist, weil seine Gefährten leiden, zu großherzig zur Rache, erhaben gegen Furcht und Argwohn, fern von jedem Hervordrängen seiner Person, ein Feind des Adels, dessen Vorrechte er mit starker Hand zerstört, ein treuer Diener seines Königs. Das Romantische in ihm ist die Liebe zur Königin, die mit Verehrung beginnt, mit Leidenschaft schließt, die, wenn auch von der Königin getheilt, in den Grenzen eines keuschen Verhältnisses bleibt, aber den Lebensinhalt beider ausmacht und beider Verderben besiegelt: alle Vergehen gesteht er reuig dem väterlichen Beichtiger, und bereut sie, nur jene Liebe will er als köstliches Gut

*) A. III, S. 6. Das Volk des großen Friedrich aber will Das Große, und ein thatbegehrend Wort Des Königs findet muth'gen Widerhall In seiner Preußen Herzen.

ohne Reue bewahren. Gemahnen solche Züge an die „Jungfrau von Orleans", erinnert die ganze Hof- und Verrathstragödie an „Maria Stuart" und „Wallenstein", an jenes das Gegenüberstehen zweier Königinnen, an dieses Vieles in der Figur des Helden, Träume und Treue der Untergebenen, der Verrath bei einem großen Gastmahl — die Figur des Oberst Köller ist eine Copie Buttler's —, herrschen in den Volks- und Gefängnißscenen Reminiscenzen an „Egmont" vor und schlägt in dem ganzen Drama Schiller'sches Pathos an unser Ohr, — das Ganze ist trotz seiner Länge ein achtunggebietendes Werk. Das Schicksal eines ganzen Volkes und Landes, nur zu historisch und etwas zu ausführlich, spielt sich vor dem Zuschauer ab, das Ganze mit seinen Liebes- und Freundschaftsscenen, seinen Haupt- und Staatsactionen und vertraulichem Geplauder, militärischem Getümmel und Alkoven-Intriguen athmet echtes und volles dramatisches Leben. Manche Fehler schwülstiger Diction, auch der dramatische Mangel, daß der Held von der ersten Hälfte des 3. bis zur zweiten des 5. Actes verschwindet, vermögen den Eindruck der Tragödie, die mit der Hinrichtung des Helden schließt, nicht zu schwächen. Es ist kein Werk unvermittelter Gegensätze; dem Idealhelden stehen keineswegs lauter Bösewichter gegenüber: neben den Verräthern der Gegenpartei, den Rachsüchtigen, Undankbaren, Intriguanten, steht als Haupt der Adelspartei Graf Rantzau, ein edler, wahrhafter, patriotischer, hochherziger Mann, der, ehe er sich in die Verschwörung einläßt, seinen Gegner umzustimmen sucht und auch, nachdem er den entscheidenden Schritt gethan, ihm Mahnungen entgegenbringt und zur Flucht verhelfen will. Gerade diese Schilderung kräftiger, edelmüthiger Männer ohne Sentimentalität gelingt dem Dichter am besten.

Wie „Struensee" die Hoffnung auf politische Freiheit, so verkündete der 1823 in Berlin aufgeführte, auch von Goethe freundlich beurtheilte „Paria" die religiöse Freiheit:

Der Mensch allein zerstört mit frecher Hand
Den gleichen Spiegel seines edeln Wesens,
Und Glauben — Glauben nennt er seinen Wahn.
Doch Brama lächelt schonend, sich ins Licht
Der Wahrheit tauchend, bis auch wir zum Tag
Des Wissens aus der Nacht des Irrthums scheiden.

Es ist die Geschichte eines indischen Paria, der das junge, blühende Weib eines alten Rajah nach dessen Tode gerettet und sie, freilich zu ihrer hohen Wonne, sein jammervolles Leben theilen läßt. Nur einmal hat sie die Hütte verlassen, als ihr Kind sich verlief, und dabei einen vornehmen Inder getroffen, der, durch ihre Schönheit geblendet, ihr nachstellt. Das Unglück will, daß dieser, übrigens ihr Bruder, verwundet in die Hütte kommt. Er beschließt, trotz der ihm von seinen Gastfreunden zu Theil gewordenen Heilung, trotz wieder aufflammender Leidenschaft und trotz der nach der Erkennungsscene sich regenden Bruderliebe, den Tod der Schuldigen. Diese aber kommen dem Unheil zuvor, indem sie Gift nehmen und freiwillig sterben. Das Rührselige wiegt in dem Stück allzu sehr vor, der verhältnißmäßig kurze Einacter hat zu schnelle Uebergänge und zu gewaltsame Lösungen; fast alle Neigungen und Leidenschaften sind übertrieben. Nur die Liebe des Weibes zu Kind und Mann wird glaubhaft dargestellt. Der dichterische und kulturhistorische Werth des Stückes liegt aber besonders in der Schilderung des ungerecht Unterdrückten, der nicht durch Schuld, sondern durch den Zufall der Geburt zurückgesetzt ist, in der Darstellung seiner Sehnsucht, aus dieser unwürdigen Lage sich zu befreien: „dürft' ich nur Mensch sein unter Menschen“.

Das Verlangen, dem der Paria in folgenden Versen Ausdruck gibt:

Ich hab' ein Vaterland, ich will's beschützen.
Gebt mir ein Leben und ich zahl's mit Wucher,
Wo die Gefahr der Schlacht mit ehrnen Zungen
Die Opfer heischt und an des Lebens Fülle
Sich bis zur Uebersätt'gung nährt und stirbt.
Wagt's und erprobt des Unterdrückten Kraft.

war auch das Verlangen der Glaubensgenossen des Dichters. Sie nahmen (vgl. oben S. 274) nach kurzem Freiheitstraum die alte Pariastellung wieder ein. Da der Staat ihnen nicht das gewährte, was sie zu fordern berechtigt waren, so flüchteten sie zur Litteratur und Kunst. Sie suchten die Wissenschaft zu pflegen und sich zu veredeln. Damals (1821) begründete L. Zunz (1794 – 1886, in Berlin seit 1816) die Wissenschaft des Judenthums, indem er mit überaus gelehrten, scharfsinnigen, trefflich geschriebenen Abhandlungen und Werken die jüdische Litteratur des Mittelalters, aber auch die biblischen Schriften kritisch untersuchte, die Theilnahme der Juden an den allgemeinen Bildungsbestrebungen feststellte. Zugleich stiftete er in Verbindung mit Gesinnungsgenossen, dem bescheidenen, geistvollen, vielseitig thätigen Kaufmann M. Moser und dem großen Juristen E. Gans den „Verein zur Beförderung der Kultur unter den Juden", der außer Pflege des Geistes auch die Beförderung des Handwerks unter seine Zwecke aufnahm. Die Parias der Gesellschaft waren echte Romantiker, die aus der Zeit, die ihnen nichts bot, in erträumte Länder und vergangene Perioden flüchteten.

Unter den damaligen Berliner Dichtern gibt es kaum größere Gegensätze, als Ludwig Robert (1778—1832) und Friedrich von Uechtritz (1800—1875).*) Jener war Berliner, der, wenige Reisen und einen kurzen in Süddeutschland genommenen Aufenthalt abgerechnet, dauernd in Berlin lebte und trotz mancher Bespöttelungen, die er wie ein richtiger Berliner gern vorbrachte, seine Vaterstadt groß und schön fand. Dieser war ein Fremder, welcher nur die Jahre seiner juristischen Vorbereitung in Berlin zubrachte und trotz aller Hochschätzung der dortigen geistigen Cirkel seine Heimath nur in seiner geliebten Lausitz sah. Robert war ein unabhängiger, vermögender Mann, der ohne bestimmte Berufsthätigkeit seinen litterarischen Neigungen folgen konnte und gerade, weil er Muße hatte, wenig producirte; Uechtritz,

*) Der Kürze halber sei auf Goedeke a. Ausg. III, 425 – 432, 953 fg. verwiesen; für Uechtritz: H. v. Sybel, Leipzig 1876.

bei den mißlichen Vermögensumständen der Seinigen früh in die Beamtenlaufbahn gedrängt, war Richter und Poet, und mußte, eben weil er nur spärliche Muße besaß, dieselbe sorgsam zusammenhalten und aufs Fleißigste ausnutzen. Während Uechtritz von den Seinen, die, ohne ungebildet zu sein, doch in ihrem Landstädtchen in litterarischer Abgeschiedenheit gelebt hatten, wie ein Wunderkind angestaunt wurde und dadurch der Selbstüberschätzung nahe genug war, wurde Robert durch seine geistesmächtige Schwester Rahel eher gedrückt als gehoben — zeitlebens bekannt als Bruder einer berühmten Schwester und Mann einer schönen Frau — und gewöhnte sich an eine Mißachtung seiner Fähigkeiten, die auf seine Schaffensfreudigkeit lähmend wirkte. Robert war als Jude geboren, ein Freigeist, so lange er dem jüdischen Bekenntniß anhing, und ein Philosoph, sobald er, durch Fichte angeregt, mit christlicher Weltanschauung den christlichen Glauben angenommen hatte, meist ohne religiöse und immer ohne specifisch confessionelle Färbung. Uechtritz dagegen war eine durchaus religiöse Natur, der, wie er als Jüngling mit Vater und Kameraden große religiöse Auseinandersetzungen hatte, als reifer Mann seine Abrechnung mit dem Katholicismus hielt, seine strenge protestantische Ueberzeugung lebhaft betonte und den Sieg des Christenthums über das heidnische Rom zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung in einem seiner großen Romane wählte. Sind diese Romane sein eigentliches Lebenswerk, das, worin er sein Bestes geboten zu haben glaubte, so sind sie, trotzdem sie verhältnißmäßig neuen Datums sind, verschollen, und nur ein Jugenddrama sichert ihm eine gewisse litterarische Bedeutung. Robert dagegen hielt sich für einen Dramatiker, wenn er auch mit keinem seiner Dramen die gewünschte Wirkung zu erzielen vermochte, war aber viel eher ein stimmungsvoller Lyriker. Und während heutzutage der Dramatiker mitten im Leben steht, der Lyriker dagegen oft den Anspruch erhebt, sich aus dem Leben in eine erträumte Idealwelt zu flüchten, beschäftigte sich der Lyriker Robert mit politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zeitfragen;

Uechtritz, der Dramatiker und Romanschriftsteller, versetzte sich in das ferne Alterthum und wählte aus ihm die Stoffe seiner Dichtungen.

Unter Robert's lyrischen Dichtungen sind die übrigens wirkungslos verhallten „Stimmen der Zeit“, 1816 gesammelt herausgegebene Lieder aus den Befreiungskriegen, formell und inhaltlich die schwächsten. Er war kein Politiker, daher machen seine Proteste gegen die Revolution von 1830 keinen Eindruck und sein Auftreten gegen die Diplomaten, die er als Pfiffiologen verhöhnt, erscheint grundlos. Da er geringe theologische Neigungen hatte, so sprach er in seinen Gedichten selten über Religion, benutzte nur manchmal alttestamentliche Stoffe zu Erzählungen und Legenden. Sein Interesse war wesentlich ein litterarisches, er suchte französische Schriftsteller älterer und neuerer Zeit durch Nachdichtungen in Deutschland einzubürgern, erklärte sich oft gegen die Recensenten und stark gegen die Tendenzmacher und gab seinem Hasse gegen seine Feinde, seiner Liebe zu den Freunden entschiedenen Ausdruck. Unter den Gehaßten befand sich Friedrich Schlegel, dessen Mysticismus und Unklarheit Gegenstände des Spottes wurden, unter den Geliebten Rahel, vor Allem Goethe. Auch die bildende Kunst wurde von ihm verherrlicht, z. B. Danneker's und Rauch's Werke. Dem Berliner Schauspielhause, das seine Schöpfungen nicht allzu freundlich behandelt hatte, war er nicht eben günstig gesinnt. Vielmehr tadelte er das Haus und die Gaben des Hauses; diese, weil in ihnen die ausländische Production zu sehr bevorzugt wurde, jenes seiner engen Logen wegen und des schmalen unter der Treppe befindlichen Eingangs, während die große Freitreppe unbenutzt bliebe. — Weniger als man bei der sprüchwörtlichen Zärtlichkeit Robert's zu seiner schönen Frau denken sollte, behandelte er die Liebe; einmal setzte er sehr schön auseinander, wie seine Gattin die Eigenschaften des Freundes, der Geliebten, der Gattin, des Kindes in sich vereine. Auch der Freundschaft

huldigte er selten; laut bekannte er sich nur als dankbaren Jünger seines Meisters Ludwig Tieck.

Uechtritz' eigenartigste Leistung ist sein in Berlin geschriebenes und aufgeführtes Drama „Alexander und Darius“ (Berlin 1827). Goethe soll, nach Holtei's Erzählung, an dem Drama sich ungemein ergötzt haben; jedenfalls ist es eines der interessantesten und würdigsten Werke unter denen, durch welche die Berliner Dichter das Alterthum poetisch darzustellen suchten. Uechtritz besaß gewiß nicht Raupach's scenisches Geschick, aber einen weltmännischer gebildeten Geist, eine poetischere Sprache und ein tieferes Verständniß der Vorzeit. Ohne Tendenzmacherei, ohne Seitenblicke auf die Zeit, in welcher er lebte, stellte er das Ringen zweier Weltmächte, Asiens und Europas, der geschwächten, innerlich verderbten Barbaren und der unverdorbenen, mit griechischen Elementen vielfach vermischten Macedonier dar. Seine Erfindungsgabe setzte er in keinerlei Unkosten, behielt vielmehr den von den alten Geschichtschreibern überlieferten Stoff in seinen Einzelheiten, selbst bis auf die Worte bei. Aber er verstand es, eine lebensvolle Schilderung der macedonischen Helden und der persischen Satrapen zu geben. Alexander in seinem kühnen Uebermuth, der sich manchmal bis zum frevlen Leichtsinn steigert, in dem gewaltigen Eindruck, den er durch seine Erscheinung, Worte und Thaten auf alle ihm Begegnenden macht, tritt ebenso deutlich hervor, wie des Darius weichliches Schwelgen, seine träumerisch schwächliche Hingabe an Prophezeiungen und Sagen, seine Abhängigkeit von seinen Dienern, deren unumschränkter Herr er zu sein wähnt, seine Lust an Prunk und an entnervenden Genüssen. Neben den beiden hauptsächlichen Männercharakteren stehen zwei bedeutsame Frauengestalten: Statira und Thais. Statira ist die Gemahlin des Darius, die für den Geliebten bangt und zittert, sich bräutlich schmückt, um den aus der Schlacht Heimkehrenden mit neuer seit lange ungewohnter Reizung zu empfangen, ihn im Kampfgewühl sehen möchte, aber bald seine Niederlage ahnt, in der Verzückung den

Sieger kommen sieht und todt niederfällt, da Alexander wirklich eintritt. Denn es soll durch die ganze Schilderung ihres Wesens angedeutet werden, wie auch sie, die eine Zeit lang bei Alexander Gefangene, im Geheimen den Heros bewundert und durch ihre hervorragende Schönheit keinen geringen Eindruck auf den Helden macht. Offener glüht Thais, die gefeierte Schauspielerin und Tänzerin, für den Eroberer; vor ihm zu spielen, ihn zu küssen, ist ihres Lebens Ehrgeiz. Das Bacchanal, in welchem sie ihn zum Taumel fortreißt und ihn, der kurze Zeit willenlos der Sirene folgt, zur Verbrennung des Palastes von Persepolis bestimmt, ist dichterisch glanzvoll dargestellt. Durch diesen Brand wird das Geschick des Perserreiches, das kraft eines Orakels so lange bestehen sollte wie der Palast, besiegelt, Darius von den Seinen getödtet; seine Hauptführer enden durch Mord und Selbstmord. Alexander aber, auch mit der Herrschaft über des Darius ganzes Reich nicht zufrieden, beschließt das Stück mit den Versen:

Und bist du ewig, oder wirst auch du
Dich einst dem Lete vermählen, alte Erde,
Bräutlich geschmückt mit deiner Söhne Ruhm?
Zeus, nimm in meine Heimath mich hinauf!
Doch nein! um deinen Thron dort müßt ich ringen.
Wohl fühl' ich tief, daß du mich nicht verkanntest,
Als du in nicht'gen Menschenleib mich banntest!
Doch ob du deinen Sohn von dir verbannt,
Die Götter alle bleiben ihm verwandt!
Bei ihnen — mag die Erd' in Trümmer fallen! —
Wird Alexander's Name nicht verhallen!
Nach Indien laßt meine Fahnen wallen!

Wie in der Litteratur, so begann auch in der Malerei die Romantik sich zu regen. Einflüsse Italiens machten sich dabei geltend, ein unklares Schwärmen, Hang zum Absonderlichen und Mystischen drängte sich hervor; das Mittelalter und der Katholicismus übten auf die jungen Künstler wie auf die Dichter eine unheilvolle Einwirkung; ein übermäßiges Deutschthum begann sich zu entfalten. Freilich gehört die volle Ent-

wickelung des romantischen Geistes in der Kunst dem Berlin der vierziger Jahre an; der Romantiker, der auf dem Throne saß, zog seine Gesinnungsgenossen, mochten sie sich mit Philosophie, Dichtung, Kunst beschäftigen — man denke nur an Schelling, Tieck, Cornelius — an seinen Hof. Aber schon gegen Ende des zweiten Jahrzehnts wirkten die römischen Vorbilder auf Berlin; ein preußischer, in amtlicher Stellung zu Rom lebender Kunstfreund unterstützte die neuen Bestrebungen. Daher mochte der kalte Wasserstrahl, der schon 1817 sich von Weimar her gegen die neudeutsch-religiös-patriotische Kunst ergoß, auch in Berlin erkältend wirken. Der alte Schadow aber, der an seinem eigenen Sohne Wilhelm die Hinneigung zu jenen Kreisen erlebte, konnte sich mit den „preziös-schraffirten", geschickten, aber gezierten Zeichnungen und Bildern nicht befreunden, sah in den gepriesenen Erzeugnissen der Cornelius und Overbeck gar zu viel Schulschnitzer, verlangte, daß man erst „gut und gerecht" malen solle, ehe man „schön" zu malen sich befleißige, mußte aber resignirt bekennen*): „Die hiesigen Mystiker werden hoffentlich dies Entzücken auch fühlen und so: lasciamo andare."

*) Dies und das Vorige aus Briefen an Böttiger. Westermann's Monatshefte, Nov. 1894.

Sechzehntes Kapitel.

Litterarisches Stillleben.

Alle die genannten Romantiker und viele nicht genannte, Berliner und Fremde, wie Houwald und W. Müller, Goethe und H. Heine, Dichter und Künstler fanden ein allzeit bereites Organ in F. W. Gubitz' „Der Gesellschafter".*) Diese Zeitschrift, die von 1817 bis 1848, vier Mal die Woche erschien, Kunst- und Musikbeilagen, sowie Annoncenblätter brachte, war lange Zeit das tonangebende Journal Berlins. Auf Politik und Wissenschaft ging es nur mit kurzen Notizen und gelegentlichen Hinweisen ein, Religiöses ließ es ganz unbeachtet, pflegte vielmehr ausschließlich das weite Gebiet der Litteratur, durch Veröffentlichung von Novellen, Gedichten, Theater- und Kunstberichten, Briefen und anderen Reliquien Verstorbener, Epigrammen und Anekdoten. Litterarische Streitigkeiten vermied es nicht, verwies sie aber in einen Nebentheil. Obgleich es in Berlin erschien und wesentlich, trotz seiner durch ganz Deutschland verbreiteten Mitarbeiterschar, von Berlinern Beiträge erhielt, war es kein ausschließliches Organ der Hauptstadt. Am Anfang schloß es

*) Der Gesellschafter, oder: Blätter für Geist und Herz. Beginnt 1817, endet 1848. Der erste Jahrgang hat 213, der vorletzte 210, der letzte 206 Nummern à 4 SS (2 Bll.) in 4°. (Er erschien 4 mal die Woche: Montag, Mittwoch, Freitag, Sonnabend.) Die Beiträge daraus von Achim von Arnim sind Berl. Neudrucke III, 1, einzelne Aufsätze von Schadow in d. Ztschr. f. bildende Kunst 1891, von Zunz in d. Z. f. G. d. J. in Deutschland V, 223ff. wieder abgedruckt.

sogar das Reinberlinische aus; erst seit Ende 1820 enthielt es einen ständigen Artikel „Allerlei aus Berlin“, ohne dadurch seiner Neigung untreu zu werden, auswärtige Litteratur- und Kunstvorgänge zu berücksichtigen. Mit besonderer Vorliebe brachte es kurze Notizen aus französischen und englischen Blättern, die für Gestaltung der Zeitschrift sichtbares Vorbild waren. Der Herausgeber Gubitz gab auch als Holzschneider gern Proben seiner Kunst, indem er die am Kopfe des Blattes stehende zierliche Vignette oft erneuerte, nicht selten mit Bezug auf den Inhalt der Nummer, z. B. bei Säkulartagen berühmter Männer.

Keine andere Zeitschrift darf sich eines ähnlich langen Bestandes rühmen und konnte auf eine gleich große Zahl von Mitarbeitern und Lesern hinweisen. Manche dieser Zeitschriften sind schon gelegentlich genannt, wie die „Neue Berliner Monatsschrift“ (S. 387) oder der „Freimüthige für Deutschland“ (oben S. 405), dessen Herausgeber Symanski vorher eine „Leuchte“ und später einen „Zuschauer“ herausgab. Alle diese ephemeren Erscheinungen überdauerte der „Beobachter“. Er war kaum anders und gewiß nicht besser als früher (vgl. S. 220); vielmehr brachte er weiter „Nuditäten der höchsten Potenz und gehaltlose Gemeinheiten“ *), aber gerade deswegen fand er ein großes Publicum — 4000 Abnehmer.

„Der Freimüthige“, der sog. „alte“, Jahre lang von A. Kuhn herausgegeben, schleppte lange sein Leben fort, konnte aber keine sonderliche Bedeutung erlangen. Zuletzt wurde er mit dem von F. Förster herausgegebenen „Berliner Conversationsblatt“ vereinigt, aber auch unter dem gemeinschaftlichen Titel waren beide Hungerkandidaten kaum im Stande, ihr armes Leben zu fristen.

Derartige Zeitschriften, die ihrem Publicum verschiedene, leichte, billige Kost boten, gleichwohl aber von den Lesern wenig

*) A. v. Schaden, Berlins Licht- und Schattenseiten, Dessau 1822, S. 66, dessen Notizen über die Zeitschr. werthvoll sind. — Sehr unbedeutend v. Biedenfeld, Der hinkende Teufel zu Berlin, 1827, 3. Heft, S. 34—68.

genossen wurden, gab es in den Jahrzehnten von 1820—40 sehr viele. Die meisten sind heute verschollen, manche ganz unauffindbar. Daher lohnt es sich kaum, von ihnen zu reden.*) Anders verhält es sich mit den Witzblättern mit politischem Beigeschmack und ohne solchen, von denen aber besser in anderem Zusammenhang zu reden ist.

Damals begannen auch die Kalender zu erscheinen, die, im Gegensatz zu den früheren, keine statistischen Notizen, weniger merkantilische und belehrende Mittheilungen, vielmehr namentlich unterhaltende Beiträge und Illustrationen brachten. Als Beispiel für diese ganze Art von litterarischen Erscheinungen sei der „Deutsche Volkskalender“ des schon genannten Gubitz genannt, der 1835 zu erscheinen begann und Jahrzehnte lang, auch nach dem Tode des Begründers, erschien. Sein Werth liegt nicht in den litterarischen Beiträgen, denn diese waren aus mannigfachen Quellen zusammengerafft, z. B. Brentano's „Geschichte vom braven

---

*) Die in dieser Anmerkung gegebene Zusammenstellung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, ist aber für das geistige Leben Berlins in den 20er und 30er Jahren nicht werthlos. Von Berliner Zeitschriften sind mir folgende in einem Bande oder mehreren Jahrgängen bekannt. Berlinische Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur, hgg. von F. W. Goedicke, Voss. Buchhandlg., wohl monatlich, jedenf. 1824 u. 25. (Jahrg. 1 H. 12, Jahrg. 2 H. 1.) Mitarbeiter u. A.: Göckingk (der einen Brief von und an Nicolai mittheilt), Schink, Zeune. — Berlinische Blätter für deutsche Frauen. Eine Wochenschrift, hgg. von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Maurer 1829. (Gedichte, Anekdoten, Novellen vom Herausg. und s. Gattin, L. Robert, F. Kugler, C. Seidel, Varnhagen, A. Zeune u. a Berlinern; Bd. 3, 137—184 „Aus Denkblättern einer Berlinerin“ ist sicher von Rahel.) — Berliner Kinder-Wochenblatt, 1832, erschien jeden Sonntag bei G. Gropius (mit Illustrationen). — Erinnerungsblätter für gebildete Leser aus allen Ständen, J. Lewent, 1833 (wöchentlich, gesch. Aufsätze, Geschichtstafel, Notizen, Anekdoten, Novellen, Räthsel, erster Druck des Eckensteher Nante im Verhör; das Meiste anonym; als Beilage ein Allg. Conversationslexicon). — Erstes vaterländisches Pfennigblatt (täglich 2 SS.), Red.: J. C. E. Schwarz, 1. Jahrg. 1833, der erste Jahrgang begann am 1. Oct., Erzählungen, Geschichtliches. — Berlin. Eine Wochenschrift von L. Rellstab. Duncker u. Humblot, 1835. 52 Num. Von 1836 an: Berlin u. Athen. — Preußischer Volksfreund. Ein gemein-

Kasperl und dem schönen Annerl", die er aus seinen 1817 erschienenen „Gaben der Milde", freilich „mit einigen Auslassungen" wiederholte, und zeigten gar zu sehr die Tendenz, das für den Berliner Philister Passende zu geben. Vielmehr liegt er in den Holzschnitten Gubitz' und seiner Schüler — im 1. Jahrgang 100, im 2.: 120 —, die noch heute den Bändchen ihren Werth verleihen: humoristische Bildchen und charakteristische Köpfe gewähren auch dem modernen Betrachter noch besonderen Genuß.

Auch Berliner Musenalmanache begannen wieder zu erscheinen. Der erste von J. Curtius*) 1826 war hauptsächlich von dem Herausgeber verfaßt; von sonstigen Mitarbeitern wären außer den unbekannten Deiters und Schregel nur K. Grüneisen, vor Allem K. Simrock zu nennen. Eine Nachahmung des Ossian und ein dialektisches Gedicht nehmen sich neben den Liebes- und Naturgedichten, die den fast ausschließlichen Inhalt des Bändchens bilden, etwas seltsam aus; bei den Naturliedern ist hervorzu-

nütziges u. unterh. Volksbl. f. geb. Leser, 1836, 180 Nrn. Als Red. zeichnet zuletzt D. G. v. Puttkammer. Viel Naturwissenschaftliches; in den ersten Nummern Manches von K. Witte d. Ä. — Der Neuigkeits-Bote. Ein Tagesblatt von K. Müchler, 1837. — Von vergessenen Zeitschriften, von denen ich einzelne Nummern gesehen habe, seien genannt: Thee- und Kaffeezeitvertreib für Herren und Damen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung und Nahrung fürs Herz, hgg. von Dr. A. W. Schmolck (1835). — Berliner Modenspiegel in- und ausländischer Originale. Eine Zeitschrift für die elegante Welt, hgg. von A. Cosmar. (1840 erschien der 9. Jahrgang.) — Pantheon. Eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung, 1831 (2 mal wöchentlich) bei W. Natorff u. Comp. — Unbekannt ist mir: Der Berliner Stadt- und Landbote, seit 1829, Volksblatt mit Bildern. — Schon vorher, seit 1819: Der Märkische Bote mit der polit. Beil.: Der Brandenburger Erzähler (die 1. Nummer des 1. Jahrg. ist in m. Besitz). — Iris. Eine Zeitschr. des Schönen, hgg. von J. Heinemann und K. Müchler. 2 Bde., 1823/24. — Berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann, hgg. von Prof. Wadzeck, seit dessen Tode (2. März 1833) von J. G. L. K. Tielitz — Angekündigt wurde (ob auch erschienen?): Allg. Jugendzeitung oder Blätter zur Beförderung und Ermunterung des Fleißes, 1833, T. Schumann.

*) Musenalmanach für das Jahr 1826 von Julius Curtius. Berlin 1825. Vereinsbuchhandlung. 180 SS. Ex. in K. B. (Bei Goedeke III, 1131.)

heben, daß die Schweiz (Rigi, Grimsel) den Gegenstand der Gedichte bildet, was bei den damaligen Norddeutschen selten war. Der Almanach zeigt deutlich die Nachahmung der Schiller'schen Vorgänger: Liebeselegieen nach Goethischem Muster; Xenien (etwa 500, 65 Seiten), auch äußerlich den berühmten nachgeahmt. Sie sind fast ausschließlich litterarisch, nur wenige feiern die Liebe und predigen Gehorsam gegen den Fürsten. Goethe und Schiller werden gepriesen, — ganze Xenienreihen sind gegen Pustkuchen's falsche Wanderjahre gerichtet —, auch von Heine werden große Erwartungen gehegt; der Hauptgegner ist Rousseau, der Rheinländer, der unbarmherzig gestriegelt wird. Sonst setzt es Hiebe gegen Hegel, gegen ältere und jüngere Dichter, Fr. Schlegel und K. J. Schöne, gegen Berliner, unter denen auch Raupach und J. v. Voß, und Nichtberliner, z. B. Immermann, gegen die Dichterinnen: Louise Brachmann und Helwine von Chezy, gegen die Zeitschriften, wiederum nach dem Vorbilde des alten Xenienalmanachs; unter den Zeitschriften steht der „Freimüthige" obenan; nicht übel heißt es wider den „Märkischen Boten":

Märkischer Bote, wie gleichst du so wenig dem Boten von Wandsbeck,
Er trug sua, du schleppst uns aliena nur mit.

Auf diesen gänzlich unbekannten folgte ein etwas bekannterer Almanach*) (1830 u. 1831). Wie aber hatten sich die Zeiten verändert! Goethe, der für die früheren Berliner Almanache nur Spott gefunden, stellte sich hier mit Beiträgen ein; außer ihm gar manche Träger klangvoller Namen, Anast. Grün, Gust. Schwab, Just. Kerner, A. W. v. Schlegel. Aber das Hauptkontingent der Beitragenden stellten doch die Berliner, außer den

*) Berliner Musen-Almanach f. d. J. 1830. Berlin, G. Fincke; 1831 hgg. von Moritz Veit. Vereinsbuchdruckerei Anderer Berliner Musen-Almanach (Parodie) s. Goedeke III, 1165. Landsberg a. W. 1829. Die Beitragenden sind bei Goedeke (alte Ausg.) III, 1164 u. 65 zusammengestellt. Dort 1164 eine Nennung aller damaliger Berliner Schriftsteller. Vgl. auch das. 1166—1184. — Ueber H. Stieglitz unten Kap. 19.

Alten: Arnim, Fouqué, Chamisso, auch die Jungen: D. Leßmann, Apollonius v. Maltitz, L. Robert, besonders die Herausgeber: M. Veit, der den zweiten Jahrgang allein edirte, H. Stieglitz, K. Werder.

Gegen diesen ersten Jahrgang des neuen Berliner Musen-Almanachs richtete sich eine satirische Schrift, deren Verfasser K. Halling*), der Schwabe, der sehr verschieden beurtheilte Fischartübersetzer, war. In einer satirischen Wanderung durchschreitet der Verfasser den Musenstall, lobt einzelne Gedichte, namentlich von Stieglitz und Caroline (Fouqué), tadelt aber besonders heftig Veit, dem auch Sprachschnitzer und Mißverständnisse vorgehalten werden, und vor allen Dingen Werder.

Veit und Werder verdienen eine ausführlichere Würdigung, weil sie ihre ganze Lebenszeit hindurch Berlin angehörten; M. Veit (1808—1864), eifervoller Jude, Buchhändler in großem Stil, hervorragender freisinniger Politiker, dessen Haus ein Mittelpunkt feiner Geselligkeit war, K. Werder (1809—1892), Universitäts-Professor, Aesthetiker, der durch seine Vorlesungen, die später auch in Buchform erschienen, das heranwachsende Geschlecht Lessing, Schiller, namentlich Shakespeare verstehen lehrte, und dabei sich eine wunderbare Fähigkeit bewahrte, die moderne Bewegung zu verfolgen und gerecht zu beurtheilen. Doch können beide hier nur als Lyriker betrachtet werden, da ihre anderweitige Thätigkeit einer späteren Periode angehört.**) Veit ist ein nicht unglücklicher, wenn auch in der Form ungelenker poetischer Dilettant. Er erinnert stark an Heine, ohne dessen Frivo-

---

*) Halling's Autorschaft geht aus den vielfachen Anspielungen auf Fischart, besonders aus einer gegen Daniel Leßmann gerichteten Stelle „ich habe mit ihm wegen seines Romans „Louise von Halling“ ein Hühnchen zu pflücken“ hervor. Ueber Halling (1806—1837) vgl. Wendeler, Meusebach-Grimm S. LVIII ff.

**) Veit gab mit seinem geistesverwandten Freunde Mich. Sachs 1853 „Stimmen vom Jordan und Euphrat“ heraus. K. Werder's Gedichte, gesammelt von Gildemeister, Berlin 1895 (mir durch die Güte der Verlagshandlung F. Fontane in Aushängebogen zugänglich).

lität zu besitzen. Vielmehr war er ein ernster Dichter, der, wenn er auch einmal anrieth, sich in die Launen der Welt zu schicken, doch Bethätigung von Mannesmuth der Welt gegenüber empfahl. Er versuchte sich im Epigramm und ernsten Lehrgedicht. Er pries Natur und Liebe, empfand im Frühling lauter die Schläge seines Herzens, verkündete aber mehr die Sehnsucht nach Liebe, als Befriedigung durch Genuß. Er wandte den Blick gern nach fremden Ländern und entlehnte, wenn er auch einmal einen patriotischen Anlauf nahm, ihnen, dem Orient und besonders Spanien, seine Balladenstoffe. Dabei bewährte er seine Vorliebe für biblische Stoffe und seine Neigung zu jüdischen Dingen. Elias und Simson sind die Helden seiner ausführlichsten Gedichte — für den starken Riesen war seine Theilnahme größer als für den Propheten —; sein Mitgefühl für die Juden trat einmal hervor, als er in der schönen Ballade „Alkanzor" den um seine Heimath trauernden Mauren dem spanischen Juden gegenüberstellt, der um seines Glaubens willen das geliebte Land meiden muß, das ihm Vaterland geworden war.

Karl Werder war Dichter der Liebe. Allerdings verkündete er gelegentlich auch in dunkeln Worten Hegel'sche Lehren und predigte in einzelnen Gedichten, die in Ueberschwang des Gefühls und in Gewalt des Ausdrucks an Goethische Jugendoden erinnern, den Pantheismus, eine dieser Oden aber, die den kennzeichnenden Titel „Religion der Leidenschaft" führt, lehrte, daß Liebe seine eigentliche Religion war. In zahlreichen Variationen verkündete er Liebe und Leidenschaft; ernsten gluthvollen Bitten und Ausrufen wußte er zierliche und neckische anzureihen. Bereit, der Geliebten Alles zu opfern, nicht bloß sein Leben, das ihn wenig dünkt, sondern auch seinen Himmel und seine Seele, ließ er dem Sinnenrausch sein Recht und versenkte sich gern in gluthvolle Phantasien. Er verkündete die Liebe als ewig und unsterblich, schrieb ihr die Fähigkeit zu, den Menschen zum Gotte zu machen, und bezeichnete als sein und der Menschen „Glück":

Ist nur der Himmel klar und heiter,
Grau sei die Erde und betrübt.
Greif in die Brust! was willst Du weiter
Als eine Seele, die Dich liebt.

Nur eine Romanze findet sich in diesen Almanachen von Werder, „Der Virtuos“, aber sie ist überaus charakteristisch. Sie behandelt in einer grandiosen Tonmalerei in kraftvoller, sehr ergreifender Schilderung das Schicksal und die Wirkungen Paganini's, ersteres nach der umgehenden Sage, welche den großen Künstler zu einem ehemaligen Bagno-Sträfling machte.

Wie Veit und Werder so gehören auch zwei andere Lyriker, F. Kugler und W. Wackernagel, in ihrem Wirken hauptsächlich einer späteren Periode an und wandten sich in ihren Leistungen später anderen Gebieten zu, Kugler dem der Kunst und Kunstgeschichte, Wackernagel, der sich am zweiten Almanach mit einem Gedicht betheiligte, dem der Germanistik. Damals aber gehörten beide dem Berliner Dichterkreise an: Kugler (1808—1858), seit 1826 fast dauernd in Berlin, Wackernagel (1806—1869), ein Berliner (vgl. oben S. 402, unten Kap. 18), lebte bis 1833 mit einzelnen größeren Unterbrechungen in seiner Vaterstadt. Ihre Jugenddichtungen *) weisen nach Berlin. Kugler's Werk ist ein liebenswürdiges Buch, an welchem neben dem Dichter der Musiker und Zeichner Antheil hat; letzterer durch allerliebste Arabesken, ersterer durch Compositionen fremder Lieder, Chamisso's, Schlippenbach's u. A. Kugler war ein froher Wanderer. Trotzig gegen das Liebchen, düster in Todtentanzliedern wurde er selten, meist benutzte er seine Wanderungen an der Saale und am Rhein zum frohen Genießen der Natur. Sein munteres Lied „An der Saale hellem Strande“ wurde zum Volkslied. Er begehrte nicht, die Gegenden

*) Ueber Kugler vgl. A. D. B. 17, 397 ff.; Wackernagel: Goedeke III, 1180 ff., Raumer, Gesch. d. dtsch. Phil., 597 ff., und W. W., Jugendjahre 1806—1833, dargestellt von Rudolf W., Basel 1885. W. Wackernagel, Gedichte eines fahrenden Schülers, Berlin 1828; Ausgewählte Gedichte, hgg. von S. Vögelin. Basel 1873. — Skizzenbuch von Franz Kugler, Berlin 1830.

zu schildern, die er durchwanderte, sondern Stimmungen wiederzugeben, die er empfand. Fein empfindsam, wie er war, erhielt er durch die Jahreszeiten verschiedene Eindrücke, aber wiewohl nicht unempfänglich für die schauerliche Schönheit des Winters und die erquickende Herbigkeit des Herbstes, jubelte er am lautesten im Frühling. Er pries das Glück der Liebe und sang vom Segen der Kunst. Durchdrungen von seiner eigenen künstlerischen Begabung, beglückwünschte er die Mitstrebenden und verherrlichte die großen Vorgänger. Auch als Dichter fühlte er sich, aber band sich nicht an Regeln und kümmerte sich nicht um die Kritik. Denn nur für sich und einen kleinen Kreis Vertrauter wollte er singen. In froher Stimmung, die auf der Lebensreise so wenig schwand, wie auf der Wanderschaft, verkündete er als seinen Grundsatz:

Mache dich der Bande ledig,
Vorwärts! sei dein Losungswort. —
Und die Götter wehen gnädig,
Kühner Segler, dich zum Port.

Bei Kugler hat man stets das Gefühl, daß ein Künstler spricht; bei Wackernagel merkt man, daß ein Gelehrter das Wort ergreift. Nicht in dem Sinne, daß der frischen, freien Ausdrucksweise des Einen pedantische Manier des Andern entgegentritt, sondern in dem, daß an Stelle der Künstler-Reflexionen und Reminiscenzen sich litterarische Beziehungen geltend machen. Während Kugler an Bilder oder Künstlerfeste anknüpfte, dichtete Wackernagel Lieder in mittelhochdeutscher Mundart, übersetzte aus Tristan und Isolde, ahmte alte deutsche Volkslieder oder littauische Weisen nach. Pries jener Dürer und Schinkel oder wies er schulmeisterliches Lehren in der Malerei ab, so lobte dieser die Romantiker, denen er sich dankbar verpflichtet fühlte, tadelte Saphir und machte sich über die Tagesgrößen und Modeberühmtheiten lustig, über Deutschthümler und Griechenfreunde, Byron- und Walter Scott-Schwärmer, Juristen und Recensenten, Müllner und Raupach. Bei Kugler ist alles heiter,

bei Wackernagel alles trübe. Preist dieser den Frühling, so verurtheilt er sich bald zum Schweigen, weil er sieht, daß er der Nachtigall gegenüber ein Stümper ist; bringt er ein Ständchen, so hat er Angst zu verregnen oder droht zu erfrieren; spricht er von Liebe, so denkt er mehr an Leid als an Lust, an Scheiden als an die Freuden des Beisammenseins. Kugler wußte die Natur lebensvoll darzustellen, die er kannte, gern und wiederholt durchstreifte; Wackernagel, der Gelehrte, dessen Lieblingsrevier sein Arbeitszimmer war, sang Jäger- und Schlachtgesänge; er, der Junggeselle, Kinder- und Wiegenlieder. Wenn Kugler's Streben und Gesinnung sich in einem fröhlichen Aufruf zusammenfassen läßt, so gibt Wackernagel als sein Motto:

Ein bitteres Lied nur kann ich singen,
Ein Lied stets alt und ewig neu:
So sing' ich von gebroch'nen Ringen,
So sing' ich von gebroch'ner Treu.

Gönnt meinen Kummer mir alleine —
Ich gönn' euch eure Festeslust —:
Laßt mir den Namen, den ich meine,
Weckt nicht den Wehruf meiner Brust.

Beide zeigten sich nur insofern als Berliner Dichter, daß der Eine litterarische Vorkommnisse andeutete, der Andere zu Künstlerfesten weihevolle und humoristische Lieder stiftete. Mehr Berlinisches oder wenigstens Preußisches, z. B. ein Huldigungsgedicht der Universität für die Kaiserin von Rußland und Gelegenheitsgedichte, die für Berlin bestimmt waren, findet sich in K. Streckfuß' (1778—1844, seit 1819 in Berlin), des bekannten Uebersetzers Sammlung, während F. von Maltitz' in Berlin erschienene Dichtungen*), Uebersetzungen, Nachahmungen, Fabeln und satirische Ausfälle nur im Titel Berlin als Ursprungsort verrathen.

---

*) Neuere Dichtungen von K. Streckfuß. Halle 1834. — Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin, J. G. Hasselberg 1834. Auf meinem Ex. letzterer Sammlung steht von alter Hand: Franz von Maltitz. Bei Goedeke III, 764, 882, 1390

Welch wüste und niedrige Gelegenheitspoesie neben solchen Dichtungen existirte, kann man aus Producten wie „die Verheirathung der zwölf Töchter Schmidt's"*) ersehen. Druck, Papier und Holzschnitte sind ebenso roh wie Sinnesart und Verse des Dichters. Aber echt berlinisch sind sie gewiß: die Mittheilungen Schmidt's über eine Tochter: „Sie hat einen Bäcker, der ihr heiß liebt, Und wo es täglich Kuchen gibt" oder die Kunde der Nachbarin über die 12 hübschen Burschen aus Neckziehn „Die wünschen Frauen sich mit Geld, Weil ohnedem die Liebe fehlt". Fast ebenso geschmacklos war es, wenn einer der ersten Brauer Berlins, der sich durch die Einführung des „bairischen Bieres" Gewinn verschaffte und Verdienst erwarb, Daniel Josty, mittelmäßige Aufsätze moralischen und geschichtlichen Inhalts, Gelegenheitsgedichte, bei denen die Gelegenheit ebenso unbedeutend war wie die dichterische Ausarbeitung, stachellose Stachelverse in drei Sprachen, der deutschen, französischen, romanischen (linguag romaunsch) als „bière de mon tonneau" veröffentlichte.**)

Die Berliner Schriftsteller, die in Zeitschriften, Kalendern, Almanachen und eigenen Sammlungen vor das Publicum traten, daneben die vielen still dahinlebenden Poeten, welche die Oeffent-

ist es nicht verzeichnet; wird aber bestätigt durch Stieglitz, Gruß an Berlin 1838, S. 65. Bei dieser Gelegenheit mag auch gleich an Friedrich Apollonius v. Maltitz erinnert werden (1795—1870), vgl. A. D. B. 20, 150 bis 152, der 1821—23 in Berlin lebte und auch ferner Beziehungen mit Berlin unterhielt, wie seine zahlreichen Beiträge zu den beiden Berliner Musen-Almanachen 1830 und 1831 beweisen. Ein dritter Maltitz, G. A. v., ist unten zu erwähnen. — Auch Friedr. Förster's, des Herausgebers der „Sängerfahrt" (vgl. oben S. 414 A.), „Gedichte", 2 Bde., Berlin 1838, verdienen wohl hier ein bescheidenes Plätzchen. Er muß bei Saphir noch einmal genannt werden.

*) Ein Zwiegespräch in Versen und Prosa, Berlin 1832, zu haben in der Zürngiebel'schen Buchdruckerei. 74 SS. (Samml. d. G. f. G. B.)

**) Berlin 1838. (Dies. Samml.)

lichkeit scheuten, außerdem die zahlreichen Litteraturfreunde, die, selbst wenig productiv, sich an den Werken Anderer freuten und deren persönlichen Umgang genießen wollten, schlossen sich in Gesellschaften zusammen, die sich von den früher (oben S. 198 bis 203) genannten hauptsächlich dadurch unterschieden, daß sie nur aus Dichtern und Dichterfreunden bestanden. Zwei dieser Vereinigungen, zugleich die vornehmsten und die, welche sich durch kleine Veröffentlichungen bekannt machten, seien hier genannt.

Die eine ist die „Mittwochsgesellschaft".*) Als ihren Heros feierten sie Goethe, aber nicht ihm ausschließlich galten die Lieder. Vielmehr priesen diese die Geselligkeit und den Verein, der im Sommer und Winter die Genossen zu traulicher Gemeinschaft lud. In diesen Vereinigungen fehlte es nicht an einem guten Trunk; ihm als der „Quelle, draus sich der Geist ergießt", wurde manch feuriges Lied gesungen, das Wasser ward aber nur gepriesen, weil es Schiffe trage, „die den Wein von ferne bringen". Auch die Tinte wurde gerühmt als „erstes unter den Gebräuen, die aller Welten Schöpfer schuf". Von den Zusammenkünften waren die Frauen zwar ausgeschlossen, aber doch galt ihnen, „den Rennern im Lebensbruch", manch minniges Wort; ja der Vorschlag wurde laut, ihnen den Männerkreis zu erschließen. Außer der Liebe wurde die Freundschaft gefeiert, nicht in der Manier schwärmender Jünglinge, sondern ernster Männer. Diese aber, wenn sie auch von dem schwiegen, von dem Ernstgesinnte am liebsten reden, weil es sie viel beschäftigt, von Politik und Religion, sprachen am häufigsten von der Dichtkunst. Sie waren durchaus nicht alle bloß Schriftsteller, sondern Beamte in verschiedenen Berufszweigen, Männer in Amt und Würden, aber sie verkündeten gern ihre Anschauung, daß das Amt sie nicht in ihrer Lieblingsthätigkeit hindern solle, daß sie überhaupt durch keinen Lebenszwang von der Poesie abgelenkt werden könnten; ja Immermann wurde ganz fromm, wenn er

*) Vgl. oben S. 387 u. A. *.

ihrer gedachte: eine Gottestochter nannte er sie, die heilige, vor deren Altare man das Knie beugt. Am schönsten, weil am bescheidensten, die eigenen Versuche den vorhandenen Meisterwerken unterordnend, wußte Chamisso, der unter den Dichtern wohl auch der bedeutendste war, die Dichtkunst zu verherrlichen („Liederkampf"). Ihren Jünger nämlich ließ er vor die versammelten Meister treten und also sprechen:

Der Palmen nicht begehrend naht'
Ich euch, ehrwürd'gen Meistern,
Vertheilet sie nach weisem Rath
Den sangbegabten Geistern
Mir schläft das Lied in tiefster Brust,
Und träumt, sich selber unbewußt
Und kann sich nicht gestalten.

Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
Nach dem, was mir im Busen ringt,
Zu euren Liedern lauschen.
Es schwellen wogend Lust und Schmerz,
Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
Und meine Thränen rollen.

Eine zweite Zusammenkunft der Berliner Schriftsteller bildete der Sonntagsverein oder Tunnel an der Spree, einfach Tunnel genannt, gestiftet am 3. December 1827 von Saphir und dem Schauspieler Lemm nach dem Vorbilde der Wiener Ludlanshöhle.*) Ursprünglich war es, wie der Name des Hauptbegründers vermuthen läßt, auf scherzhafte Zusammenkünfte, burleske Reimversuche und dergleichen angelegt; das Vereinsmotto war echt saphirisch „ungeheure Ironie und unendliche Wehmuth"; allmählich wog das Ernstere vor. Nach kurzem Aufblühen hatte der Verein 1828 seine schlimmste Zeit. Da kam es vor, daß nur fünf Mitglieder sich zusammenfanden, oder

*) Verschiedene Drucksachen und Handschriften über diesen Verein wurden mir freundl. von Herrn Lesser in Einbeck und Frau Löwenwald in Berlin zur Verfügung gestellt.

daß der Secretär allein vergeblich versuchte, eine Sitzung abzuhalten. Allmählich gestaltete sich das Vereinsleben frisch und regelmäßig, so daß die Sitzungen gut besucht blieben; der Verein hat sich bis auf den heutigen Tag lebenskräftig erhalten. Die besondere Eigenthümlichkeit der Vereinigung bestand darin, daß die Mitglieder nicht mit ihrem Namen, sondern mit dem Namen berühmter Schriftsteller, Redner, Künstler, Krieger, entsprechend ihrer Beschäftigung, genannt wurden, so daß uns ein Petrarca, Swift, Beethoven, Thomas Moore, Byron und ähnliche begegnen. Nach den 1835 angenommenen Statuten bestand der Zweck des Vereins in dem Vorlegen künstlerischer Productionen der Mitglieder (Späne) und deren Beurtheilung durch den Verein. Diese Beurtheilung in einer Stufenfolge von sehr gut bis sehr schlecht wurde in ein handschriftliches Protokoll eingetragen, dessen Druck ebenso verboten war, wie die Herausgabe irgend einer Zeitschrift. Letzteres Verbot wurde dann aufgehoben, wenn der Verein zu wohlthätigem Zwecke kleine Veröffentlichungen machte; die Bestimmung, daß den Mitgliedern die Arbeit an anderen Journalen untersagt war, wurde nicht beachtet. Es gab gelegentlich Concurrenzen, in denen der Sieger gekrönt wurde. Auch bestand ein vom Verein bestallter Minnehof, der Streitfragen, die Liebe betreffend, zu entscheiden hatte. Wer vier Späne geliefert hatte, wurde arbeitendes Mitglied (Maculatur), die Uebrigen hießen nicht arbeitende (Klassiker). Von bekannteren Mitgliedern der ersten Jahre bis 1840 seien Alexander Cosmar, Friedrich Förster, Graf Strachwitz, August Kahlert genannt. Lange Jahre war die eigentliche Seele des Vereins Ludwig Lesser (1802—67), Kaufmann in Berlin, der unter dem Namen Petrarca im Verein häufig des Amtes eines Leiters waltete und als Ludwig Liber in Berliner und auswärtigen Zeitschriften der 20er und 30er Jahre thätig war. In den dreizehn Jahren von 1827—40 lieferte er die von keinem anderen Mitgliede je erreichte Spänezahl von 400. Er, der schon als Jüngling einen poetischen Verein Athenea begründet und als Leiter dieses in

meist handschriftlich gebliebenen Sammlungen manch poetisches Blümlein vergraben hatte, versuchte sich in allen Arten, schrieb formgewandte Sonette, anmuthige Erzählungen, verherrlichte als wackerer Patriot den Geburtstag des Landesherrn und andere vaterländische Feste und wußte in zahmen Satiren seine Antipathie und in lauten Hymnen seine Zustimmung zu bekunden.*) Daneben schilderte er wahre oder erborgte Gefühle in Liebesliedern, trug auch in guter Prosa ernste Mahnungen an Vaterlandsfreunde vor. Er war auch Herausgeber und Hauptmitarbeiter einer von dem Verein veranstalteten Sammlung.**) In diesem Bändchen war ernste und heitere Prosa und Poesie vereint; liebliche Nichtigkeiten, gefällig, manchmal mit etwas starkem Selbstbewußtsein wurden vorgetragen. Die Einen schwelgen in reicher Phantasie, die Anderen kriechen im Staube, heften sich an kleine Vorgänge des Tages, z. B. unbedeutende Bürgerscenen. Manche lieben litterarische Verherrlichungen, andere Satiren; Goethe wurde nicht sehr gefeiert, wie man es sonst von den damaligen Berliner Kreisen gewohnt ist, unter den satirisch Befehdeten begegnet gelegentlich Börne, der wegen seines Auftretens gegen Goethe angegriffen wird, und der wegen seiner maßlosen Eitelkeit verspottete Schreiber. Ludwig Lesser kamen an Fleiß beinahe gleich Schneider-Campe, Siegmund Stern-Collin, Heinrich von Mühler-Cocceji, H. Smidt-Bürger, Wollheim-Byron. In harmloser Weise blieb trotz mancher scharfen Kritik der Verkehr der Mitglieder bestehen; aus dieser litterarischen Gesellschaft heraus bildeten sich häufig genug innige Vereinigungen fürs ganze Leben.

*) Fresco-Gemälde und Genre-Bilder. Ein Taschenbuch für Freunde der Heiterkeit. Satire von Ludwig Liber. Berlin 1833. Ludwig Lesser, Ausgewählte Dichtungen. Berlin 1870.

**) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. 3 Bde. Berlin 1829—32. Die beiden letzten Bände mit dem Nebentitel „Rosetten und Arabesken, Novellen, poetische Gemälde und satyrische Skizzen der jüngeren Serapionsbrüder“. Viele Beiträge der Mitglieder sind in Saphir's Berl. Zeitschriften gedruckt.

Religion war völlig, Politik so gut wie ganz ausgeschlossen. Eine Bemerkung wie die (III, 58): „Freiheit und Coupons verlieren an Werth, sowie sie beschnitten werden", sollte wohl mehr witzig als politisch sein. Eine charakteristische Ausnahme dagegen macht die Theilnahme für die Griechen. Sie tritt häufig hervor und wenigstens eine Strophe mag hier mitgetheilt werden, die die damalige Gesinnung bekundet.

Und welcher Dämon trieb sie ins Verderben?
Kein Dämon war's, ein Genius des Lichts; —
Des Lebens Höchstes wollten sie erwerben,
Und sanken schmählich in ein endlos Nichts; —
Sie wollten kühn für ihre Freiheit sterben,
Entled'gen muthvoll sich des Schmachgerichts,
Mit dem die Hinterlist sie frech umzogen;
Doch ihre Thaten sind in Nichts zerflogen.

Unter den Schriften Lesser's findet sich auch eine*), die Berlins Lob in allen Tönen singt. Er hatte im Gegensatz zu anderen Einheimischen und Fremden, die an Berlin viel auszusetzen wußten, nichts zu tadeln und brauchte, nachdem er die Vertreter anderer Stände gelobt, über die Schriftsteller folgende Verse:

So wenig als an Richtern
Fehlt es an guten Dichtern.
Kaum erst zog Schlegel heim,
Noch freut uns Langbein's Reim
Und Raupach, Fouqué, Clauren,
Wie auch der Neid mag lauren,
Sind Schmuck für unsre Stadt.

Manche der hier genannten Schriftsteller sind schon behandelt; von Raupach muß noch (S. 480ff.) die Rede sein; eine Würdigung verdienen Langbein und Clauren.

Langbein (1757—1835)**), dessen humoristischer Roman schon

*) Das belobte Berlin. Von Ludwig L—r. Berlin 1828, S. 17.

**) Ueber Langbein und Clauren vgl. Goedeke u. A. D. B. s. v. Für Langbein habe ich die Sämmtlichen Gedichte, 4 Bde., Stuttg. 1854,

(oben S. 229) betrachtet wurde, lebte seit 1800 in Berlin, war von 1820 bis 1832 Censor im Fache der schönen Litteratur und erwarb sich viel Lob in dieser verantwortungsreichen Stellung. Langbein's bändereiche Prosa-Erzählungen, die durch gewandte Darstellung und pikanten Reiz bei ihrem Erscheinen großen Erfolg hatten, sind mit Recht gänzlich vergessen; erhalten haben sich von ihm nur seine Schwänke und Fabeln, seine poetischen Erzählungen und Legenden, die durch leichte Versification, geschickte humoristische Zuspitzung anmuthen, in Folge ihres leichten satirischen Anhauchs nicht verletzen und durch ein bißchen Frivolität nicht gerade abschrecken. Der Dichter sang gern von Liebesgenuß und Wein, tadelte Heuchelei und Hartherzigkeit, strafte trunksüchtige und liebegirrende Geistliche, empfahl Duldung und verkündete gelegentlich Patriotismus. In seinen Gedichten behandelte er vielfach Märchen oder entnahm seine Stoffe bekannten deutschen oder ausländischen Vorlagen, zog aber in seinen Bearbeitungen gegen Begabtere den Kürzeren („das Spielzeug" [Riesenspielzeug], „Das Glockenseil", „Das Hemd des Glücklichen"). Durch andere dagegen wurde er wirklich populär und behielt mit Einzelnen bis auf den heutigen Tag in Lese- und Commersbüchern seinen Platz: „Das große Loos", „Der Kirchenbau in Aachen", „Sanct Petrus und die Gais", „Die Fahrt ins Heu". Langbein, der sonst in seinen Erzählungen Zeitcolorit und Localfarbe gar nicht beachtete, war für Berliner Vereine, Fürstlichkeiten und Privatpersonen ein beliebter Gelegenheitsdichter, er bedichtete Musiker so gern wie Naturforscher — Dichter seltsamerweise gar nicht — und ließ sich auch die Luftreise einer Dame nicht entgehen (oben S. 321 Z. 9).

Nicht in dieser Berücksichtigung des Berlinischen, mehr in der Vorliebe für das Frivole stand Langbein der unter dem

---

benutzt. Ferner: Stieglitz, Gruß an Berlin, S. 97. Jugendleben d. Car. Bardua 219 fg., 229 ff. Wendeler, Meusebach-Grimm S. 398. Für Clauren: Mimili in der Ausg. Adolf Stern's (Reclam 2055). Gute Notiz, Laube, Lit. Gesch. III, 218.

Namen Clauren bekannte Schriftsteller Heun nahe. K. G. S. Heun (1771—1854) lebte seit 1820 in Berlin, zuerst als Redacteur (vgl. oben S. 404), dann als höherer Beamter. Ein reifer Mann, als er seine Thätigkeit als Erzähler begann — „Mimili" erschien 1816 — schilderte er seine behagliche, frivole Lebensauffassung, die ihm und seinem Sohne den Spitznamen „die beiden Klingsberge" verschaffte. Er war halb Kotzebue, halb Lafontaine, mit beiden hatte er eine außerordentliche Beliebtheit gemein, von Jenem hatte er das Frivole, von diesem das Sentimentale und das ewige Einerlei. Nur diese stereotype Manier, dazu die Veränderung des Zeitgeschmacks, nicht etwa Hauff's Satire tödtete ihn, — denn auch nach dieser Parodie (1826) schrieb er lustig weiter und behielt noch Jahrzehnte lang seine treue Gemeinde, wie die seit jener Zeit bis 1851 erschienenen Sammlungen seiner Schriften beweisen. Lüsternheit und sog. Natürlichkeit, gemischt mit ein wenig Frömmigkeit, Patriotismus und Gelehrsamkeit, waren die Elemente, aus denen seine Erzählungen bestanden. Dazu kam als Hauptsache eine Süßlichkeit, die jedem an kräftige Kost Gewöhnten widrig sein muß; aber naive Backfische und unmächtige Greise mochten von gleichem Schauder durchrieselt werden, wenn sie lasen, daß „Mimili aus der süßen Tiefe ihres schneeweißen Busens ein himmelblaues einfaches Blümchen" dem Manne ihrer Wahl reichte.

Gehören die beiden Letztgenannten fast einer älteren Generation an, so war D. Leßmann durchaus ein Schriftsteller jenes Zeitraums und auch L. Rellstab und W. Häring (Alexis), wenigstens in ihren Anfängen sind hierher zu rechnen.

Leßmann hatte mit den Romantikern, zu deren Zahl er aber doch nicht zu rechnen ist, die Sehnsucht nach fernen Ländern gemein. Italien, wo er einige Jahre wirklich zugebracht hatte, war das Land seiner Sehnsucht. Leßmann (1794—1831), seit früher Jugend in Berlin, wo er, die Kriegsjahre und einige größere Reisen abgerechnet, dauernd lebte, war ein reichbegabter, freilich von krankhafter Selbstüberschätzung erfüllter Dichter. Von

einer sinnigen Freundin*) wurde Leßmann so charakterisirt: „Die gleichmäßig heitersten Menschen sind meistens diejenigen, welche Ursache hätten, die unglücklichsten zu sein. Sie haben entweder den größten Schmerz hinter sich und sind somit gepanzert gegen jeden neuen, oder sie stehen im Kampf mit einem immer wiederkehrenden und machen sich immer zum frohen Sieger.“ Bei ihm aber täuschte die Außenseite, er war ein Schwermüthiger, mochte er nun durch traurige Lebenserfahrungen überhaupt oder durch den mäßigen, seinen Erwartungen nicht entsprechenden Erfolg verstimmt sein, ein Schwermüthiger, der in einem besonders schweren Anfall, der vielleicht durch die Furcht vor der Cholera verstärkt war, freiwillig mit dem Leben abschloß. Aus Italien — daneben aus Spanien und Frankreich — entnahm er die Stoffe für seine Erzählungen und geschichtlichen Versuche; sein Hauptverdienst bestand in der Uebersetzung von Manzoni's „Verlobten“ und in der Einbürgerung italienischer Litteratur in Deutschland. Seine Novellen und Romane, viele Bände, die er in wenigen Jahren zusammenschrieb, tragen kaum Züge seines eigenen Wesens und entbehren des einheitlichen Grundcharakters. Sie beweisen keine übermäßig große Erfindungsgabe und keine sonderliche Darstellungskunst, nur daß er in geschickter Weise Spannung zu erregen und zu erhalten wußte, und daß er durch einen oft an Jean Paul erinnernden zersetzenden Humor, freilich bisweilen mit entsetzlich peinigenden Wortwitzen, seine Leser unterhielt. Merkwürdig genug war es, daß seine tragischen Liebesschicksale und die durch sein Glaubensbekenntniß verursachten Lebenskämpfe, so gut sie zu Romanen getaugt hätten, von ihm nicht behandelt wurden; nur der krasse, abrupte Schluß mancher Novelle erinnert an eigene trübe Lebenserfahrungen. Gelehrte Bemerkungen unterbrechen oft die novellistischen Schilderungen; in scharfen Charakteristiken von Völkern und Individuen

*) Charl. Stieglitz, Mundt's Schrift S. 73fg. D. Leßmann, Goedeke a. Ausg. III, 730fg. A. D. B. 18, 453fg. — „Das Wanderbuch eines Schwermüthigen“, neu hgg. von H. Conradi, Berlin 1885.

fremder Länder ruhte seine eigentliche Stärke; hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht von hier aus den Weg zum Culturhistoriker gefunden haben.

Schweifte Leßmann in entlegene Länder und ferne Zeiten, so blieben L. Rellstab und W. Häring mit ihren Dichtungen ihrer Zeit und ihrem Lande ziemlich nahe. Häring, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Wilibald Alexis, wurde der märkische, speciell der Berliner Poet; Rellstab in einem bedeutsamen Werk der Schilderer der Zeit, die er als Jüngling miterlebt hatte.*) Alexis (1798—1871) lebte von 1817—1852 in Berlin, eine Zeit lang als Redacteur, auch vielfach praktisch thätig, L. Rellstab, ein Berliner (1799—1860) blieb, bis auf längere Reisen, zeitlebens seiner Vaterstadt getreu. Beide waren nicht bloß Dichter, sondern Berufskritiker, Rellstab, auch Componist, kritisirte Opern und Dramen und griff als Theaterreferent, wie später noch zu zeigen ist, gelegentlich durch ein lebhaftes Wort in Berliner Theatervorgänge ein, Häring war meist Kritiker nicht dramatischer Werke. In ihrer Beurtheilung waren beide einseitig genug. Rellstab, von dem einzelne Lieder durch Schubert's Compositionen unsterblich wurden, führte, als geschworener Anhänger der Alten, deren Herrschaft er nicht geschmälert wissen wollte, einen heftigen Kampf gegen alle Neueren, wie Chopin und Schumann. Alexis, der nicht ganz so einseitig war, wurde zwar bitterböse gegen Börne, dessen Bedeutung er nicht verstand, gehörte jedoch zu den Ersten, die das Eigenartige in Heine erkannten und rühmten, wofür er des Dichters dauernde Anhänglichkeit erhielt. Bei beiden liegt indessen der Nachdruck weniger auf dem Kritischen, als, selbst in ihrer dichterischen Thätigkeit, auf dem Historischen. Das war kein Zufall. Denn damals begann auf Leser und Schriftsteller Walter Scott's

*) Rellstab's Memoiren s. oben S. 328 Anm. Vgl. A. D. B. 28, 780ff. Goedeke III, 1175—78. Für Alexis A. D. B. 10, 600fg. Der Roman 1812 ist in der 3. Aufl. Lpz. 1843 (Ges. Schriften Bd. 1—4). Cabanis in der 6. Aufl., Berlin o. J., benutzt.

Einfluß mächtig zu wirken. Die von 1814 bis etwa 1826 erscheinenden historischen Romane dieses ungemein fruchtbaren Schriftstellers, die in seinem Vaterlande einen bisher für unmöglich gehaltenen Erfolg hatten und eine Massenverbreitung erlangten, die auch später von wenigen Autoren in ähnlichem Maße wiedererlangt wurde, wirkten in den Originalen und in Uebersetzungen, deren verschiedene jenen auf dem Fuße folgten, auch in Deutschland, speciell in Berlin, ungemein stark. Der historische Roman, für den gewiß geschichtliche Studien gemacht wurden, der aber der gestaltenden Phantasie ziemlich freien Spielraum ließ, wurde seitdem Mode. Die Wirkung, welche Scott übte, zeigte sich hauptsächlich in drei Momenten. Die Dichter bewegten sich in der wirklichen Welt, statt in einer Welt der Einbildung; sie brachten in ihren Dichtungen mehr Erzählung vor als Reflexion und Betrachtung; sie vermieden es, den Leser in fremde Länder zu führen, sondern hielten ihn fest im eigenen Lande.

Alexis gewann sogar seinen ersten Ruhm durch Romane, die völlig in Scott's Manier gearbeitet waren und einige Zeit als des englischen Dichters Eigenthum galten. Ihm wurde er fast ebenbürtig durch eine große Reihe von Büchern, die in lebensvoller Schilderung verschiedene Perioden der brandenburgischen Geschichte vorführten. Die meisten dieser Werke gehören einer späteren als der hier zu behandelnden Zeit an, dieser ist nur „Cabanis“ zuzurechnen (1832, 6 Bde.).

„Cabanis“ ist eine Berliner und preußische Geschichte aus der Zeit Friedrich's des Großen. Sie beginnt mit dem Tode Friedrich Wilhelm's I. und schließt mit dem Hubertusburger Frieden. Sie spielt in Berlin, Schlesien, Sachsen und behandelt die Friedens- und Kriegszeiten. Ihr Held ist ein Mitglied der französischen Colonie, der Sohn des wunderlichen, reichen, zum Katholicismus übergetretenen Marquis von Cabanis, der sein Leben hindurch an einer ihm durch den Soldatenkönig zugefügten Ehrverletzung krankt und erst am Ende durch den alten Fritz

sich rehabilitirt fühlt. Dieser Sohn wächst aber, ohne seine Abstammung zu kennen, im Hause seines Stiefvaters, eines Berliner Bürgers, auf. Ihm entläuft er, kommt nach Oesterreich, erstarkt aber dort in preußischem und protestantischem Bewußtsein und spielt im siebenjährigen Kriege eine Rolle. Er führt tapfere Thaten aus, wird aber, da bei allen etwas Insubordination und Abweichen von der strengen Regel sich findet, von dem König nicht nach Gebühr geschätzt, bis er schließlich den Verdienstorden und die Kammerherrnwürde erlangt. Auch seinen reichen Vater und eine hochgeborene Braut erringt er. Nicht in dieser abenteuerlichen Liebesgeschichte liegt der Hauptreiz des Buches. Sie gibt dem Verfasser Gelegenheit, von Schloßbränden und Verräthereien — denn der künftige Schwiegervater ist ein gräflicher Hallunke — zu reden und auf dem Parkett der Salons sich zu bewegen, auf dem er freilich nicht zu Hause ist. Besser behagt er sich im Lager, auf der Landstraße, im schlichten Bürgerhause. Das alte Berlin, mit seinen Typen aus der fridericianischen Zeit, wird geschildert: Gardisten und Gassenjungen, Hökerfrauen und Advocaten. Ein Familienrath von älteren Damen und Herren wird mit köstlichem Humor dargestellt, mit noch besserem als ein auch recht ergötzlicher Kaffeeklatsch zu Dresden. Scenen aus der Belagerung Berlins (1760) wechseln mit dem Einzug der Truppen (1763) und einem glanzvollen Fest im Opernhause. Bekannte Persönlichkeiten treten auf: Erman, der noch 1806 als Greis seinen Mannesmuth bewährte, erscheint als junger Candidat und Ramler in der ganzen Fülle seiner gutmüthigen Pedanterie. Es sind durchaus nicht die Lichtseiten allein, die hervorgehoben werden. Denn außer dem Helden, der schon ein Durchgänger ist, wird als eine der Hauptpersonen sein Halbbruder vorgeführt, der von früh an ein wilder Bursch ist und sich zum Marodeur, Räuber und Mörder entwickelt. Aber auch er endet sein Leben als Held, nachdem er seine Fehler durch eine heroische That gebüßt und gesühnt hat. Denn das Bedeutsame des Buches — und vielleicht liegt auch darin das Geheimniß seines großen Erfolges — besteht

darin, daß es die allmähliche Erstarkung des specifischen Preußenthums, die Entstehung der „fritzischen" Gesinnung aufzeigt, die aus einer Bewunderung des Helden, Verehrung des Menschen und Schwärmerei für die Aufklärung so eigenthümlich gemischt war. „In dem altgewordenen Welttheil", in diese Worte faßt einmal der Held seine Gesinnung zusammen, „wo das reiche, üppige Italien, das hochherzige Spanien, der schwedische Norden untergingen, in sich selbst zerfallend, da stampfte auf angeschwemmtem Sande, am dürftigen kalten Meere, zwischen düsteren Kieferwäldern, trägen Flüssen und monotonen Seen der Fuß eines Königs ein Volk aus dem Boden, dessen Namen man kaum gehört, und auf Sandschollen gründete Friedrich einen Staat, der der Welt in seinem Jünglingsalter schon Gesetze gab."

So preußisch und Berlinisch „Cabanis", so unpreußisch und unberlinisch war Rellstab's großer, zu seiner Zeit gefeierter und viel gelesener Roman „1812" (zuerst erschienen 1834, dann 36 und 42). Hier kommt Berlin überhaupt nicht vor, so oft die Scene auch sonst wechselt und uns nach Italien, Dresden, Polen und Rußland führt. Die zur dichterischen Schilderung so besonders geeigneten Momente, den Durchmarsch der glänzenden französischen Armee und die Rückkehr der ganz zerlumpten Ueberreste (vgl. oben 328fg.) ließ sich der Dichter entgehen, um in dem bei weitem größten Theile seines Romans den französisch-russischen Krieg von seinen Anfängen bis zur Rückkehr der Zersprengten an die preußische Grenze zu erzählen. Daß dabei Ségur's bekanntes Werk seine Hauptquelle ist, versichert er selbst; an sonstigen Quellenstudien dagegen ließ er es fehlen und gab seiner Phantasie freien Spielraum. Diese leitete ihn bisweilen ganz wohl; vom culturhistorischen Standpunkt ist die Darstellung des Rückzugs der großen Armee ein Meisterstück. Doch auch der Dichter findet bedeutsame Momente: die Scene z. B. (10. B., 5 Kap.) wie die Hauptpersonen einen ihrer eben gestorbenen Gefährten unter Aesern und Menschenleichen finden und ihm die letzte Ehre erweisen, ist von herber, aber verklärter Tragik und

die andere (11. B., 4. Kap.) wie der schlimmste Intriguant lebendig in die Flammen geschleudert wird, erregt schauderndes Entsetzen. Zu reinem Genusse führt der Dichter den Leser nie. Denn er spielt mit Seltsamkeiten: unwahrscheinliche Rettungen, wunderbares Wiederfinden, unglaubliches Wirken eines unbegreiflichen Zufalls kommen immer wieder vor. Geschwister, die durchs ganze Leben von einander entfernt waren, finden sich wieder; Ehen werden getrennt, im Augenblick, da sie geschlossen werden; Todesurtheile nicht ausgeführt, obwohl der an den Pfahl Gebundene schon in der anderen Welt zu sein meint. Ein wildes Morden und Schlachten, aber auch Krankheit und Wahnsinn, rafft die Menschen hinweg. Der eigentliche Held des Romans Ludwig Rosen, der eine junge russische Gräfin und deren Eltern in Italien rettet, ohne zu wissen, wen er befreit, wird, um seinen französischen Verfolgern zu entgehen, Mitglied einer polnischen Freischar und erwirbt, nachdem er fast seinen Häschern erlegen, aber glücklich von dem Mädchen befreit worden ist, diese, die ihm immer als Ideal vorgeschwebt. Daneben kommen Liebespaare genug vor, glückliche und unglückliche, schwärmende und genießende. Aber wer von den wirren Intriguen, den oft abgeschmackten Ver- und Entwickelungen sich unwillig abwendet, wird gefesselt von der Schilderung Napoleons. Der gewaltige Mann in seinen Wirkungen und in seiner persönlichen Macht wird hier vorgeführt. An die Stelle des Hasses gegen den Corsen war bei unserem Schriftsteller und nicht bei ihm allein (vgl. oben S. 354) nun die auch ihrerseits das Maß überschreitende Bewunderung des Heros getreten. Und diese Bewunderung hatte ihre realpolitische Seite. Sie sollte dem Pygmäengeschlecht den Riesen zeigen; daran erinnern, daß in jenem gewaltigen Kriege nicht bloß um Macht, sondern um Freiheit gekämpft wurde. Fürsten und Völker Europas, an die sich die kühne Widmung des Buches richtete, wurden daran erinnert, „wie treu, aber auch wie gewaltig damals die Völkerwoge emporbrauste, durch alle Dämme brach und die dämonische

Gewalt fremder Tyrannei zu Boden schlug". Als Lehre des Ganzen aber wurde, freilich selbst für den aufmerksamen Leser ganz unvorbereitet, verkündet (Bd. 4, S. 309): „Selbst die Trauer um die Tausende gefallener Opfer wurde ein wehmuthsvolles Glück; denn es war ja nur Blut der Erlösung geflossen. Alles, Alles sollte diese Zeit versöhnen, jede Wunde heilen, jeden heißen Schmerz mit reinem Born kühlen — wehe Denen, die ihn vergifteten."

So kam in das litterarische Stillleben ein lauter, schriller Ton, die Anzeichen mehrten sich, daß eine neue Zeit im Anzuge sei. Es war Manches neu geworden im alten Berlin. Vielleicht nicht immer zu seinem Vortheile. Die kleinen engen Verhältnisse begannen sich zu erweitern.

Als Emanuel Geibel (1839) nach kurzem Aufenthalt Berlin verlassen hatte und in Griechenland die Befriedigung seiner Sehnsucht zu finden glaubte, beschäftigte er sich mit einem epischen Versuche „Clotar's Fahrten", der Geschichte eines Studenten, der, von irrer Sehnsucht geführt, die Welt durchschweift. Der Dichter beginnt sein Epos, das wohl ein Stück aus seinem Leben hätte werden können, in Berlin:

Berühmt durch Thee, Paraden, Weißbier, Sand
Und tausend Dichter, welche Niemand kennt.

und widmet, da er den Weggang seines Helden von Berlin berichtet, der Residenz folgende Strophen:

Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich schelten,
Daß meinen Helden ich so ungerührt
Von dannen schicke, und ich laß es gelten,
Berlin hat manches, dem ein Lob gebührt,
Schön ist's unstreitig Abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt
Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus Dir, und schön ist's auch in Pankow.

Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürtes Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Thor,
Schön des Ballets hochaufgeschürzte Feen
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor Allem die Charlottenburger Pferde.*)

Nicht Alles, was Geibel in diesen Versen streifte, kann hier berührt werden; aber dem Thee, dem sog. ästhetischen Thee müssen einige Worte gelten. Die Vorherrschaft des schöngeistigen Interesses hatte das Gesellschaftswesen umgewandelt. Früher waren die Salons selten gewesen, die Geschlechter waren gesellig getrennt oder hatten sich nur zu Schmausereien vereinigt; jetzt da alle „gebildet" waren, über Litteratur und Kunst mitreden wollten, galt das Pokuliren als zu gewöhnlich und die schöngeistigen Zusammenkünfte, in denen man Geistiges statt Leiblichem bot, wurden allgemein. So entstand der „ästhetische Thee". Sein Wesen kann nicht besser bezeichnet werden als durch L. Robert's Schilderung, die, nach seiner poetischen Fiction, von der Muse der guten Gesellschaft selbst gegeben wird**): „Blumen und Kerzen, Spiegel und Lichter, Geschnürte Herzen, Bewachte Gesichter. — Dort Federn und Spitzen Und türkische Shawle Sind Damen, die sitzen Im Kreise, im Saale, Und ferne stehen Die Söhne, die Gatten, Schwarz wie die Krähen Mit weißen Kravatten. — Grüßendes Neigen, Tonloses Summen, Verlegenes Schweigen,

*) Gedruckt in: Emanuel Geibel, Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern von Carl T. T. Litzmann, Berlin 1887, S. 51. — Mit Bezug auf die letzten Worte mag wenigstens daran erinnert werden, daß am 28. Oct. 1828 der Verein für Pferdezucht bestätigt wurde. 1829 und 1830 fanden in Berlin die ersten Pferderennen statt. Vgl. Freimüthige Anschauung der Berliner Pferderennen in den Jahren 1829 und 1830 nebst einer kritischen Beurtheilung der am 23. Juni 1830 stattgehabten Production dressirter Campagne-Pferde den Freunden und Feinden der Pferderennen zugeeignet. Berlin 1831. Bei Krafft u. Mache. XIV und 97 SS.

**) Promenaden eines Berliners, erschienen in Robert's Gedichten, Mannheim 1838, II, S. 139ff.

Sprödes Verstummen. Ein laulich Gebräue Mit Zucker und Sahne, Und immer aufs Neue Die schwache Tisane, Und Kuchen und Backwerk Und Backwerk und Torte. Man öffnet zum Hackwerk Das Pianoforte. Nun trinken und stümpern Die Virtuosen, Und Tassen klimpern Und Diener tosen. Es flüstern und zischeln die Frau'n unersättlich Und rufen dazwischen Ach Bravo, wie göttlich! Es werden die Zimmer Stets heißer und enger, Und immer und immer Die Weile länger, Bis endlich die Wagen Gemeldet werden, Und Dank zu sagen Für alle Beschwerden. Zuletzt und am Ende Recht um uns zu necken, Die Diener die Hände Entgegen uns strecken. Die muß man nun füllen, Sie kriegen das Beste Und lachen im Stillen Des Wirths und der Gäste.“

Berlin war größer geworden, ohne Großstadt zu sein.*)

Das Wachsthum der Stadt, verbunden mit der sich steigernden

*) Die folgenden Notizen aus: Statistische Uebersicht von der gestiegenen Bevölkerung der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin in den Jahren 1815–1828 und der Commune-Einnahmen und Ausgaben ders. Berlin 1829. Von 1815–1828 vermehrte sich die Zahl der Häuser um 837, so daß es 1828: 7300 gab. Diese neuen Häuser zusammen mit den vorstädtischen ergaben 11 229 Quartiere mehr, als 1815 vorhanden gewesen waren. Im Ganzen gab es in Berlin 51 817 Wohnungen, von denen 1832 leer standen. Von diesen Wohnungen hatten 12 759 einen jährlichen Miethswerth von 8–30 Thlr. (1815 beinahe das Doppelte), von denen nur 6967 zur Communalsteuer herangezogen wurden. Die Hauptmasse der Wohnungen 36 846 hatten einen Miethswerth von 31 bis 300 Thlrn.; von 301–400 Thlrn. gab es 941 (1815: 286); von 401 bis 500: 510 (126); 501–1000: 648 (125); von 1001–4600: 113 (34); von den an letztgenannter Stelle genannten Wohnungen standen nur zwei leer. Die Miethssteuer betrug 1815: 135 171, 1828: 245 835 Thlr. Im Jahre 1815 wurden 1089 Bürger aufgenommen (darunter 97 Juden); dann, nachdem die Zahl bis 1824 beträchtlich abgenommen hatte, folgte 1825 mit dem Maximum von 1330, worauf wieder ein allmähliches Sinken eintrat (1828: 1115). Nach mancherlei Schwankungen stieg die Zahl bis 2066 im Jahre 1840. Die Bevölkerung betrug 1828: 219 673 Personen (davon 13 307 außerhalb der Ringmauer; sie hatte sich seit 1815 etwa um $^1/_6$ vermehrt). Bis 1840 hob sie sich auf 331 894 Seelen mit Ausschluß des Militärs, welches etwa 13 000 Köpfe stark war. (J. G. Hoffmann [der Satistiker oben S. 296], Uebersicht der Geburten 1843, gibt die Bevölkerungsziffer 1816: 197 717, 1841: 330 230 an.)

Lust der Berliner, von sich zu reden und ihre Schätze zu rühmen, erzeugte eine specifisch Berlinische Litteratur. Aber diese kommt, was das Historische betrifft, nicht über Nicolai heraus, bis nach Klöden's Anfängen Fidicin eine wirkliche Berliner Geschichtsforschung schuf (1842). Die meisten derartigen Schriften sind reine Nomenclaturen, Verzeichnisse von zweifelhafter Genauigkeit, Lobrednereien mit unterlaufenden satirischen Bemerkungen oder Satiren, denen man doch die heimliche Bewunderung für das Verspottete anmerkt.*) Die schlichtesten und zuverlässigsten Nachrichten findet

*) Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, gebe ich folgende Zusammenstellung: Berlin, wie es ist. Ein Gemälde dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Berlin 1830. — Geschichtlich-stat.-topogr. Taschenbuch von Berlin .. in 2678 Artikeln .. über .. Ortsbeschreibung, Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel, Staats-, Geschäfts-, Volks- und Gemeinleben .... Herausgegeben von J. G. A. Ludwig Helling. Berlin 1830. (Wichtig, weil es bei Wundärzten, Journalisten, Cafés u. a. m. die genauen Adressen mittheilt.) — Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam zum täglichen Gebrauch der Einheimischen und Fremden aller Stände enthaltend: die Beschreibung oder Nachweisung alles Wissenswerthen der Oertlichkeit, mit besonderer Berücksichtigung der Beziehung der Hauptstadt zu den Provinzen. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden der Ortskunde unter dem Vorstande des L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin 1834. (838 SS., 1837 von Jean Eckenstein neu hgg.) — Taschenbuch für die Einwohner Berlins und der Provinz Brandenburg. Zum Gebrauch für Hausbesitzer, Haus- und Familienväter, Lehr- und Brotherren, Gewerbetreibende aller Klassen. Auch unter dem Titel: Vollständiges Archiv aller Verordnungen, Verfügungen, Polizei-Gesetze und Bestimmungen, welche auf die bürgerlichen Verhältnisse und das Geschäftsleben der Einwohner Berlins und der Provinz Brandenburg Bezug haben. 2 Aufl. Berlin u. Lpz. 1836. (830 SS.) — Berlin und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert. . . . Text von S. H. Spiker. Berlin 1838. (Wichtig wegen der Stahlstiche.) — In diesen Zusammenhang gehören auch: A. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit, 2 Bde., 1831. Von dems.: Die Namen der wichtigsten Straßen, Gebäude, 1831. Aehnliche Schriften 1826—1833 (Art von Fremdenführern) von F. A. W. Netto, A. Dosse, S. H. Spiker (24 Lieferungen mit Illustrationen), 1834, L. Weyl, Der Fremde in Berlin, Potsdam und auf der Eisenbahn, 1836. F. v. Gaudy's „Berlinisches Bilderbuch", 1. Heft, Berlin 1836, enthält nichts über Berlin, sondern nur 6 hübsche Stahl-

man in den von den städtischen Behörden veröffentlichten officiellen Mittheilungen.*)

Den Ausländern, die an Paris, London, selbst Wien gewöhnt waren, mochte Berlin klein vorkommen; den Berlinern, die an der Scholle klebten und die um 1830 auf eine Zeit vor 40 oder 50 Jahren zurückblicken konnten, erschien es fast unheimlich groß. „Sie wissen, Berlin ist so groß, daß man dermaßen entfernt wohnt, als lebe man in zwei Städten", schrieb Schadow an Böttiger; solchen und ähnlichen Klagen begegnet man in damaligen Briefen vielfach. Das Thiergartenviertel, das früher fast ausschließlich als Sommerquartier betrachtet wurde, ward allmählich zur Stadt gezogen. Dem Beispiel der Familie Mendelssohn, die 1825 nach der Leipzigerstraße 3 zog (dem jetzigen Herrenhause) und dadurch den Freunden den Klageruf entlockte, „daß sie aus der Welt und in eine todte Gegend zögen, wo das Gras auf der Straße wächst" **), folgten gar manche.

Diese weiten Entfernungen, die Gewohnheit der Fremden, auch das Verlangen nach größerer Bequemlichkeit gaben Veranlassung, auf neue Beförderungsmittel zu sinnen. Die 1739 eingeführten Fiaker hatten sich ebensowenig bewährt, wie die 1779 gestatteten Sänften (vgl. I, 644), nun hielt die Berliner Droschke ihren Einzug in die Residenz. Im Jahre 1830 wurde der privilegirten Gesellschaft des Droschken-Fuhrwesens Ein-

stiche von 6 in Berliner Privatbesitz befindlichen Bildern mit je einem Gedichte. — Einiges Andere ist zusammengestellt bei Göritz Catalog II, 2, S. 59.

*) Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1829 bis incl. 1840. Herausgegeben von den Städtischen Behörden. Berlin, gedr. bei A. W. Hayn. XLVII und 382 SS. Enthält als Beilagen viele Tabellen. Aehnliche Berichte für kürzere Zeiten, namentlich seitens der Stadtverordneten erschienen schon früher; seit 1819? Unser Band ist die unmittelbare Fortsetzung zu dem S. 463 A. genannten Schriftchen.

**) Hensel a. a. O. I, 142.

richtung und Tarif bestätigt.*) Der Preis für eine Tour (15—20 Minuten) wurde auf 5 Gr. für eine Person bestimmt; als solche Touren z. B. die vom Alexanderplatz bis zum Potsdamer, Brandenburger bis zum Hallischen Thor, von der Akademie bis Köpenickerstraße 128, vom Dönhoffplatz bis zum Kottbusser, vom Gensdarmenmarkt bis zum Prenzlauer Thor festgesetzt, so daß im Allgemeinen jede mittlere Entfernung innerhalb der Ringmauern als einfache Fahrt gelten konnte. Als Halteplätze waren 16 Punkte, Thore, Plätze, besonders wichtige Gebäude, z. B. das Kammergericht, festgesetzt. Nach 11 Uhr Abends hatten die Kutscher keine Verpflichtung, Fahrten anzunehmen. Die seltsamen, halb offenen, ohne Luxus ausgestatteten, mit buntfarbigen, auf gelben Rädern ruhenden Wagenkasten versehenen Vehikel, deren Kutscher verschiedenartige, ziemlich bunte Livreen trugen, begegneten von vornherein vielem Gespött. Dem Lob Schaden's (a. a. O. S. 186), daß die Droschken rasch und gut führen, stehen witzige, boshafte und resignirte Klagen über das Alter und die Bequemlichkeit der Pferde, über die Grobheit der Kutscher und über die mannigfachen Leiden entgegen, die jeder Passagier zu bestehen habe. Namentlich Saphir war in solchen Klagen unermüdlich; Glaßbrenner und Andere folgten ihm.**) Nicht ohne Witz schilderte ein auch sonst beachtenswerther Anonymus***) dieses Berliner Gefährt: „Mit Blitzesschnelle blieb

*) Die höchsten Orts bestätigte Bekanntmachung vom 1. May 1830 das Droschkenfuhrwerk in Berlin betreffend. Berlin 1830. Gedruckt bei W. Plahn u. Comp. Mit mehreren Abbildungen.

**) Dagegen ist „Die Berliner Droschke. In Trab gesetzt von einem Gardisten. Leipzig 1826“ eine Spottschrift gegen Saphir. Nur das Motto gehört hierher: „Dieses Fuhrwerk aufzuhalten, Niemand wird es wohl ergetzen, Der bedenkt, wie schwer es halte, Droschken in den Trab zu setzen.“ Vgl. Droschkenwitze unten Kap. 18.

***) Spaziergänge eines Menschen-Affen in der Stadt der Affen-Menschen. Skizzirt, radirt und interpretirt von Satyrus silvanus, einem auf Wartegeld sitzenden Orang-Outang. Spaßhafter Fastnachts-Spaß. Verlag von Gebr. Gropius (o. O. u. J.). K. B. Die Schrift wendet sich gegen Saphir, behandelt sonst das „Weinstuben-, Bier-, Wunderäffchen“ und Anderes.

eine solche Droschke an ihrem Orte stehen, wenn man schnell fahren wollte, und ehe man sich's versah, waren 2 Stunden vergangen, und man hatte noch gar keine unangenehmen Folgen einer Bewegung verspürt. Wenn man eine solche Droschke auf den Tag nahm, so profitirte man 6 Stunden, da sie 30 Stunden lang im Tage fuhr. Die Schnelldroschken wurden von dem Gericht der sieben Weisen in Paviana sehr begünstigt, damit kein Mädchen entführt und kein Dieb flüchtig werden könne."

Die Droschken waren schon deshalb nöthig, weil das Passiren der Straßen zu Fuß weder leicht noch angenehm war. Die Straßenzustände hatten sich nicht wesentlich gegen früher gebessert. Die Klagen über mangelhafte Beleuchtung und Reinigung der Straßen ertönten auch damals fast so laut wie früher (vgl. Bd. I, S. 137, 639ff.). „Der Schmutz war grenzenlos", schreibt eine Besucherin 1827. Vier Monate lang, vom 1. Mai bis Ende August, lagen die Straßen der Stadt allnächtlich im Dunkel. Die Gefahren, die dann selbst der kundige Bewohner zu bestehen hatte, beschreibt Robert in seiner schon oben benutzten Darstellung folgendermaßen: „Ihrer Mutter und Schutzgöttin, Der geheimnißvollen Nacht zu Ehren, Löschet die Polizei, Heut in des Wonnemonds erster Nacht, Jedes matt-aufdämmernde Flämmchen In den Laternen der Stadt. — Vier Monde dauern die dunkeln Mysterien; Und während vier Monden darf Kein leuchtendes Lämpchen In dem prachtvollen Berlin, In der Hauptstadt der Brennen, brennen. — Nur nicht ängstlich, mein Freund. Nur ruhig! ich führe Dich ja, Und kenne genau, Empirisch, a posteriori, Die Topographie der Vaterstraßen. — Jetzt geht es bergauf, Jetzo bergab, Gleich kommt ein Brückchen mit schwankendem Brett, Ein Rinnstein jetzt. Nun schreite! aber ich bitte, Nur ja recht weit aus; Denn hüben und drüben Pranget in Häuflein Der Schlamm der gereinigten Rinne. Hier ist ein Loch im Pflaster, Wir müssen hinein Und jenseits hinaus. Fluche nur nicht; das ist gottlos! Es könnte der Teufel sein Spiel ... Da hast Du's! Da liegen wir Beide am Boden!" Aehnliche

Widerwärtigkeiten und Gefahren wie Dunkelheit und Schmutz am Abend bereiteten am Tage Bettlertrupps und Rindviehscharen, denn das zum Schlachten bestimmte Vieh wurde „frei und ungebunden Zur Schlachtbank geführt, Oftmals nur von einem einzigen Schwachen Knaben Unzulänglich begleitet". Zur Verdeutlichung der Gefahren, welche die Vorübergehenden liefen, erzählt Robert eine Geschichte, wie an der Stechbahn eine geputzte Matrone vor dem „schwer und langsam tretenden Hornvieh" in einer „Pracht-Boudike" Schutz gesucht und dem sie fragend anschauenden Ladenbesitzer zugerufen habe: „Verzeihen Sie, hier kommt ein Ochse."

Eine Besserung dieser Zustände wurde freilich vorbereitet durch die Gasbeleuchtung, die seit 1827 allmählich, nicht ohne daß mancherlei Bedenken zu besiegen waren*), eingeführt wurde. Dieselbe Besucherin, die sich 1827 über den grenzenlosen Schmutz beklagte**), constatirte die in Bezug auf Erleuchtung eingeführten Reformen, die zahllosen Röhren, die schon lagen, und meinte: „Die schon hin und wieder angebrachte Gasbeleuchtung ist schön."

Von einem eigentlichen Nachtleben, wie es modernen Residenzen eigen zu sein pflegt, war in dem damaligen Berlin nicht die Rede. Nachtwächter, die es seit 1677 gab — bis dahin hatten Stadtdiener die Stunden abzurufen — sangen oder (seit 1811) pfiffen die Stunden ab. Im Ganzen walteten sie mit Ruhe und Ungestörtheit ihres Amtes. In einer amtlichen Bekanntmachung (c. 1830) heißt es: „Es ist bei uns, Dank sei es der bürgerlichen Ordnung, ein Jeder so sehr an die sog. Bürgerglocke, wie man die zehnte Stunde zu nennen pflegt, gewöhnt, daß man selten nach derselben noch Menschen auf der Straße sieht, denn die wenigen Nachtschwärmer, die ab

*) Vgl.: Die Gas-Erleuchtung. Eine physikalisch-ökonomische Abhandlung über den Nutzen und die vermeinten Gefahren der Gas-Erleuchtung; nebst Beschreibung des dazu erforderlichen Apparats, mit besonderer Rücksicht auf Preußens Hauptstadt. Von Wilhelm Vollmer, Docent der Physik und Chemie. Nebst fünf Steindrucken. Berlin 1826.

**) Vgl. Heinrici, Twesten (1889) S. 400.

und zu noch vorkommen, sind nicht als Norm aufzustellen." Doch muß die Mäßigkeit, die hier so sehr gerühmt wird, nicht so besonders groß gewesen sein, sonst wäre die Bildung eines Mäßigkeitsvereins (1837) schwer begreiflich, der freilich in erster Linie für die unteren Klassen und zur Bekämpfung des Branntweingenusses bestimmt war.*)

Glücklicherweise schwankte das gesellige Leben Berlins nicht zwischen Völlerei und ästhetischen Thees (s. oben S. 462fg.), die beide gleichermaßen den Tod echter Geselligkeit bedeuten. Zunächst versuchte der Hof mit kleineren und größeren Festen, Maskeraden, musikalischen Aufführungen eine größere Zahl von Theilnehmern zu unterhalten. Gerade im zweiten und dritten Jahrzehnt wurden viele derartige Feste gefeiert, wobei die Künstler und Archäologen thätige Hülfe zeigten, von denen eines, das der Hierodulen (1818), Anlaß zu litterarischer Polemik gab.**) Die heranwachsenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses liebten derartigen Zeitvertreib; Besuch fremder Fürstlichkeiten, Brauteinholungen und Hochzeitsfeierlichkeiten***) wurden mit vielem Glanz begangen; zu solchen lieferten Kunst und Poesie ihre Beiträge. In vielen Bürgerhäusern wurde eine edle Geselligkeit gepflegt. Der Rahel'sche Salon (oben S. 195ff.) bestand weiter; dieser Varnhagen'sche Kreis, wie man seit 1814 sagen muß, blieb noch Jahrzehnte nach dem Tode der Herrin in altem Flor. Das Reimer'sche und Beer'sche Haus waren andere Centren schönsten geselligen Treibens (oben S. 287 und S. 427)†). Das Haus der Amalie von Helvig (oben S. 376)

*) Kurzer Bericht über die Entstehung und einfache Begründung der Mäßigkeitsvereine in Berlin. 1837. — J. E. Hitzig: Votum über die Bildung eines sog. Mäßigkeitsvereins in Berlin. 1837.

**) Vgl. Nat. Ztg. 15. Dec. 1893.

***) 1823 bei dem Fackelzug zu Ehren des Kronprinzen stürzte eine Brücke ein, wobei viele Menschen umkamen.

†) Ueber das Reimer'sche Haus vgl. E. Förster, Aus der Jugendzeit. Berlin u. Stuttgart o. J. (1887) S. 208fg. E. F. ist der Bruder Friedrich's, der Schwiegersohn Jean Paul's, der nur kürzere Zeit Berlin angehörte.

war ein Sammelpunkt für Hofleute, Gelehrte und Künstler, deren einer, A. B. Marx*), ein anziehendes Bild dieses Treibens gegeben hat. Viele ähnliche Kreise mögen noch existirt haben, denen durch Verschweigen kein Unrecht angethan werden soll. Nur zwei Kreise seien noch genannt, weil wir gerade über sie besser unterrichtet sind: das Stägemann'sche und das Mendelssohn'sche Haus.**) Der Stägemann'sche Cirkel wurde durch die edle Weiblichkeit der Herrin belebt. Diese, schon 1792 ff. wegen ihrer Lieblichkeit gepriesen (vgl. oben S. 78) zeigte bis in ihr hohes Alter (geb. 1761, gest. 1835) die Vorzüge der Jugend. Der Gatte (oben 78 und 354), ein hoher Staatsbeamter (1763 bis 1840), war auch als Mensch allgemein geschätzt und verehrt. In dem geselligen Hause, dessen Freitagabende berühmt waren, wurde eifrig musicirt. Aber neben Reichardt und dem Fürsten Radziwill verkehrten Philosophen, wie Kiesewetter, Schriftsteller, wie Ad. Müller und H. von Kleist, Varnhagen, in späteren Jahren die jüngeren Romantiker, außerdem hohe Staatsbeamte und Generale, z. B. Willisen und Clausewitz. Ein liebevolles Familienleben, durch die Kunst bestrahlt und geadelt, zeigte sich in ebenso hohem oder noch höherem Grade im Mendelssohn'schen Hause. Dort waren nur die Wirthe, Abraham Mendelssohn-Bartholdy, Moses' Sohn, und dessen Frau bloße Kunstfreunde, die Kinder dagegen, besonders Felix und Fanny, ausübende Künstler, der Schwiegersohn, Wilhelm Hensel, Maler und Dichter. Während bei Stägemanns die Jugend auch ihr Plätzchen hatte, fand sie bei Mendelssohns ihr Hauptquartier. Außer den schon genannten Kindern lockten Paul, ein tüchtiger Kaufmann, und die geistvolle Rebekka, die später die Gattin des Mathematikers Dirichlet wurde, ihre Altersgenossen, und so entfaltete sich hier ein überaus

*) A. B. Marx, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin 1865, I, 179 ff.

**) Vgl. H. v. Petersdorff, Elise Stägemann und ihr Kreis. Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 30, 1893; Goedeke III, 233; A. D. B. 35, 383—389. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn; ich citire nach der 2. Aufl., Berlin 1880. A. B. Marx, Erinnerungen, II, S. 107 ff.

reiches, geselliges Leben, an dem besonders junge Künstler, Rietz, Moscheles, Spohr und Marx theilnahmen. Die Musikaufführungen, die meist an den Sonntag-Vormittagen stattfanden, wo Felix' neue Compositionen, aber auch ältere Musikwerke zu Gehör gebracht wurden, boten Hauptanziehungspunkte für die gute, ja beste Gesellschaft der Hauptstadt. Vornehme Fremde nahmen daran Theil; Alles, was auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft einen Namen und was einen socialen Rang hatte, suchte hier Zutritt; die erlesensten Kunstgenüsse, von Dilettanten und Künstlern dargeboten, ergötzten und erhoben viele Menschen, die sonst durch Meinung und Beschäftigung geschieden, in einer Art weltlichen Gottesdienstes sich zusammenfanden.

Ueberhaupt spielte die Musik in dem geselligen Leben jener Zeit eine große Rolle. Von der Oper muß gleich die Rede sein; Concerte gab es außerordentlich viele. Einzelne besonders hervorragende Künstler, wie Paganini und Madame Catalani, die freilich die ganze Welt unter ihrem Bann hielten, erregten speziell in Berlin ein Entzücken, von dem man sich heute schwer eine Vorstellung machen kann. Die nüchternsten Menschen geriethen in hochgradige Begeisterung; zu einer Zeit, da man sich bei der Kleinheit der Stadt immer wieder traf und die Politik kaum einen Gesprächsstoff abgab, nahmen künstlerische Vorgänge das Interesse der Menschen ganz anders in Anspruch, als heutzutage. Eine der vornehmsten musikalischen Vereinigungen war die von Zelter in rechten Flor gebrachte Singakademie, die gegenwärtig auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann; ihre großen Concerte, besonders die Ostermusiken, letztere für den wackeren Leiter und Meister eine Haupteinnahmequelle, über die er aufgeregt und freudig an Goethe berichtete, waren musikalische Hauptereignisse. Wirkten in der Akademie Männer und Frauen zusammen und waren die Mitglieder hauptsächlich bestrebt, Oratorien und große Chorwerke zur Aufführung zu bringen, so war die Liedertafel, der später eine jüngere Liedertafel in friedlichem Wettstreit gegenübertrat, zur Ausbildung des

Männergesangs bestimmt. Die alte Zelter'sche*), aus Mitgliedern der Singakademie gebildet (2. Mai 1809), verdankte einer Anregung des Königs, der in Memel russische Sänger gehört und die Uebung des von ihnen gepflegten Gesangs auch in Berlin befürwortet hatte, ihre Entstehung; ihr Liederbuch enthielt die Perlen deutscher Dichtkunst; hervorragende Dichter, auch auswärtige, selbst Goethe, beeiferten sich, zu ihren Festen Dichtungen beizusteuern.**)

Auch die bildende Kunst erlangte eine neue Blütheperiode. Schadow sah, ein wenig mißmuthig und doch in seinem Künstlerherzen erfreut über das allenthalben entstehende Große, neue Männer den ersten Rang einnehmen. „König Friedrich und ego sind aus der Mode.“ Meister Rauch (oben S. 303 und 379fg.) mit seinen Schülern, unter denen Rietschel kürzere Zeit, Drake, Fischer, Kiß, L. Wichmann und Albert Wolff lange Jahre hindurch Berlin angehörten, herrschte auf seinem Gebiete unbeschränkt.***) Auf diese reiche Thätigkeit bezog sich H. Meyer's Wort, doppelt gewichtig im Munde Eines, der von neueren Leistungen nicht leicht zu befriedigen war: „Berlin dato wahrer Erzschatzmeister der Kunst“ (1824). Von großen Denkmälern

*) Die Liedertafel. Berlin 1818 (Gesangbuch). Die Zelter'sche Liedertafel in Berlin, ihre Entstehung u. s. w., von W. Bornemann sen. Berlin 1851. Ueber diese Zelter'schen Ostermusiken vgl. Jugendleben der Car. Bardua S. 276. — Eine Parodie auf Paganini von H. Laube (ps. H. Campo) wurde 1830 in Berlin aufgeführt.

**) Musikalische Zeitschriften gab es in Berlin verschiedene; die wichtigsten dürften wohl die von Reichardt, Rellstab, Marx sein. Reichardt's Berliner musikalische Zeitung erschien 1805 u. 6. — Marx' Berliner „Allgemeine musikalische Zeitung“ seit 1820? (auch A. D. B. 20, 534 gibt nicht das Datum der Entstehung an), vgl. Erinnerungen II, 52—58, 82—106, wo der Verleger Schlesinger gerühmt, Freunde und Gegner genannt, aber kein bestimmtes Datum gegeben, ja nicht einmal der Titel genau angeführt wird. — Rellstab, Iris im Gebiete der Tonkunst, 1830—41.

***) Vgl. schon oben S. 379 A. — Das Hauptwerk für Rauch ist das von F. und K. Eggers, Christian Daniel Rauch, 4 Bände, Berlin 1873 bis 1887, das wichtige Mittheilungen über das gesammte Kunstleben Berlins enthält.

Rauch's wurden bis 1840 in Berlin aufgestellt: Blücher, Bülow, Scharnhorst, das Kreuzbergmonument. In der Malerei*) setzte Kolbe die Tradition der älteren Schule fort, Wach und Wilh. Schadow begründeten die neue romantische Richtung; für das Berlin der dreißiger Jahre wurde K. Begas' (geb. 1794) nüchterner Realismus besonders einflußreich. Die Kunst-Ausstellungen, die fast jährlich stattfanden und Werke aller bildenden Künste, von Berlinern und auswärtigen Künstlern herrührend, vereinigten, erregten bei dem Publicum großes Interesse und trugen das Ihrige zur Bildung des Kunstgeschmacks bei.**)

Auf diesen Kunstausstellungen machte der Staat regelmäßig Ankäufe. Für diese Kunstwerke und die vielen anderen im Staatsbesitz befindlichen, namentlich durch den kunstsinnigen Friedrich I. gesammelten und in der Folgezeit besonders durch Friedrich den Großen vermehrten, in Schlössern, öffentlichen Gebäuden, bisweilen unzugänglich und unzulänglich aufbewahrten Schätze war ein der Kunst geweihter Raum dringend erforderlich. In der Zeit vor 1806 hatte es manchmal an gutem Willen gefehlt, ein solches Gebäude zu errichten, in der Zeit unmittelbar nach 1806 gebrach es an den Mitteln; nach den Befreiungskriegen, da der Wille vorhanden war und die Mittel allmählich beschafft wurden, wurde der Gedanke zur That. Für solche Werke fand sich in dem genialen, vielseitig gebildeten, unermüdlich thätigen Baumeister K. Fr. Schinkel (1781—1841, seit 1795, größere Reisen abgerechnet, dauernd in Berlin) der geeignete Mann. Mit einer unvergleichlichen Kenntniß des

*) Ganz kurz mag hier auf A. Rosenberg: Die Berliner Malerschule 1819—1879, Berlin 1879, verwiesen werden.

**) Die Litteratur hierfür ist ganz besonders reich: Nur beispielshalber seien hervorgehoben: C. Seidel, Die schönen Künste in Berlin, 1826 u. 1828, 2 Bde. Bericht über die Berliner Kunstausstellungen 1838, 1839, 2 Hefte. Ueber die Ausstellungen 1811 ff. vgl. Schadow's Kritiken, Westermann's Monatsh. Nov./Dec. 1894. Von dem „Berliner Kunst-Blatt", hgg. unter Mitwirkung der kgl. Akademie der Künste und des wissensch. Kunstvereins von E. H. Toelken, kenne ich nur den 1. Jahrgang 1828.

Alterthums ausgerüstet, zugleich von der Ueberzeugung erfüllt, daß eine bloße Nachahmung der Antike unmöglich sei, und daß jedes Bauwerk der Zeit, in der es entstehe, und dem Ort, den es zu schmücken habe, entsprechen müsse, daß also eine Vereinigung des Alten und Neuen, selbständige Erfindung vereint mit Modification des Vorhandenen das Angemessenste sei, schuf er seine Gebäude, die der schönste Schmuck des neuen Berlin wurden. Was Franz Kugler von seiner Rede sagte: „Es öffneten sich die Pforten der Schönheit, wenn das, was ihn erfüllte, unvorbereitet auf seine Lippen trat", das kann man in gewisser Weise auch auf seine Bauten anwenden, die freilich nicht unvorbereitet, sondern nach langem Studium und eifrigem Bemühen des redlichen Künstlers entstanden. 1822 wurde der Bau des Museums im Lustgarten begonnen und 1830 vollendet. Große wichtige Neuankäufe wurden für Berlin gemacht: die Sollysche und Giustinianische Gemäldesammlung; zahlreiche Abformungen von Antiken wurden unter Rauch's Beihülfe unternommen, durch ihn und seine Schüler werthvolle plastische Werke, namentlich in Italien, erworben. Eine Kommission, der auch Rauch, Brühl, W. von Humboldt angehörten, traf die Auswahl der aufzunehmenden Werke. Der Bestand der Gemälde wurde auf 1198 festgesetzt. Am 3. August 1830 wurde das Museum für das Publicum eröffnet. Rauch schrieb: „Das Museum der Bilder und die Rotunde ist das Erfreulichste, was ich für ähnliche Bedingungen sah, und die Großartigkeit des Ganzen gilt mir noch mehr als das schönste antike Bild". So ward für Berlin eine, wenn man den bisherigen Zustand und die geringen verfügbaren Mittel bedenkt, geradezu einzige Sammlung geschaffen, nach den schönen Worten des Ministers Altenstein „eine Stätte des Musendienstes, stiller Sammlung geweiht und dem fruchtbaren Nachdenken über die Ziele des geistigen Lebens und die Gesetze seiner Entwickelung".

Das Museum war nur eines der vielen Werke, mit denen Schinkel Berlin schmückte. Seiner rastlosen Thätigkeit, die fast

ausschließlich der hier zu behandelnden Zeit angehört, verdankt Berlin an größeren Bauten die gothische Pyramide auf dem Kreuzberg, die Schloßbrücke, deren Bildwerke von Wichmann, Emil und Albert Wolff, Drake rc. herrührten, die neue Wache, die Bauakademie, die Sternwarte, den Umbau vieler älterer Häuser, z. B. des Palais des Grafen Redern, viele Villen in der Nähe Berlins, endlich das Schauspielhaus. Durch ihn erst wurde Berlin eine wahre Kunststadt. „Glücklich der Ort", sagt Woltmann, „an dem ein solcher Meister dem folgenden Geschlecht sein Vermächtniß hinterließ." *)

*) Für Schinkel: Woltmann, Baugeschichte, S. 149 ff. Riegel, Kunstgesch. Vortr. u. Auff., Braunschw. 1877, S. 64 ff. Eggers, Rauch passim, bes. II, 243 ff. In der A. D. B. steht Schinkel in Bd. 31, 1890 nicht und ist, obwohl 6 Bände mit manchen Nachträgen seitdem erschienen sind, nicht nachgeliefert worden. Der Schinkeltag wird von den Architekten pietätvoll gefeiert. Die große Masse von kleinen Reden und Schriften über Schinkel wie die zahlreichen Sammlungen seiner architektonischen und anderen Entwürfe können hier nicht angeführt werden; ein erschöpfendes Werk fehlt. — Vgl.: Aus Schinkel's Nachlaß, hgg. von Wolzogen, 4 Bde., 1862—64.

Siebzehntes Kapitel.

Das Theater.

Unter den von Schinkel errichteten Gebäuden war das Schauspielhaus eines der vornehmsten und für die Manier des großen Architekten charakteristischsten. Das alte 1802 errichtete Gebäude (vgl. oben S. 162) war 1817 abgebrannt. Der Brand, am 29. Juli 1817 ausgebrochen — die Ursache konnte nicht festgestellt werden — forderte glücklicherweise nur wenige Opfer. Der Schutt brannte noch am 11. August. Der Grundstein zu dem neuen Gebäude wurde am 4. Juli 1818 gelegt; bei der dazu veranstalteten Feierlichkeit war in Vertretung des Königs der spätere Kaiser Wilhelm I. anwesend. Außer den üblichen Gegenständen wurde auch eine eiserne Medaille mit dem Bildnisse Iffland's in den Grundstein versenkt. Das neue, auf dem Platze des alten erbaute Haus auf dem Gensd'armenmarkt, der erst Jahrzehnte später zum Schillerplatz umgetauft wurde, ward durch einen Prolog Goethe's eingeweiht (oben S. 371). Diese Einweihung fand am 26. Mai 1821 statt. Dem Goethischen Prologe folgte eine begeisterte Huldigung für den König, der mit seinen Kindern anwesend war. Dann kam Goethe's Iphigenie, eingeleitet durch Gluck's Iphigenien-Ouvertüre; den Schluß machte ein Ballet: die Rosenfee. Schinkel hatte sich allen Ovationen entzogen. Von sonstigen Künstlern waren bei der inneren Ausstattung der Bildhauer Fr. Tieck, die Maler Wach und W. Schadow in hervorragender Weise beschäftigt. Das Gebäude wurde viel-

fach gerühmt. Auch die Beleuchtung erhielt ihr Lob, nur die Sitze im Parkett galten als furchtbar eng.*)

Der Mann, der, unterstützt von theils genialen, theils tüchtigen Mitarbeitern, das Berliner Theater**) zu seiner Höhe gebracht hatte, Iffland, war 1814 gestorben (oben S. 345). Nicht unmittelbar darauf konnte in der Zeit großer Aufregung ein Nachfolger gefunden werden. Als er kam, war es nicht bloß ein neuer Mann, Graf Brühl (oben S. 370, geb. 1772, gest. 1837, bis 1828 in seiner Stellung in Berlin), sondern zugleich der Träger eines neuen Amts und einer veränderten Anschauung. Während bisher, so lange es ein königliches deutsches Theater in Berlin gab, Schauspieler oder Schriftsteller an seiner Spitze gestanden hatten, kam nun ein Verwaltungsbeamter, freilich einer mit litterarischen und künstlerischen Anlagen und Neigungen; an

---

*) Maltitz an Matthisson 1821, in des Letzteren Nachl. II, 159. Vgl. oben S. 433.

**) Quellen im Allgemeinen die oben S. 155 A. genannten. Ferner: Album d. kön. Schauspiels u. d. kön. Oper zu Berlin für die Zeit von 1796—1851. Berlin 1858. Dazu kommen die schon mehrfach angeführten Erinnerungen von A. B. Marx. Holtei, Vierzig Jahre, bes. Bd. 3—5, 2. Aufl., Breslau 1859, gewähren eine ebenso zuverlässige, wie harmlose und amüsante Darstellung. Der Zelter-Goethische Briefwechsel (6 Bände, Berlin 1834) bietet eine Fülle beachtenswerther Notizen. Eine neue unverkürzte Ausgabe auch der Zelter'schen Briefe — die Goethe's erscheinen allmählich in der Weimarischen Ausgabe — wäre sehr zu wünschen. Fr. Tietz, Bunte Erinnerungen an . . . Theaterzustände aus Berlin . . 1854, enthalten herzlich wenig. — Von Künstlerbiographieen sind Caroline Bauer's Werke „Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Caroline Bauer, hgg. von A. Wellmer. Berlin 1871“ und „Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren von C. B., bearbeitet von A. W. Berlin 1880. 3 Bände“ mit großer Vorsicht zu benutzen. Von einzelnen Künstlerbiographieen werthvoll: Martersteig, P. A. Wolff, 1879. — Berlins dramatische Künstler, wie sie sind, von L. D. R. 1. Heft, Berlin 1829, bei A. W. Hayn. (Behandelt die Schauspieler von A bis G; vielfach gegen Courier und Estafette.) Vgl. auch Gutzkow, Rückblicke S. 246 ff. Stieglitz, Gruß an Berlin, passim. — Ueber den Bau vgl.: Aus Schinkel's Nachlaß III, 170—188. — Genaue Daten z. Th. nach den oben genannten Quellen bei Goedeke, Grundriß III, 924—928. S. auch die oben S. 406, 407 fg. gegebenen Mittheilungen.

die Stelle eines Bürgerlichen trat nun ein Adliger und zwar ein Hofmann. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Veränderung wichtige, theilweise verhängnißvolle Folgen haben mußte. Der Mangel eines artistischen Directors wurde weniger fühlbar in Folge der Wirksamkeit tüchtiger Regisseure, zu denen sich Teichmann (1791 bis 1860) gesellte, der seit 1815 in Brühl's Privatdienst, dann als unermüdlicher Rathgeber, als der „Hofrath, der Alles wußte", ein nothwendiges Inventar des Theaters wurde. Dieselbe einflußreiche Stellung eines stillen arbeitsamen Helfers behielt Teichmann auch unter Brühl's Nachfolger, dem Grafen Wilh. Redern (1802—1883, Generalintendant bis 1842), dessen Vorliebe und Kenntniß mehr auf das Musikalische gerichtet war. Diese Vorliebe machte sich auch in seiner Theaterleitung geltend; sonst aber zeigte sich trotz des neuen Mannes in der Richtung und Ausführung kein neuer Geist. Beide, Brühl und Redern, waren Männer von Geschmack, beide auch vor dem Antreten ihres neuen Amtes mit dem Theaterwesen genau bekannt. Alles Aeußerliche erhielt durch sie eine Pflege, wie sie bisher in Berlin wenigstens noch nicht gekannt war. Costüme und Decorationen wurden mit künstlerischer Sorgfalt und großer Pracht hergestellt, das Zusammenwirken der einzelnen Künstler und auch das Gesammtspiel der Chöre und Massen kunstsinnig gefördert, eine Disciplin eingeführt, die an militärische Gewohnheiten erinnerte. Die enge Beziehung zum Hofe veranlaßte zwar keine völlige Veränderung des Repertoires, aber mit Rücksicht auf den König, der ein überaus fleißiger Theaterbesucher war, eine Bevorzugung der bei ihm beliebten Arten des Singspiels, der harmlosen Posse, des feineren Conversationsstücks und ein Zurückdrängen des Trauerspiels. Trotzdem that Graf Brühl, ebenso wie sein Nachfolger, Manches, um auch das klassische Schauspiel zu begünstigen. Goethe kam freilich, trotz der persönlichen Beziehungen, selten zum Wort — einzelne Singspiele und Stella wurden neu gegeben; über die Faustaufführung 1838 ist unten noch ein Wort zu sagen —, dagegen wurden einige Stücke Schiller's und mehrere

Werke Shakespeare's, die bisher auf der Berliner Bühne noch nicht gegeben waren, hervorgesucht, andere schon früher gegebene wiederholt gegeben. Einzelner Vorstellungen aus dem Jahre 1815, eines antijüdischen Stücks, der Trauerfeier für Kotzebue 1819 wurde schon gedacht (S. 347, 394, 399), einzelne Stücke von Mich. Beer, L. Robert, Uechtritz sind gleichfalls bereits erwähnt (oben S. 428 ff., 431 ff.).

Ueberblickt man das Repertoire der gesammten Zeit (1815 bis 1840), so bemerkt man eine ziemlich große Zahl von Uebersetzungen, unter denen die englische Litteratur am geringsten, etwas häufiger die spanische (Calderon und Lope de Vega), am häufigsten die französische vertreten ist. Doch verschwinden die Aelteren, selbst Molière, durchaus gegen die Neueren, unter denen schon Al. Dumas zu finden ist, während Scribe den Löwenantheil davonträgt; sehr häufig heißt es einfach: Aus dem Französischen. Der Däne Oehlenschläger kann kaum als Ausländer betrachtet werden, da er auch deutsch schrieb; übrigens erschien er ziemlich selten. Von deutschen Dichtern wurden vergessene Poeten früherer Zeit seltener hervorgeholt; die Lebenden beherrschten das Repertoire. Außer Kotzebue, Herklots und Körner, die wenigstens in den ersten Jahren noch vielfach vertreten waren, lieferten fast lauter neue Leute die Novitäten. Zu ihnen gehörten viele, die schon damals keinerlei Bedeutung besaßen und ihre Zulassung Gönner- und Machenschaften verdankten, andere, die eine ganz ephemere Geltung erlangten. Alle diese brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. Dagegen seien Diejenigen genannt, die, ohne es zu lärmenden Erfolgen zu bringen oder Stützen des Repertoires zu werden, mit einigen Stücken, oder auch nur mit einem, die Bühne betraten: Immermann (Kaiser Friedrich I.), Grillparzer (Sappho, Medea, König Ottokar's Glück und Ende), Werner (24. Febr.), Müllner (29. Febr., König Yngurd, Albaneserin). Weniger bedeutende Schriftsteller waren: Bauernfeld, Castelli, Contessa, Deinhardstein, Elsholtz, Fr. Förster, Gubitz, Hell, Holbein, Holtei, Houwald, Kind,

Schall, Titus, Töpfer, Tromlitz und Amalie Weißenthurn (Frau Charlotte Birchpfeiffer begann damals erst zu erscheinen). Zu den viel und gern gesehenen Autoren gehörten Angely, Blum, Clauren, Jul. v. Voß, P. A. Wolff. Der Hauptlieferant war aber Ernst Raupach (1784—1852, seit 1824 dauernd in Berlin).*) In 20 Jahren, von 1820—40, lieferte er der Berliner Bühne die ungeheure Zahl von 75 Stücken. Diese Zahl erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß vor 1825 überhaupt nur 2 Stücke aufgeführt wurden, auf die letzten 5 Jahre nur 13 entfallen, so daß sich 50 auf nur 10 Jahre vertheilen. In den 11 Jahren von 1825—35 incl. war Raupach von einer fast unheimlichen Productivität: in einzelnen Jahren brachte er 7 Stücke, darunter 4 je fünfactige Trauerspiele, auf die Bühne. Dabei war der Erfolg, den er davontrug, gar nicht so groß, wie man gewöhnlich denkt. Sein zuerst in Berlin aufgeführtes Stück, „Die Fürsten Chawansky", brachte es auf 11, sein zweites, „Die Erdennacht", nur auf 2 Vorstellungen. Trotzdem ließ man 1825 schon 5 seiner Stücke zu, deren Aufführungsziffern, freilich bis 1848 und 1853, waren: 5, 7, 22, 25, 39. Diese immerhin schönen Erfolge wurden keineswegs immer erreicht: unter den

*) Raupach. Eine biographische Skizze von Pauline Raupach. Berlin 1853. Goedeke, Grundriß (alte Ausg.) III, 551—553. A. D. B. XXVII, 431—445 von Bendiner, dem einzelne Bemerkungen entnommen sind. E. Genast, Aus dem Tagebuche e. alten Schauspielers II, 21—51. Gubitz, Erlebnisse III, 158—189. Einzelnes Anekdotische bei Car. Bauer u. A. Sehr merkwürdig, unklar, ob Ernst oder Scherz: Raupach und Häring, oder: Einiges über die Stellung von Preußens Dichtern zu Süddeutschland und Europa von C. W. Kähne. Berlin, E. S. Mittler 1833. Wir haben durch die Güte der Schwägerin Raupach's, Frau Guimpel, sämmtliche ungedruckt gebliebenen Dramen Raupach's vorgelegen. Einzelne Mittheilungen verdanke ich der Genannten, ihrer Schwester, Frau Ronneburger (beides Schwestern von Pauline Raupach) und Herrn Rengert, den hdschr. Aufzeichnungen von Charlotte von Hagn. Briefe Raupach's gedruckt von Franzos, Deutsche Dichtung, III. Bd., 7 H.; interessante Notizen bei Costenoble, Das Wiener Burgtheater. 2 Bde. Wien 1888, 1889. Ein Lob R.'s auch bei Gans, Verm. Schr. II, 360. Ein Aufsatz von Hegel in dessen Werken 17, 414 ff.

7 1828 aufgeführten Schau- und Lustspielen konnten nur 2 einen wirklichen Erfolg aufweisen: „Der versiegelte Bürgermeister" mit 17 und „Die Schleichhändler" mit 167 Vorstellungen (freilich bis 1863). Nach 1832 kam es vor, daß je 2 Raupach'sche Stücke nur 2 Vorstellungen erlebten, eines sogar, „Gute Miene zum bösen Spiel", nach der ersten abgesetzt werden mußte. Selbst ein so vielgenanntes Stück wie „Der Müller und sein Kind" konnte es nicht über 8 Aufführungen bringen. Ja, die Hohenstaufendramen, dieser lauteste Ruhmestitel Raupach's, waren verhältnißmäßig seltene Gäste. Ein Stück der Tetralogie: Kaiser Friedrich II., wurde nur einmal, je 3: 4, die übrigen Theile dieser und der gleichfalls viergetheilten Tragödie Kaiser Friedrich I. höchstens 6 Mal aufgeführt, ebenso Manfred und Philipp; nur wenige Stücke brachten es auf eine höhere Zahl, wie Conradin mit 16 und König Enzio mit 29 Aufführungen von 1831 bis 1854; wenn auch Agnes von Hohenstaufen 21 Mal gegeben wurde, so verdankte sie dies vielleicht ebensowohl der Spontini-schen Musik als dem Text. Nicht also die Hohenstaufendramen waren es, die Raupach seinen großen Ruhm verschafften. Kultur-historisch waren sie wichtig genug: sie sollten den Widerstand des Protestantismus gegen die Anmaßungen des Papstthums verklären, und sollten andererseits Front machen gegen die Frei-geister, indem sie einen ruhigen, nüchternen Rationalismus ver-kündeten. Es war vielmehr die staunenswerthe Fruchtbarkeit seines Talents, die ihn zur Hauptstütze der Bühne machte. Denn außer den 75 Stücken brachte er Bearbeitungen Anderer: nach seiner Uebersetzung wurde Racine's „Athalie" (7. Jan. 1841), nach seiner Einrichtung Schiller's Piccolomini und Wallenstein's Tod (30. Nov. und 1. Dec. 1831), nach seiner Bearbeitung „Der Stiefvater" von Holberg gegeben (13. Febr. 1830). Alle diese Arbeiten waren hoffentlich besser als die Nachahmung von Calderon's „Tochter der Luft" (17. Jan. 1827), über die der bekannte Vers cursirte:

An Calderon ein schlimmer Raub — ach;
Wer konnt' ihn wohl begeh'n als Raupach.

Auch sonst gab es, noch ehe die Jüngeren erbittert und entrüstet wider ihn losfuhren, hauptsächlich zu der Zeit, da er älter und einflußloser geworden war, Spottverse genug wider ihn, z. B. die folgenden:*)

Fern aus Rußland kam ich als Arzt des Berliner Theaters;
Hektisch hustete schon Jahre lang der Patient:
Siehe — der Husten ließ nach alsbald; doch ein schlimmeres Uebel
Thut in Symptomen sich kund — Wassersucht heißt es auf deutsch.

Doch hinderte alles dies nicht seine Allmacht an der Berliner Bühne. Was er brachte, mochten es eigene oder fremde Werke sein, wurde angenommen. An Lob und Anerkennungen fehlte es ihm nicht: Ordens- und Titelverleihungen, ebenso wie Lobsprüche der Kritiker wurden ihm zu Theil. Man fürchtete ihn in Berlin und ehrte ihn in Wien. Für Schreyvogel war es ein Festtag, wenn Raupach'sche Manuscripte ankamen, La Roche war ergrimmt darüber, daß die „besten" Stücke, wie Kaiser Friedrich II. und Cromwell, von der Censur verboten wurden, und Deinhardstein als Censor erklärte einer Zeitschrift, die es gewagt hatte, sich über Raupach lustig zu machen: „Ein Werk wie Raupach's Tasso ist kein Gegenstand frivoler Ironie".

Raupach's langjährige unbestrittene Herrschaft läßt sich schwer erklären. Sie liegt zum Theil in der Dürftigkeit der damaligen dramatischen Production, in seiner außerordentlich großen technischen Geschicklichkeit, in seiner anmuthigen Diction. Er arbeitete mit großer Liebe. In einem seiner wenigen Briefe (an seinen Bruder) heißt es einmal: „Wenn ich Dir doch beschreiben könnte, wie ich mich über jede vollbrachte Schöpfung freue, mehr als ein Vater über den neugeborenen Sohn von der geliebten Gattin." Wer die Originalhandschriften seiner Dramen gesehen hat, muß gleichermaßen erstaunt sein über die zierliche und regelmäßige Handschrift seiner Concepte, wie über

*) Briefe aus Berlin, Hanau 1832, S. 130 fg.

die geringen, fast minimalen Aenderungen, die er anzubringen für nothwendig hielt.

Raupach war ein gerader, offener, fast harter Mensch. Theaterleitern wie Schauspielern war er unbequem, den letzteren gegenüber grob und rücksichtslos, undankbar gegen die große Mühe, die beide sich gaben. Dazu war er auffallend häßlich, mit seinen mächtigen Beinen und Händen ungraziös und wurde durch sein unaufhörliches Schnupfen Vielen widrig. Er war unempfindlich gegen Lob und Tadel. Nur selten erließ er Erklärungen wider Mißverständnisse der Recensenten; noch seltener bedankte er sich in der Zeitung für den ihm gespendeten Beifall; er sei aber „nicht gewohnt, auf der Bühne zu erscheinen". (15. Dec. 1833.) Bei der Aufführung seiner Stücke saß er ruhig auf dem ihm zugewiesenen Parkettplatze und schnupfte weiter, mochten die Zuschauer Beifall klatschen oder ihr Mißfallen ausdrücken.

Raupach war kein Dichter. Man kann ihn auch kaum einen Denker nennen, einen so breiten Raum auch sog. philosophische Erörterungen in seinen Dramen einnehmen. Er war ein klarer, reiner Verstandesmensch. Er besaß weder Phantasie noch eine genaue Kenntniß der Menschen und der ihn umgebenden Verhältnisse, so daß die Charaktere der meisten nichthistorischen Stücke in falsch idealistischer Manier gehalten sind. Aber auch in den historischen Stücken kam es ihm, dem ehemaligen Professor der Geschichte, nicht darauf an, ein aus sorgfältigen Studien der Quellen geschöpftes Bild zu geben, sondern er begnügte sich mit einer beliebigen neueren Darstellung, bei den Hohenstaufendramen z. B. mit Raumer's bekanntem Werk. Man hat gern drei Perioden in Raupach's Schaffensthätigkeit unterschieden. Der ersten gehören wesentlich phantastische Stücke an, daneben freilich auch solche aus russischem Leben und russischer Geschichte (er hatte fast 20 Jahre, von 1804—23, in Rußland zugebracht); der zweiten hauptsächlich Lustspiele; den Hauptinhalt der dritten machen die geschichtlichen, die Hohen-

staufen-Dramen aus. Mit den Lustspielen erzielte Raupach seine lautesten und, wie die oben mitgetheilten Zahlen zeigen, nachhaltigsten Erfolge; die Hauptpersonen dieser Lustspiele, Till und Schelle, waren lange populär. Sie sollten im Sinne des mit Hegel befreundeten, philosophirenden Dichters Verkörperungen des Schicksals sein, das mit den Menschen spielt, sie hin und her treibt und schließlich die von ihm hervorgerufenen Verwickelungen löst.

Zur Charakteristik seiner dramatischen Thätigkeit seien drei, je durch ein Jahrzehnt getrennte Stücke hervorgehoben: Timoleon 1814, Laßt die Todten ruh'n 1824, Tasso's Tod 1834. Das erste ist ein ernstes Schauspiel, das zweite eine Komödie, das dritte eine Tragödie. Das letzte zeigt eine Anknüpfung, gewissermaßen eine Concurrenz mit Goethe, das mittlere ist dasjenige Stück, mit dem der Dichter Berlin eroberte, das erste führt uns in die Zeit der Befreiungskriege, die Raupach mit großem Patriotismus durchlebte (s. oben S. 337). Timoleon, der von Korinth nach Syrakus kommt und diese Stadt von den Karthagern befreit, ist der tapfere, wortreiche, auf Dank und Lob verzichtende Held eines antikisirenden Schauspiels. Zeitideen und Zeitvorgänge wirken auf das Stück ein: so wünschte der Dichter das Benehmen der Helden und Helfer, vielleicht der Russen und Preußen, nach errungenem Siege; die Starrheit seines eigenen Ehrbegriffs mochte er gern den Personen seines Stücks einimpfen. Das Lustspiel nöthigt uns nicht zum Lachen: der Humor ist erkünstelt, die Wortwitze geschraubt. Ein eifersüchtiger Graf hat bei seiner Frau ein Bild gesehen, das diese als das eines Todten, ihres ehemaligen Bräutigams, ausgibt, und glaubt, durch die Schliche Till's und mancher Helfershelfer in einem Baron, den er gefangen nehmen läßt, das Urbild zu haben. Aber der Gefangene ist der Liebhaber der Nichte, dem Gegenstand des Bildes nur zum Sprechen ähnlich und zwar, wie schließlich herauskommt, ein unehelicher Sohn des Grafen. Bestrafte Eifersucht, Entlarvung des Tugendwächters, Beherrschung

der schuldigen und unschuldigen Adelspersonen durch einen bürgerlichen Diener: das sind die Motive, durch die Raupach sein Lustspiel geschickt aufbaute und die Berliner entzückte. Tasso's Tod endlich ist kein Drama, denn es fehlt ihm die Handlung und Entwickelung. Es entnimmt von Goethe Worte und ganze Stellen, beginnt aber erst mit der Zeit, da Goethe schließt. Tasso ist gefangen, weil er bei seiner Rückkehr nach Ferrara die beleidigendsten Ausdrücke gegen die Herrscherfamilie ausgestoßen hat, er gilt Allen für wahnsinnig, kommt aber selbst erst gegen Ende des Stückes zur Erkenntniß seines traurigen Zustandes. Er wird befreit und stirbt im Vollgefühl des Glücks, nachdem er die Nachricht von einem gewonnenen Processe in Neapel und von seiner Dichterkrönung in Rom gehört. Von einer Charakterentwickelung des Helden kann nicht die Rede sein, da er von Anfang bis Ende geistesumnachtet ist; auch die übrigen Personen benehmen sich wider ihn zum Schlusse genau wie zum Beginn; wie der letzte Akt — eine große Todesscene — so besteht das ganze Stück aus endlosen Einzelreden und Unterhaltungen, in denen von Kunst und Natur, Krankheit und Wahn, Dichterleben und Liebe in gutgebauten, schöntönenden, inhaltlich aber recht leeren Versen die Rede ist.

Selbst sein am lautesten gerühmtes Stück „Die Schleichhändler" mit seinen überflüssigen Verkleidungen, seinen durchsichtigen Verwechselungen, unmöglichen Voraussetzungen und Zuständen, die, statt typisch für alle Zeiten zu sein, nicht einmal für jene Zeit zutreffen, erheitert nicht, sondern verstimmt und ermüdet. Ist man aber gar verurtheilt, eine der Hohenstaufen-Tragödien, z. B. die von La Roche als Meisterwerk gepriesene, Kaiser Friedrich II. (4. Theil, Friedrich's Tod) zu lesen, so muß man sich entsetzen über diese Leerheit der politischen Verhandlungen, die langen, wider jede gesunde geschichtliche Auffassung sündigenden Gespräche, die falschen Bilder, die hohlen Phrasen, die geschraubte Sprache, die trotz aller Verseinschnürungen platteste Prosa bleibt. „Gebrauch und Form sind Puppen für die Welt",

„Das Schwert, das blind und ohne Herz die mehr und minder Schuldigen nicht scheidet", „Das Wort ist rund, viereckig war die That", „Der König ist der Vormund der ungeborenen Jahrhunderte" — das sind nur einige Proben der geistreichelnden und doch so hohlen Sprache. Auch der Hauptheld — bald Donnerer, bald rührseliges Weib — erregt keine Sympathie, und selbst sein Tod vermag trotz aller bombastischen Verse nicht zu rühren. Aber die Mache ist geschickt: die Karrikatur der Geistlichen, die vom Papst bis zum einfachen Mönch als Heuchler dargestellt werden — Frauen kommen fast gar nicht vor, — die hochtönenden Reime, mit denen nach Schiller'schem Recept die Acte, auch häufig die Scenen geschlossen werden, gelegentlich eingestreute Witzchen, endlich die Schaustellungen verschiedener Art, Decorationen und Costüme, Concilsversammlung, Schlachtgetümmel, Gefangenenaufzüge; mannigfache Beschäftigung für Auge und Ohr.

Bei alledem wird es dem modernen Leser schwer, daran zu glauben, daß eine ganze Generation Raupach oft und gern sah, ja ihn für einen großen Dichter hielt. Heißt es doch in einer 1833 zu Berlin erschienenen Schrift, bei der man nicht an Ironie denken darf: „Wer durch die Ausführung seines Gegenstandes als Dichter der größere sei, Sophokles, Shakespeare oder Herr Raupach? Diese Frage läßt sich wohl nicht stellen. Alle drei sprechen sie gleich schön die ewigen Wahrheiten des Rechts, der Moral und der Sittlichkeit aus, und sie sind nur verschieden wie die Zeit, für welche sie als Dichter gelebt haben."

Neben Raupach sind P. A. Wolff, Clauren, K. Blum zu behandeln. Wolff, der ernste und denkende Künstler (vgl. oben S. 319), war auch ein fleißiger Dramatiker.*) Von seinen 12 meist zu Berlin aufgeführten Dramen hat sich nur eines: Preciosa wenigstens 50 Jahre lang in Berlin und anderwärts erhalten (1. Aufführung am 14. März 1826), das gewiß K. M. von

*) Goedeke III, 946. Martersteig oben S. 480 A.

Weber's Musik einen guten Theil seines Erfolges verdankt, denn eine frühere Vorstellung mit anderer Musik mißfiel; Iffland hatte 1811 das Stück kurzer Hand abgelehnt. Es ist aus Cervantes' Erzählungen entnommen und behandelt die Geschichte eines Mädchens, das, als Kind von den Zigeunern gestohlen, durch Liebreiz und Gesangskunst sich bei diesen eine königliche Stellung verschafft, alle Männer bezaubert, endlich von ihren Eltern wiedergefunden und mit ihrem Geliebten, einem Adligen, vereinigt wird; dieser hatte sich des Mädchens wegen in die Zigeunerbande einreihen lassen, richtete durch seine Eifersucht und Leidenschaft manches Unheil an; schließlich wendet sich Alles zum Guten. Das Stück ist keineswegs ein poetisches Meisterwerk, aber eine lebhafte, nicht völlig unwahrscheinliche Handlung, Liebe und Ritterthum, hübsche Lieder, deren eines „Einsam bin ich, nicht alleine" fast zum Volksliede geworden ist, gefällige Sprache, Abenteuer und fromme Reden, melancholisches Schmachten und derber Humor gewähren dem Schauspiel, trotz seiner durchsichtigen Handlung, noch heute Reiz. Drei von dem redseligen, trunksüchtigen, mit den Fremdwörtern auf gespanntem Fuß stehenden Schloßverwalter oft gebrauchte Redensarten: „Peter des Plaisirs", „Donnerwetter Parapluie", „Seit der großen Retirade" sind zu geflügelten Worten geworden

Clauren war als Dramendichter nicht so süßlich wie als Novellenschreiber (oben S. 454). Von seinen Stücken wurden 7 — einige seiner Novellen wurden von Anderen dramatisirt — auf der Berliner Bühne von 1815—24 zuerst aufgeführt, manche erhielten sich bis in die dreißiger Jahre und erlebten gegen dreißig Wiederholungen. Unter diesen zeigt der „Bräutigam aus Mexiko" Clauren's Manier deutlich genug: den ungeheuer reichen Mann, der aus Mexiko stammt, schnippische Dienstmädchen, betrügerische Gutsverwalter, stolze verarmte Adlige, Sieg der Unschuld, nachdem ein bißchen süßliches Getändel vorangegangen, gemischt mit ein wenig Frivolität. Die geschilderten Zustände sind nicht wirklich beobachtet, denn ein stets auf dem Lande lebendes Edel-

fräulein, das beim Herausnehmen eines Fisches in den Fischtrog fällt, hat's wohl auch damals nicht gegeben. Der Witz ist wohlfeil: bei dem einen adligen Bewerber besteht er darin, daß er kein l aussprechen kann. Dagegen ist ein nicht minder beliebtes Stück: „Der Wollmarkt" eine übermüthige Posse, in der die freilich nicht sehr wahrscheinliche Annahme, daß ein mit seinen Töchtern zur Stadt fahrender Amtsrath den Palast eines Fürsten für ein Wirthshaus hält, zu drolligen Situationen, allerdings auch mit einem kleinen Stich von Rührung und Sentimentalität, benutzt und ein geschickt eingefädeltes Liebesabenteuer mit nicht üblem Humor zu Ende geführt wird. Schnelles Verlieben, zärtliches Verloben stört nicht den tollen Schwank, der, gekürzt und rasch gespielt, noch heute harmlose Theaterbesucher unterhalten könnte.

Der dritte im Bunde, K. Blum, ein Berliner 1785—1844, aber in Berlin erst seit 1822, als Regisseur der Oper, eine kurze Zwischenzeit auch als technischer Leiter am Königstädtischen Theater thätig. Er war Musiker, Sänger und Schriftsteller, fast ausschließlich dramatischer. Er führte das Vaudeville in Deutschland ein, eine eigenthümliche Mischung von Sprech- und Singspiel, vollgespickt mit französischer Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit. Außerdem verfaßte er Possen, Singspiele, Operntexte, Worte zu Balletten, Musik zu Tanzdivertissements. Mit diesen musikalischen Darbietungen hatte er fast mehr Glück als mit seinen poetischen. In letzteren war er selten original, sondern benutzte fremde, hauptsächlich französische Vorbilder, die er nicht immer gewissenhaft genug nannte. Von seinen etwa 70 Stücken wurden am Berliner Schauspielhause 1815—1845 etwa 25 zur Aufführung gebracht; viele fanden ihren Weg auf andere Bühnen; einige erhielten sich fast bis auf unsere Zeit. Unter diesen befinden sich: „Erziehungsresultate", die 47 Mal bis 1869, der Vicomte von Létorières, der ebenso oft bis 1880, der „Ball zu Ellerbrunn", der 79 Mal bis 1881 zur Aufführung gelangte. Das erste Stück ist das unbedeutendste: es behandelt wie Kotzebue

den Gegensatz von Natürlichkeit und einer durch schlechte Erziehung hervorgerufenen Verbildung und Ziererei und schildert à la Frau Gottsched das Herumwerfen mit französischen Brocken, an denen selbst die Dienerschaft würgen muß. Zwei Heirathen krönen das Spiel: dem frischen, muthigen, wahrhaften Mädchen gönnt man ihren braven Officier, daß aber die feige, kokette Zierliese auch ihren Liebhaber bekommt, der sich ihretwegen in Gefahr begibt, von ihr aber schmählich preisgegeben wird, ist eine poetische und moralische Ungerechtigkeit. Der „Ball zu Ellerbrunn“ ist eine unterhaltende Belehrung, daß ein junger Ehemann, der seine schöne geistreiche Frau um einer aufgeputzten, leichtfertigen Dame willen vernachlässigt, durch unbegründete Eifersucht reuig zurückgeführt, mit seinen eigenen Waffen geschlagen wird und der schelmischen Ueberlistung weicht. Ein paar nicht übel gezeichnete kleinstädtische Charaktere geben dem Stücke eine gute Localfarbe; eine gewisse auf die Periode der Entstehung und der größten Beliebtheit des Stücks hinweisende Zeitfärbung wird durch ein paar Anspielungen auf Spohr, auf die Beliebtheit der Ballette und auf den Zollverein („Zollverband“) gewahrt. Das munterste und lebensvollste Stück — doppelt wirksam, da es einer jungen hübschen Schauspielerin Gelegenheit zu einer Hosenrolle gibt — ist aber der „Vicomte“, die Geschichte eines Sausewinds, eines unwiderstehlichen Schwerenöthers, der es versteht, mit Schlauheit und Grazie allen Weibern die Köpfe zu verdrehen, die jungen zu küssen, die alten begehrlich zu machen, mit den Männern zu reiten, zu trinken, zu fechten und zu reden, der in alle Geheimnisse eingeweiht, alte Sünder erschreckt, anderen schmeichelt und droht, sie überlistet und, wenn nöthig, zu Boden schlägt. Daß er schließlich seinen Proceß gewinnt, seine Gegner vernichtet und eine Braut heimführt, versteht sich von selbst. Da es auch an anderen Charakterrollen nicht fehlt, einem hochmüthigen Dümmling, der in Alles hineintappt, aber stets abgeführt wird, und einem alten komischen Erzieher, der seinem jungen Herrn mit hündischer Treue ergeben

ist, da zwei junge Liebhaberinnen vorkommen und zwei Frauen, die, ohne ganz jung zu sein, noch auf Jugendlichkeit Anspruch machen, so besaß das Stück für die Darsteller großen Reiz; durch den tollen, lustig erregten und geschickt beruhigten Wirbel mußte es Leser und Zuschauer unterhalten.

Der fleißigste Theaterbesucher war der König. Fast jeden Abend erschien er, einfach wie er war, im Militärrock, ohne Epauletten und Orden, in der kleinen Seitenloge rechts von der Bühne. Er liebte nicht, daß man ihn beachtete. Daher strich er z. B. eine patriotische Stelle in Fouqué's „Einnahme von Rathenow", wo das Publicum dem König ein Hoch brachte. Auch mochte er nicht leiden, daß das Publicum Stellen, in denen es Anzüglichkeiten auf Politik merkte, mit Beifall auszeichnete. Dagegen liebte er Scherze, auch improvisirte Einfälle, ergötzte sich an Militärischem, z. B. den Commandorufen des Corporal Sturm in Raupach's „Vor hundert Jahren". In den Zwischenacten kam er häufig auf die Bühne, besah sich die Decorationen und unterhielt sich mit den Mitwirkenden. Er sah streng auf den guten Ruf seiner Schauspielerinnen und Tänzerinnen und gab durch sein Verhalten gegen sie selbst das beste Beispiel. Die königliche Truppe mußte häufig in Charlottenburg und Potsdam spielen, auch sonst stets des Rufes des Königs gewärtig sein. „Während des 1827 bei Berlin stattfindenden Manövers", so schrieb P. A. Wolff*), „manövrirte unser guter König, der keinen Abend ohne Theater ist, uns auch bald nach Potsdam, bald nach Charlottenburg, denn wo er sich Abends aufhält, muß ein Theil von den Mitgliedern des Hoftheaters sein." **)

*) Beitr. zur Littgesch., Hamb. u. Leipzig 1893, S. 34.

**) Ueber den Theatergeschmack des Königs vgl. Stägemann an Friedr. Cramer (Briefe von Chamisso, Gneisenau, II, S. 178) 14. Mai 1826: „Mein Hauspoet Schütz erzählte mir noch in diesen Tagen: S. Maj. hätten mit dem Schauspieler Stawinski über die an Schiller's Todestage gegebenen fragmentarischen Darstellungen aus Schiller's Dramen Sich höchst gnädig unterhalten, Sich aber, als St. des Wilhelm Tell zu erwähnen sich beigehen lassen, sofort weggewendet und das Gespräch abgebrochen."

Gegen die Theaterlust der Berliner versuchten die Frommen trotz dieser Neigung des Königs noch einmal Front zu machen. Anknüpfend an die vor mehr als einem Jahrhundert erhobenen Angriffe der Theologen erklärte ihr Wortführer Tholuck*) das Schauspiel für eine lose Kunst, warnte Schauspieler und Zuschauer vor den Gefahren, welche die christliche Religion durch das Theater laufe und tröstete sich und die Gesinnungsgenossen mit erbaulichen Liedern. Die Schrift soll den König erregt und in der theologischen Welt große Bewegung hervorgerufen haben. „Die Schule von Schleiermacher", meldet Hengstenberg, „streitet für das Theater." Aber auch Tholuck dämpfte seinen Eifer und besuchte selbst das Berliner Theater, freilich 15 Jahre später.**)

Ein ganz besonderes Theaterereigniß war die Aufführung des „Faust" mit Seydelmann als Mephisto (15. Mai 1838). Die ganze vornehme Welt, adlige und litterarische, war zugegen, die letztere trotz mancher Mißgriffe der Schauspieler bewegt und ergriffen, obgleich die Goethefestesten den „Faust" lieber für sich allein gehabt und nicht mit dem ganzen Publicum getheilt hätten, die erstere unwillig über manche bitteren Anspielungen der Dichtung; der Hof fand das Flohlied höchst unanständig. Da der König dies Mißfallen laut kundgab, so mußten Wiederholungen unterbleiben.***)

Trotz aller dieser Umstände, trotz des Mangels einer anregenden, große Leistungen befördernden Production waren die Darbietungen der Schauspieler theilweise höchst hervorragende. In dieser Beziehung war jene Periode eine Glanzzeit des Berliner Theaterlebens.

---

*) (Tholuck.) Eine Stimme wider die Theaterlust, nebst den Zeugnissen der theuren Männer Gottes dagegen des seligen Ph. Speners und des seligen A. H. Franke. Berlin 1824. Vgl. Witte, Das Leben Tholuck's, Bielefeld 1884, I, 368 ff.

**) Varnh. Tageb. I, 158.

***) Varnh. Tageb. I, 90 fg., 102 fg. — Ueber Faustaufführungen überhaupt Enslin, Berlin 1880, Creizenach, Fft. 1881. — Ueber Seydelmann als Mephisto eine bes. Schrift von Fr. Röse. Berlin 1838.

Berühmte Gäste erschienen auf der Bühne. Zu ihnen gehörte Sophie Müller (1803—30 in Berlin), die eine Würdigung durch E. Gans erhielt.*) Sie begann ihr Gastspiel mit Emilia Galotti und trat sowohl in Stücken von Calderon und Shakespeare als von Raupach und E. von Schenk auf. Sie wirkte, wenn sie manchmal auch zu ernst und pathetisch war oder in tragischen Rollen durch ein stereotypes Lächeln auffiel, durch Ernst und Leidenschaft, Anmuth und Heiterkeit; besonders wurde ihr Geschick in der Wahl der Rollen anerkannt, die ihr ermöglichten, sich von den verschiedensten Seiten zu zeigen und eine Steigerung des Eindrucks hervorzurufen. Außerdem mögen von Männern Eßlair und Ludwig Löwe, von Frauen die Heinefetter, Schechner und Sophie Schröder genannt werden.

Unter den in Berlin fest engagirten und lange wirkenden Schauspielern verdient den ersten Platz Ludwig Devrient (1784 bis 1832), der nach Iffland's Tode dachte dessen Nachfolger zu werden.**) Er kam im April 1815 nach Berlin, trat zuerst als „Franz Moor" auf und eroberte mit Lustspielrollen, z. B. als „Schneider Fips", die Berliner. Er war ein genialer Schauspieler, kein Arbeiter, der durch Fleiß oder großartige Declamation, sondern ein Künstler, der nur von seiner Genialität getrieben, in

*) E. Gans, Vermischte Schriften 1834, II, 352—388.

) Vgl. L. D. Eine Denkschrift von H. Smidt. Berlin 1833. Von dems.: Devrient-Novellen. 2. Aufl. 2 Thle. Berlin 1857. Ueber einzelne seiner Darstellungen. Berlin 1828. — Ueber die Stich und Raupach's Dramen bei L. Halirsch, Dramaturgische Skizzen. 2 Bde. Leipzig 1829. Anderes bei Laube, Das norddeutsche Theater, Leipz. 1872, S. 117 ff. — Ferner A. D. B. V, 94 ff. — Ueber andere gleich zu nennende Schauspieler vgl. die oben S. 477 A. 1 angeführte Litteratur. — Ueber Seydelmann Rötscher's Schrift, Berlin 1845; vgl. ferner oben S. 491 A. * — Schlenther in A. D. B. 34, S. 86—92, über Rott ders. a. a. O. 29, 383—385. — Für Charlotte v. Hagn vgl. m. Art. im Berl. Tageblatt 29. April 1891 nach den Tagebüchern der Künstlerin, die mir vorgelegen haben. — Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise v. Holtei geb. Rogée. Berlin 1825. Goedeke III, 649 zählt 23 Dichter auf, die in der Sammlung vertreten sind. — Ueber die Crelinger die Notiz A. D. B. V 586 ff.

düsteren, dämonischen Charakteren, wie Richard III. und Lear, oder in komischen z. B. Falstaff unvergeßliche Leistungen schuf, die einer ganzen Generation als Höhepunkt dramatischen Könnens erschienen. Neben ihm verdient Anna Milder-Hauptmann einen Platz (1785—1838, von 1816—1831 in Berlin), die schon als Gast in „Fidelio", den sie in Berlin creirte, große Triumphe gefeiert hatte und, so lange ihre Stimme vorhielt, Hauptstütze der klassischen Oper blieb. Nach Devrient kamen von ebenbürtigen Künstlern Mor. Rott und K. Seydelmann nach Berlin. Rott (1796—1867, schon 1826 als Gast, 1832—1856 dauernd in Berlin) niemals Alleinherrscher der Bühne, wie er es gewünscht hätte, aber in Raupach'schen (als „Alter Dessauer" in „Vor hundert Jahren") und Blum'schen Stücken sehr beliebt und als Lebemann aller Orten gefeiert, während seine Charakterrollen manche Bedenken hervorriefen. Er wurde durch Karl Seydelmann (1793—1843) erdrückt, der freilich kaum fünf Jahre von 1838 an (Anfang 1843 erkrankte er) Berlin angehörte, nachdem er 1835 bei einem längeren Gastspiel außerordentlich gefeiert und mit Ehren aller Art überschüttet worden war. Seydelmann war kein bequemer College, da er Niemanden neben sich dulden wollte. Er lebte mit den außerhalb des Theaters stehenden Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern in innigem Verkehr und hob in den Augen Aller die Kunst, der er diente. Nicht durch äußere Mittel hervorragend, bot er durch die bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung seiner Rollen, durch seine Naturtreue, mit der er die dargestellten Charaktere ausstattete, den Kennern die größten und auserlesensten Genüsse.

Von 1816—1828 gehörte P. A. Wolff, von 1816—1845 (sie starb erst 1851) seine Gattin Amalie, Berlin an, beide in Goethe's Schule gebildet, er in rhetorischen Rollen besonders ausgezeichnet, als Regisseur unübertrefflich, sie als Iphigenie ebenso wie in komischen Rollen ein viel gefeierter Liebling des Publicums. Nur wenige Jahre war Louise Rogée (zuletzt Holtei's Gattin, gest. 1825) Mitglied der Berliner Bühne, die unver-

geßliche Darstellerin des „Käthchen von Heilbronn", bei ihrem frühen Tod von den meisten Berliner und vielen auswärtigen Dichtern rührend gefeiert. Ungeheure Triumphe erlangte Charlotte von Hagn (1809—1891), von 1833—1846 in Berlin, wo sie schon früher als Gast gewesen war, verhätschelt von den Großen, umschwärmt von den Männern, angebetet von den Frauen, reich an Lebenserfahrungen und inneren wie äußeren Kämpfen, ein schönes Weib und eine echte Künstlerin, die, wenn sie auch weder geistreich noch hochgebildet war, durch Adel der Gestalt, mit vortrefflichen Mitteln und feinem Verständniß Liebhaberinnen unvergleichlich darzustellen wußte. Alle aber überdauerte Auguste Düring (1795—1865), von 1817—1824 mit dem Schauspieler W. Stich, seit 1829 mit O. Crelinger verheirathet. Länger als 50 Jahre, seit 1812, noch durch Iffland eingeführt und geleitet, gehörte sie, die Berlinerin, der Bühne ihrer Vaterstadt an und blieb von 1835—42 zusammen mit ihren Töchtern Bertha und Clara Stich trotz einzelner Mißhelligkeiten mit dem Publicum und Intriguen der Colleginnen Beherrscherin des Publicums. Als naives Mädchen, als Liebhaberin und Heroine, als tragische Alte verkörperte sie mit großer Vollendung die Gestalten der Heldinnen classischer und moderner Dichter. Raupach schrieb seine meisten Frauenrollen für sie. In dieser Beschränkung auf ein Rollenfach, das natürlich mit den Jahren wechseln mußte, fand sie ihre Größe, aber sie arbeitete unermüdlich fort und erlangte durch dieses unablässige Weiterbilden ihrer Charaktere die schönsten Erfolge.

Wenn auch die Musik hier nicht eingehend betrachtet werden kann, so muß daran erinnert werden, daß die Berliner Oper damals eine herrliche Blüthezeit erlebte. Gegenüber der Sterilität auf dramatischem eine schöne Fruchtbarkeit auf musikalischem Gebiete; liebliche und großartige Opernwerke, die jeden Hörer entzückten und unvergänglichen Reiz bewahren.*) Hier soll jedoch

*) Freilich soll auch folgende Stelle — als Urtheil eines gewiß

nur auf eine Persönlichkeit hingewiesen werden, die für das Berliner Theaterleben wichtig und verhängnißvoll wurde, Spontini, und auf ein Ereigniß, das in den Annalen des Theaters fast einzig dasteht, die Aufführung von Weber's „Freischütz".

G. L. P. Spontini (1774—1851)*) verbrachte die dritte Periode seines Lebens, nach der italienischen und der Pariser, in Berlin. Mit der besonders Gluck's Einfluß zeigenden „Vestalin", die am 15. December 1807 zuerst aufgeführt wurde, hatte er einen großen Erfolg errungen; am 28. November 1809 war

---

Kenntnißreichen — nicht verschwiegen werden. Felix Mendelssohn an Moscheles, Lpz. 1888, S. 60, aus dem Jahre 1833: „Neulich hörte ich einen Berliner Clavierspieler, der spielte die schlechtesten Variationen auf God save, die ich in meinem Leben gehört habe, und das will ungemein viel sagen, und der Mann hat viel Fertigkeit . . . wo steckt denn unser guter Berliner Geschmack? — Doch habe ich neulich die Zauberflöte gehört, das ist, glaube ich, die beste Vorstellung davon, die man jetzt sehen kann. Man merkt, daß jeder Einzelne sein Möglichstes thut, daß sie Alle die Musik persönlich lieb haben; nur ein Ganzes fehlt, und so lange der Sand Sand bleibt und die Spree wässrig, so lange, fürcht' ich, wird es auch nach Berlin nicht kommen." — Interessante Notizen über Berliner Musikzustände noch in dem Buche: Ferd. David und die Familie Mendelssohn, Lpz. 1888, bes. S. 11 fg., 14, 35, 74 fg., 195 fg. — Ueber den Wiener Strauß in Berlin 1834 wird berichtet Ratzmer a. a. O. II, 156 fg.: „Dieser hat Concerte gegeben, deren Inhalt nur Tänze betraf, wie spielt aber der Mann! Alles muß mittanzen. Alle Glieder tacten an ihm, selbst seine Ohrläppchen flattern im 3/4-Tact. Auf allen Bällen hat er aufgespielt, die Leierkasten sind sein Echo."

*) Für Spontini vgl. Ledebur, Berliner Tonkünstler-Lexikon, worauf z. B. Mendel, Mus.-Lex. IX, 383—388 verweist. C. Robert, Spontini, 1883. — Benutzt ist H. Grove, dictionary of Music and Musicians, London 1883, III, 665—682, von Spitta; besonders aber von dems.: Spontini in Berlin in: Zur Musik, Berlin 1892, S. 291—355, dem ich im Text durchaus folge. Einzelne brauchbare Anekdoten bei M. Hanemann, Aus der Musikwelt, Berlin 1875, S. 90 ff. Die Schrift Rellstab's, die nach einer scharfen Recension des Genannten und einer bösartigen, angeblich in 10000 Ex. in Berlin vertheilten Entgegnung Sp.'s erschien: „Ueber m. Verh. als Kritiker zu Hrn. Sp. als Componisten und General-Musikdirector in Berlin, nebst einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunst- und Tagesgesch. Lpz. 1827" ist mir wohl bekannt; sie kann aber, da sie sehr ins Einzelne geht, hier nicht weiter behandelt werden.

Cortez gefolgt. Beide Opern hatte der König 1814 in Paris gehört. Schon damals hatte er Anstrengungen gemacht, Spontini zu fesseln, sie gelangen aber erst, nachdem Spontini 1818 einen sog. preußischen Nationalgesang componirt hatte, der wirklich 20 Jahre lang zum Geburtstag des Königs gesungen wurde. Spontini wurde (1. Sept. 1819) unter glänzenden Bedingungen zum „ersten Kapellmeister und General-Musikdirector" ernannt. Doch trat er seine Stellung erst am 15. Mai 1820 an. Aus seiner Unterstellung unter den Grafen Brühl, aus seinem ungemessenen Stolz, aus seinem herrischen, pedantischen Wesen den Musikern und Sängern gegenüber entstanden Differenzen, die sehr ausarteten. Seine früheren Opern wurden mit großem Glanze aufgeführt; seine Musik verherrlichte die mit bisher nie gesehener Pracht ausgestatteten Scenen aus „Lalla Rookh" (1821); die Aufführung seiner „Olympia", eines Werkes, an dem er viele Jahre gearbeitet, und das er nach einem Pariser Mißerfolge völlig umgemodelt hatte, galt als Kunstereigniß allerersten Ranges. Es war ein Werk grandioser Conception, von außerordentlicher dramatischer Geschicklichkeit, aber durch seine eintönigen, ermüdenden Melodieen ohne musikalischen Reiz. Die Herrlichkeit, in der sich Spontini sonnte, dauerte nicht lange, da am 18. Juni 1821 Weber's „Freischütz" aufgeführt wurde. Von Spontini folgte am 27. Mai 1822 „Nurmahal oder Das Rosenfest von Kaschmir" mit gänzlich verfehltem Text; 23. Mai 1825 die Zauberoper „Alcidor", die der Berliner Witz mit den Worten: „Allzudoll, eine Zauberoper" abthat; am 12. Juni 1829 die Musik zu Raupach's „Agnes von Hohenstaufen" (s. oben S. 481). In allen drei Werken, den einzigen größeren, die er während einer zwanzigjährigen Wirksamkeit zu Berlin schuf, obgleich er sich verpflichtet hatte, alle drei Jahre zwei große oder drei kleinere Opern zu liefern, bekundete sich das Sinken von Spontini's Talent, obwohl sie die wegwerfende Beurtheilung der Berliner nicht verdienten. Kritiker und Musiker eiferten gleichermaßen gegen den Fremden. Bei Aufführung seiner Opern

konnte das Haus nur durch reichliches Verschenken von Freibillets gefüllt werden; „nur die Marssöhne klatschten heftig." *) Seitdem fertigte er für Berlin nur wenige Festgesänge und Cantaten. Er blieb noch längere Zeit in Berlin; sein eigentlich durch das Publicum erzwungener Sturz nach einer Don Juan-Aufführung (2. April 1841) gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Buches. Nach einem ihm am 13. Juli 1842 gegebenen Abschiedsconcert verließ er Berlin, von Vielen als Fremder gehaßt, mit Unrecht der Verachtung und Verdrängung deutscher Musik angeklagt, auch in seinem eigenen Schaffen vielfach verkannt, aber keineswegs ein Mann, der durch sein Wirken das Berliner Musikleben heben und durch seine Werke die Kunst so bereichern konnte, wie man gehofft hatte.

Dagegen wurden C. M. von Weber's Opern die schönsten und dauerndsten Bereicherungen der Kunst. Bevor Weber**) seinen großen Triumph in Berlin feierte (1821), war er drei Mal in Berlin gewesen. Zum ersten Mal Februar-August 1812, wo er nach manchen Schwierigkeiten seine Oper „Sylvana" aufführen ließ und mannigfache persönliche Beziehungen anknüpfte, die erst später fruchtbringend werden sollten. Als er das zweite Mal in einer hocherregten Zeit (3. Aug. 1814) nach Berlin kam, wurde er von einer auserwählten Schar enthusiastisch empfangen, wäre von Manchen gern gehalten worden, mußte sich aber gefallen lassen, mehr Beifall in kleineren Kreisen als bei der großen Menge zu finden. Zum dritten Male, zwischen Prag und Dresden (Okt. und Nov. 1816), war er in Berlin mehr mit seiner Zukunft und seiner Brautschaft als mit augenblicklicher musikalischer Wirkung beschäftigt; doch konnte er con-

*) F. Mendelssohn an Moscheles 1832, nach e. Aufführung d. Cortez.

**) Für das Folgende vgl. M. M. v. Weber: Carl Maria v. Weber. 2 Bde. Leipzig 1864. Für den Freischütz besonders Fr. Kind, Freischütz-Buch. Lpz. 1843. (Jetzt bei Reclam Nr. 2530.) Spitta, Zur Musik, S. 266. Ellinger, Hoffmann, 153 ff. Zelter konnte den Freischütz nicht ausstehen, vgl. G. Z. IV, 473. Interessante Notizen von Tag zu Tage über Spontini und Weber bei Varnhagen, Bll. I, 302—359 passim.

statiren, wie der Kreis, auf den er Wirkung übte, sich erweiterte und wie viel lebendiger die Theilnahme in diesem Kreise wurde. Dann kam der „Freischütz". Es war ein beispielloser Erfolg. Bis zu Ende des Jahres folgten 17 Wiederholungen, am 26. December 1826 fand bereits die 100. Vorstellung statt, fast alle mit den höchsten Einnahmeziffern. Bis 1885 zählte man 504 Wiederholungen.

Ueber seinen Erfolg berichtete Weber selbst in folgender enthusiastischer Weise an seinen Textdichter Kind (21. Juni 1821)*): „Victoria können wir schießen. Der Freyschütz hat ins Schwarze getroffen . . . Die gestrige zweite Vorstellung ging ebenso trefflich wie die erste und der Enthusiasmus war abermals groß; zu morgen, den 3. ist schon kein Billet mehr zu haben. Kein Mensch erinnert sich eine Oper so aufgenommen zu sehen, und nach der Olympia, für die Alles gethan wurde, ist es wirklich der vollständigste Triumph, den man erleben kann." In seiner bescheidenen Art meinte er einen großen Theil des Erfolges der „herrlichen Dichtung" zu verdanken. „Zu welcher Mannigfaltigkeit gaben Sie mir Anlaß und wie freudig konnte sich meine Seele über Ihre herrlichen tiefempfundenen Verse ergießen."

Trotz mancher zum Theil harten Angriffe war und blieb die Begeisterung eine allgemeine. Ueberall wurden die Melodieen gesungen und gepfiffen. Einen ähnlichen Erfolg errang auch Weber mit seinen späteren Opern nicht mehr: Euryanthe 23. December 1824, Oberon 1826. Berlin gehörte der Meister, der schon am 5. Juni 1826 starb, nie auf längere Zeit an. Und doch hat vielleicht kein Componist den Berliner Geschmack so beherrscht, wie dieser Schöpfer der deutsch-nationalen romantischen Oper; gerade der Freischütz mit seiner Mischung von Gruseln und Lebenslust, Humor und Frömmigkeit entsprach so völlig dem Berliner Wesen, mit seinen Wiederholungen und seiner langsamen Entwickelung paßte er recht in die bedächtige Art der Zeit;

*) A. Cohn, Autographenkatal. (Samml. Paar), Berlin 1893, S. 198.

das Echtdeutsche in seinem Wesen — vielleicht gerade im Gegensatz zu Spontini — fesselte ebenso, wie seine Meisterschaft, das Naturleben musikalisch zu charakterisiren und den Hörer in der vom Künstler gewollten Situation festzuhalten; seine Melodieen von entzückendem Wohllaut wurden bald das Eigenthum Aller.

Oeffentliche Theater gab es am Anfange unseres Zeitraums außer den königlichen keine. Unter den Privattheatern dürfte nur das der Gesellschaft „Urania" auf einige Beachtung Anspruch erheben.*)

Wie stark aber das Theaterbedürfniß der verhältnißmäßig noch kleinen Stadt war, bewies der Zulauf, den Juli 1826 fg. eine aus Warschau kommende französische Truppe mit ihren Darbietungen fand trotz des Widerspruchs der officiellen Kreise, freilich unter offener Begünstigung des Königspaares. Schon damals dachte man daran, ein stehendes französisches Theater einzurichten.**) 1828 (auch in manchen folgenden Jahren) war täglich auch französisches Schauspiel. Börne, der dies berichtet (Nachgelassene Schriften III, 310), erwähnt außerdem als öffentliche Schaustellungen de Bach's Kunstreitergesellschaft, Jongleurs, Dioramen, Concerte und den vortrefflichen Taschenspieler Bosco.

Ganz regelmäßig spielte aber doch nur das eine königliche Theater, und dies konnte bei dem regen Theatersinn, der gerade in Berlin herrschte, nicht genügen. „In Berlin wird***), wie man sagt, etwas Aehnliches (wie das Casperle-Theater in Wien) errichtet werden. Glück zu! Auf einem solchen Theater muß nur

*) Die Privat-Theater-Gesellschaft Urania von 1792 bis 1892 von O. Sauerwald (Berlin 1892). Der Verein wurde 1792 gegründet und bestand zuerst nur aus 8 Personen; das zuerst aufgeführte Stück (28. Aug. 1792) war Kotzebue's „Menschenhaß und Reue". Am 24. Nov. 1793 wurde das auf viele Jahrzehnte dienende Heim in der Kommandantenstraße eingeweiht. Das Bühnenreglement 1794 galt bis 1826. Auf die einzelnen Schicksale, Aufführungen, Mitglieder, zu denen auch später sehr berühmt gewordene Schauspieler gehörten, kann nicht eingegangen werden.

**) Vll. IV, 91, 118, 121.

***) „Gesellschafter", hgg. von Gubitz, Nr. 63, 16. Apr. 1817.

durchaus kein Conversationsstück geduldet werden, sonst ist es aus damit."

Diese Notiz ist nicht die einzige, welche sich über die Errichtung eines Volkstheaters in Berlin findet. Der Plan spukt in den Jahren 1815 bis 1823.*) Julius von Voß war zum Director desselben ausersehen. Nicht bloß Nachrichten in Theaterzeitungen, Angebote von Schauspielerinnen, z. B. des Wiener Pantomimenmeisters Lewentz beweisen das, sondern ein Schreiben v. Hubla's, in welchem die Sache als der Aussicht nahe dargestellt wird. Brühl wußte damals von dem Plane nichts. Später, als er von ihm erfuhr, bekämpfte er ihn in Rücksicht auf die pekuniäre Schädigung, welche dadurch dem Hoftheater entstehen könne. Er machte dann seinerseits den Vorschlag eines Vorstadttheaters auf Actien, jedoch zum Gewinn der königlichen Theaterkasse, in welchem er Voß eine Stelle als Mitdirector einräumen wollte, drang aber mit diesen Vorschlägen nicht durch. Er, der Dichter und ganz Berlin ward sehr überrascht, als 1822 Cerf die Concession für ein neues Theater erhielt, das mit den königlichen Theatern in keiner Verbindung stand und durchaus kein Volks- oder Casperletheater sein wollte.

Cerf war ein ungebildeter Mensch, der durch seine unfreiwillige Komik ganz Berlin zum Gelächter diente. Vielleicht aus Erkenntlichkeit für solche Scherze, vielleicht zur Anerkennung mancher im Kriege geleisteten Dienste erhielt er die Concession zu dem „Königstädtischen Theater", das am Alexanderplatz gebaut wurde. Aber nicht er nutzte zunächst diese Concession aus, sondern einige Finanzmänner, darunter Jos. Mendelssohn, Beer, der Vater des Dichters und Componisten, die von Cerf die

*) Das Folgende aus dem Nachlasse von Julius v. Voß. Hauptsächlich einige Briefe an Voß 1816, Oct.; Brief an Voß 24. Febr. 1824; gereimtes Bittschreiben Voß' an den König um Gewährung eines Benefizabends im Opernhaus 23. Juli 1825. Von Voß' Denkschrift „Ueber ein neues Theater in Berlin" haben sich nur unbedeutende Bruchstücke erhalten. — Einzelne Notizen Teichmann, S. 148 fg. und Goethe-Zelter III, 459 ff.

Concession pachteten und das Actiencapital aufbrachten. In ihrem Namen war Justizrath Kunowski der eigentliche Leiter des Unternehmens. Theatersecretär war v. Biedenfeld, Regisseur Angely, eine Zeit lang war Holtei Theaterdichter. Das Theater wurde am 4. August 1824 zur Nachfeier des Geburtstags des Königs mit Bäuerle's „Freund in der Noth" und mit dem „Ochsenmenuett" von Haydn eröffnet. Die Bankier-Direction bestand nicht lange, einige Jahre später machte sie einer aus ehrsamen Handwerkern zusammengesetzten Commission Platz.*) Am 19. Mai 1829, nachdem die Actiengesellschaft schwere Zeiten durchgemacht hatte, nahm Cerf, an den die Concession zurückging, das Theater in eigene Verwaltung. Auch Angely hatte seine zeitweise herrschende Stellung aufgeben müssen.

Das Königstädtische Theater bezeichnet eine Epoche im Berliner Theaterleben. Sein Wirkungskreis war, da manches Genre der Königlichen Bühnen ausgeschlossen bleiben mußte, nicht eben groß. Es wollte und sollte: Melodrama, Lustspiel, Posse, Vaudeville, Parodie und Travestie, das leichte Schauspiel und die nicht tragische Oper pflegen.**) Nach einem Schreiben von Biedenfeld (1. Nov. 1824) im Nachlasse von J. v. Voß wurden die Uebersetzungen aus dem Französischen nicht bevorzugt,

*) Zu den neuen Directoren gehörte Henoch, Director der Droschkenanstalt. Auf ihn bezieht sich die Schrift: Antwort des Justiz-Comm.-R. Kunowski auf das an ihn gerichtete Sendschreiben des Hrn. Henoch vom 23. Januar 1827. Berlin, Cosmar u. Krause. — Auch später gab's noch manche litterarische Scharmützel betr. das Königstädtische Theater. Nach vielfachen Journalartikeln erschien: Spitzeder, Cerf und das Publicum. Letztes Wort in der Sache. Von Κάλλος. Berlin 1832. Lüderitz.

**) Repertorium des Königstädtischen Theaters in Berlin von seiner Eröffnung am 4. Aug. bis 31. Dec. 1824. Herausgegeben von den Souffleuren dieses Theaters Seidel u. Just. 1. Heft Berlin 1825. Von anderen Repertorien unter ähnlichen Titeln sind mir bekannt 1834, 35, 37, 40. Enthält: Personal, Repertoire, einzelne Gedichte und Schwänke, Nekrologe, Anekdoten. Jahrg. 35 geschichtl. Notiz. (G. L. St.) Erschienen, aber mir nicht zugänglich sind 1826—1831 incl. Leider sind diese Repertorien dadurch fast werthlos, daß sie bei den aufgeführten Stücken die Namen der Autoren nicht nennen.

und die deutschen Poeten nicht aus dem Theater gedrängt. An 89 Theaterabenden wurden vielmehr 34 Stücke, darunter 12 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen, 22 Originalarbeiten, gegeben. Der Briefschreiber lehnt jede Voreingenommenheit für Ausländisches ab, weist aber nachdrücklich auf die Dürftigkeit der deutschen, besonders der norddeutschen Production hin.

Die Glanzzeit des Theaters ist eng mit dem Namen der Sängerin Henriette Sonntag verknüpft.*) Henriette (1803—1854) gehörte seit ihren frühesten Jahren dem Theater an. Den meisten Zeitgenossen galt sie als die schönste, liebenswürdigste, begabteste Sängerin und eroberte durch die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihres Gesanges, sowie das Unübertreffliche ihrer Darstellung Aller Herzen. In Berlin debütirte sie am 3. August 1825 in Rossini's „Italienerin in Algier“. 40 Mal in dieser Oper, 30 Mal in Auber's „Schnee“, seltener in anderen Opern ähnlicher Art trat sie während ihrer Berliner Zeit auf, die mit größeren Unterbrechungen bis 1829 dauerte. Dann nach ihrer Verheirathung zeigte sie sich, obwohl sie mehrere Jahre in Berlin zubrachte, seltener dem Publicum und nie wieder unter dem Beifallgetöse, das unzertrennlicher Begleiter ihres früheren Auftretens gewesen war. Ein nicht übles Bild des in Berlin herr-

*) Schletterer in A. D. B. 34, 642 - 656. — Im Einzelnen C. Bauer II, 194ff. Holtei III, 250ff. Zelter-Goethe IV, 430fg., V, 432. Ratzmer, Unter den Hohenzollern, I, 146. Börne, Schriften 1840, II, 110—126. Rahel (1833) III, 207 (Brief an ihren Bruder 19. Sept. 1825). Das Buch: Henriette oder die schöne Sängerin. Eine Geschichte unserer Tage von Freimund Zuschauer. Leipzig, F. L. Herbig 1826 brachte dem Verfasser (L. Rellstab) drei Monate Festung. Es ist ein böses Pasquill, bei dem man nicht weiß, ob oder wieviel wirkliche Vorgänge (Duell, Landpartie) benutzt sind. Der männliche Hauptheld Werner soll Lord Clanwilliam sein. Die übrigen sind mit sehr durchsichtigen Pseudonymen bezeichnet: Die königlichen Räthe Hemmstoff und Wicke sind Medicinalrath Hermsdorf und Kammergerichtsrath Wilcke, der Oberstlieutenant ist von Treskow, Hirsch = Cerf, Quark = Marx, Schillibold Arecca = Wilibald Alexis, Saffian = Saphir, Raupenbach = Raupach, die Officiere Spitzdegen und Maulbur = Witzleben und Molière; sich selbst brachte R. als Rennstein vor.

schenden Sonntag-Enthusiasmus entwarf ein Dichter mit folgenden Versen*):

Freund, daß man die Sonntag erblickt aller Ecken,
Das werd' ich mit Stillschweigen nimmer bedecken.
Denn reiß ich nicht täglich von ein Uhr bis drei,
Die Linden durchlaufend zwei Sohlen entzwei?
Dem Blicke vorbei schweifen Mädchen und Frauen,
Einzig die Einz'ge mein Auge will schauen.
Und käme der Großsultan selber herbei,
Mir ist er nicht mehr, als der Holden Jockei.
Doch nimmer, nimmer will es mir glücken,
Den Erzengel auch nur von fern zu erblicken.

Auch die meisten übrigen Dichter und Kritiker nahmen den Mund sehr voll, so daß die in Börne's berühmtem Aufsatz befindliche Zusammenstellung der auf sie angewandten Epitheta auch für Berlin gelten kann: „die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, theurer Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper". Sehr ernüchternd klingt dagegen das Wort eines einfachen Beobachters: „Ganz unbegreiflich ist es mir, wie sie so Furore machen kann. Klein, kurz, strumplig, mit einem hübschen, nichtssagenden Gesicht, ohne alle Grazie." Auch unter den eingehenden Berichten herrscht keine völlige Uebereinstimmung. Die kühlere Rahel urtheilte (19. Sept. 1825). „Kein Fehlerchen, Ueberlegung des Effects, höchste Leistung des Kehlchens, aber nicht die leiseste Ueberraschung, nicht das sanfteste Fortreißen oder auch nur Mitziehen des geringsten Affects. Glücklichstes Intoniren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadelloseste Ausübung, glücklichste Reminiscenz der Lehrer und Vorbilder, mit Intelligenz aufgefaßt, mit künstlerischer Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Aber die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemüthsstimmung

*) Das verdollmetschte Berlin ... Von Carl v. d. Dreiblatt. Berlin 1827. S. 10.

nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht, also der tiefbelebende Herzpuls fehlt." Dagegen jubelte Holtei, der Chorführer der Jüngeren, der sich, ebenso wie die Genossen, auch an poetischen Verherrlichungen nicht genug thun konnte: „Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnenerer Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie wüßte ich nie und nirgend bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht."

Eine Zeit wie die der unerhörten Erfolge dieser Sangeskünstlerin kam für das Königstädtische Theater nie wieder: es blieb eine gern besuchte Stätte der heiteren Muse; aber es wurde weder der Tummelplatz großer Künstler noch die Arbeitsstätte wahrhafter Dichter.

Besonders große Ereignisse lassen sich vom Königstädtischen Theater nicht berichten. Von Faust, dem Spektakelstück, war schon die Rede (S. 386); nur von zwei Vorfällen, von Goethe's Todtenfeier und einem Eingreifen der Politik mag kurz die Rede sein.

Goethe's Todtenfeier*), von Holtei veranstaltet, war weder Goethe's noch Berlins würdig. Gut gemeint war sie gewiß, — denn Holtei war ebenso brav, wie liebenswürdig — aber mit Weimarer Erinnerungen, Citaten, manchmal auch willkürlich geänderten, aus Goethe's Gedichten, Einfügungen von Goethischen Scenen aus den Mitschuldigen, Jery und Bätely und Clavigo, gelegentlichen Rühmungen des Weimarischen Herrscherpaares machte man kein dem Meister geziemendes Festspiel. Ja Holtei, der in erster Linie Humorist war, hatte die Geschmacklosigkeit, auch Humoristisches einzustreuen, ein Verfahren, das er durch

*) Goethe's Todtenfeier auf dem Königstädtischen Theater. Berlin am 10 April 1832. Berlin 1832 bei Cosmar u. Krause. Mit einer Widmung an Frau v. Goethe geb. v. Pogwisch.

den gleichfalls mitspielenden Theatermeister Mieding rechtfertigen ließ, indem er eine Person „Kalt“ und Frau Prosa einführte, die ungerührt über das traurige Ereigniß die Trauer der Anderen nicht begreifen, den Meister bekritteln und sich freuen, daß er stets Gegner fand, die ihm gewachsen oder überlegen waren.

Die Politik spielte in zwei Fällen eine Rolle. Das eine Mal bei G. A. v. Maltitz: Der alte Student*), worin die Anspielungen auf Rußland, von der Censur gestrichen, bei der Aufführung doch vorgebracht, dem Autor die Ausweisung aus Berlin eintrugen. Schon vorher war Holtei's „Der alte Feldherr“**) (1826) beanstandet worden, weniger wegen seiner Verherrlichung Kosciusko's, als wegen der Vorführung Napoleons, obgleich diesem, dem ein Schauspieler besonders ähnelte, nur eine stumme Rolle zugewiesen war.

Im Allgemeinen erfreute sich das Theater, trotz der Concurrenz, die es der königlichen Bühne machte und trotz der Abneigung der Hofleute, die in dieser Privatanstalt keinen freien Eintritt erlangen konnten, der Gunst des Königs. Er kam oft zu den ersten Vorstellungen und bezeigte Dichtern und Künstlern sein Wohlwollen.

Sie wurde auch drei Schriftstellern zu Theil, die, wenn sie auch als Autoren des königlichen Theaters wirksam waren, besser in diesem Zusammenhang betrachtet werden können, weil sie die Art des Königstädtischen Repertoires deutlich bezeichnen: L. Angely, Jul. v. Voß, K. v. Holtei. Von Angely (vgl. oben S. 501) wird folgende charakteristische Anekdote erzählt***): „Als ein Bekannter dem Angely etwas tadelte, sagte dieser: ‚Was wollen Sie? Ich schreibe für meinen König‘. Dieser ist freilich bald zufriedengestellt; er soll neulich gesagt haben: ‚Publicum immer unzufrieden und mir gefällt Alles so gut‘.“

---

*) Reclam's Univ. Bibl. 632. Vgl. Goedeke III, 919.

**) Vgl. Holtei, Vierzig Jahre III, 294—301. Goedeke III, 649.

***) Johanna Motherby an Elise v. Ahlefeldt 1839, bei H. Meisner, Briefe an J. M., Lpz. 1893, S. 30.

Louis Angely*), ein Berliner (1780—1835), war ein fleißiger Mann, der zwar wie die meisten seiner Genossen fremde Vorlagen zu seinen Dramen benutzte, aber bei dieser Benutzung nicht so bequem wie jene zu Werke ging, die vielfach nur übersetzten; vielmehr arbeitete er die Stücke wirklich um und entfernte alles Fremde aus ihnen. Seine vielleicht bekannteste und beliebteste Arbeit war „das Fest der Handwerker". Es ist die Verklärung guten Zusammenlebens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, freundlichen Einverständnisses der verschiedenen Landsmannschaften, Provinzen und Staaten, des Pommern, Schlesiers, Sachsen und Berliners. Gelegentlich hänselt es die Wienerin, die trotz Alters und Körperfülle die Jugendfreuden nicht missen will. Aber besonders dient es doch dazu, den Berliner herauszustreichen. Er ist der gute Mensch, der verträgliche Kamerad, der rasche und geschickte Arbeiter, der fixe Redner und der galante Mann. Draußen im Voigtland bei der resoluten Frau Mietzel, die ihre Tochter Lene mit einem reichen Mann, nicht aber mit dem armen vom Gerüst gefallenen Zimmermann Wilhelm Kind verheirathen möchte, wird das Fest gefeiert, das durch die reiche von den Genossen veranstaltete Collecte und durch die Versprechungen des Meisters für Kind ein Ehrentag und durch die Einwilligung der Frau Mietzel ein Freudenfest wird. Hübsche Lieder beleben die munteren Gespräche. Lustige Berliner Redensarten durchziehen das Stück. „Rendlichkeit is't halbe Leben" und „Positus, ich setz' den Fall" klingen noch heute anheimelnd manchem Berliner ins Ohr und der Refrain: „Berlinisch Blut

*) Für Angely (viele Lustspiele sind in die Reclam'sche Univ. Bibl. aufgenommen): Goedeke III, 958—960. Eine nicht vollständige Sammlung der Vaudevilles und Lustspiele Berlin 1842. — Die Aeußerung Goethe's: Goethe-Zelter 4, 121. — Jul. v. Voß oben S. 386, für die Quellen S. 500 A.; sonst Goedeke III, 937—945, besonders Ellinger's Einl. zur Ausg. des „Faust", Berl. Neudrucke II, Bd. 2. Interessante Notizen bei Schaden S. 158ff. Maltitz in Matthisson's Nachl. II, 659. — K. v. Holtei, Vierzig Jahre, Goedeke III, S. 646—651; die dramatischen Werke in einem Bande Breslau 1845 (46 Stücke). Neue Ausgabe, Breslau 1867, 6 Bände.

ist locker und windig, doch ehrlich und jut" wurde damals wie heute gern geglaubt und gesungen.

„Sieben Mädchen in Uniform" — mit dieser Aeußerung Goethe's wird man sich auch heute noch begnügen — „machen auch hier das Publicum glücklich, denn so etwas ist zeitgemäß. Das Soldatengespiele, zu einer halblüsternen Posse verwandt, läßt sich Jedermann gefallen, wenn unter dem Drucke eines Shakespeare'schen Alps das Publicum seufzt und sich sehnt, aus einem schweren Traum des Ernstes in die freie Luft der Thorheit."

Nur in einem Stücke Angely's kommt etwas Berlinisches im Titel vor: „Die Hasen in der Hasenhaide". Aber in diesem witzlosen Stücke, in dem die Furchtsamkeit lächerlich gemacht werden soll, ist der Titel eigentlich das einzig Berlinische.

Mehr Derartiges findet sich bei Jul. v. Voß (1768—1832), dem oft erwähnten Kriegsschriftsteller, Politiker, Historiker und Novellisten. Er war von ungeheurer Fruchtbarkeit; schon sieben Jahre vor seinem Tode meinte er 100 Bände und 100 Aufsätze geschrieben zu haben. Den größten Theil seines Lebens brachte er in Berlin zu. Er hatte den Wandel des Geschicks in traurigster Weise zu erfahren. Er, ein Ritter des Verdienstordens, gerieth in größte materielle Noth; er, „der Deutschen einziger erheblicher Lustspieldichter", dem man, wie ein begeisterter Zeitgenosse (1822) meinte, vielleicht eine Statue nach seinem Tode setzen werde, starb unbemerkt und vergessen. Er hatte unleugbares Talent und bekundete dieses auch in seinen Lustspielen. Er behandelte das Soldatenwesen, das lüderliche Leben der Officiere im Frieden, die verrotteten Zustände des Militärs und Staats vor der Schlacht von Jena, bekämpfte Frömmelei und Deutschthümelei, travestirte klassische und romantische Dramen, mehr aus Lust an der Travestie als aus Abneigung gegen eine bestimmte Richtung, bespöttelte die Juden und die Provinzialen, führte gern Frivolitäten vor und spielte zur Abwechslung den Moralisten. Was ihn aber noch heute besonders anziehend macht, ist seine

Schilderung des Berliner Kleinbürgerthums und seine Anwendung des Brandenburgischen Platt, des Berliner Dialekts. Letztere ist eine der ersten litterarischen Verwendungen dieser Art; erstere zeigt einen gesunden scharfen Blick für die Lächerlichkeiten des Kleinlebens, aber auch für dessen Harmlosigkeit, Bescheidenheit und Gemüthstiefe.

Nicht immer, wenn der Autor von Berlin zu reden scheint, spricht er wirklich davon: so ist z. B. „Der Schwabe in Berlin“ durchaus nicht, wie man erwarten sollte, ein Aufeinanderprallen süd- und norddeutschen Wesens. Aber die drei Stücke, welche Berlin in drei Jahrhunderten vorführen sollen: Berlin 1724, 1824, 1924*), gehören in diesen Zusammenhang. Das letzte ist ein Phantasiebild ohne viele Phantasie. Das erste eine Schilderung der altväterischen Zeit mit ihrer strengen und engen Auffassung, dem blinden Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, der frommen Sinnesart, der seltsamen Ausdrucksweise, in der französische und lateinische Brocken die deutsche Sprache verunzieren. Das Stück „1824“ ist eine Verspottung der Großmannssucht der Handwerker, der dann am Ende die ehrliche Arbeit siegreich entgegengestellt wird, Verspottung der Sängerinnen, deren eine, was zur Signatur der Zeit wichtig ist, nur für Rossini schwärmt, Verspottung der sog. Romantiker, d. h. unsinnig declamirender, in höchsttönenden Phrasen sich ergehender Liebesschwärmer. Ein wirkliches Abbild des Berliner Lebens zu irgend einer Zeit ist das Stück freilich nicht. Dagegen tritt das Echtberlinische in dem oft genannten und schicksalsreichen Stück „Der Strahlower Fischzug“ hervor. Schicksalsreich war es, weil die erste Vorstellung durch furchtbares Toben gestört wurde, die zweite erst nach strengen polizeilichen Maßregeln gegeben werden konnte; die übrigen 10 fanden ohne Störung statt; das Stück wurde dann so beliebt, daß es in fünf verschiedenen Marionettentheatern gespielt wurde.**) Das Echt-

*) Sie sind gedruckt in „Auswahl neuer Lustspiele“ 1824.

**) Der König war sehr böse, daß man bei der 2. Vorstellung nicht

berlinische besteht in der munteren Schilderung des Berliner Festtreibens: Schulmeister und Handwerker, Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen ziehen in Gespräch und Gesang vorüber; dazwischen gelangen ein paar Liebeshändel zu glücklichem Ende. Das Ganze ist ein hübsches Bild des Treibens kleiner Bürgerkreise. Auch hier verfolgt der Autor eine satirische Tendenz: er eifert gegen die Alles bekrittelnden Recensenten (Matz Rohrsperling), vornehmlich gegen die Jungdeutschen, die in Tracht und Rede urdeutsch erscheinen wollten.

Solche Tendenzen lagen K. von Holtei fern. Er wollte nur unterhalten, zum Lachen reizen und ein Thränchen entlocken. Er war ein begabter Mann, der durch seine Vorlesungen namentlich Shakespeare'scher Dramen viel zur Besserung des Geschmacks der Berliner beitrug. Aber er war unstät, so daß er während seines langen Lebens (1798—1880) nur wenige Jahre hinter einander (von 1823 an etwa ein Jahrzehnt, aber mit mehreren sehr großen Unterbrechungen) in Berlin lebte. Er war selbst Schauspieler, so daß er seinen Collegen, z. B. Beckmann, selbst Devrient wirksame Rollen zu schreiben wußte, und lehnte sich geschickt an erprobte Volksstoffe an oder wußte Zeitereignisse zu benutzen. Er schob sangbare und anderwärts verbreitete Lieder in seine Schauspiele ein und machte dadurch diese in Norddeutschland volksthümlich und wußte mit anderen Liedern: „Denkst Du daran, mein tapfrer Lagienka", „Fordere Niemand mein Schicksal zu hören", „Schier dreißig Jahre bist Du alt", die er hübschen Melodieen anpaßte, so richtig den Volkston zu treffen, daß diese die Stücke selbst weit überdauerten. Am charakteristischsten für seine Manier war „Lenore"; speciell für Berlin bestimmt, als Gegenstück zu einem ähnlichen Wiener Spiel: „Die Wiener in Berlin" und „Der Berliner Droschkenkutscher". In der neuen Ausgabe seiner Dramen (1867) bekannte Holtei, daß er kein Dramatiker sei. Bleibende Meister-

klatschte, in der Voss. Ztg. erschien eine heftige Recension gegen das Stück. Varnh. Bll. I, 361, 366.

werke hinterließ er wirklich nicht. Aber für Volksbühnen, deren Besucher an grobe Mittel gewöhnt sind, sich leicht rühren, patriotisch erregen lassen, ist „Lenore" gewiß ein wirksames Stück. In ihm erscheint die Zeit des siebenjährigen Krieges in ähnlicher Weise, wie in W. Alexis' Cabanis: dem tüchtigen Husaren-Wachtmeister, der unter dem alten Zieten gedient hat und nichts Höheres kennt als preußische Tapferkeit und Treue, steht die schlesische Baronin als Verrätherin gegenüber; auch an einem Spion, der sich als katholischer Geistlicher verkleidet, fehlt es nicht. Auch die Zeit der Aufklärung wird vorgeführt und gepriesen; nur schade, daß der Landpfarrer, der solch' aufgeklärte Reden führt, wie ein schlechter Journalist des 19., nicht wie ein Geistlicher des 18. Jahrhunderts redet. Der Gegensatz zwischen dem alten Adligen, der gelegentlich starke Aristokratengelüste zeigt, und dem Pfarrer, der sich seiner Würde bewußt ist, erinnert mehr an die liberal-conservativen Strömungen der zwanziger Jahre. Das Hauptsächliche aber ist die Dramatisirung des Bürger'schen Gedichts: wirklich erscheint eine Lenore, die auf ihren Wilhelm wartet, der diese Treue gar nicht verdient, da er Alles thut, die Treue zu brechen, und die am Hochzeitstag, einem ungeliebten Bräutigam entfliehend, am Grabe Wilhelm's todt zusammenbricht. Was dem Drama seine Volksthümlichkeit verschaffte, waren wohl die vielen eingestreuten Lieder: Liebesgesänge, sentimentale Soldatenlieder, die, gut vorgetragen, das Ganze anmuthig beleben. Ein Liederspiel ist auch das seiner Zeit sehr beliebte „Wiener in Berlin", an das sich später ein ungeschicktes „Berliner in Wien" anreihte. Dort sind die Lieder freilich meist direkt importirte Wiener, die wegen ihrer Fremdartigkeit und Frische in Norddeutschland Furore machten. Die Intrigue selbst ist leicht geschürzt und unwahrscheinlich genug: eine junge adlige Berlinerin erlangt den Sohn eines alten Wieners, der, um seine Berliner Unbehaglichkeit angenehmer zu gestalten, jede Wienerin in seinen Dienst nimmt, dadurch, daß sie während eines kurzen Wiener Aufenthalts sich den dortigen

Dialekt vollkommen aneignet und so als Wienerin gilt. Wenn schon hier der Sieg des Berlinerthums, seiner Schlauheit und energischen Kraft gepriesen wird, so noch mehr in der Posse „Der Berliner Droschkenkutscher", wo ein junger Gutsbesitzer, freilich nur aus der Nähe Berlins, seine Angebetete dadurch erringt, daß er sie, die abgelehnt hatte, sich von ihm fahren zu lassen, auf dem Bocke einer Droschke thronend durch Berlin kutschirt. Wie bei den „Wienern" der Wiener, so ist hier der Berliner Dialekt die Hauptsache; die Hauptperson ein Droschkenkutscher, ein ehemaliger Stallknecht des Gutsbesitzers, der mit dessen Sohne seine Kleidung tauscht und, während dieser auf seiner Liebesfahrt begriffen ist, dem Alten seine Abenteuer und die Mysterien des Droschkenwesens im unverfälschtesten Berlinisch auseinandersetzt. Hübsche Lieder, gesunder Humor, der fast nie satirisch oder frivol wird, rasche, fröhliche Bewegung, sichere Theaterkenntniß geben auch außer dem Berlinischen den kleinen Holtei'schen Stücken noch heute einen gewissen Reiz.

Auch in diesem Zeitraum — in den noch einzelne der früher (S. 321 fg.) erwähnten hineinragten — gab es dramaturgische Zeitschriften. Zunächst nahmen die Zeitungen in ganz anderer Weise als früher von den Aufführungen Notiz; ständige Berichterstatter — L. Rellstab für die Vossische — gaben eingehende, wenn auch den Ereignissen oft nachhinkende Referate. Sodann erschienen selbständige, ausschließlich dem Theater gewidmete periodische Unternehmungen. Die eine*) officiösen Charakters war in ihrem ersten Bande durchaus Berlin gewidmet und bevorzugte diese Stadt noch im zweiten gar sehr. Außer Abhandlungen dramaturgischen Inhalts, Proben aus neuen Stücken,

*) Dramaturgisches Wochenblatt in nächster Beziehung auf die königlichen Schauspiele zu Berlin. B. in der Exp. des dramat. Wochenbl. Poststr. 27 (also Verleger: Maurer). Ein Herausgeber ist nicht genannt. Erschien jeden Sonnabend. Im Ganzen 104 Nummern vom 8. Juli 1815 bis 28. Juni 1817. Eine Fortsetzung sollte u. d. T. Berlinische dramaturgische Blätter bei Duncker u. Humblot erscheinen; ist aber nicht veröffentlicht worden.

Fest- und Gedächtnißreden, auch auf verstorbene Schauspieler, brachte sie zu allermeist Besprechungen der Stücke und der Leistungen der Schauspieler. Diese Besprechungen sind indessen größtentheils Lobreden, meist derart, daß man über den Reichthum schauspielerischer Größen wie dichterischer Kräfte billig erstaunt. Erst im zweiten Jahrgange, in dem auch auswärtige Bühnen Berücksichtigung fanden, wurde der Tadel, der bis dahin sich kaum hervorgewagt hatte, etwas kühner, legte aber seinen sehr gedämpften Ton niemals ab. Die Beitragenden nannten sich meist nicht; aus den Buchstaben und Zeichen, deren sich die Mitarbeiter bedienten, sind nicht alle so leicht zu erkennen, wie K. L. = Levezow und J. v. V. = Jul. v. Voß. Ein Jahrzehnt später veröffentlichte K. v. Holtei eine Monatsschrift*), die es freilich nur auf neun Hefte brachte. Auch sie publicirte dramaturgische Abhandlungen und Berichte über neue Stücke, legte aber darauf und auf Berlin nicht den größten Nachdruck, sondern brachte außer Berichten über Auswärtiges, selbst Paris, geschichtliche Aufsätze über Dichter und Dramen, ferner Gedichte und Dramenfragmente. Ihre Mitarbeiter nannten sich meist: außer dem Herausgeber waren es H. Frank, Fr. Horn, W. Neumann, F. L. Schmidt, Spiker, P. A. und O. L. B. Wolff; auch Achim von Arnim war mit einem großen Beitrage vertreten. Statt einer vollständigen Chronik gab diese Zeitschrift ihre Referate nur mit Auswahl; von Panegyrik war hier nicht die Rede; zwar sachlich, aber oft mit scharfem Tadel wurden Stücke und künstlerische Leistungen besprochen.

Auch die übrigen nicht ausschließlich dem Theater gewidmeten Berliner Zeitschriften nahmen vom Theater Notiz; am wichtigsten sind die genauen Angaben des „Gesellschafter".**)

---

*) Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Litteratur. Herausg. von K. v. Holtei. Berlin October 1827 bis Juni 1828. 3 Bände. Haude u. Spener, S. J. Joseephy.

**) Der Curiosität halber sei eine gereimte Recension (Gesellschafter 21. März 1817) über „Consilium". Lustspiel in Versen von Frau von

Die eigenthümlichste Zeitschrift aber, die sich in allererster Linie mit dem Theater beschäftigte, war M. G. Saphir's (1795—1858) „Courier" (1826—1829).*) Diese war eine völlige Neuerung. Sie brach endgültig mit der bisherigen Gewohnheit der Berliner Zeitungen, langsam und parteilos zu referiren und begründete das Streben, möglichst rasch und mit entschiedener Parteinahme zu berichten. Der rasche Bericht — schon das Morgenblatt brachte eine Beurtheilung der am Abend vorher stattgehabten Aufführung — hatte den Vortheil, das nach Neuigkeiten lüsterne Publicum schnellstens zu befriedigen, aber den großen Nachtheil, die Oberflächlichkeit des Urtheils zu befördern und die Flüchtigkeit des Stils großzuziehen. Dazu kam, daß Saphir's Partei-

Weißenthurn, das freilich schon nach der ersten Vorstellung abgesetzt wurde, mitgetheilt: „Viel Stückwerk giebt's in einem Akt. Der Plan ist ziemlich abgeschmackt. Intrigue: trotz Verkleidung nackt; Der Gang zuerst im trägen Tact Und dann am Schlusse abgezwackt. Witz und Charakter sind contract, Die Sprach' ist Pros' in Reim verpackt. Der Trost dabei: der eine Akt."

*) Eine eingehende Arbeit über Saphir mit Auswahl des Besseren aus seinen Schriften wäre verdienstlich. Das Biographische gibt Schlossar in A. D. B. 30, 364—369, für die Berliner Zeit flüchtig und vielfach unrichtig; Goedeke III, 587—590. Einzelnes Kühne, Porträts und Silhouetten 1843. Notizen bei Holtei u. C. Bauer. — Die von S. herausgegebenen Zeitschriften sind: Berliner Schnellpost für Litteratur, Theater und Geselligkeit nebst einem Beiwagen für Kritik und Antikritik. Redigirt von M. G. Saphir. 4 Jahrgänge 1826—29. Der Berliner Courier, ein Morgenblatt für Theater, Mode, Eleganz, Stadtleben und Localität. 1827—29, im Ganzen 873 Nummern. — Schriften über d. h. wider ihn sind sehr zahlreich; er antwortete selbst und fand einige Vertheidiger. „Die Berliner Droschke" und „Spaziergänge" sind oben S. 466 erwähnt. Anderes unten S. 517 ff. Die „Schnellpost" ist kein ausschließliches Theaterblatt. Sie nimmt auf Theater nur in einer „Remise" Rücksicht und beachtet dabei die übrigen deutschen Städte fast in ebensolcher Ausführlichkeit wie Berlin. Sie erschien auch nicht täglich, sondern nur dreimal die Woche, je zwei Quartblätter stark, und brachte humoristische, historische Artikel, Novellen, Auszüge aus neuen Büchern, Uebersetzungen. Der „Beiwagen" für Kritik und Antikritik erschien nicht regelmäßig. Unter den Mitarbeitern befinden sich sehr viele Unbekannte. Von Bekannteren seien Fr. Haug, Th. A. Mundt, L. Pohl, Gustav Heine genannt.

nahme keine von künstlerischen Grundsätzen dictirte war. Vielmehr war er ein grundsätzlicher Lobredner des königlichen und ein erklärter Gegner des Königstädtischen Theaters. Die Künstler und Stücke des ersteren lobte er fast ebenso regelmäßig, wie er die des letzteren tadelte. Gegen die Sonntag und Holtei hegte er eine an Absurdität grenzende Feindschaft, für Alles, was mit dem Könige zusammenhing, bezeugte er eine an Kriecherei grenzende Demuth. Dabei hatte er doch in Theatersachen einen scharfen Blick und, wenn er ungetrübt war, ein richtiges Urtheil. Die Winke, die er den Künstlern gab, waren meist sehr verständig, die Abrechnungen mit kleinen Gegnern scharf, aber nicht ungerecht, und auch seine Ausstellungen gegen bedeutendere Werke oft Bekundungen praktischer Routine.

Von großer Bedeutung war das tägliche Referat über Theaterdinge. Während andere Zeitungen nur über Novitäten, berühmte Gäste, höchstens Wiederaufnahmen älterer Stücke berichteten, besprach Saphir jede Aufführung jedes Stückes, mochte es alt oder neu sein, zum ersten oder hundertsten Male gegeben werden. Keine Rollenveränderung entging ihm, keine Nachlässigkeit oder Anstrengung der Schauspieler blieb unbeachtet. Dies gewährte dem Publicum einen besonderen Reiz, den Schauspielern einen unvergleichlichen Ansporn. Denn da ein Saphir'sches Lob schwer wog, ein Tadel Saphir's aber, zumal wenn er mit Witz vorgetragen wurde, für den Schauspieler sowohl beim Publicum als bei der Oberbehörde verhängnißvoll werden konnte, so herrschte im Hinblick auf diese folgenschwere Controlle ein schöner Wetteifer, um Lob zu verdienen und Tadel zu vermeiden.

Ein vollständiges Concurrenzunternehmen gegen den Courier war J. Curtius' „Estafette“*), die, ebenso wie jenes Blatt, das

*) Die Berliner Estafette. Ein Mittagsblatt. 1. Nummer 10. Juli 1827, letzte (450.) 28. December 1828. Sie erschien bei L. W. Krause, demselben Buchhändler, der auch Saphir's Zeitschriften verlegte. Zuerst hieß es auf dem Titel „redigirt von Freih. v. Biedenfeld“, seit Nr. 21 „von einem Verein“, von Nr. 28 gab es sich statt „Mittagsblatt“ den Nebentitel „Ein litterarisches Oppositionsblatt“, von Nr. 37 zeichnete nicht

Theater zunächst, oft fast ausschließlich berücksichtigte. Erschien jener morgens, so erschien dieser mittags, lobte jener das königliche, so pries diese das Königstädtische Theater; war jener Goethe-Feind, so trat diese enthusiastisch für Goethe ein; zapfte jener die Theaterdichter, Zeitungen und Berliner Schriftsteller an, so war diese unerschöpflich in Verhöhnungen Saphir's, seiner Leistungen ebenso wie seines Charakters, daneben auch seines Glaubens. Dieser Kampf wurde recht geistlos geführt; die ganze Zeitschrift war nichts als ein Abklatsch ihres Vorbildes, freilich ohne dessen Voreingenommenheit, aber sonst eine bis in die kleinsten Kleinigkeiten getreue Copie. Auch in dem nicht theatralischen Theil war es eine völlig werthlose Nachahmung und erhielt nur durch Gedichte K. Simrock's einigen Werth.

Außer über Stücke und Aufführungen berichtete Saphir in einer Nebenabtheilung „Sonstiges“ über Beifall, Besuch des Hauses und kleine Vorkommnisse. Meistens geschah dies mit kleinen Witzworten, die das beständige Einerlei unterbrechen und variiren sollten. Uns mögen solche Bemerkungen: „Im Hause war keine Völlerei“, „das Haus liebt große Gesellschaften nicht“, „die Wanduhr wollte nicht in Gang kommen und wurde daher anstößig behandelt“ nur geringe Heiterkeit erregen; damals galten sie als gute Witze.*)

mehr der Verein, sondern Julius Curtius trat als verantwortlicher Redacteur auf; vom Apr. 1828 fällt auch dieser Name fort, und der Verleger, der unter seinem Pseudonym „Freimund Ohnesorgen“ auf dem Titelblatt weniger Nummern gestanden hatte (unter diesem Namen lieferte er auch viele Beiträge für die Saphir'schen Zeitschriften), zeichnete allein. Vom 1. Jan. 1828 erschien täglich eine Beilage u. d. T. „Berliner Tagesblatt“, als dessen Herausgeber sich K. Rauer und als dessen Redacteur sich F. Asch nannte. Es enthielt hauptsächlich Verzeichnisse der Sehenswürdigkeiten, Predigten, Geburten, Todesfälle, Marktpreise, Börsencourse und Aehnliches.

*) Zu der S. 447 * angeführten Litteratur ist zu ergänzen: Theater-Revue, gehalten in freien Versen. Ein Neujahrsgeschenk den Freunden der kön. Bühne gewidmet von Dr. Credit. Berlin, 1. Jan. 1828. (Behandelt, oft sehr satirisch, die Sänger und Schauspieler in alphabetischer Reihenfolge.)

Achtzehntes Kapitel.

Berliner Witz.

Saphir war für Berlin nicht bloß wichtig als Begründer des Berliner Journalismus. Vielmehr schuf er auch oder führte in Berlin ein den Wortwitz und jene Abart von Witz, die durch ihre ätzende Schärfe, ihre stark zugespitzte Pointe sich von anderen unterschied und die, da sie häufig von Juden angewendet wird, als jüdischer Witz bezeichnet wurde.

Seine Zeitschriften, in denen er Vieles selbst schrieb, unter verschiedenen Zeichen und Pseudonymen, aber auch von manchen Mitarbeitern unterstützt wurde, z. B. L. Liber (oben S. 450 fg.), W. John, E. Oettinger, C. J. E. Rehbein, beschränkten sich nicht auf das Berliner Theater. Sie polemisirten vielmehr gegen Zeitungen und Zeitschriften, Kritiker und Dichter, und erregten dadurch litterarische Streitigkeiten, wie sie bis dahin in Berlin noch nicht vorgekommen waren.

Saphir mußte von verschiedensten Seiten viel Spott erdulden. Das Bösartigste sagte wohl Kühne über ihn: „Er war ein Mann; nehmt nichts zu nichts, wir werden immer seines Gleichen sehn“; das Witzigste Fr. Förster: „Er war ein Edelstein, den nur die Polizei fassen konnte“. Ein Ungenannter, der ihn als Affen-Redakteur abbildete, suchte ihn in Saphir'scher Weise so zu charakterisiren: „Er kam mit langen Armen zur Welt; er schien also schon von der Natur zu einem armseligen Leben bestimmt und wurde daher Schriftsteller. Da er fast nichts zu beißen hatte, so wurde er ein beißender Schriftsteller,

und biß so lange an sich herum, bis er ins Gras biß. Man sieht, daß er in seinem Leben nichts Anderes auf den Zähnen hatte, als Haare; das ging auch natürlich zu, denn er ließ an Anderen kein gutes Haar und hatte oft seine Satire bei den Haaren herbeigezogen."

Doch blieb es nicht bei diesen Einzelheiten. Die Berliner Schriftstellerwelt als Ganzes trat gegen Saphir auf. Dazu hatte sie völlig Recht, nur hätte sie ehrlicher sein müssen. Was sie bewog, war in erster Linie der ungeheuere Erfolg, den Saphir mit seinen Journalen davontrug, sodann der Umstand, daß er ein Fremder, vielleicht auch der, daß er ein Jude war; mitwirken mochte die Ueberzeugung, daß der gute Geschmack durch ihn bedroht war. Den Anfang*) machte eine Erklärung von 13 Bühnendichtern, die sich gegen Saphirs Unterstellung verwahrten, daß sie der königlichen Bühne schaden wollten. Sie wurden unterstützt durch eine Veröffentlichung dreier hervorragender Berliner Schriftsteller, die jedoch erklärten, ihre Schrift

*) Nr. 1. M. G. Saphir und Berlin. Besonderer Abdruck aus dem Berliner Conversations-Blatt 1828. Nr. 78 und 79 Berlin 1828 bei Cosmar u. Krause. (Unterz.: Fouqué, Gubitz, Häring.) Zum Besten des Fonds für sittlich verwahrloste Kinder in Berlin. — Nr. 2. Habitt von Moskau contra M. G. Saphir oder der für immer begrabene einzelne Redacteur. Berlin 1828. Von demselben, aber später und nur gelegentlich gegen Saphir gerichtet, ist: Habitt's aus Moskau Erklärung gegen sechs Journalisten oder die aufgeschossene Berliner Kokosnuß. Braunschweig 1829. — Nr. 3. Der getödtete und dennoch lebende M. G. Saphir, oder: Dreizehn Bühnendichter und ein Taschenspieler gegen einen einzelnen Redacteur. Ein Schwank voll Wahrheit, in pflegmatischer Laune erzählt von M. G. Saphir, Redacteur der „Berliner Schnellpost" und des „Berliner Couriers". Zum Besten einer milden Stiftung. 3. Aufl. Berlin 1828 bei L. W. Krause. (Auch eine 4. Aufl. erschien.) — Nr. 4. Ohrenbeichte und letzter Wille des Berliner Couriers oder Beweis, daß am 31. Dec. 1828 Nachts 12 Uhr entweder der Berliner Courier oder die Welt untergehen muß. Herausgegeben von Caspar Melchior. Motto: „Dir folgen meine Thränen". Berlin 1828 bei C. H. Nortmann. — Nr. 5. Der lebende und dennoch maustodte M. G. Saphir, oder: Eine Salve gegen dreizehn Bühnendichter, einen Taschenspieler und einen einzelnen Redacteur. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

sei „auf Wunsch und unter Mitwirkung vieler Litteraturfreunde" geschrieben. Sie verurtheilten die Kampfweise Saphirs und nahmen die von ihm Angegriffenen in Schutz, schlugen keine bestimmte, wider ihn zu ergreifende Maßregel vor, hielten es nur für ihre Pflicht, ihre Ansicht offen darzulegen, um namentlich das Ausland vor den Schreibereien des Gegners zu warnen (Nr. 1). Ein den Verfassern selbst vielleicht recht unangenehmer Bundesgenosse erstand ihnen in einem Taschenspieler Habitt aus Moskau (Nr. 2), der seine Produktionen von Saphir nicht genug anerkannt wähnte und entweder selbst oder, wie man sagte, mit Hülfe eines „hohen Staatsbeamten" heftig gegen des im Loben sparsamen Gegners „Makulaturblätter" auftrat und von seiner „Schnellpostschmiere" und „Courierwichse" verächtlich sprach. Saphir stellte gegen Habitt eine Klage an, zog sie aber zurück, als sein jämmerlicher Gegner öffentlich Abbitte leistete. Jedenfalls hatte er die Lacher auf seiner Seite, wenn er in seiner Antwort (Nr. 3) Taschenspieler, Journalisten und Dramatiker

---

Julius Curtius, Redacteur der Berliner „Staffete". 3. Ausg. Berlin 1828. In Commission bei Fr. Laue. Zum allgemeinen Besten. — Nr. 6. (W. Wackernagel) Otto Bellmann und Berlin. M. G. Saphir und die intellectuelle Bildung. Ein namenloses (Namenlos mit Anspielung auf die „namenlose" Gesellschaft, deren Mitglied W. war) Pamphlet. Berlin 1828, Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung. Vgl. R. Wackernagel a. a. O. S. 76 ff., der ziemlich dürftig ist, sich aber einen Stich gegen den „Juden" nicht versagen kann. — Nr. 7. Kommt her! oder: Liebes Publicum, schau, trau, wem. Ein humoristischer Holzschnitt, mit Melodieen versehen von M. G. Saphir, Redacteur der „Berliner Schnellpost" und des „Berliner Couriers". 2. Aufl. Berlin 1828 bei L. W. Krause. — Das folgende Schriftchen gehört zwar nicht in die hier zu behandelnden Streitigkeiten — es ist zwei Jahre früher —, soll aber doch mit angeführt werden: Donners Orgeltöne und Zephirssäuseln als Versuch einer Vertheidigung des witzigsten Kopfes und des ersten Humoristen Deutschlands. Eine Pille für seine Neider, Widersacher und einige etwa hie und da gegen ihn ankämpfenden Mäuschen von M. G. Amethist. Berlin 1826, Paulische Buchhandlung. — Eine mit sehr starker Ironie geschriebene Schrift, die besonders die Vertheidigung des Königstädtischen Theaters übernimmt. Es geht aus ihr hervor, daß schon damals in Petri's Museum des Witzes und im Freimüthigen Angriffe gegen Saphir erschienen.

zusammen vornahm. Den ersten machte er kurz ab, wie er es verdiente, den Uebrigen wies er nach, daß sie ihm Aeußerungen zuschrieben, die er nicht gethan, daß die Unterzeichner zum Theil wider besseres Wissen ihren Namen hergegeben hätten, zerriß unbarmherzig den ohnehin recht fadenscheinigen Ruhm der „Theaterdichter", denen er vorhielt, daß die wirklich erfolgreichen Bühnenschriftsteller, wie Raupach, sich von ihnen fern hielten, und schloß mit der sehr boshaften Bemerkung: „Ich habe diesen Aufsatz 35mal besonders abdrucken lassen, um ihn jedem Pränumeranten des Conversationsblattes zuschicken zu können." Gegen Saphir meinten sich alle verbinden zu müssen. Außer zahllosen Artikeln in Blättern und Blättchen, denen gegenüber Saphir mehrmals wiederholte: „Winkelblättern und Winkelskriblern werde ich nie eine Silbe erwidern", erschienen drei selbständige Schriften. Die eine (Nr. 4) erkannte zwar an, daß Saphir noch lebe, prophezeite aber seinen oder wenigstens seines Blattes baldigen Tod; die andere (Nr. 5) rührte von Saphirs beständigem Konkurrenten J. Curtius her, der durch die Fehde eigentlich gar nicht berührt wurde, und der nur durch einige Schimpfereien und durch das Aufdecken einiger Sprachfehler seines Gegners zeigen wollte, daß er auch noch existire, was man sonst gar leicht vergaß; die dritte (Nr. 6) ein heftiges Pamphlet junger Dichter, besonders der Brüder Philipp und Wilhelm Wackernagel und des Abel Burkhardt. In ihr ist Witz und Geist vereinigt, und die edle Entrüstung ernster Männer gegen einen windigen Gesellen wird in würdiger Sprache und formgewandten Versen ausgedrückt. Ganz witzig ist die zu Anfang stehende Tragödie „Der liebenswürdige Jüngling", die zeigt, wie Saphir, zuerst von seinen Getreuen in den Himmel gehoben, bald verlassen und gekränkt wird. Wohlgelungen ist ferner eine „Kapuzinerpredigt an die Passagiere der Schnellpost", eine Nachahmung des Schiller'schen Vorbildes, in der es heißt:

Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der den Saphir zog ins Land herein.

Auf das Unrecht folgte das Uebel,
Wie der Jude der Knoblauchzwiebel.
Hinter dem Pfau kommt gleich das Weh:
Das ist die Ordnung im ABC.
Das .. ph .. nennt sich auch griechisch Vieh:
Das ist die ungeheuere Ironie.

Nicht übel endlich war das ironische Lob, mit dem Schnellpost, Courier und Estafette bedacht wurden:

Jauchz' auch Du mit, mein theuer Berlin: Dir hat er ja gütig verliehen
Zwei Blätterchen. Dir, Dir schmücket er sie, Dir pflegend mit sorglichen Händen.
Viel liebliche Blüth' und erglänzende Frucht, die tief ihm im lieben Gemüthe
Still keimen und wachsen und reifen dem Licht, Goldäpfel in silberner Schale.
Nur eurem Vergnügen, Berliner, besteigt er als Schnellpostmeister den Kutschbock,
Den schwingenden, schwankenden, schwunkenden Bock, den erbebenden jeglichem Windhauch,
Durchfahrend getrost, auf euch nur bedacht, unkunde Gefilde der Dichtkunst.
Nur eurem Vergnügen, Berliner, besteigt als Courier er den flüchtigen Klepper,
Den kleppernden, klippernden, klappernden Gaul, den entschwebenden jeglichem Windhauch,
Laut rufend mit Hornesgetöne zur Jagd die Gesellen, zur wüthenden Witzjagd.

Merkwürdigerweise, vielleicht weil er vor diesen Gegnern Respekt hatte, antwortete Saphir auf diese Schrift nicht, sondern hielt sich in seiner Erwiderung (Nr. 7) fast ausschließlich an die alten Gegner. Außer diesen bedachte er noch L. Robert, in dessen Lustspielen „die Ueberbildeten“ und „Lebende Wachsfiguren in Krähwinkel“ er arg behandelt war, und bedrohte außerdem Fr. Förster, den er von früher als seinen Gegner ansah.

Dieser fleißige Dichter, Herausgeber und Historiker (oben S. 386 fg., 414), 1791—1868, der seit 1816 in Berlin lebte, hatte außer manchen anderen Gedichten auch eines herausge-

geben,*) in dem er den großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht durch Berlin wandern und ihn alle neuerstandenen Merkwürdigkeiten betrachten ließ. Statt sich aber mit einem derartigen antiquarisch-patriotischen Fremdenführer zu begnügen, schweifte er auf das politische Gebiet über, indem er den Herrscher in eine Staatsrathssitzung brachte, und suchte philosophisch zu werden, indem er die vier Sklaven am Fuße des Denkmals als Obscuranten, Räsonneur (Demagoge), malcontenten Aristokraten und Papisten erklärte. Derartige Thorheiten verlangten eine Strafe. Sie wurde ihnen zu Theil durch Saphirs Antwort, in der Apollo aus dem Thiergarten seinen Marsch durch Berlin antrat. Dieser kümmerte sich nur um Litterarisches und rechnete mit Saphirs Feinden ab. Doch konnte er sich's nicht versagen, auf die Brücke zu treten und mit den umgetauften Sklaven eine ganz lustige Unterredung zu führen. Den einen der „in royalistischer Butter weichgekochten Demagogen" entließ er mit dem Berliner Zuruf: „O Demagoge, Sie jammern mir"; der andre wehrte seinen Namen „Obscurant", den er sich echt berlinisch als ein Ding erklärte, „von dem man nicht weiß, ob's Courant oder Münze ist", mit den Worten ab: „Nein, mein Herr Bonze, Ich bin von Bronce".

Gewiß waren solche Einfälle nicht übermäßig geistreich, aber sie genügten, um ein harmloses Publicum lachen zu machen, ja in Entzücken zu versetzen. Saphir als Humorist ergötzt uns heute nicht mehr. Sein Humor, namentlich in den Vorlesungen, hat etwas Gequältes, die an den Haaren herbeigezogenen Aehnlichkeiten, die Wortwitze ermüden, statt zu erfrischen und zu unter-

*) Fr. Förster: Goedeke III, 234. A. D. B. 7, 184—189. — Die Kunde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht 1822, 27, 29. Drei Legenden von Fr. Förster. Dagegen: M. G. Saphir, Die Kunde des großen steinernen Apolls aus dem Thiergarten in der ersten Carnevals-Nacht durch die Straßen Berlins. Eine Horrende in drei Currenden. Sechste und erste Auflage. Berlin 1828. (Die letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß Förster's Schrift in wirklich oder angeblich 4 Auflagen ausgegeben war.)

halten.*) Geistreicheleien wie die 4 S oder die 4 Sch der Liebenden (= scheu, schweigsam, schwach, schlau) befremden, ebenso wie die Seltsamkeiten eines Gedichts, dessen Reime auf appen, eppen, ippen u. s. w. endigen, oder eines anderen, in dem die Reime en und iren abwechseln; vielfache Parodien namentlich auf Schiller'sche Gedichte sind schwach. Amüsant bleiben eigentlich nur die Witze, die noch heute bei Berlinern heimisch sind. Die Redensart: „So nimm sie Du sie Dir sie denn sie doch" kann man noch jetzt hören, so gut wie die ursprünglich einem Judenknaben, der mit einem Purpurläppchen in einen Papierladen trat, zugeschriebene Scherzfrage: „Kann ich die rothe Couleur nicht in grün haben?" **) Auch die Antwort einer freidenkenden Dame: „Ich glaub' nicht an Amerika", ebenso wie die eines Trinkers: „Es gibt gar keinen schlechten Branntwein", steht schon bei Saphir. Straßenzustände werden so verspottet: In der Königstraße, meint Jemand, müssen lauter Adelige wohnen, weil dort kein Bürgersteig ist. Eine — vielleicht durch Saphir aufgebrachte — Manier, komische Wirkungen zu erzielen, waren die sogenannten Querlesungen, willkürliche Aneinanderreihung von Zeilen aus verschiedenen Zeitungsspalten.

Sehr beliebt waren bei Saphir die jüdischen Anekdoten, bei denen nur gelegentlich Schlauheit und Gewinnsucht der Juden gestraft, meist scharfsinnige Ausdeutungen von Worten und Gedanken vorgenommen werden. Die Anwendung des jüdischen Jargons sollte hier nur zur Erhöhung des komischen Effekts, nicht aber zur Verspottung dienen.

Eine stehende Rubrik bei Saphir waren die Droschkenwitze. Der Wunsch: „ich möchte, daß du mit einer bösen Frau in einer

*) Seine nichttheatralischen Beiträge aus den Berliner Zeitschriften hat Saphir selbst zusammengestellt in dem Buche: Conditorei des Jocus oder scherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren für spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler. Eine Auswahl jocoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele aus dem „Berliner Courier" und der „Berliner Schnellpost", hgg. von M. G. Saphir. Leipzig 1828, C. Focke.

**) Courier 14. April, 19. Mai 1821, Conditorei passim.

Berliner Droschke nach Sibirien fahren müßtest" kehrt in verschiedenen Fassungen wieder. „Wir bekommen Krieg" sagte eine Frau zur anderen, und auf deren Frage: „warum?" erwiderte sie: „Ach, es geschehen große Dinge in der Natur, gestern ist eine Droschke durchgegangen". Eine Berliner Droschke habe einen Ruf nach Japan bekommen, um Vorlesungen über die Schnellkraft der Natur zu halten. Die Auflösung des Schiller'schen Räthsels: „Es führt dich meilenweit von hinnen und bleibt doch stets an seinem Ort" sei die Droschke; sie könne auch die Bezeichnung führen „die Kunst das Berliner Leben zu verlängern". Saphir berichtet einmal von der Wettfahrt zweier Droschken, bei welcher „Cassandra", Kyritzer Vollblut, siegte, nachdem sie eine etwa 1/4 stündige Entfernung in 3 Std. 58 Min. 36 Sek. zurückgelegt hatte; ein auf einer Schnecke nachgaloppirender Engländer wäre ihr zuvorgekommen, wenn er nicht von seinem scheugewordenen Thier gestürzt wäre.

Ein nicht minder beliebtes Thema waren die Frauen. Ihnen gegenüber verwandelte sich der Humor aber oft in bitterböse Satire. Saphir bespöttelte ihre Putzsucht, namentlich das Schminken, ihre Ueberbildung und Feigheit, ihre Lust am Widerspruch und ihre Unsittlichkeit. Es ist noch zahm, wenn er sagt: „Der Versuch, eine treue Geliebte zu finden, ist die Nordpolexpedition, aus der nie etwas wird", oder wenn er einen Zettelträger alle seine Zettel los werden läßt, mit Ausnahme der drei: „Vestalin", „Jungfrau", „Mädchentreue"; dagegen wird er grob, wenn er zu der Bemerkung: „es seien grade jetzt mehrere Frauen in den besten Jahren gestorben", den Zusatz macht: „Ei, es sind immer die besten Jahre, in denen Frauen sterben".

Die folgenden Jahre nach Saphirs Fortgang waren arm an humoristischen Erzeugnissen. Was etwa damals von derartigen Dingen gedruckt wurde, ist heute meist unauffindbar.*)

*) Ed. M. Oettinger's „Eulenspiegel", humoristisch-satirisches Tageblatt, Berlin 1829; dess. „Till Eulenspiegel" (vom Oct. 1830, 15 Monate lang). „Berliner Figaro" 1836 (mehrere Jahrgänge?) habe ich mir nicht

Gerade damals kam jener trockene Humor, der eigentliche Berliner Witz, auf, der zum Theil durch die in der Residenz übliche Verwechselung von mir und mich entstand, z. B. in der schon von Schaden bezeugten Redensart: „Ick wohne vor mir und koche mich selbst“; ferner wurde das harmlose Sichlustigmachen über sich selbst allgemeiner.

Zu den originellen, durch freiwillige und unfreiwillige Komik berühmten Personen gehörte Frau du Titre — trotz ihres französischen Namens eine gute Berlinerin.*) Sie war eine reiche Dame, lange Jahre Wittwe (gest. c. 1830), deren Töchter hochstehende Männer geheirathet hatten. Sie lebte in einer Villa zu Charlottenburg, war aber ein beständiger Gast des Berliner Theaters und der Thiergarten-Promenade. Den König, der ihr besonders wohl wollte, zu sehen und mit ihm zu sprechen, war ihr Hauptvergnügen. Als dieser sie einmal nach dem Ergehen ihrer Kinder, die gerade in Rom waren, fragte, entgegnete sie: „Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Papstin so freundlich zu meine Dochter, wie Majestätken zu mir“.**) Als sie einmal den von ihr sehr gewünschten Besuch L. Devrient's empfing, unterbrach sie dessen wohlpräparirte Anrede mit der Frage: „Aber sagen Se mir, Devrientchen, warum sind Se denn, wie Se noch kleen waren, Ihren Vater fortjelofen und unter die Lumpen-Komödianten jegangen?“ Sie war gutmüthig und naiv, konnte aber bitter werden, wenn sie gereizt wurde. Ihrer Gesellschaftsdame, einem älteren Fräulein, entgegnete sie auf deren Belehrung, man sage nicht „jelofen“, sondern „gegangen“: „Wat gegangen? Mamsellken, ick bin jelofen, jelofen und ick habe den reichen du Titre jekriegt und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich jekriegt. Also is jelofen besser wie gegangen.“

verschaffen können. Eine Zeitschrift Glaßbrenners ist in anderem Zusammenhang zu erwähnen.

*) Tietz (oben S. 477 A.) S. 56 ff.

**) Ein ähnlicher Witz wird einem Juden zugeschrieben. Estafette 1827, Nr. 78.

Eine ähnliche Figur war der „vergnügte Weinhändler" Louis Drucker*), der zuerst durch seine komischen Anzeigen Berlin neugierig machte und in seine originellen Weinstuben (Spandauerstraße 49) das Publicum hineinzog und dort festhielt. Er ließ durch rothbehoste Kellner (Eaudecologner), die auf kleinen Holzpferden ritten, und durch einen „Druckerjungen", der bald als Winzer, bald als Mohr, bald als Kapuziner gekleidet war, seine Gäste bedienen, unterhielt diese durch eine Musikkapelle, die er seltsam ausstaffirte, und amüsirte sie mit allerlei Scherzen, „die so schmackhaft und kräftig, auch manchmal eben so alt waren, wie sein Rüdesheimer". Die meisten seiner Späße waren wirklich uralte, aber stets gangbare Witze oder kleine Scherze, die ein bißchen Mutterwitz oder Geistesgegenwart bekunden. So wettete er mit einem Gast, daß dieser nicht seinen Rock allein ausziehen könnte und zog ihn gleichzeitig mit diesem aus, oder goß einem Studenten, der für zwei Groschen Champagner verlangte, einen Schluck ein und foppte den, der ihn foppen wollte, mit den Worten: „das Uebrige werd' ich Ihnen reserviren, bis Sie wiederkommen". Die Hauptanziehung, die er bot, war offenbar seine unverwüstliche gute Laune und die Gutmüthigkeit, mit der er, der auch Andere necken konnte, sich von diesen zur Zielscheibe ihrer Witze nehmen ließ.

---

*) Druckeriana, Schnurrpfeiffereien aus dem Gebiete der Wahrheit und der Phantasie gesammelt in den Drucker'schen Soireen und hgg. von Eulalia Rindfleisch. 25. Aufl. (die ersten 24 sind nur in der Handschr. vorhanden). Berlin 1838. In Comm. bei F. Rubach. — Original-Flaschen. Lieder des Weins von deutschen Dichtern. Gesammelt und hgg. von Louis Drucker, vergnügten Weinhändler in Berlin. Der Druckeriana zweites Heft. Mit dem Portrait des Herausgebers und einer Beigabe über sein Leben, sein Wesen, sein Wirken und seine Verdienste um die Menschheit. Bordeaux, Epernay und Rüdesheim 1840. Bei Durst u. Co. 143 SS. Im Ganzen 100 Lieder deutscher Dichter von Fischart an, meist aus dem Ende des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Von Berlinern sind Gubitz, Müchler und Rellstab vertreten. Nur das letzte Gedicht „Frage und Antwort. An Louis Drucker" von Arthur Müller ist wohl besonders für die Sammlung angefertigt.

Auch mit den Berliner Denkmälern beschäftigte sich der Humor.*) Viele Denkmäler Berlins sind zwar in einer späteren Zeit, als der hier betrachteten, errichtet, aber die meisten Statuen der Helden des siebenjährigen und des Befreiungskriegs gehören unserer Epoche an. Manche Witze und Redensarten, die sich an diese Denkmäler knüpfen, mögen freilich einer späteren Zeit angehören, aber gewiß ist es ein alter Witz, wenn man Zieten, der sinnend die Hand an das Kinn legt, sagen läßt, „soll ich mich nun rasiren lassen, oder warte ich noch ein bißchen?“ oder Gneisenau, der seine rechte Hand weit vorstreckt, die Worte in den Mund legt „meine Handschuhnummer wollen Sie wissen, Fräulein, sehen Sie mal, ich glaube $10^1/_2$ werde ich brauchen“. Aus einem Ende der zwanziger Jahre erschienenen Gedichte sollen die Verse stammen, die Blücher auf einem Kanonenrohr stehend, das auf einem ziemlich schmalen Sockel Platz gefunden, zu sprechen hat:

„Er sagt zu die, die da herummer loofen,
Komm keener nich uf meinen Ofen,
Ich hab alleene wenig Platz.“

Unter den Gelehrten galten Meusebach und Lachmann, besonders Ph. Buttmann als besonders witzig. (Ueber sie Kap. 20.) Aber bei allen Dreien war der Witz mehr geistreiche Improvisation, die durch den Contrast zu ihrem sonstigen Ernst und bei der durch Poculiren gesteigerten Erregung besonders wirkte, so daß die fixirte Anekdote nicht den gewünschten Eindruck macht. Buttmann, der die Mitgliedschaft seiner „gesetzlosen“ Gesellschaft als die Vorbedingung für einen ruhigen Tod ansah, schrieb ins Protokoll bei Iffland's Absterben: „kam nicht und starb doch“. Den schreienden Rudolphi mahnte er zur Ruhe mit den Worten: Quiesce vesanum pecus (Ruh toll Vieh). Als der Buchhändler Vieweg seine Buchhandlung aufgeben und eine Viehlieferung

*) Vgl. R. Laverrenz, Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz. Berlin, 2. Aufl., 1893.

übernehmen wollte, wünschte er dessen Namen in den: Viehhändler Buchweg zu verwandeln. Von ihm rührt auch das schlagfertige Gegenräthsel auf Biester's Räthsel her: „Mein Erstes sind Sie nicht, mein Zweites ist Ihre Frau nicht, und das Ganze sind Sie doch“ (Butt, Mann, Biest, Er).

Besser als aus solchen Einzelheiten kann man den damaligen Berliner Humor aus einer Sammlung humoristischer Hefte erkennen.*) Sie zeigt den Berliner Weißbierphilister — die Zusammenstellung „Weißbier und Butterbrot“ rühmte sich J. Curtius erfunden zu haben — in seiner Harmlosigkeit, Vergnügungslust und Arbeitsscheu. Berliner Sitten und Gewohnheiten werden etwas breit und doch wenig anschaulich dargelegt. Den Witzen merkt man freilich gar oft ihren nichtberliner Ursprung an: Böhmen und Juden, Franzosen und Engländer sind die Helden vieler Anekdoten; einmal wird sogar französische Feinheit im Gegensatze zu deutscher Ungelenkigkeit gerühmt. Vieles ist aus bekannten Scherzbüchern wahllos zusammengerafft. So begegnen uralte Scherzfragen wie die: „ich habe drei Jungen und jeder hat eine Schwester, wieviel sind das?“ oder Examenfragen: „Wieviel Inseln liegen im Weltmeer und wie heißen sie?“ mit der Antwort: „Im Weltmeer liegen sehr viele Inseln und ich heiße Krause.“ Auch eine Namensspielerei wird von einem Schusterjungen berichtet, der von einem mit einer Laterne bewaffneten Neunaugenhändler gestoßen wird: „Na, det is een rechter Ochse! Der Kerl hat neun Oogen un 'ne Laterne un kann noch nich sehen.“

Auch den Frauen wird manches angehängt: ein Zechgenosse

*) Die Litteratur für das ganze Thema ist verzeichnet Göritz-Katalog II, 2, S. 60—64. Viele der dort angeführten Schriften habe ich benutzen können. Speciell von der Sammlung „Berliner Witze“ (Berlin 1838—40) sind mir folgende 8 Hefte bekannt: Wollmarkt und Pferderennen; Die Guckkästnerin; Tabagie und Billard; Weihnachtsfreuden und Neujahrsgratulanten; Nante auf der Kunstausstellung; Berliner Anekdoten und Geschichten; Nante's Tod, oder: Die Verschwörung der Federfuchser; Nante als Fremdenführer, oder: Ganz Berlin für 7½ Sgr.

sagt dem andern: „Jeh' mit Deine Frau nach'n Windmillenberg, denn kannste verzehlen, des De hast 'n Drachen steijen lassen." Seltener wird das Berliner Schriftstellertreiben gestreift. Ein Dichter G. (etwa Gaudy?) geht in einem Rocke mit Stahlknöpfen spazieren und wird von einem gewissen J. J. (Joel Jacoby?) spöttisch angeredet: „Lieber G., Sie tragen heute viel Eisen auf dem Leibe." Darauf erhielt er die Antwort: „Sie hätten längst verdient, mehr zu tragen."

Manche Witzchen dieser Sammlung sind den Werken des Mannes entnommen, der als Klassiker des Berliner Humors bezeichnet werden darf, Adolf Glaßbrenner*); die neben ihm auftretenden A. Moll und L. Lenz sind kleine Leuchten, die den größten Theil ihres Glanzes der Hauptsonne entnahmen und bald erloschen. Glaßbrenner dagegen (A. Brennglas, wie er sich oft nannte), ein Berliner (1810—1876), der bis 1840 und wieder seit 1858 in Berlin lebte, genoß keinen Eintagsruhm. Er begleitete das neue Preußen auf seinem Werdegang und erlebte das Deutsche Reich, wurde ein wuchtiger Verfechter demokratischer Ideen, in den Zeiten, da die politische Satire eine Macht ward, und blieb, was er stets gewesen, ein Dichter. Er verstand Weinlieder voll bacchantischer Lust zu singen und konnte fromm sein wie ein starker Mann, der von der Allgewalt Gottes ergriffen war, wenn er auch das Kirchengehen abschwor,

*) Benutzt ist A. D. B. 9, 213—215 und R. Schmidt-Cabanis, A. Gl. Eine biographisch-litterarhistorische Skizze. Berlin 1881. Von Sammlungen Glaßbrenners (A. Brennglas): Berlin wie es ißt und trinkt. 12 Hefte. Das 1. Heft, Berlin 1835, liegt mir in 7. Aufl. vor. „Buntes Berlin". Von den mindestens 11 Heften dieser Sammlung, 1838 ff., habe ich nicht alle gesehen. Vielen ist eine Warnung des Verf. und Verlegers vorangestellt gegen Zeitschriften, welche Stücke der Hefte oder diese auch in ihrem ganzen Wortlaut unberechtigterweise nachdruckten. Vom 5. Hefte an erschien die Sammlung in einem Leipziger Verlag. — Berliner Erzählungen und Lebensbilder, 1. H. (191 SS.). Herr Buffey in der Berliner Kunstausstellung, vier Hefte. Herrn Buffey's schönster Tag, ein Heft. — Zur allgemeinen Charakteristik: Verbotene Lieder von einem norddeutschen Poeten. Bern 1841. Gedichte, 5. Aufl., Berlin 1870.

die Mucker verfolgte und die Jesuiten als Todfeinde betrachtete, er jubelte dem Frühling entgegen und pries die Liebe, bald in hafisischem Wonnerausch, bald mit der ganzen Keuschheit und Seligkeit des Stillliebenden, der in dem Lächeln des geliebten Weibes seine Welt sieht. Seine „Liebe war so treu und gut wie ungemessen sein Haß“. Er verfolgte die Jasager und Katzenbückler, Ordensjäger und Meinungsschnüffler, Zwitter und Zitterer mit grimmigem Hohn und wagte sich selbst an die Majestät des Königthums. Aber in dem Strom des Hasses flossen immer einige Tropfen Liebe. Denn er hörte nicht auf, an sein Volk zu glauben, und ließ die Hoffnung auf bessere Zeiten, auf einen Sieg der Freiheit niemals fahren. „Der Zügel nützt bei Pferden viel, der Geist der Zeit kommt doch zum Ziel“ sang er am Schluß eines tieftraurigen ABC-Liedes, das lustig klingen sollte. Die ganze Natur, Blumen, Vögel, Sterne, die Entwickelung der Völkergeschichte schien ihm seine Lehre zu bestätigen, sein Evangelium, das er in die Worte zusammenfaßte:

Die eine Sonne, die mir glänzt,
Ist meines Volkes Geist,
Und meine Kirche jede Brust,
Die laut die Freiheit preist.

Glaßbrenner war ein Dichter und zugleich ein sorgfältiger Beobachter und Schilderer. Erst durch ihn wurde Berliner Volk und Berliner Sprache in die Litteratur eingeführt. Seine Darstellungen sind noch heute, nach fast 60 Jahren, lebensfrisch, und soweit die Vorbilder noch existiren — manche, wie Eckensteher und Nachtwächter, sind verschwunden — durchaus porträtähnlich. Er wollte nicht verschönern, aber auch nicht absichtlich das Grobe und Gemeine aufsuchen. Er stellte das niedrige Volk dar, wie er es sah und hörte. Den ersten Rang nahmen die Eckensteher ein, auch Sonnenbrater und Schildkröten genannt, die letztere Bezeichnung wegen des Schildes, auf dem ihre Nummer stand, witzige, trunkliebende, prügellustige Burschen, gutmüthig, so lange sie nicht gereizt wurden, arbeits-

unfroh, aber tüchtig, sobald sie eine Arbeit angriffen, ehrlich und von ihrer tiefen Einsicht in alle Verhältnisse, besonders die politischen, überzeugt. Sodann die Höferinnen, die Virtuosinnen des Schimpfens, die die Vorübergehenden hudeln, sobald sie bei ihnen keine Waare anbringen können, mit einander zanken, sobald sie nichts zu thun haben, ihre Männer beherrschen, ihre Kinder tyrannisiren. Auf sie folgen die Holzhauer, unendlich phlegmatische, pedantische Leute, bei denen Alles nach der Minute geregelt ist, sorgsam auf ehrlichen Verdienst bedacht, wenn sie auch heimlich ein bißchen Holz mitgehen heißen, Freunde des Biergelds, aber stolz gegen Knauser, die solches verweigern, langsam im Wort, aber kräftig mit der Hand, die sich gern die Wange des Genossen als Ruhepunkt aussucht. Ferner die Köchinnen in ihrer Klatschsucht und ihrer Liebe zum Militär, ihrer Streitlust gegen die „Madame“ und ihrer Zungenfertigkeit gegen Verkäufer und Störenfriede. Die Proben aus ihrem Stammbuch von Dragonern, Handwerkern und Kolleginnen sind alle in der Art, wie die des „ewigen Sperling, Tischlers“, die lautet: „Bei Deiner Abreise muß ich einen Versch machen, wie ich Dir schon manchen gemacht habe.

Leb wohl, du theires Land, das mir geboren,
Die Ehre ruft Dir wieder fort von mir.“

Ferner die Kinder, Kurrendejungen, die Unbeschäftigten bei Straßenaufläufen, z. B. bei einem gefallenen Pferde, die Pflastertreter überhaupt, die Vergnüglinge in Moabit, die Nachtwächter, die Stammgäste der Schnapsläden. Eine besondere Erwähnung verdienen die Zirngibler, d. h. die Jungen, die meist auf den Hintertreppen die in der Zirngibl'schen Officin hergestellten „neuen Lieder“ *) verkauften. Ausführlich werden die Fuhrleute

*) Als Anfänge neuer damals beliebter Lieder werden citirt (außer den üblichen „Lenore“, „Jungfernkranz“, „Siegeskranz“): Freien is keen Pferdekauf, Willkommen, o seliger Abend, Ein Schlosser hat mal 'n Gesell'n g'habt. Det beste Leben hab ick doch, Ein schönes Kind von 15 Jahren, Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten.

behandelt, die Charlottenburger, die als die gemeinsten und rohesten dargestellt werden, die Sandfuhrleute, meist gewitzte Jungen, die sich auch für Botendienste, die nicht mit ihrem Gewerbe zusammenhängen, anstellig zeigen, die Droschkenkutscher in ihrer unerschütterlichen Ruhe, mit ihrem guten Mutterwitze. Allerlei Droschkenkutscherscherze werden hier zusammengestellt. Ein Droschkenkutscher, dem das „merkwürdige Schicksal" passirte, daß sein Pferd durchging, blieb ganz ruhig und rief der im Wagen sitzenden Dame, die ängstlich wurde, zu: „Bleiben Se ruhig sitzen, ick kenne mein Ferd besser; det is nischt als Verstellung." Mit größter Ausführlichkeit und ersichtlicher Vorliebe werden die „Guckkästner" behandelt. Das waren ältere Männer, die in Begleitung ihrer Frau ihren Bilderkasten, an dem mehrere Löcher (Vergrößerungsgläser) waren, an belebten Kreuzungspunkten aufstellten und mit lauter Stimme die Vorübergehenden zur Betrachtung einluden. Ihre Besonderheit bestand in unersättlicher Trunksucht, die zu oft wiederkehrenden ehelichen Zwistigkeiten führte, in beständigem Witzkampf mit Gassenjungen und Zuschauern, in lebhaftem Geplänkel mit den Gensdarmen. Die Guckkästner geboten über einen unhemmbaren Redefluß, in dem Berliner Redensarten und Witze lustig umherschwammen. Die von ihnen vorgezeigten Bilder waren Städteansichten, Landschaften, Schlachten, Porträts berühmter und berüchtigter Persönlichkeiten, z. B. Kotzebue's Ermordung durch Sand, des Letzteren Hinrichtung, Scenen aus der Revolution von 1830, Berliner Plätze, Statuen.

Am populärsten wurde die Figur des Eckenstehers, besonders seit sie Friedrich Beckmann (1803—1866, von 1824—44 in Berlin), der beliebte Komiker des Königstädtischen Theaters, auf die Bühne gebracht hatte. Sein „Nante" wurde nun von Vielen nachgemacht: es gab Frescobilder à la Nante; Nante wurde als Kläger und Reisender geschildert, seine Erlebnisse auf der Eisenbahn wurden dargestellt; er diente als Fremdenführer durch ganz Berlin für $7^1/_2$ Sgr. Sein Tod bildete den Gegen-

stand einer fünfaktigen, historisch-romantisch-komischen Tragödie, an deren Schluß eine fade Parodie von Goethe's „Faust" stand; endlich wurden seine „hinterlassenen Papiere" in sieben Bändchen veröffentlicht. Aber das meiste aus dieser Litteratur ist schlechte Verwässerung des Originals, oder es sind humoristische Lokalskizzen, denen die Person Nante's, eben weil sie beliebt war, angeflickt wurde, ohne daß sie eigentlich dazu gehörte. Beckmann's komische Scene „Der Eckensteher Nante im Verhör", das Original, das Beckmann zunächst für sich, nach einer Holtei'schen Anregung schuf, ist ein Scherz, der durch einen wahrhaften Komiker noch heute wirksam gemacht werden könnte. Der Eckensteher Nante sucht die Hülfe eines Actuars, um einen ihm abhanden gekommenen Rock wiederzuerlangen, und hat eine längere Unterredung mit dem Gerichtsdiener, der ihn aus dem Zimmer herausbringen will. Doch sind Actuar und Gerichtsdiener nur Nebenpersonen, die einzige wirkliche Person ist Nante, der durch seine urwüchsige Derbheit und Komik Jenen unterhält und Diesen entwaffnet. Selbst wer den Scherz nicht gelesen hat, kennt gewiß die Antwort auf die Frage: „Sein Alter?" „Doch Strumpf!" und auf die andere: „Hat er Eltern?" „Ja, zwei Stück!" Allbekannt sind auch die in dem Scherz vorkommenden Redensarten: „ick bin eejentlich een jeborener Zwilling", „oder bin ick vielleicht mein Bruder", „ick habe eenen Bruder, der bläst Flöte", „denn studirt' ick Nachtwächter", vor Allem aber die Worte, mit denen Nante auftritt: „Herr Criminell, ick melde mir", und die ferneren, die er unwillig vorbringt, da der Actuar nicht auf ihn achtet: „Ick habe mir gemolden."

Kein anderer der von Glaßbrenner geschilderten Typen brachte es zu solcher Popularität, wie der Eckensteher. Aber während die Minderbegabten sich damit begnügten, diesen einen Typus stets aufs Neue zu variiren, ging er, der offenen Auges immer Neues sah, auch zu Anderem über.

Ein bißchen höher stieg er in einzelnen Berliner Novellen, in denen der Berliner Kleinbürger, der Bierwirth und Schneider-

meister, der Handwerker und Ladenjüngling die Hauptrollen spielen. Ein toller Humor herrscht oft in ihnen, auch ein wenig Rührseligkeit kommt vor, selbst das falsch demokratische Streben, einen Grafen zum Vertrauten und Duzbruder eines Schneiders zu machen. Sonst aber sind diese Geschichten ganz köstlich: „Der junge Schneidermeister“, der seine Geliebte nicht entführen kann, weil ihm Jemand die Leiter wegzieht, und „Begräbniß in einer armen Familie“, dem ein toller Leichenschmaus folgt, der nur dadurch ein trübliches Ende nimmt, daß der Humorist, der Allerweltsliebhaber, der selbst beim Verkauf einiger Lorbeerblätter etwas Liebe zugibt, schließlich als Geist der Verstorbenen erscheint.

In derselben Sphäre blieb Glaßbrenner, wenn er Herrn Buffey schilderte, einen Berliner Rentier, ehemaligen Wirth, einen Schwadroneur, der sich leicht übertölpeln läßt und seine Halbbildung gern öffentlich zeigt. Die Art, wie er seinem zehnjährigen Sohn die Perspective erklärt, oder den Gegenstand historischer Bilder darlegt, ist höchst amüsant. Nicht minder, wie er von seiner schönen Tochter Hulda völlig beherrscht wird, die mit hochtrabenden Redensarten um sich wirft und auch die Kunstausstellungssäle als Feld für ihre Koketterie nicht verschmäht. Um sie schwirren Referendare und Lieutenants, neben ihr erscheinen Recensenten, Bankiers, Mäcene mit ihrem Gefolge, Geheimräthe, feine Damen mit ihren Courmachern. Sie alle urtheilen über die ausgestellten Bilder und reden über die romantische und klassische, alte und neue, deutsche und französische Kunst, theils mit wirklichem Verständniß, theils mit den schönklingenden, durch technische Ausdrücke überladenen Phrasen einer halbgebildeten Menge. Nur selten erklingt auch ein patriotischer Ton im Rückblick auf die Zeit von 1813; ohne eine kleine Anspielung auf die so jäh gestürzten spanischen Papiere geht es auch hier nicht ab. Endlich wird „Herrn Buffey's schönster Tag“ oder Hulda's Hochzeit mit einem ästhetisirenden Gelehrten geschildert, eine höchst ergötzliche Darstellung der

Straßenscenen vor dem Haus und des Hochzeitsmahles selbst mit seinen Reden, Gedichten und den üblichen Folgen einer weingetränkten Heiterkeit.

Von dem Witz, der in den Unterhaltungen aller der genannten Persönlichkeiten, besonders in den Vorführungen des Guckkastenmannes, herrscht, läßt sich schwer ein Begriff geben. Oft besteht er nur in dem komischen Klang des Berliner Dialekts, manchmal in dem überaus behaglichen allgemeinen Vergnügtsein, der allenthalben sich kundgebenden, aber wegen ihrer Urwüchsigkeit nicht störenden Selbstgefälligkeit, nicht selten in dem eulenspiegelhaften Mißverstehen oder der allzu wörtlichen Auffassung der gebrauchten Worte, häufig im „Verquatschen“ von Fremdwörtern oder fremdsprachlichen Redensarten: „Jott seeft det Kind“ (God save the king), „viel saufiren“ (philosophiren). Von der ganzen Art vermögen vielleicht folgende Proben eine Vorstellung zu geben. Auf die Frage nach dem angenehmsten Ort in Berlin wird die Antwort ertheilt: Der Lustgarten, und zwar als Grund angegeben: „Erstens hat man da Kies, zweetens 'ne volle Börse un drittens wird da jepumpt.“ Das Brandenburger Thor, „das in Berlin jebaut is“, wird wegen seiner dicken Säulen bewundert und also beschrieben: „Betrachten Sie das Bild weiter: es is mit Liebe jemalt, natürlich auch mit einen Pinsel. Die Schossee, welche Sie durch das Dhor sehen, sieht hier so aus, als führte sie in die Höhe; dieses is aber eine anjenehme Perspectiv-Täuschung; sie führt runter nach Charlottenburch. Links is die Acksiehse, eine menschliche Erfindung; rechts die Wache, die dafor da is, damit for die hohen Herrschaften rausjerufen wird. Durch den zweeten Dhorweg sehen Se eenen janz kleenen Schandarmen wejen der Entfernung; rechts schimmert die Statü von Apollo durch, der nich mehr heirathen kann, weil et unnütz wäre.“ Oder man höre, wie von Athen, der Stadt, von der man nicht leugnen könne, daß sie Glück hat, geredet wird: „Hätte sie sich des woll unter die dämlichen Kerrels wie Demosterich, Sokratztes infallen

lassen, det ihr noch einst die Ehre zu Theil werden wird, eenen echten bayerschen Könichssohn zu kriejen? Wenn damals der delfische Orakel eenen Aahtener jeprofetet hätte, der Aahtener hätte die Madam Pipia eenen Katzenkopp jejeben, det se sich mitsammt ihren Dreifuß um un dumm jedreht hätte und ihr dabei jesagt: Mach mir keene Wipkens vor, Delphine!" Endlich mag man folgende Schilderung der europäischen Länder vernehmen: „In Frankreich is es janz eenfach so: heldenmiethije Nation, Deputirtenkammer, Durscht nach Weißb—, nach Freiheit wollt' ick sagen, eenen Keenig wegjejacht, eenen noch bessern wiederjekriegt, schwüle Luft wie vor'n Jewitter. In England Freiheit durchwech, Widerstand der ersten Kröten (Aristokraten), Seemacht, Dampf; in Italjen Cholera, Pest und ville Flöhen; in der Schweiz etliche Unruhen durch Schuld von außen her; in Nordamerika Republik, Ueberfluß an Jeld, man fragt nach keenen Deibel nich un dhut Allens, wat man will, Ansiedler aus Deutschland, Jlick un Zufriedenheit; in Spanien Mord un Dodtschlag, die Keenijin-Rejentin liebt die jroßen Männer, et sind aber keene da, die kleene Keenijin is noch zu jung, Soldatenherrschaft, Verfolgung der Mönche, uf die andere Seite Carlos ohne festen Sitz, sich uff den Thron setzen wollend. In Bayern Bier, Kunst un unjeheier ville Rel'jon." Ein Zuhörer unterbricht den Redner: „Na, aber nun fehlt ja noch —" Der aber weicht aus mit den Worten: „Laß det jut sind!"

Diese Hinweisungen auf die Politik waren Glaßbrenners starke, wenn nicht stärkste Seite.

Bevor Glaßbrenner seine humoristischen Hefte herausgab, durch die er in Berlin und außerhalb der Stadt seinen Ruhm begründete, hatte er die Zeitschrift „Berliner Don Quixote"*)

*) Berliner Don Quixote 1832 und 1833 bei Bechtold und Hartje. Ich kenne nur den zweiten Jahrgang. Die Zeitung wurde 4 Mal wöchentlich ausgegeben, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend, Sonntag. Die letzte Nummer, 204, erschien in schwarzer Einfassung, weil das Blatt aufhören mußte. Sie enthielt den Artikel: Journalkirchhof und am Schluß vier

herausgegeben. Sie enthielt Novellen und Gedichte, Kritisches und Satirisches; unter dem Titel „Leben und Treiben" viele Mittheilungen über hauptstädtische Vorgänge, statistische Notizen, Theaterkritiken, Scherze gegen die Homöopathie, gegen die Berliner Modejünglinge, Polemisches gegen andere Berliner Zeitschriften. Auf Politik nahm sie scheinbar wenig Rücksicht; dem, der schärfer zusah, offenbarten sich indessen vielfache Sticheleien gegen die bestehenden Zustände. Sie brachte Auszüge aus Laube's „vortrefflichem" Werke „Das junge Europa", Ausfälle gegen Polizei und Königthum, polemische Wendungen gegen das Hofleben mit Hervorhebung deutscher Kernsprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Sie ironisirte die scheuen, allgemein gehaltenen Berichte der Berliner Zeitungen, z. B.: „In England ist Jemand ermordet worden" mit der Bemerkung, es werde (man bedenke 1833!) die Nachricht von dem Tode Napoleon's verbreitet; „wir können die Wahrheit noch nicht verbürgen". Sie stellte in den Querlesungen, der schon früher (S. 522) gekennzeichneten Art damaligen Humors, einmal die Sätze zusammen: „Er ist im Kampf für die Freiheit untergegangen — und das geschieht jetzt alle Tage". Sie veröffentlichte Bemerkungen eines „Verrückten aus Otempora", z. B. „Gesetze der Narrenstadt", in denen es hieß: „Wer seine fünf Sinne nicht hat, kann auf jede Anstellung Anspruch machen", oder „Gedanken" wie den folgenden: „Wenn ich ein Brett vor den Kopf nehme, so daß ich nichts sehen kann, und halte mir den Mund zu, daß ich nicht schreien kann, so prügelt mich mein Wärter mit einer Knute auf den Rücken und sagt: Du bist ein gutes Volk, lieber Verrückter. Ich möchte nur wissen, was er damit sagen will." Gewiß hatte folgende Bemerkung, der viele ähn-

---

Holzschnitte. Nach einer Notiz in Nr. 112 erschienen damals in Berlin einige 60 Zeitschriften, was kaum glaublich erscheint. Gegen die vielbefehdete Zeitung, die einen ähnlichen Sturm hervorrief wie Saphir's Blätter, war als Gegenblatt: Pandora von Loebel geplant, die aber wohl nicht erschienen ist.

liche angeschlossen werden könnten: „In Italien maßt sich bloß einer das Prädikat der Infallibilität an, in Deutschland hält sich jeder Papa für unfehlbar“ eine stark auf preußische Verhältnisse zugespitzte politische Tendenz. In einer der letzten Nummern hieß es in einer Weihnachtswanderung über die Großen: „Nehmt diesen Spiegel, der das Innere wiedergibt; Ihr werdet mit den Kleinen Nachsicht haben.“ Doch alle diese Bemerkungen klingen uns, den an den freien Ton der Presse Gewöhnten, so wenig offensiv, daß wir schwer begreifen, daß die Zeitschrift viele Censurschwierigkeiten bestand und schließlich unterdrückt wurde.

Doch kommt das Politische, das in dieser Zeitschrift eine Rolle spielte, auch, wie schon angedeutet, in den kleinen humoristischen Heften zum Ausdruck. Schon in ihnen kam die Erklärung des Litteraten vor, „der lieber Alles“ hat und des Servilen, „weil es davon sehr viele gibt“. Auf die Frage des Einen: „Was ist denn das für eine Regierung, die spanische?“ antwortete ein Anderer: „es gibt jetzt viele Regierungen, die mir spanisch vorkommen.“ Von Bayern hieß es einmal, bei Gelegenheit der Wiedereinrichtung der Klöster, „der geliebte König will sein Volk auf die frühere Klugheit zurückführen.“ Als ein Junge das Bild der Hinrichtung Sand's sieht, sagt er: „Wenn es nur keine üblen Folgen für Sand gehabt hat“, worauf der Guckkastenmann entgegnet: „Ne, vor Sanden nich, aber —“. In einer Unterhaltung über Constitution sagt der Eine: „Wenn wir, det Volk, selber sagen können, wat uns fehlt und wat wir brauchen und wo uns Unrecht jedhan wird, denn find' ick det viel verninftiger“; worauf der Andere bemerkt: „Det können wir doch sagen“, der Erste aber schließt: „Ja, sagen können wir Allens, aber et nützt nischt.“ Und einmal ringt sich der Stoßseufzer los: „Es ist doch besser in Amerika, da ist Freiheit“.

Unter den von Glaßbrenner gezeichneten Typen waren die Eckensteher die eifrigsten Politiker. Dieser ihrer Eigenschaft

waren zwei Schriften*) gewidmet. Ihr Gemeinsames besteht darin, naive Nichtwisser durch einen Klugschnabel, der seine Weisheit von einem Gesandtschaftsstallknecht weiß, über die Vorgänge des Tages belehren zu lassen. Die erste Schrift beginnt mit der Herzogin von Berry und läßt alle Länder Revue passiren, die Türkei, wo die Provinzen „Roßschweufe heißen, weil se Haare lassen müssen, die brauchen sie in den Haarem": Aegypten, wo sich „de Leite so lange das Essen abjewehnen, bis se Muhmien werden"; „dadurch wird wol der Pascha Vetter" sagt natürlich der Unterredner; England, dessen Maschinen ganz launig beschrieben werden. Endlich, da die Versammelten auf Frankreich kommen, spielen sie Deputirtenkammer, debattiren über die Frage, ob in den Tuilerien das Rauchen erlaubt sein soll, und das Ganze endet mit einer solennen Prügelei. Die antikatholische Tendenz, die in der ersten Schrift nur leise angedeutet war, kommt in der zweiten, die vom Streit mit dem Kölner Erzbischof ausgeht, Spaniens innere Kriege und den hannöverschen Verfassungszwist betrachtet, zum deutlichen Ausdruck. Aber hier läßt sich auch einmal ein deutsches und ein freiheitliches Wort hören. Ein Improvisator wird, nachdem er einige Proben seiner Kunst gegeben, aufgefordert, Deutschland und Nation zu reimen, lehnt das Ansinnen jedoch ab, das auch Goethe und Schiller nicht erfüllen könnten, „denn Deutschland ist keine Nation." Ein Anderer, wegen seiner freien Aeußerungen zur Vorsicht gemahnt, ruft aus: „Meine Meinung kann ick dreiste aussprechen, davor hab ick Preuße jelernt. . . . Wenn Jott jewollt hätte, daß man das aussprechen sollte, wat Manche jern hören, denn hätt er jeden Menschen uf de Zunge en Polzeicomzarius wachsen lassen. Wer sich fürchtt, wat zu sagen, wat er denkt, der doocht nischt, un wer Ursache hat, sich davor zu fürchten, det is en Schuft."

*) Die politisirenden Eckensteher. Nach dem Leben gezeichnet. (Anonym.) Berlin 1833. Bechtold u. Hartje (Glaßbrenner's Verleger. Erst in der zweiten Auflage nannte sich Glaßbrenner). Politisirende Berliner Eckensteher von A. Brennglas. Leipzig 1839.

Auch sonst begann der Humor sich mit Politik zu beschäftigen, wenn auch im Allgemeinen die Zeit, die wir hier zu behandeln haben, nicht die der politischen Witze war. Unter den zahllosen Witzen Saphirs findet man nur wenige politische. Einmal wird erzählt, daß die chinesische Censur sich darum kümmere, ob genug Reis in den Vorrathskammern sei, und hinzugefügt: „unsere europäischen Censoren bekümmern sich nicht nur nicht um unsern Reis, sondern sie leiden kaum, daß wir Grütze haben.“ Von ähnlicher Harmlosigkeit waren andere Witze, die sich mit der Person des Königs und anderer hochgestellten Personen beschäftigten, z. B. der am 14. November 1826 nach der Wiederherstellung des Königs von seinem Fall kursirende Vers: „Heil Dir im Siegerkranz, Unserm König sind die Beene wieder janz,“ oder die Bezeichnung des Königs als Student, denn es heiße auf der Museumsinschrift: F. W. III, studio liberalium artium oder die auf die Frage: „Warum ist Schuckmann Minister des Innern?“ ertheilte Antwort: „Weil er ohne Aeußeres ist.“

Stärker war, was man über die Heirath des Königs mit der Gräfin Harrach (Fürstin Liegnitz) sagte. „Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn nicht die Moral daran fehlte.“ Sie wurde „Königin der Nacht“ genannt, und einem Trommler an der Schloßwache schrieb man die Frage an den wachthabenden Offizier zu: „Soll ich ein bißchen mit der Linken trommeln?“

Prinz Karl von Mecklenburg, der sehr mißliebig war, wurde „Marschall Seitwärts“ genannt.*) Eine Dame, welche die Stelle des am Hofe mißliebig gewordenen Fräulein Altrock bekam, wurde Fräulein Neurock genannt. Die Museumsinschrift, in der es hieß liberalium artium museum constituit 1828, gab außer dem schon oben erwähnten noch zu dem Witz Anlaß „da kommt ja die liberale Constitution von 1828 vor“. Der geistreichste politische Witz, der damals gemacht wurde, rührt von dem Astronomen Encke her, dem Director der Berliner Sternwarte (1791

*) Dafür und für das Folgende: Bll. I, 27, 55; II, 50; IV, 321. — Varnh. Tageb. I, 96.

bis 1865, seit 1825 in Berlin, seit 1844 Universitäts-Professor). Als der König von Hannover, bald nach der Entlassung der Göttinger Sieben, die Berliner Sternwarte sehen wollte, sagte Encke: „Recht gut, ich werde ihm das Siebengestirn zeigen.“ *)

So waren die politischen Ereignisse, denen man noch in den zwanziger Jahren ein ziemlich geringes Interesse zugewendet hatte, mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Die Ereignisse gewannen immer mehr an Bedeutung; es bedurfte nur eines Anstoßes, damit eine wirkliche politische Litteratur entstand.

*) In den Zusammenhang dieses Kapitels gehört auch: (O. v. Deppen) Das moderne Berlin, ein Winterschatz für fröhliche Leser. Berlin 1828. Bei H. Burchhardt. — Berlin. Humoristisch-satirisches Panorama in Distichen-Spielen von Κάλλος. Exp. des Berl. Modenspiegels 1832. (R. B.) Beides recht unbedeutend.

Neunzehntes Kapitel.

Erwachen des politischen Sinns.

Die mannigfachen politischen Witze bekundeten, daß Etwas die Menschen neu zu beschäftigen begann: die Politik. Mit den Worten: „Eindringen des französischen Liberalismus“ hat ein neuerer Historiker die Zeit von 1830—1840 bezeichnet; Theilnahme der Bürgerschaft am politischen Leben könnte man das Charakteristische jener Jahre nennen. Spezielles Preußenthum und allgemeines politisches Bewußtsein gingen Hand in Hand. Jenes, schon längst erweckt durch die unvergleichlichen Thaten der Befreiungskriege, wurde genährt durch manche Erfolge, die Preußen z. B. in der Zollvereinsangelegenheit davontrug. Dieses fand seine Hauptanregung in den Ereignissen des Auslandes und in der Wahrnehmung, in welcher Art sich andere Völker an den Vorgängen ihrer Heimath betheiligten.

Die trübe, schwüle Stimmung, die früher gekennzeichnet wurde, begann einer froheren Platz zu machen. Bei aller Liebe zum König glaubte man doch, daß nur seine im Alten wurzelnden Ideen das Emporkommen des Neuen hinderten. Man hoffte auf den Kronprinzen als auf den Erretter aus veralteten Zuständen, als auf den Spender längst ersehnter neuer Einrichtungen. Politische Vereine suchten sich damals zu gestalten, in denen solche Hoffnung und solches Ziel zwar nicht offen ausgesprochen waren, aber als stillschweigend ausgegebene Parole die Besten vereinte.

Auch sonst begann Berlin sich mit neuen Einrichtungen anderer Haupt- und Großstädte zu befreunden. Damals geschah das Erste für die moderne Gestaltung der Berliner Straßen.*) Im Jahre 1824 legten die Weinhändler Lutter und Wegener vor ihrem, an der Ecke der Französischen und Charlottenstraße belegenen Hause Granitbahnen, und begründeten damit die bisher nicht üblich gewesenen Granittrottoirs. Ihr Beispiel fand einige aber nicht allgemeine Nachahmung, obgleich die Namen derer, die diesem Beispiel folgten, zur „Belohnung ihres löblichen Bestrebens, den Mitbürgern die Wohlthat eines bequemen Bürgersteiges zu erweisen", öffentlich bekannt gemacht wurden. Da dieser Ansporn zur freiwilligen Bethätigung des Bürgersinnes nicht viel genützt hatte, so wurde die Anlage der Bürgersteige durch die Cabinetsordre vom 18. Mai 1828 geregelt. 1837 wurde zum ersten Mal eine Asphaltbahn angelegt vor dem Hause Unter den Linden 23; eine ähnliche gleichzeitig vor dem Berliner Rathhause und in der Klosterstraße vor dem „Königlichen Gewerbehause". Diese Versuche hatten jedoch keinen Erfolg und fanden daher keine Nachahmung.

Ganz am Anfang des Jahrzehnts hatte das erste Auftreten der Cholera einen furchtbaren Schrecken in Berlin verbreitet. Wer flüchten konnte verließ die Stadt. Mochte der Berliner Witz sich den ausländischen Ausdruck mit „kollriger Morps" verdeutschen, oder den Chef des Medicinalwesens Rust, der Absperrung anordnete, als Passer rusticus = gemeiner Landsperling verspotten, und durch solch komisch klingende Uebersetzung dem Grauenvollen etwas von seinem Entsetzen zu nehmen versuchen, mochten die Aerzte hingebend ihre Pflicht thun und die Stadt in Eile Einrichtungen schaffen, die den damaligen sanitären Anschauungen entsprachen, mochten ruhige Schriftsteller, wie Frz. Horn, zur Besonnenheit mahnen und als uraltes, stets neues Mittel gegen die Cholera Muth und Heiter-

*) Die folgenden Notizen nach dem Bär, 17. Jahrg., Nr. 42, S. 531.

keit und Bewährung des Rathes: „Macht euch und Anderen Freude" empfehlen, — Schrecken und Entsetzen blieben bestehen. „Sie war," wie Gutzkow schrieb,*) der sie miterlebte, „das Schreckbild der Menschheit. Auf einem dürren Kosackenklepper schien sie zu kommen, die sieben Plagen als siebensträhnige Knute in der Hand, diese asiatische Giftmischerin, die in alle Brunnen, alle Ströme, in jede Nahrung den Keim des Todes warf." Wirklich waren die Opfer an Menschenleben, welche die unheimliche Krankheit gefordert, groß, und kein Stand blieb ganz befreit.

Nachdem man sich allmählich von den Leiden erholt und aus der Entmuthigung erhoben hatte, ging man mit frischen Kräften zu neuem Leben. Der Vermehrung der Bevölkerung mußte ein stärkeres Erwerbsleben entsprechen. Die Begründung der Borsigschen Fabrik (1837) wurde für Berlin epochemachend. Im nächsten Jahre sah Berlin die erste Eisenbahn. Am 21. September 1838 wurde die Strecke Zehlendorf-Potsdam, am 30. October 1838 die Strecke Zehlendorf-Berlin zum ersten Mal befahren.**)

Längere Zeit vorher war durch des vielgeschmähten, aber in seinem eigentlichen Arbeitsgebiet sehr verdienstvollen Postmeisters v. Nagler Bemühungen eine täglich von Berlin nach Frankreich, Holland, Rheinland und Westphalen abgehende, und vom Westen her in Berlin eintreffende Briefpost eingerichtet worden. (1. April 1823.) In Folge dieser Einrichtung fiel der

*) Erlebnisse S. 120. — Vgl. J. G. Hoffmann. Die Wirkungen der Cholera in Preußen. Abhandl. d. Berl. Akad. 1832. G. C. Reich, Die Cholera in Berlin 1831.

**) Im Bär 1888 Nr. 51 wird ein Gedicht des damaligen „Volkssängers" Borchert mitgetheilt, das hauptsächlich die Vergnügungslocalitäten von Steglitz preist, die man nun billig und bequem erreichen könne. Am Schlusse des Gedichts heißt es: „Zwei und drei Groschen ist der Satz, Dafür gönn'n sie uns einen Platz, Und der liebe Herkules, An Schnellkraft sich nicht foppen läßt; Denn in wenigen Sekunden, Ist aus Steglitz man entschwunden, Angekommen in Berlin, Thut man vergnügt nach Hause ziehn."

bisherige Grund für das nur dreimalige Erscheinen der Berliner Zeitungen fort; seit dem 1. Januar 1824 erschienen die drei politischen Zeitungen wirklich täglich. Aber sie gewannen nicht sonderlich an Interesse, die officielle nicht, wegen der Unfähigkeit ihrer Leiter, die übrigen nicht, wegen der vielfachen Censurbeschränkungen, denen sie unterworfen waren (oben S. 402, 404). Sie bewährten alle drei Börne's Wort, daß die „deutschen Blätter von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche an sich hätten." Die Staatszeitung brachte nur die Nachrichten, deren Verbreitung die Regierung wünschte und in der von dieser empfohlenen Art, und die beiden älteren Zeitungen nährten sich von dem Abhub der Berliner Kollegin und auswärtiger Zeitungen, so daß Berliner Leser der letzteren durch diese schneller und unparteiischer unterrichtet wurden, als durch die in der eigenen Stadt erscheinenden Blätter.*)

War die von den heimischen Blättern gewährte Kost nicht schmackhaft genug, so suchte man sich wohlschmeckendere, namentlich stärker gewürzte, von auswärts zu verschaffen. Damals fingen die Berliner Conditoreien von Stehely und Josty an, Sammelpunkte der Zeitungsleser zu werden; dort und in vertrauten Kreisen wurden erregende Nachrichten ausgetauscht und verfängliche Reden gehalten.

Auswärtige Zeitungen**) wurden in Berlin sehr viel gelesen, im Jahre 1833: 433 Exemplare deutscher und ausländischer Zeitungen, von jenen am meisten die Augsburger Allgemeine Zeitung und der Hamburger Correspondent, von diesen der Constitutionel und das Journal des Débats. Dies Interesse hatte begonnen von der Zeit an, da die freiheitliche Bewegung in Frankreich stärker zu werden begann (1821)***), damals wurde

*) Ein bissiges Urtheil über sämmtliche Berliner Blätter, auch die unpolitischen, siehe „Briefe aus Berlin", Hanau 1832, S. 18ff.; über Börne's Briefe daselbst, S. 42, 49.

**) Kapp a. a. O. 6, 239.

***) Varnh. Bll. I, 317, IV, 89, V, 312fg.

La Rénommée eifrig gelesen; Hegel trank (1826) mit den Studenten auf die Einnahme der Bastille, erzählte, daß er dies kein Jahr versäume und versuchte den Jüngeren die Bedeutung des Ereignisses klar zu machen.

Freiheitsideeen wurden besonders wach im Hinblick auf die Völkerschaften, die um ihre Selbständigkeit rangen: Griechen und Polen.

Für die Griechen zeigte sich lebhafter Enthusiasmus,*) der zunächst vielleicht aus dem Antagonismus gegen Oesterreich und einer starken Sympathie für Rußland hervorging. Einige Studenten zogen den Griechen zur Hülfe. Sammlungen vorzunehmen erklärte Zeune zuerst den Landesgesetzen gemäß für unstatthaft. Eine österreichische Note forderte die Regierung geradezu auf, Sammlungen zu hindern, und die Frechheit der Schriftsteller zu zügeln. Trotzdem druckte „Der Gesellschafter“ W. Müller's Lied zu Gunsten der Griechen gegen den österreichischen Beobachter ab. In einer Gesellschaft las Freiherr von Schilling ein starkes Gedicht für die Griechen vor, das er an Lord Byron geschickt hatte, und laute Aeußerungen zu Gunsten des für seine Freiheit kämpfenden Volkes wurden überall, namentlich seitens der Frauen vernommen.

Endlich erfolgte ein ganz unerwarteter Umschwung. Am 25. April 1826 erschien in Berliner Zeitungen eine Aufforderung zur Unterstützung der nothleidenden Griechen, unterzeichnet von Hufeland, Neander, Ritschl u. A. Militär und Schuljugend betheiligte sich an den Sammlungen. Adlige Damen gingen als Werberinnen in die einzelnen Häuser. Der Magistrat nahm Gelder an, in einem Concert bei Reimer, dem auch Gneisenau beiwohnte, sang Henriette Sonntag ein neugriechisches Lied, der König selbst betheiligte sich mit 1200 Friedrichsdors. Doch betonte man seitens der Regierung beständig, daß die Samm-

*) 1821 Bll. I, 325—68 passim; 1822 Bll. II, 43, 229 ff.; 1826 IV, 49—91. Eine merkwürdige Notiz Stägemann's an Cramer, 16. 5. 26, in den Briefen von Chamisso, Gneisenau II, 144.

lungen für die Nothleidenden, nicht für die Kämpfenden bestimmt seien, um dadurch den üblen Eindruck abzuschwächen, den der Berliner Eifer namentlich in Wien hervorrief.

Auch eine litterarische Bewegung für die Griechen, freilich nicht für die nothleidenden, sondern für die kämpfenden, that sich kund. Charakteristisch dafür war K. L. Blum's (1796—1869, von 1818—1826 in Berlin), des späteren Geographen und Statistikers „Klagen der Griechen", Berlin 1822, besonders aber eine von Saphir herausgegebene Schrift. Sie*) enthält zwar manches Bekannte, wie Proben aus den Gedichten Wilhelm Müller's, der zwischen 1821 und 1824 fünf Hefte „Lieder, Neue und neueste Lieder der Griechen" herausgab, aber vieles hier zum ersten Mal Gedruckte, prosaische und poetische Beiträge von Berlinern, z. B. Stieglitz, Hohnhorst, Anselmi, Ludwig Liber (Lesser), Otto von Deppen und manchen ungenannten. Keineswegs alle bezogen sich auf die Griechen, sondern manche behandelten höchst unschuldige und unbedeutende Themata. Der merkwürdigste Beitrag vielleicht war ein langes „Palast" unterzeichnetes Gedicht „Der Sclave", das die langunterdrückte Freiheitssehnsucht, die Verzweiflung an Gott und der Welt seitens des als Sclave Geborenen in energischer Weise zum Ausdruck brachte und als erwünschte Lösung, als einzig mögliche Befreiung den Tod betrachtete.

Unter den Dichtern von Griechenliedern verdient Amalie von Helvig, geborene von Imhoff, die Dichterin der „Schwestern von Lesbos", die Uebersetzerin der Fritjofssage umsomehr eine Erwähnung,**) als sie den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte und ihre Lieder im bewußten Gegensatz z. B. gegen ihren Gatten herausgab, der als Aristokrat und Kriegsmann den Griechen abgeneigt war. Angeregt durch das Classicitätsideal, das sie

*) Griechisches Feuer auf dem Altare edler Frauen. Ein Sommerblatt zum Besten der Wittwen und Waisen der bedrängten Griechen herausgegeben von M. G. Saphir. 2 Hefte. Berlin 1826.

**) Griechenlieder im Morgenbl. 1821 und 22. Dann: Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland. Berlin 1826.

durch die Weimarer Dichterheroen kennen gelernt hatte, schwärmte sie zwar zunächst für das alte Hellas, aber sie sah „den Zorn erhabener Ahnen durch der Enkel Muth versöhnt" und wollte nicht bloß als Frau die Verwundeten pflegen, sondern wünschte sich Krieger- und Herrschermacht, um den Unterdrückten beizustehen.

Auch L. Rellstab begrüßte*) das alte Hellas in seiner Tüchtigkeit, dem nicht die Kraft der Gegner, sondern nur Verrath der eignen Kinder Verderben bereitet habe, erhoffte ein Wiedererstehen der alten Bedeutung und sah im Geiste die Freiheit dem Lande wiedergeschenkt.

Geringere Begeisterung, aber immerhin Antheilnahme herrschte für die Polen, die seit 1815 nicht müde wurden, ihre durch die Wiener Bundesakte endgültig vernichtete Selbständigkeit wiederzugewinnen.

Vielleicht war es das Interesse für Polen, das einige Uebersetzungen des Niemcewicz (1825, 1828) hervorrief.**) Gewiß kam es in G. A. von Maltitz' Drama „Der alte Student", eines Dichters, der unter seinen zahlreichen Reden und politischen Aufrufen auch ein Gedicht „Polonia", Paris 1831, veröffentlichte, zum deutlichen Ausdruck. Dort waren bei der Darstellung der Geschichte eines Polen, der sich mit seiner Guitarre durch Deutschland bettelt, manche Ausfälle gegen Rußland, die von der Censur gestrichen waren, bei der Berliner Aufführung 1828 nicht ausgelassen worden. (Vgl. schon oben S. 505.)

Eine entschiedenere Begeisterung gab sich während und nach der polnischen Revolution (1831) kund. Eine den Polen gewidmete anonym in Hamburg erschienene Liedersammlung***) ist von einem jungen Berliner Dichter M. Veit.†) Daß sie bei dem

*) Griechenlands Morgenröthe in neun Gedichten. Heidelberg 1822. Rellstab's Werke XII, 182 ff.

**) Goedeke, Grundriß III, alte Ausgabe, 1366 fg., 919.

***) Polenlieder. Ein Todtenopfer. Hambg., Hoffmann u. Campe, 1832.

†) Ueber Veit oben S. 442. Auszüge aus den Polenliedern in Wehrenpfennig's Gedenkschrift auf Veit (Berlin 1870). Dort sind auch einzelne der oben S. 442 behandelten Gedichte abgedruckt.

Verleger der Freiheitssänger, Börne's und Heine's erschien, hat seinen Grund in den mannigfachen Anspielungen auf preußische Verhältnisse. Denn der Dichter blickte mit Neid auf die östlichen Brüder, die Kosziuskos Odem beseelte und klagte, daß es schon achtzehn lange Jahre her sei, daß wir auch einmal den Geist beschworen; er sprach es aus, daß er und seine Gesinnungsgenossen „Deine Schlachten in heiliger Sympathie theilen". So verkündete er den Ruhm einzelner Helden und klagte Europas Nationen an, Polens Fall thatenlos zuzusehen. Deutschlands Dichtern aber rief er mit flammenden Worten zu, die kleinen Leiden, die ihre Brust erschuf, zu vergessen und Herz und Sinn mit dem großen Schmerz zu füllen, der Europas Heldenherz zerrissen habe und er schloß:

Ihr duldet nicht, ihr Lieder, daß es der Macht gelingt,
Den Heldenruhm zu schmälern, der alle Welt bezwingt.
Wohl habt ihr keine Säule, die eure Siege nennt,
Weil ihre stumme Sprache auch eure Schuld bekennt.

Ihr aber baut, ihr Lieder, das Siegesdenkmal auf
Und schreibt die Heldennamen mit Flammenschrift darauf.
Der lässigen Geschichte, die streng der Nachwelt harrt,
Entreißt den trägen Griffel für unsre Gegenwart.

Den stärksten Eindruck indessen machte die große europäische Revolutionsbewegung von 1830, von der die polnische Insurrection nur ein Theil war. Aller Augen waren nach Frankreich gerichtet.

Die Julirevolution und die holländisch-belgischen Wirren erweckten das politische Interesse der Berliner. Kein Geringerer als Moltke*) bezeugt dies politische Interesse und die in Soldatenkreisen herrschende kriegerische Stimmung. Er schreibt (13. Februar 1831): „Hier ist ein neues Leben in die Menschen gefahren, die Cafés sind überfüllt mit Neugierigen, und kaum, daß man die Zeitungen erhaschen kann, besonders die französischen. Politik wird in allen

*) Briefe, 1. Samml., 4. Band der Ges. Schriften Moltke's, Berl. 1891, S. 52. Auch Ranke, Z. eign. Lebensgesch., S. 66, constatirt diesen Eindruck.

Salons, in den Theatern, wie in den Bierstuben verhandelt. Die Offiziere, welche das Geld dazu haben, schaffen sich ihre Packsättel und Feldequipirung an, um den Krieg zu erwarten, und wir anderen erwarten den Krieg, um uns equipiren zu können. Regierungsräthe und Gerichtsassessoren suchen ihre Landwehruniformen hervor — nur die Handelsherren machen bedenkliche Gesichter. — Ein ungeheurer Applaus brach vorgestern in der Vorstellung der Jungfrau von Orleans aus bei der Stelle: ‚Das Volk muß sich für seinen König opfern‘." In den bürgerlichen Kreisen war der Eindruck der französischen Revolution ein nicht minder mächtiger. Aber dort empfand man keine Sehnsucht nach Krieg, sondern ein unbestimmtes Freiheitsahnen, eine Sehnsucht nach anderen, und, wie man hoffte, besseren Zuständen. Die französischen Zeitungen wurden in den Kaffeehäusern laut vorgelesen, die Zuhörer bezeugten oft allgemein ihren Beifall, Officiere, Kaufleute, Studenten. Die bitteren Scherze des Figaro wurden mit Wohlgefallen wiederholt. Selbst unter den Aristokraten zeigten sich Anhänger der großen Bewegung, obwohl sie im Ganzen natürlich zu deren Gegnern zählten. „Die Kaufleute und Bürger sind ganz stolz darauf, daß ihresgleichen in Paris mit den höchsten Functionen bekleidet auftreten." Ein Wort von Frau Lea Mendelssohn-Bartholdy wurde colportirt, die auf die Mittheilung, ihr Mann werde bei dieser Gelegenheit an Staatspapieren viel verlieren, sagte: „das müßte mir sehr leid sein, aber meine Gesinnungen kann ich deshalb doch nicht von dem Börsencours abhängig machen." *)

Freilich war auch Abraham Mendelssohn, der damals übrigens in Paris weilte, keiner von denen, die ihre politischen Ansichten nach dem Cours der Papiere bestimmten. Er schrieb (30. Aug. 1830) **): „Ich bin mit Leib und Seele, mit Herz und Magen dem Prinzip der Journées de Juillet zugethan und halte sie für die außerordentlichste Begebenheit der ganzen Welt-

*) Bll. V, 302—4.

**) S. Hensel a. a. O. I, 293.

geschichte." Wenn ein 53jähriger mit solcher Ueberschwänglichkeit urtheilte, einer, der als Knabe die große französische Revolution erlebt hatte, so waren viele der Jüngeren zuerst wie erstarrt, dann, nachdem die Erstarrung gewichen war, trunken vor Freude. Man braucht nur Gutzkow's autobiographische Schriften zu lesen, und man wird, wennschon zwischen ihrer Abfassung und dem Ereigniß fast ein halbes Jahrhundert liegt, des gewaltigen Umschwungs inne, den die Julirevolution hervorrief.

Ein solcher Umschwung wurde nicht bloß durch die Ereignisse selbst erzeugt, sondern durch die Schriften, die diese begleiteten. Unter ihnen wurden gewiß Börne's „Briefe aus Paris" am meisten gelesen, und machten den größten Eindruck. Seine Begeisterung für die Franzosen, der Hohn gegen die Deutschen, der Kampf wider das Königthum, auch gegen das Julikönigthum, das er trotz seines Eifers für die Revolution nicht billigte, der Grundsatz, daß die Völker edler sind als die Fürsten, die Lobpreisung der Freiheit, ja das wollüstige Schwelgen in ihr, die Betheuerung, daß nun ein ununterdrückbares Freiheitsbewußtsein die Welt erfülle, die Bewunderung jedes kleinen Zugs im Leben der Franzosen, die Verherrlichung ihrer Entsagung und Aufopferung wurden auch in Berlin angestaunt und mitempfunden. Derartiges war noch nicht gesagt worden, wie der Satz (Werke IX, 91): „Freunde politischer Alterthümer werden durch unsere Städte wandern, und unsere Gerichtsordnung, unsere Stockschläge, unsere Censur, unsere Mauthen, unseren Adelstolz, unsere Bürgerdemuth, unsere allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsere Zünfte, unseren Judenzwang, unsere Bauernnoth begucken, betasten, ausmessen, beschwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von diesem Elende Beschreibungen mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk! wird ein Beduine mit stolzem Mitleide ausrufen!" Ueber Preußen aber hieß es (a. a. O. 159 fg.), als von dort aus das Gerücht einer Constitution verbreitet war: „Eine Constitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein

Werk der Finsterniß werden. Die Freiheit, die man vom Herren geschenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß sie stehlen oder rauben."

Fr. v. Raumer's Briefe*) lassen sich mit den Börnischen nicht vergleichen, wenn sie auch denselben Titel führen und aus dem nämlichen Jahre stammen. Börne ging als Politiker, Raumer als Historiker und Weltmann nach Paris. Daher nehmen auch bei ihm Gesellschafts- und Theaterberichte einen breiten Raum ein, aber sie sind ohne Geist und Witz. Raumer lebte seit Mitte April in Paris bis zum 15. August, aber gerade in den entscheidendsten Julitagen war er abwesend. Doch gab er ein anziehendes Bild von dem, was er selbst sah und durch Andere hörte. Er referirte ohne rechte innere Theilnahme an den Dingen, schilderte mehr die Freude Anderer als seine eigene. Am 3. Aug. gedachte er des Geburtstags des Königs. Denn er war kein Revolutionär, wenn er auch den Aufständischen die Anerkennung nicht versagte, daß sie in Unruhe und Kampf das Eigenthum schonten und schützten. Er war constitutionell gesinnt, und forderte Theilnahme der Völker an Gesetzgebung und Verwaltung. Er hatte das Verfahren der Regierung vor der Revolution gemißbilligt, und einen Sturz des Ministeriums, freilich keine gewaltsame Erhebung, vorausgesagt. Unter dem Eindruck der letzteren brauchte er die gewiß nicht bloß auf Frankreich berechneten Worte: „daß keine bewaffnete Macht die Despotie gegen unbewaffnete Bürger durchsetzen kann, wenn diese mit Festigkeit ihre Rechte vertheidigen". Mit nicht allzu großem Antheil schilderte Raumer auch Polens Untergang. Er gab keine Verherrlichung eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes, sondern eine historische Schilderung mit einer gewissen Abneigung gegen die herrschende Macht. Ein Wort der Vorrede „er könne dem Erfolge, der Nothwendig-

---

*) Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, 2 Bde., Leipzig 1831. Die Briefe sind an Berliner Verwandte und Freunde, u. A. auch an Madame Crelinger, gerichtet. — Polens Untergang. 2. Auflage, Leipzig 1832.

keit, dem Zufall nicht unbedingte Ehrfurcht erweisen" bezeichnet die Tendenz der ganzen Schrift, die trotz ihrer Zahmheit Anstoß erregte.

Einen noch größeren Eindruck, als Börne durch das geschriebene, machte E. Gans durch das gesprochene Wort. Von ihm wird ausdrücklich bezeugt*), daß er „von großem Einfluß auf die politische Bildung Berlins war", und daß er durch sein Colleg über die französische Revolution „die Machthaber in Harnisch brachte". (Vgl. unten S. 558 und 589.) Wie bei allen großen Rednern, läßt sich auch bei ihm die Macht des gesprochenen Wortes aus dem geschriebenen nicht voll entnehmen. Doch schon dieses bleibt wirksam genug. In gleicher Stärke, wie bei Börne, war hier der Gedanke ausgesprochen, daß die junge Generation in Frankreich ganz anders ihre Aufgabe verstand und ihre Rolle spielte, als in Deutschland. Die Billigung der Revolution ward zwar nicht mit Begeisterung, doch mit Entschiedenheit ausgesprochen, sie müßte, so hieß es, „Zustimmung selbst bei solchen Männern finden, die der rohen Gewalt als politischem Heilmittel sonst wohl nicht gewogen sein möchten". Vor Allem wurde der Gedanke festgehalten, daß trotz möglichen Rückfalles im Einzelnen die liberalen Gedanken gesichert seien: „Gewisse Fragen sind auf immer entschieden, und die Langsamkeit der Bekehrung und des Widerstandes ein sichereres Zeichen des Erfolges, als wenn derselbe in unaufhaltsamen Zügen eingetreten wäre".

Freilich den eben gekennzeichneten Geist ließen die in Berlin erschienenen politischen Broschüren nicht erkennen. Offene Anerkennungen der Revolution durften sich nicht hervorwagen, aber allzu zahm war eine Schrift**), die zwischen der revolutionären und der konservativen Partei zu vermitteln suchte, indem sie für die

*) H. Laube, Lebenserinnerungen, Leipzig 1872, S. 287. — Gans' Vorlesungen, Fragm., in Raumer's Taschenbuch Bd. 4, 5 enthalten nur die Schilderung der letzten Zeit Ludwig's XIV.; über die Zeit von 1830 ff. Aufsätze in den „Rückblicken", Berlin 1836.

) Ludwig v. d. H: Die rechte Mitte. Politische Herzensergießungen eines Preußen. Berlin 1832. (Ludwig Liber? oben S. 451.)

Entfernung aller Extravaganzen sowohl nach der rechten, als nach der linken Seite plaidirte, gegen Obscurantismus auf der einen, und Preßfreiheit auf der anderen Seite auftrat, statt des Enthusiasmus allein die Stetigkeit empfahl. Sie schloß ihre Darlegung mit dem unglaublichen Vers:

„Groß, unbezwungen steht es da,
Es ist mein Volk Borussia."

Dagegen wurde der antirevolutionäre Standpunkt vielfach vertreten. Charakteristisch dafür war eine Schrift Jarcke's, deren Verfasser, als einer der hauptsächlichen politischen Schriftsteller Berlins, ein näheres Eingehen verdient.

Eine Vermehrung ganz eigener Art erhielt nämlich die publicistische Litteratur Berlins durch das im Jahre 1831 (October) gegründete „Politische Wochenblatt". Sein Herausgeber K. E. Jarcke (1891—52)*), von 1825—32 in Berlin zuerst als Professor des Strafrechts an der Universität, daneben zuletzt nur wenige Monate als Hülfsarbeiter im Justizministerium für kriminalistische Gesetzarbeiten thätig, ein scharfsinniger, hochbegabter Schriftsteller, gehörte zu den eifervollen Verfechtern der Legitimität und war, bevor er fanatisch für den Katholicismus eintrat, ein überzeugter, und nicht minder energischer Gegner aller freiheitlichen Bewegungen. Diesen seinen Standpunkt legte er dar in seiner anonym erschienenen Abhandlung „Die französische

*) Ueber Jarcke vgl. A. D. B. XIII, 711ff., wo auch seine wissenschaftlichen Arbeiten gewürdigt sind. Die Schrift über die französische Revolution erschien 1831, die erste Nummer des „Politischen Wochenblatts" 8. October 1831. Seine wesentlichsten Artikel daraus auch nach der Berliner Zeit veröffentlichte Jarcke in den „Vermischten Schriften". 3 Bände. München 1839. — Wie man in liberalen Kreisen über Jarcke dachte, geht aus folgenden Versen, Briefe aus Berlin, Hanau 1832, S. 123fg., hervor:

Konvertit und Jurist, Professor, Politiker, Doctor —
Sahet, ihr Herren, wohl je so viel auf Einen gepackt?
Rastlos werf' ich mein Netz, daß Petri Fischzug mich lohne,
Orden ermangelnd aus Rom und aus Don Miguel's Stadt.
Weil ich dem Michel so viel des Honigs geschmiert um den Milchbart,
Macht er, wie seinen Barbier, denk' ich, auch mich zum Marquis.

Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen". In dieser Schrift schilderte er von seinem Standpunkte aus in consequenter Weise die Revolution als ein ungesetzliches, unrechtmäßiges und unvernünftiges Ereigniß. Die Ursachen der Revolution sah der Verfasser, unter beständigem Hinweis auf französische Blätter, in den geheimen Gesellschaften, die seit 1814 ihres Amtes gewaltet, schon früher manche Verschwörungen angezettelt und nun ihre ganze Kraft in der letzten Erhebung gezeigt hätten. Als wahrscheinliche Folgen — soweit man sich anmaßen könnte, den Schleier der Zukunft, die in Gottes Hand stehe, zu heben — erklärte er aber: Republik, Insurrektion, Fortdauer und Sieg der Revolution in Frankreich. Der Verfasser schloß mit der Mahnung, in einer solchen unruhigen Zeit auch gerechte Beschwerden nicht zu verfolgen, sondern bürgerliche Treue und strenge Beobachtung der eigenen Pflicht zu üben.

An dem in dieser Broschüre vertretenen Standpunkt hielt Jarcke auch in seiner Zeitschrift fest. Dieses „Politische Wochenblatt", das zuerst als „Allgemeine Staatsanzeigen" angekündigt war, und dessen jeden Sonnabend erscheinende Nummern bis zum 10. December 1831, vermuthlich der Cholera wegen, den Druckvermerk „desinficirt" trugen, war ein gut und geistvoll geschriebenes, consequent durchgeführtes Blatt. Es brachte weder Nachrichten noch Anzeigen, sondern in jeder Nummer einen kurzen politischen Wochenbericht, mehrere Correspondenzen und selbständige Artikel, seltener Bücherbesprechungen. In den Berichten, Correspondenzen und Artikeln spielte Preußen eine ungemein geringe Rolle. Am 10. März 1832 erschien die erste Notiz über Preußen; die wenigen diesem Staate gewidmeten Artikel behandeln die Polen in Preußen, das Verfahren der Regierung gegen die Flüchtigen billigend, die Revision des allgemeinen preußischen Landrechts, die Landräthe und Kreisstände der preußischen Monarchie. Auf Oesterreich wurde so gut wie keine, große Aufmerksamkeit dagegen den süddeutschen Staaten

zugewendet, deren constitutionelle Regungen den Mitarbeitern widrig und deren revolutionäre Bewegung ihnen ein Greuel waren. Der deutschen Revolution in Leipzig, Dresden, Hannover, Braunschweig waren größere Artikel gewidmet; von „schlimmen" süddeutschen Blättern wurde besonders „Die deutsche Tribüne" verfolgt; das Hambacher Fest, über das zwar keine eingehende Schilderung geboten, über das aber mehrfach resumirende Artikel gebracht wurden, erregte den Berichterstattern „Schmerz und Ekel", und die danach gefaßten Bundesbeschlüsse erschienen ihnen als „Vollendung im rühmlichen Wirken der Sicherheit Deutschlands". In demselben Sinne wurden Verhältnisse der auswärtigen Länder, unter denen Frankreich bei weitem die erste Stelle einnahm, betrachtet. Der Standpunkt des Blattes war ein durchaus antirevolutionärer, streng mittelalterlich-feudalistisch-christlicher. Der Kampf gegen die liberalen Forderungen aller Art: ständisches Wesen, Preßfreiheit, neue Gesetzgebung, Schwören der Offiziere auf die Verfassung bildete den Hauptzweck. Es sollte nachgewiesen werden, daß die Revolution, zu der jede freisinnige Bestrebung führe, das Eigenthum schädige, den Staat vernichte, ja daß sie nirgends wirklich die Freiheit hervorgerufen habe. Jarcke und seine Mitarbeiter entledigten sich ihrer Aufgabe mit unleugbarem Geschick; für Berlin war das „Politische Wochenblatt" die erste Zeitung, die wirklich den Namen einer politischen verdient, was freilich kein Wunder war, da jedes Freisinnige sofort unterdrückt worden wäre. Daher durfte Jarcke mit einigem Recht von sich sagen, als er am 15. November 1832 aus der Redaction schied: „Vielleicht ist noch niemals einem deutschen politischen Schriftsteller ein so auserwähltes und geistvolles Publicum zu Theil geworden, als die Umgebung, durch welche er sich getragen und durch deren Beifall und Zustimmung er sich beglückt fühlte."

Neben Jarcke's stand Ranke's Zeitschrift.*) Diese wurde,

*) Historisch-politische Zeitschrift, hgg. von Leopold Ranke. 1. Band, Hamburg 1832. 2. Band, Berlin 1833—36.

je länger sie bestand, desto mehr eine historische, anfangs aber war sie politisch. Sie enthielt bedeutsame Abhandlungen, Musterleistungen historischer Kritik und Darstellung vom Herausgeber selbst, Beiträge von Savigny, Clausewitz und manchem Ungenannten. Sie wollte nicht die stets wechselnden Tagesneuigkeiten beleuchten, sondern das schon historisch Gewordene untersuchen. Sie lenkte den Blick besonders auf deutsche und französische Verhältnisse. Doch mahnte sie stets zur Ruhe und Eintracht, rieth ab, „nach einem eingebildeten Glück auf Wegen, die vom Wahren abführen, zu jagen“, wollte die Deutschen verhindern, ihre Blicke nach Frankreich zu wenden, indem sie „den Unterschied zwischen gesetzmäßigem Fortschritt und ungeduldig zerstörender Neuerung“ feststellte und als wesentlichen Vorzug der Deutschen erklärte, daß dort „die Neuerung im Bunde mit den Fürsten vollbracht“ worden sei. Sie wollte nicht jede Betheiligung des Volkes, dessen Begehren nach Preßfreiheit sie leugnete, an der Politik zurückweisen, beschränkte aber die Mitthätigkeit des Mittelstandes durch den Satz: „Macht soll er haben nach dem Maße seiner Einsicht, d. h. im Wesentlichen nach dem Kreise seiner Erfahrungen, aber nicht nach den oberflächlichen Theorieen, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu sehr geneigt ist.“ Indem sie aber auf die große Verbreitung des Interesses für Politik hinwies und auf die Neigung Vieler, sich damit zu befassen, tadelte sie beide mit den Worten: „Aber jene Verbreitung ist darum nicht erhöhte Einsicht, und diese Neigung ist von wahrem Bürgersinn, d. h. von hingebender, selbstverleugnender Liebe zum Gemeinwohl noch sehr verschieden.“

Während so die Pariser Revolution und die Aufstände an anderen Orten Anlaß zu Gesprächen und vielfachen Darstellungen gaben, blieb Berlin ruhig. Denn wenn auch viele der Unterrichteten revolutionär gesinnt waren, das Volk dachte an keine Erhebung. Das zeigte sich am deutlichsten in den beiden sogenannten Aufständen, die diesem Jahrzehnt angehören. Der

erste vom 16. September 1830 war wirklich ein „Neugierigkeitsauflauf", wie ein damaliger politischer Correspondent ihn bezeichnete (Börne IX, 103), oder eine Schneiderrevolte, wie die Berliner sagten, denn er entstand durch Schneidergesellen, die sich zusammenrotteten, um einen ihrer „wegen Neuerungen" verhafteten Collegen zu befreien. Der zweite (3. August 1835) brach aus, weil die Berliner sich ihre Gewohnheit, am Geburtstag des Königs zu knallen und zu schießen, nicht entziehen lassen wollten. Eine wirklich politische Ursache lag daher bei beiden Straßenkrawallen nicht vor, obwohl der letztere ziemlich blutig war und, wie dies bei derartigen Zusammenrottungen oft geschieht, nicht ohne Nachspiel blieb. Seine vollständige Harmlosigkeit ergibt sich aus den Geschichtchen, die damals wirklich passirten oder in den Witzheften erzählt wurden. Am bedenklichsten war, wenn ein Eckensteher, der Hände und Taschen voll Feldsteinen hatte, sehr ärgerlich darüber wurde, daß man ihm verwehren wollte, „Feiersteenekens uff de Schossee" zu sammeln. Wenn ein anderer die Gaslaternen mit den Worten einschlug: „Mit Gott für König und Vaterland", so machte er nur einen auf den Tag bezüglichen Witz. Damals entstand auch der Witz, daß ein Schusterjunge auf der Straße ausrief: „Wir wollen keinen König mehr", und gefragt, wie er solchen Ruf wagen könnte, hinzusetzte: „Weil wir einen haben." Die Selbstironisirung aber, an der die Berliner so besondere Freude hatten, zeigt sich am besten in dem Plakate, das damals angeheftet gewesen sein soll: „Wegen Unpäßlichkeit eines Schusterjungen kann heute die Revolution nicht stattfinden."

Auch unter den erneuten Maßregeln der Bundesregierungen in Folge des Frankfurter Putsches hatte Berlin selbst verhältnißmäßig wenig zu leiden. Neue Demagogenverfolgungen, noch kleinlicher und grundloser, als die etwa ein Jahrzehnt früher unternommenen, begannen. Sie gingen freilich von Berlin aus, wo die Unternehmer, vor Allem der grimme Kamptz, die Ausführenden Tzschoppe und Dambach — „der preußische Reim

auf Hambach", wie man damals spöttelte — und einer der kläglichsten Denuncianten Joel Jacoby, ihren Sitz hatten. Aber sie trafen fast ausschließlich Nichtberliner. Die Stadt- und die Hausvoigtei, die damals recht eigentlich ihren traurigen Ruhm erwarben, beherbergten meist fremde Gäste.

Die Zeitereignisse übten ihre Wirkung auch auf die Universität. Friedrich von Raumer hatte wegen freier Worte viel zu leiden, selbst der von der russischen Polizei aufgegriffene Brief eines polnischen Zuhörers, der des Professors Aeußerungen über die Theilung Polens mit Befriedigung constatirte, machte ihm Ungelegenheiten. Ein Student wurde wegen eines gleichfalls auf der Post geöffneten Belobigungsbriefes an Thiers relegirt. Vielleicht die größte Aufregung rief an der Universität und in wissenschaftlichen Kreisen überhaupt die Entlassung der sieben Göttinger Professoren hervor, die nach der Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes erklärten, sie hielten sich an ihren früher auf dies Gesetz geleisteten Eid gebunden. Eine officielle Theilnahme für die Göttinger Sieben wurde verboten. Trotzdem gingen die Sammlungen ruhig ihren Gang. Die Studenten brachten Gans, der sich am eifrigsten für die Göttinger ausgesprochen, ein Ständchen und dem über ihm wohnenden Tzschoppe ein Pereat. Gans mahnte in maßvoller Rede zur Ruhe.*) Eine tiefgreifende politische Erregung ging von diesem Ereigniß aus. Grade durch dieses wurden die Insassen der Gelehrtenstuben, die bisher das politische Treiben als etwas Fremdes, beinahe der Gelehrten Unwürdiges angesehen hatten, zur Politik gedrängt. Sie nahmen nicht mehr in dumpfer Resignation die Ereignisse auf. Vielmehr fühlten sie sich durch das Schicksal ihrer Amts- und Fachgenossen selbst gekränkt, zur Geringachtung des Bestehenden angetrieben, zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft angeregt. Selbst ein so ruhiger und der Politik abgewandter Mann, wie K. Lachmann**), schrieb: „Ich

*) Varnh. Tageb. I, 21, 50, 53, 71, 82fg.
**) Lachmann an Haupt 1838, Briefe S. 45.

bin gar nicht erbaut von Grimms' Verstimmung, in der er gar nicht einsieht, wie Regenten erzogen werden und wie wenig man überhaupt von unserem alexandrinischen Zeitalter erwarten darf." „Viele sind es," so schrieb Marcus Niebuhr an Dahlmann, „die nicht nur fühlen, sondern auch Gedanken und Worte wagen, dazu gehören auch die mir am nächsten Stehenden, besonders Savigny und Bettina Arnim, die untröstlich ist."*) Sie war es denn auch, welche den Gedanken faßte, Jakob und Wilhelm Grimm nach Berlin zu ziehen, und die ihn mit großer Energie, mit unermüdlicher, „allzu sichtbarer" Thätigkeit festhielt. Durch ihre Verwendung beim Kronprinzen, dann bei demselben als König Friedrich Wilhelm IV., endlich durch A. v. Humboldt's Vermittelung gelang es, die Brüder für Berlin zu gewinnen (2. November 1840). Damals freilich (1837) mußte die Erfüllung solcher Hoffnungen den Meisten unmöglich erscheinen; wurde doch selbst ein poetischer Zuruf, den Franz Frhr. v. Gaudy (1800—1846, seit 1837 in Berlin), der humoristische Reisebeschreiber und liebenswürdige Erzähler venetianischer Geschichten, ein Genosse der jüngeren Romantiker, den Göttingern in dem Berliner Musenalmanach widmen wollte, von der Censur verboten.**)

Selbst wissenschaftlichen Unternehmungen wie den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" wurde die Censur derart hinderlich, daß die Theilnehmer der Societät das Aufhören des Unternehmens beschlossen (November 1839); nur, da der Minister größere Freiheiten versprach, willigten sie in eine Fortsetzung.

Die Censurmaßregeln waren wie ehedem von dem Bunde dictirt worden. Sie richteten sich besonders gegen eine Zahl junger norddeutscher Schriftsteller, für die Ludwig Wienbarg den Namen des „jungen Deutschland" erfunden hatte. Ihnen

*) Wendeler, Meusebach-Grimm, Briefw., 1880, S. 260ff.

**) Vgl. Deutsche Dichtung, Bd. XIV, S. 225. Das Gedicht „Die Landesflüchtigen" in Gaudy's Werken, 1844 Bd. 4.

hatte man seltsamer Weise Börne und Heine zugesellt, die höchstens als Väter der jugendlichen Verbündeten gelten konnten. Von diesen kommt Heinrich Laube hier nur deswegen in Betracht, weil er 1834 neun Monate in der Hausvoigtei zubringen mußte, weniger wegen seiner litterarischen als wegen seiner burschenschaftlichen Thätigkeit; dann lebte er eine Zeit lang unangefochten in Berlin, wurde 1837 zu fünfjähriger Festungshaft verurtheilt, die er in Muskau zubringen durfte.

Von den Männern des Jungen Deutschland war der einzige Karl Gutzkow ein Berliner, geboren am 17. März 1811 als Sohn des ersten Bereiters des Prinzen Wilhelm.*) Wenn er auch seine gesammte Jugendbildung in Berlin erlangte, dort die Schule und Universität besuchte, so kam er vom Beginn seiner Reife an doch nur ganz vorübergehend nach Berlin, verlegte seine schriftstellerische Thätigkeit nach anderen Orten und übte seine Wirkung mindestens ebenso auf Mittel- und Süddeutschland aus, wie auf Berlin.

Das Gemeinsame dieser jungen Schriftstellergemeinschaft, die durchaus keine geschlossene Gesellschaft war, in der vielmehr jeder seine eigenen Wege ging und seine entschieden ausgeprägte Individualität hatte, waren außer einer stark ausgesprochenen Kameraderie, die sich in ähnlicher Weise bei jeder Coterie jugendlicher, mit starkem Selbstbewußtsein ausgestatteter Autoren kundgibt, einzelne Grundsätze.

Diese waren freie politische Ansichten, in denen eine gewisse weltbürgerliche Tendenz hervortrat und Sympathieen für Frankreich zum Ausdruck kamen, als für das Land, das die revolutionären Forderungen am ehesten befriedigt hatte; religiöse Unabhängigkeit, die, unterstützt von damals veröffentlichten epochemachenden kritischen Untersuchungen über die Evangelien, eine sehr christenfeindliche, bisweilen atheistische Färbung annahm;

*) Vgl. Gutzkow: Aus meiner Knabenzeit, Leipzig 1852, ein Buch, das leider nur die Jahre von 1811—21 behandelt. — Die übrigen biogr. Schriften sind gelegentlich erwähnt.

sittliche, stark durch Heinse beeinflußte Anschauungen, in denen das Sittengesetz als eine veraltete Convention erschien, die freie Liebe und die Emancipation des Fleisches dagegen als Lehren des neuen Sittencodex gepredigt wurden. Denunzirt durch Wolfgang Menzel war die junge Schule der Verdammung des deutschen Bundestages anheimgefallen. (10. Dezember 1835.) In diesem Beschluß waren die deutschen Bundesregierungen verpflichtet worden, an den genannten Schriftstellern, denen man noch Theodor Mundt zugesellt hatte, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes nach ihrer vollen Strenge zur Anwendung zu bringen und die Verbreitung ihrer Schriften mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern.

Die Bundesmaßregeln gegen das junge Deutschland wurden zuerst in Berlin verschärft.*) Ursprünglich sollten die Namen der Schriftsteller auf den von ihnen geschriebenen und edirten Büchern nicht genannt werden, so daß der 3. Band von Knebel's Nachlaß zurückgehalten wurde, weil der Name Mundt's als der des Herausgebers figurirte, später wurde wenigstens diese Vorschrift zurückgenommen. Mundt lebte unangefochten in Berlin. Gutzkow's „Savage" erlebte in Berlin einen Triumph, wenn auch die maßgebenden Regierungsmänner die Aufführung entschieden mißbilligten.

Zu den Grundsätzen der neuen Schulen gehörte die Emancipation des Weibes. Daher traten die Frauen als Schriftstellerinnen mehr in den Vordergrund. Schreibende Frauen hatte es in Berlin immer gegeben, aber die des vorigen Zeitraums, wie Karoline Woltmann, waren mehr gewandte Gehülfinnen ihres Gatten gewesen, oder sie waren, wie Amalie von Helvig, sinnige Dichterinnen, die meist abseits von dem öffentlichen Leben sich ihre Kreise suchten. Das Eigenartige bei den Frauen der neuen Zeit besteht darin, daß sie nicht mehr abseits standen

*) Einzelnes in Varnh. Tageb. I, 7, 57, 151 ff., 173 fg. — Im Allg. vgl. Prölß, Das junge Deutschland. Stuttgart 1892.

sondern die Zeitbewegungen in ihrer Wichtigkeit erkannten und in sie einzugreifen wünschten. Bisher war Litteratur und Kunst das einzige Gebiet gewesen, auf dem sich Frauen versucht hatten, nun trat Politik und Religion hinzu.

Zwei Frauen ragten besonders hervor, beide schon mehrfach genannt vgl. S. 195ff., 375ff., 469: Rahel Levin, die Gattin von Varnhagen von Ense und Bettina Brentano, die Gattin Achims von Arnim. Die Gemahlin des märkischen Edelmannes und die Frau des bürgerlichen Geheimraths, der einen alten Adelstitel aus verstaubten Papieren hervorgesucht hatte, die Berliner Jüdin und die Frankfurter Patricierin waren ähnlich im Fühlen und Denken. Ungebundenheit, Entfernung von Convention, Freiheit von Zwang war ihr Ziel. Die Ausbildung ihrer eignen Individualität galt ihnen als das Höchste. Als Frauen fühlten sie sich zu den Schwachen und Unterdrückten hingezogen: zu Völkern, die um ihre Freiheit und Unabhängigkeit stritten, zu den Einzelnen, die wegen ihres Glaubens oder Standes duldeten. Sie hatten beide den Drang, rücksichtslos ihre Ueberzeugung auszusprechen, zunächst nur in der Absicht, unter den Nahestehenden für Verbreitung ihrer Anschauungen zu wirken. Daher schrieben beide keine Werke, sondern Briefe, in denen sie, wie der Schriftsteller in seinen Büchern, den Reichthum ihres Geistes niederlegten. Sie schrieben nur für die Vertrauten, nicht für die Fremden. An die Oeffentlichkeit drängten sie sich nicht. Rahel ließ, so lange sie lebte, nichts unter ihrem Namen erscheinen, und nicht auf ihr Betreiben geschah es, daß ihre Auszüge aus zwei ihrer Lieblingsschriftsteller, Angelus Silesius und Saint Martin, Tagebuchbruchstücke in Berliner Zeitschriften und ästhetische Betrachtungen im „Morgenblatt“, aber anonym veröffentlicht wurden. Erst nach ihrem Tode gab Varnhagen „Rahel, Ein Buch des Andenkens“ (3 Bände, Berlin 1833) heraus, das die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen, die Fülle ihres Geistes, die Freiheit und Selbständigkeit ihrer sittlichen Anschauungen, ihre Eigenart ohne Originalitätssucht, die ihr gewährte Hochachtung,

ohne daß bekannte Leistungen sie zu erzwingen schienen, auch den Fernstehenden darlegte.

In demselben Jahre erschien der von Bettina edirte „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". Sie war fast 50 Jahre alt, seit 22 Jahren in Berlin, als sie sich, bald nach dem Tode ihres Gatten, entschloß, vor das Publicum zu treten. Ein paar Jahre später folgte das ihrer früh verstorbenen Freundin Caroline von Günderode, dann das ihrem Bruder gewidmete Briefbuch. Ihre politischen und öconomischen Schriften gehören einer andern Zeit und Richtung an.

Rahel war Philosophin, Bettina Dichterin. Die poetische Anlage der Großmutter Bettinens vereint mit dem vom Vater stammenden südlichen Temperament hatte eine merkwürdige Mischung erzeugt. Bettina war durch und durch Künstlerin. Sie lebte mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Aber sie war keine vollkommene Dichterin. Zur Erzählung, zum Epos, d. h. zu der Gattung, zu welcher ihre Werke trotz der Briefform gehören sollten, fehlte ihr die nöthige Objectivität. Sie besaß nicht die Enthaltsamkeit des Epikers, hinter dem Stoff zurückzutreten, sondern drängte kraft ihrer Subjectivität ihre Persönlichkeit hervor. Wenn sie durch solches Vordrängen einen weiblichen Fehler bekannte, so bekundete sie durch das, was sie verschwieg, weibliche Vorzüge. Denn sie verschwieg in keuscher Weiblichkeit die tiefsten Gefühle ihres Herzens: die Empfindungen der Braut und der Frau; das waren Herzensgeheimnisse, von denen die Welt nichts zu wissen brauchte. Kennzeichnend für sie ist ferner ihr Mangel an Erfindungskraft. Daher mußte sie sich an etwas Gegebenes, an wirklich vorhandenes Material, an Erlebnisse, an Persönlichkeiten anlehnen, und dies nach ihren Bedürfnissen ummodeln. Darum mag sich der Historiker entrüsten, der in ihren Werken historische Urkunden, quellenmäßige Berichte sucht, oder das von ihr Gestaltete mit ihren Vorlagen vergleicht; der Aesthetiker wie der naiv Genießende darf sie rückhaltlos bewundern. Wie in ihrem Empfinden und Können, so ist Bettina auch in ihrer

Ausdrucksweise nicht mit Anderen zu vergleichen oder an Anderen zu messen. Sie schrieb einen Stil für sich. Sie kannte keine Interpunction und Orthographie, sie machte grammatische Schnitzer und sündigte gegen allgemein bewährte Regeln der Stilistik. Aber wendet man einmal die Mühe an, sich in diesem Irrgarten zurechtzufinden, so bewundert man ihre Eigenart und Kraft. Man wird ergriffen und bleibt gefesselt von diesem elementaren Ausbruch einer ungewöhnlichen Natur. In drei Gestalten erscheint sie vor dem Leser: Goethe gegenüber — nicht dem historischen, sondern ihrem Goethe — als das schwärmende Kind, das den Dichter bewunderte und begriff, ihn wie ihr Eigenthum, ihren Liebhaber, ihren Gott betrachtete, Carolinen als die Freundin, die aufgeht in Verehrung zu dem hohen Weib; Clemens gegenüber als die liebende, selbstbewußte und doch fügsame Schwester. Das Paradies der Kindheit schließt das letzte dem Bruder gewidmete Buch auf, den Tempel der Freundschaft weiht das Werk über die Günderode; auf dem Altar verehrungsvoller Liebe opfert das Goethe-Buch. Aber nicht bloß verehrende Liebe, schwärmerische Mädchenneigung und innige Geschwisterliebe kündeten diese Bücher. Sie predigten völliges Mitleben mit der Natur, Menschen erhebende und beglückende Toleranz, sie jubelten mit den politisch Freien und trösteten die Unterdrückten. Bettina belächelte das Wissen und schätzte den Geist, sie verachtete die mühselige Anstrengung, die zur Meisterschaft führt, aber sie pries das Können und die Kunst. Sie hatte die wärmste Mitempfindung für Dichter und Dichtung und genoß Musik in einem wahren Rausch. Bettina war keine Freundin des Dogmas und sah sich gern als Stifterin einer Religion, deren höchstes Ziel Vervollkommnung des Einzelnen und der Gesammtheit war. Weder Stellung noch Geburt, weder Adel noch Ruhm imponirte ihr, der Freigeborenen und durch eigene Kraft Freigewordenen, sondern die auf das Hohe und Wahre gerichtete Entwickelung ihrer Natur. Dieses Freiheitsevangelium sprach sie einmal aus in den Worten: „Das Schicksal

soll mich scheiden vom Schlechten; es soll keine Lüge in mir dulden. In meinen unaufhörlichen Träumen möchte ich nur eine Vollendung: der Liebe und der Schönheit".

Uebten Rahel und Bettina durch ihr Wort großen Einfluß, so wirkte Charlotte Stieglitz durch ihre That.*) Während man sich in den geistreichen, freien Worten der beiden Ersteren berauschte, staunte man über die kühne That der Letzteren, die sich durch einen Dolchstoß aus dem Leben entfernt hatte. Denn es war eine ungewöhnliche That: kein Selbstmord aus verschmähter Liebe, gekränktem Ehrgeiz, unheilbarer Krankheit, kein Beginnen, das in Geistesumnachtung des Thäters seine Entschuldigung trug, sondern eine mit klarem Sinn und fester Hand unternommene Handlung, in der Hoffnung, durch den gewaltigen Eindruck des Unerwarteten, Grausigen den Geliebten aufzurütteln, den Unmännlichen zum Manne zu schmieden, oder in der Ueberzeugung, daß die Frau den Hochstrebenden zu sehr zum Irdischen herabziehe, durch ihren Tod aber ihn befreie. Charlotte Willhöft, geb. 18. Juni 1806, ein schönes, künstlerisch beanlagtes, religiös erregtes Mädchen, von mäßiger Bildung, aus einfachem Stande, verliebte sich schon 1822 zu Leipzig in den Studenten Heinrich Stieglitz, der, aus Arolsen stammend (geb. 1801, gest. 1849) nach Göttingen, wo er unschuldig in demagogische Untersuchungen verwickelt wurde, in Leipzig Philologie studirte und zu dichten begann. Im Jahre 1828 heirathete das junge Paar und lebte seitdem in ziemlich beschränkten Verhältnissen in Berlin, wo der Mann als Lehrer und Unterbeamter an der Bibliothek eine sehr bescheidene Stellung einnahm. Amtsgeschäfte und Thätigkeit drückten ihn; Nervenleiden und anderes körperliches

*) Für das Folgende: Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. (Von Th. Mundt.) Berlin (1835). Stieglitz. Erinnerungen an Charl. 1863. Briefe. 1859. H. Stieglitz. Eine Selbstbiographie vollendet von L. Curtze. Gotha 1865. Treitschke 4, 435, dagegen Geißler, Allg. Ztg. 18. Nov. 1890. Vgl. Die Gegenwart 8. Sept. 1894. — Stieglitz' Schriften zusammengestellt Goedeke, alte Ausg., III, 1043.

Unbehagen verleideten ihm das Leben und machten ihn Andern unleidlich. Er klagte über des Lebens Schwere und die ihm feindlichen Mächte und hatte doch keinen schlimmeren Feind als sich selbst. Er war kein Dichter, nur ein geschickter Reimer, der den Orient besang, ohne ihn gesehen oder durch Studien gründlich erkannt zu haben. Er versuchte sich in Satiren, aber in jener saftlosen Art, die ein höhnisches Lächeln für Fehler hat, die man selbst noch nicht überwinden konnte. Selbst seine Liebesgedichte sind ohne Originalität und ohne wahres Gefühl. Er war der herrlichen Frau nicht werth, die seinen Namen trug, vielleicht ohne je ganz die Seine gewesen zu sein. Sie war keine Philosophin und keine Künstlerin, aber eine echte Frau. Ihre Briefe und Tagebuchblätter sind anmuthig und verständig, ohne neu und tief zu sein. Sie war eine freie Natur, die sich vor Autoritäten nicht beugte, Rahel eine Weile bekrittelte, ehe sie sie völlig anerkannte, selbst an Goethe, und gerade an den Schriften seines Alters, die sonst von den Berlinern besonders belobt wurden, Manches auszusetzen fand; sie seien, meinte sie, vom a l t e n Goethe, nicht vom alten G o e t h e. Auch in der Politik wollte sie ihre eigenen Wege gehen, wie in der Litteratur: nicht umsonst hatte ihr Gatte Griechenlieder gesungen, sie glühte für die Freiheit und nannte sich eine Republikanerin oder Demagogin. Aber vor Allem war sie darin eine Frau, daß sie sich im Leben und Verkehr zu fügen und zu unterwerfen wußte, Anderen gefällig zu sein anstrebte, Mißklänge aufzulösen, Alles ins Gleiche zu bringen, Widerstrebendes zu vereinigen suchte. Wie geschickt und gefällig wußte sie die Verwandten ihres Gatten, die alte Mutter und den reichen Onkel, von dem der Neffe Wohlthaten erwartete und annahm, zu begütigen; wie echt weiblich ist ihre Schmeichelbitte und ihr Dank, beide aufrichtig ohne verletzend, herzlich, ohne sklavisch zu sein. Aber am schönsten zeigte sie sich ihrem Manne gegenüber. Sie war im wirklichen Sinne seine Gehülfin. Sie las viele Schriften durch, deren Inhalt sie nicht interessirte, nur um Stoffe für ihn

zu finden; sie war sein Kritiker, wenn er zu selbstbewußt seine schwachen Leistungen pries, sein Anreger, wenn er um das Was und das Wie verlegen umherirrte. Ihr Leben war Arbeit, sowohl im gewöhnlichen Sinne der Hausfrau, die bei beschränkten ökonomischen Verhältnissen manche Dienste der Magd zu übernehmen hat, als in geistigem Sinne. Neben die Arbeit trat die Aufopferung. Sie hatte das Bewußtsein, daß sie zuerst sterben würde: „Du mußt vor in die Reihe mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte." Aber sie hatte auch den Willen, zuerst zu sterben. Nicht aus Lebensüberdruß, sondern in der freilich trügerischen Anschauung, daß sie durch ihren Tod ihrem Gatten mehr nütze als durch ihr Leben. Sie hatte mehrfach den Gedanken geäußert, daß er, der Schwächling in gewöhnlichen Lebenslagen, sich in schweren Situationen als Held zeige; wer ihm wohlwolle, müsse ihm daher tiefen Schmerz bereiten. Darum bereitete sie ihm durch ihr freiwilliges Scheiden den größten Schmerz, um ihn zum Helden zu stempeln; bis zum letzten Augenblick bewährte sie den Heroismus des liebenden, leidenschaftlichen Weibes.

Daß eine solche Frau, deren That von Männern der verschiedensten Art gepriesen, freilich von Anderen, deren Zeugnisse neuerdings bekannt geworden, Ranke und Rietschel, kühl, ja streng verurtheilt ward, Heroine der Jünglinge wurde, die der neuen Richtung angehörten, war natürlich. Ihr eigentlicher Verherrlicher wurde der Mann, der als Einziger der Jungdeutschen dauernd in Berlin lebte, Theodor Mundt. Mundt (1808 bis 1861)*) in Potsdam geboren, brachte fast sein ganzes Leben in Berlin zu. Sein Haus, in dem seine Gattin Clara, bekannter

*) Vgl. A. D. B. 23, 10—12. Prölß a. a. O. S. 503—533, 737. Pierson: G. Kühne. 1889. (Briefe Mundt's, die im Text angeführte Stelle S. 47.) F. Wehl, Das junge Deutschland, S. 77—87. G. Brandes S. 311ff. — Hübsche Schilderung des Mundt'schen Ehepaares in Fanny Lewald's Lebensgesch. III, 338fg. Diese, wie der ganze Band bezieht sich jedoch zumeist auf die vierziger Jahre.

unter ihrem Schriftstellernamen Louise Mühlbach, als heitere, stets angeregte, bewegliche, Allen genügende Wirthin schaltete, während er ein stiller, aber scharfer Beobachter war, der nur in kleinstem Kreise die Resultate dieser Beobachtung mittheilte, wurde in den vierziger Jahren ein Mittelpunkt Berliner Geselligkeit. Gleichfalls der späteren Zeit gehören viele seiner politischen und ästhetischen Schriften, die meisten seiner Romane an. Seine kritischen, ästhetischen und romanhaften Schriften, die er in der Zeit des „jungen Deutschland" schrieb und die er, ebenso wie die Werke der Genossen als „Bewegungslitteratur" charakterisirte, sind erfüllt von Aeußerungen über die unruhevolle Zeit. Bestimmte Vorschläge machte er freilich in seinen politischen Schriften nicht — sein Ideal scheint eine Föderativrepublik gewesen zu sein — sprach lebhafter für Freiheit als für Einheit und prophezeite „seinem Vaterlande Preußen die führende Rolle bei einer politischen Wiedergeburt der Nation." Auf seinen Reisen durch Deutschland war es ihm weniger darum zu thun, Natur zu sehen und zu schildern, als die Menschen kennen zu lernen. Er gedachte bei ihnen, besonders bei Bauern und den Bewohnern kleiner Städte, für das Erwachen des politischen Bewußtseins zu sorgen. Er verweilte mit Vorliebe bei Schilderung der Standesunterschiede und verherrlichte die Niedriggeborenen gegenüber den Aristokraten. Auch nach seiner Vervehmung (s. oben S. 561) entwickelte er eine große schriftstellerische Thätigkeit. Da er aber in dieser von seinem Censor John entsetzlich geplagt wurde, und im Grunde keine kampffrohe Natur war, beschränkte er sich in „weiser Behutsamkeit", einer schon von den Genossen bei ihm erkannten Eigenschaft, auf litterarisches und ästhetisches Geplauder, statt politische, verfängliche und gefährliche Reden zu führen. Auch die von Mundt herausgegebenen „Dioskuren" — keine Zeitschrift, sondern eine Sammlung verschiedenartiger Schriften, trug kein revolutionäres, nicht einmal ein politisches Gepräge.*) Sie enthalten vielmehr

*) Dioskuren für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe.

geschichtliche, philosophische, juristische Studien des Herausgebers und anderer Berliner und Nichtberliner, die außer Laube, dem Kreise der Verfehmten nicht angehörten, theilweise diesem ganz fern standen. Aber die Widmung des ersten Bandes an Varnhagen von Ense, der trotz seiner Geheimrath-Würde und seiner Beziehungen zu den höchsten Kreisen Haupt der Frondeurs war, des zweiten an Fürst Pückler, der, ohne eine politische Rolle zu spielen, doch in den zu Berlin vielgelesenen „Briefen eines Verstorbenen" die Titelsucht gehöhnt und die Berliner Mystiker bekämpft hatte, zeigte doch die herrschende Tendenz an. Der Name des Herausgebers allein genügte, um ängstliche Gemüther in Schrecken zu setzen. So verlangte Stägemann, dessen als eines Beitragenden Name auf dem der Censur vorliegenden Titelblatt genannt war, daß dieser Name gestrichen oder daß die von ihm gelieferten Sonette entfernt würden.*) Schon früher fühlte sich Mundt trotz aller Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen doch am wohlsten in Berlins litterarischer Atmosphäre. Mit Vorliebe ging er auf das damalige Kunst- und Litteraturtreiben ein, besprach theatralische und musikalische Leistungen, feierte das freie Weib und äußerte religiöse Ideen, in denen er christliche Anschauungen mit Hegelscher Philosophie seltsam verquickte. (Grade diese waren es, die von den streit-

2 Bände. Berlin, Veit u. Cie., 1836. — Ob „Der Litterarische Zodiakus", der nach kurzem Bestehen unterdrückt wurde, politisch, und wenn politisch, gefährlich war, vermag ich nicht anzugeben, da ich ihn mir leider nicht verschaffen konnte.

*) Dies entnehme ich aus einem ungedr. Briefe Stägemann's 1. Juli 1836. Dort heißt es: „Durch den Höchsten Befehl, daß für die Schriften der zum sogen. jungen Deutschland gezählten Autoren ein besonderer Censor ernannt werden solle, ist ausgesprochen, daß an diesen Schriften ein Makel hafte, von dem ich mich in meinen amtlichen Verhältnissen frei zu halten unbedingt verpflichtet bin. Am liebsten wäre es mir freilich, in dieser Lage der Sache meine Paar Sonnette ganz weggelassen zu sehen; was kann auch an einem Paar solcher armseligen Dinger liegen? Mein Name kann jedoch unter keinen Umständen stehen bleiben." Mundt beklagt sich in ungedruckten Briefen sehr über die Censur der Zeitschrift; man hatte ihm einmal einen Gruß vom Fürsten Wittgenstein gestrichen.

baren Theologen jener Zeit übel vermerkt und energisch zurückgewiesen wurden.) Im Ganzen verurtheilte er zwar die Gegenwart, hoffte aber vertrauensvoll auf die Zukunft. In einem vertrauten Briefe (1836) schrieb er die Worte: „Berlin könnte etwas sein, aber es ist nichts. Die Zeit ist in diesem Augenblicke danach, daß wir jetzt alle nur so hinschlendern, ziemlich gleich, wo und wie. Man mache sich Plaisir, man beiße um sich, man juble, phantasire, dichte, denke, stelle sich und die Anderen auf den Kopf: das halte ich noch für das Gescheidteste, aber man bilde sich nur nicht ein, aus dem Sauerteig, in dem alles eingeknetet ist, genießbares Brot backen zu können. Das ist noch nicht für uns, und gewaltige, himmelschreiende, blutige, weltzermalmende Ereignisse — der Engel der Geschichte, wie er noch nie gedonnert und geblitzt hat — wird kommen müssen, um uns in unsere Rechte einzusetzen." Er war, wie man aus solchen und anderen Worten erkennt, kein Führer und kein Stürmer. Nicht er gedachte die Zeit aus ihren Fugen zu reißen, sondern nahm resignirt die Zustände an, so sehr er auch über sie trauerte. Ihm war Politik nicht die Hauptsache: aus den Irrpfaden der Politik mündete er gern ein in die breiten Wege stiller gelehrter Arbeit.

Zwanzigstes Kapitel.

Wissenschaftliches Leben.

Die Bedeutung Berlins in den Jahrzehnten von 1815 bis 1840 lag nicht zum Wenigsten darin, daß es eine Gelehrtenstadt war. Seine Stellung in Kunst, Litteratur und Theater wurde durch die Wichtigkeit seiner Universität, Akademie und der von dort ausgehenden gelehrten Thätigkeit überboten.

Eine ungemein reichhaltige, theilweise nach den Berichten der Autoren selbst gearbeitete Zusammenstellung der Berliner Schriftsteller gab J. E. Hitzig (1826).*) Als er sein Unternehmen begann, verzeichnete er 423 Schriftsteller, die ihm zuverläßig bekannt waren, 153, die ihm zweifelhaft dünkten. Sein Buch selbst, mochten unterdessen viele gestorben, manche in der Rücksendung der ihnen übersandten Fragebogen läßig gewesen sein, enthielt 429 Artikel, eine für die damalige Bewohnerzahl Berlins erschreckend große Zahl. Sie erscheint um so größer, als nur die Verfasser mindestens eines selbständigen Werkes

*) Verzeichniß im J. 1825 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. Aus den von ihnen selbst entworfenen oder revidirten Artikeln zusammengestellt und zu einem milden Zweck hgg. Berlin bei F. Dümmler 1826. (Auch u. d. T.: Gelehrtes Berlin.) Das Werk von V. H. Schmidt und G. G. Mehring „Neuestes gelehrtes Berlin“ war 1795 in 2 Bänden erschienen. — Zu Hitzig folgte 1834 ein kurzer Nachtrag (48 SS.) von K. Büchner. Ein neues selbständiges Werk über die in Berlin lebenden Schriftsteller erschien erst wieder 1845 von W. Koner. — Eine ganz eigenartige Zusammenstellung und Charakteristik der damaligen Berliner Gelehrten bei Stieglitz, Gruß an Berlin, Leipzig 1838, S. 106—145.

aufgenommen, also die bloßen Journalisten, die Gelehrten, die sich mit Dissertationen und Predigten begnügt hatten, ausgeschlossen waren. Charakteristisch ist, daß unter der großen Zahl nur zwei Frauen begegnen und daß von der gesammten, 30 Jahre früher von V. H. Schmidt und Mehring verzeichneten Schar nur vierzig übrig waren.

Unter den Insassen dieses „gelehrten Berlin" überwogen natürlich die schöngeistigen Schriftsteller, aber auch die Gelehrten waren zahlreich vertreten.

Viele damals in Berlin lebende Gelehrte wurden schon in anderem Zusammenhange genannt und brauchen nicht nochmals gewürdigt zu werden: Schleiermacher, Wolf, W. v. Humboldt, Zeune, v. d. Hagen, Zunz. Viele Männer der alten Generation ragten in die neue hinein, z. B. Bendavid. Im Wesentlichen müssen hier diejenigen in Betracht kommen, die nicht allzulange nach der Begründung der Universität nach Berlin berufen wurden und einen wesentlichen Theil ihrer Wirksamkeit vor 1840 entfalteten.

Voran mögen die Männer stehen, die, ohne Berufsgelehrte zu sein, ihre Muße gelehrter Thätigkeit widmeten, hohe Beamte, deren amtliche Thätigkeit außerhalb des Rahmens dieses Buches steht. Einer von ihnen, Staatsrath Schultz, ist schon früher genannt; in seinem Verhältniß zur Universität ist er nochmals zu erwähnen. Die drei folgenden sind wohl geeignet, die verschiedenen Typen dieser wissenschaftlich thätigen Männer darzustellen.

Der erste war K. H. G. von Meusebach *) (1781—1847,

*) Ueber Meusebach den mehrfach angeführten Briefwechsel M mit Grimm, hgg. von C. Wendeler, Heilbr. 1880; von dems., Halle 1879: M.'s Fischartstudien. A. D. B. 21, 589 fg. — Ueber Varnhagen gibt es keine besondere Arbeit; seine Bll., Briefw. mit Rahel, Tagebücher, Denkwürdigkeiten sind vielfach angeführt; die zahllosen Publicationen aus seinem Nachlaß können nicht im Einzelnen genannt werden, um so weniger, da sie nur für ihn als Sammler, nicht als Schriftsteller in Betracht kommen. — Ueber Clausewitz: K. Schwarz, 2 Bde., Berlin 1878; A. D. B. 4, 285—296; die Werke „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung" 10 Bde., Berlin 1832—37.

seit 1819 als Geh. Revisionsrath in Berlin, 1842 zog er sich von seinem Amte zurück). Er veröffentlichte fast nichts: auf drei Recensionen beschränken sich die litterarischen Gaben, die er dem Publicum reichte. Aber er war ein großer Gelehrter, der eine für deutsche Litteratur namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts unvergleichliche Sammlung zusammenbrachte, die nach seinem Tode der Berliner Königlichen Bibliothek einverleibt wurde und durch den vielfältigen Gewinn, den sie den Studien bereitete, als unvergängliches Denkmal des Sammlers gelten kann. Doch stellte er nicht bloß seine Bücher auf, sondern kannte sie auch aufs Genaueste. Seine gelehrte Kenntniß Fischart's, dem er eine besondere Vorliebe widmete, war ohne Gleichen. Er war ein Liebhaber von Curiositäten, besonders auf künstlich hergestellte Unica versessen, suchte seines Lieblings Fischart Sprache und Eigenart auch in seinen Briefen nachzuahmen, denen er komische Anzeigen einfügte und aufklebte. Zu Scherz aller Art hatte er eine große Neigung, er neckte seine Bekannten, selbst die Nächststehenden, mit Lust und Derbheit; war aber, wie die meisten Spötter, überaus empfindlich gegen scherzhafte Zurwehrsetzung der Angegriffenen. Diese krankhaft gesteigerte Verletzlichkeit bewies er auch guten Freunden, die nicht schnell genug seinen Liebhabereien nachkamen. Wo er aber redlichen Willen und ernstes Streben sah, spendete er gern und wurde im wahrsten Sinne des Wortes ein Mäcen.

Es gibt vielleicht keinen größeren Gegensatz als Meusebach, dem selbst der genauest unterrichtete Philologe nicht sorgfältig genug war, und Varnhagen von Ense (1785—1858, seit 1819 in Berlin als Geh. Leg.-Rath), der sich um gelehrte Einzelheiten gar nicht kümmerte. Dennoch kann er nur hier unter den ernsten Schriftstellern genannt werden. Von jenen dichterischen Anfängen, die ihn mit Chamisso geeint hatten, war er längst entfernt; die „deutschen Erzählungen" 1814 hatte er bald ebenso gründlich vergessen, wie das Publicum. Der Richtung des Tages, der politischen sowohl als der litterarischen,

abgeneigt, in die Reihen der Fronde gedrängt weniger aus Freiheitsgefühl, mehr aus Erkenntniß der Zeiten, aus beleidigter Eitelkeit und gekränktem Ehrgeiz, betrachtete er die Zeitgeschichte und schilderte die Vergangenheit. Auch er war Sammler, aber nicht von gelehrten Raritäten, sondern von Handschriften, bei deren Erlangung und Verwerthung er nicht immer die redlichsten Mittel anwendete, und von Tagesneuigkeiten. Jene ordnete er und machte sie zur Herausgabe zurecht, diese sammelte er sorgfältig. An den Sammlungen letzterer Art mit vornehmem Achselzucken vorüberzugehen, ist nicht angebracht. Denn wenn auch sein Notizenkram oft von ihm selbst berichtigt wird und viele seiner Mittheilungen durch Actenstücke und Zeitungsberichte überflüssig geworden sind, so haben viele Notizen des eifrig umherspähenden und von guten Kundschaftern bedienten Mannes noch heute ihren Werth. Seine Mittheilungen über litterarische Dinge und Berliner Vorgänge verdienen als die eines Sachkundigen und Augenzeugen volle Beachtung. Als Schriftsteller begnügte er sich jedoch nicht mit Notizensammeln, gab vielmehr ausführliche Biographieen und kurze Charakteristiken von Frauen und Männern, Schriftstellern, Kriegshelden, Geistlichen, Aerzten und Philosophen. Er wußte in gewandten Recensionen Inhalt und Werth neuer Schriften darzulegen. Er schilderte mit behaglicher Breite sein eigenes vielgestaltiges Leben und die Vorgänge, an denen er handelnd oder leidend theilgenommen. Gern stellte er seine Feder in den Dienst Goethe's, so sehr, daß er das Goethisiren zur Stileigenheit ausbildete. Er war ein eleganter Schriftsteller. Wie Wenige schätzte und gebrauchte er eine wohlgepflegte Form, würdigte ästhetisches Wohlbehagen und suchte es, wie er es selbst empfand, bei Anderen zu erregen. Er war durchaus unzünftig und vermochte gerade, aus dieser selbständigen Stellung heraus, für Manches das Wort zu ergreifen, das von einseitigen Parteimännern nicht gewürdigt wurde. Besonders war er Meister in dem fein ausgearbeiteten Porträt, in dem liebevollen, trotz aller Schonung wahrhaftigen

Charakterbilde der ihm Nahestehenden. Seiner Gattin Rahel, der er, litterarisch wenigstens, unverbrüchlich treu blieb, widmete er einen förmlichen Cultus. Er war kein großer Mann, aber ein treuer Berather der Jüngeren und eifrig beflissen, ihnen die Schwierigkeiten des Anfängerthums zu erleichtern.

Wenn Varnhagen seine schriftstellerische Thätigkeit in zwei Theile spaltete, den einen unschuldigen, in dem er von längst vergangenen Zeiten erzählte, den anderen schuldigen, oder verfänglichen: die ihm zugetragenen bitterbösen Notizen über seine eigene Zeit, so hatte Carl von Clausewitz (1780—1831, nur von 1808—12, 1818—30 in Berlin) nur eine einzige, man möchte sagen heimliche litterarische Beschäftigung. Er bestimmte, daß Alles, was er schrieb, erst nach seinem Tode der Welt zugänglich werden sollte. Varnhagen lebte ein langes Leben vom Beginn seiner unfreiwilligen Muße an in Berlin und konnte sich für die ganze Art seines Daseins keinen passenderen Ort denken als diesen, wo hochgestellte Männer, elegante Damen und junge Streber ihn umschwärmten; Clausewitz fühlte sich gerade in Berlin, wo auch er Freunde genug hatte, unbehaglich und betrachtete die Entfernung von der Hauptstadt keineswegs als Exil. Varnhagen, der kein Amt hatte, sehnte sich nach amtlicher Beschäftigung, in der er sein reiches Talent verwenden, seinen Ehrgeiz befriedigen konnte; für Clausewitz' der wissenschaftlichen Ruhe bedürftiges Wesen boten die Stellen, die er zu bekleiden hatte, namentlich die Direction der Berliner Kriegsschule, nur Unangenehmes und Widerwärtiges. Er war mit den ersten militärischen Führern Preußens, Scharnhorst und Gneisenau, eng verbunden und widmete dem Ersteren eine ausgezeichnete Charakteristik. Er war der bedeutendste Theoretiker der Kriegswissenschaft; ein Fachmann urtheilte über seine in dies Gebiet gehörigen Arbeiten: „Was später von Historikern mühsam ausgeklügelt, von Militärschriftstellern als die Quintessenz militärischer Weisheit aufgetischt worden, erschloß sich ihm im Augenblick." Derselbe Fachmann, der die meisten kriegs-

wissenschaftlichen Arbeiten für vergänglich hielt, schrieb den seinigen unvergänglichen Werth zu. Unermüdlich, in Gesellschaft seiner hochbegabten Gattin, der einzigen, die von seinen schriftstellerischen Arbeiten genau unterrichtet war, mit bewunderuswerther Selbstlosigkeit arbeitete er an seinen theoretischen Aufsätzen und Werken, mit Zugrundelegung seiner eigenen Erfahrungen, nach umfassenden Studien der früheren Litteratur mit wahrhaft prophetischem Blicke für die Entwickelung der Zukunft. Dabei war er, abgesehen von dem Sachinhalt seiner Arbeiten, ein Schriftsteller von seltener Klarheit und Darstellungskunst. Vielleicht das Merkwürdigste an ihm war, daß er, trotz aller Werthschätzung des Heeres und seiner Führer, den Volksgeist in seiner Wichtigkeit für einen Nationalkrieg wohl zu würdigen wußte.

Hohe Beamte, die von einer ursprünglich gelehrten Thätigkeit in den Staatsdienst gerufen wurden, waren auch Uhden (oben S. 296), Süvern und Joh. Schulze*). Der Name der beiden Letztgenannten ist eng verknüpft mit der preußischen Schulreform und der Schaffung des preußischen Unterrichtsministeriums.

J. W. Süvern (1776—1829), 1796—1801 Mitglied des Berliner pädagogischen Seminars, während seines kurzen Königsberger Aufenthaltes mit den leitenden Staatsmännern in Verbindung, seit 1809 Staatsrath in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums des Innern, dort bis 1818 in leitender Stellung, lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit. Er war hauptsächlich thätig für die Einführung Pestalozzi'scher Ideen (s. oben S. 108), an denen er festhielt, auch nachdem der Vorwurf laut geworden war, daß durch solche Lehren Patriotismus und Religiosität untergraben würden. Für ihn und die Seinen, sowohl die gleichgestellten Mitarbeiter als die großen Männer, denen die leitenden Gedanken angehörten, handelte es sich nicht

*) Für das Folgende Dilthey: Süvern, A. D. B. 37, 206—245; Varrentrapp: Joh. Schulze, Leipzig 1889. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885.

um einzelne Lehren, sondern um Bethätigung eines neuen Geistes. Es war die hohe Zeit der Pädagogik. Aus jedem Briefe und Actenstücke jener Zeit und jenes Kreises, dem Süvern angehörte, spricht idealer Sinn, lebendiges Interesse für jeden Einzelnen, wahrhaft rührende und herzerhebende Humanität der Gesinnung.

Die allgemeine Bedeutung der Leistungen der Section für den öffentlichen Unterricht bestand in der Zurückweisung des geistlichen Einflusses, dessen Geltendmachung noch in letzter Stunde wiewohl vergeblich versucht wurde. Mit dieser Section sollten wissenschaftliche Deputationen vereinigt werden und zwar drei: in Berlin, Königsberg, Breslau, die aber 1816 zu einfachen Prüfungscommissionen degradirt wurden. Beide, Section und Deputationen zusammen, sollten die inneren und äußeren Schulangelegenheiten bestimmen, die Section sollte den praktischen, die Deputationen den wissenschaftlichen Theil des Geschäfts übernehmen; die letzteren sollten z. B. die ihr eingesandten Pläne prüfen, ihre Gedanken über bestehende Einrichtungen äußern. Aus diesen großen Plänen W. v. Humboldt's, dessen eifrigster und verständnißvollster Mitarbeiter Süvern war, wurde nichts. Doch ward damals schon der Gedanke städtischer Schuldeputationen und Commissionen ausgesprochen, in denen den Geistlichen nur die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts zugewiesen bleiben sollte.

Festgesetzt wurde nur (1812) eine Prüfungsordnung für Ober- und Unterlehrer; der Ausdruck scheint von Süvern herzustammen. Dagegen verlief die große Untersuchung über einen Schulplan resultatlos, dessen höchste Aufgabe war, „zwar das Ziel des in den einzelnen Schulen und Klassen zu Leistenden festzustellen, die Methode aber den einzelnen Schulen zu überlassen“. Dieser Schulplan bezweckte keine ausschließlich sprachliche, sondern eine universale Bildung, in der das geschichtliche und naturwissenschaftliche Wissen seine gebührende Stelle haben

sollte, eine allgemein humane im Gegensatz zu der einseitig nationalen Erziehung.

Im Jahre 1817 wurde Altenstein zum Chef des neu errichteten Ministeriums für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten ernannt, ein reichgebildeter, wohlwollender, bedächtiger, gründlicher, nicht unbedingt selbstherrlicher, aber in Alles eingeweihter und in Betreff der Arbeiten seiner Räthe anspruchsvoller Mann. Seine Hauptstütze für das Unterrichtswesen wurde Johannes Schulze (1786—1869), der bis zu seiner Berufung nach Berlin 1818 als praktischer Schulmann in Weimar, Hanau und Coblenz in hervorragender Weise sich bewährt und seine Gönner und Freunde zu großen Erwartungen auch auf einem weiteren Felde berechtigt hatte.

Mit der Begründung des Unterrichtsministeriums und mit der Berufung Joh. Schulze's begann auch für die Gymnasien eine neue Zeit. Die zwei wesentlichen Reformen, die ihren Ursprung schon in der Fridericianischen Aera hatten: Einführung des Abiturientenexamens und Einfügung der Gymnasien aus der kirchlichen in die Staatsverwaltung waren weiter ausgebildet worden. Eine Instruction vom Jahre 1812 bestätigte die frühere Ordnung betreffend das Examen und wies die Prüfung der Externen den wissenschaftlichen Deputationen zu. Erst am 4. Juni 1834 wurde die Bestimmung erlassen, daß die Reifeprüfung die nothwendige Vorbedingung zum Studium und zu den durch Universitätsstudien zu erreichenden Berufszweigen sei, während bisher eine solche weder zu diesen Berufszweigen noch zum Studium erforderlich gewesen war. Die Verstaatlichung der Gymnasien wurde vollendet durch die Einrichtung der Provinzialschulcollegien (1825) und durch den Ersatz der an den Gymnasien wirkenden Theologen durch Philologen. Die Einführung einer allgemeinen Lehramtsprüfung, die, wie oben gezeigt worden, 1812 stattgefunden hatte, wurde neu bestätigt (1831).

Schulze war gewiß unschuldig an den unter dem Einflusse Kamptz' u. A. erlassenen Bestimmungen gegen Liberalismus und

Rationalismus der Lehrer, die zur Unterdrückung der „schädlichen und verderblichen“ Gesinnungen, zur Herbeiführung guter, politischer und strengchristlicher Anschauungen auch unter den Schülern dienen sollten, welche letztere, gewiß meist recht grundlos, als „zügellose Jugend“ bezeichnet wurden. Dagegen gehört zu den durch Schulze sanctionirten, ja zu den von ihm herbeigeführten Maßregeln die, wie man gesagt hat, „neuhumanistische“ Gestaltung des Lehrplans. Das Lateinische wurde noch mehr als früher in den Vordergrund gestellt, ihm wurden acht wöchentliche Stunden in den unteren, zehn in den mittleren, elf in den oberen Klassen zugewiesen, in den letzteren wurde der lateinische Aufsatz „zur Uebung im gewählten und fertigen Lateinsprechen“ eingeführt. Griechisch wurde nur in den vier oberen Klassen (Tertia incl.) gelehrt, aber die früher häufiger vorkommenden Dispensationen vom Erlernen dieser Sprache aufs Aeußerste beschränkt. Die Privatlectüre griechischer und lateinischer Classiker, weit entfernt eine freiwillige Arbeit zu sein, wurde streng regulirt. Auch das Halten freier deutscher Vorträge wurde gefordert. Die Einfügung des Unterrichts in philosophischer Propädeutik wurde auf Betrieb Hegels erreicht. Im Gegensatz zu dem früher üblichen Fachsystem, wo die Schüler nach den Unterrichtsgegenständen in Abtheilungen gesondert waren, wurde jetzt das Klassensystem allgemein, wonach im Wesentlichen gleichaltrige Schüler in allen Fächern eine übereinstimmende und gleichmäßige Kenntniß erwerben und erweisen mußten. Mancher Tadel über die neuen Gymnasialeinrichtungen wurde sowohl außerhalb Berlins, was hier unerörtert bleiben muß, als auch in Berlin laut. Friedrich von Raumer z. B. beklagte, daß diese „gelehrten Schulen“ zu wenig Rücksicht nähmen auf die zahlreichen Schüler, die nicht Gelehrte werden sollten, daß diese Anstalten die allgemeine menschliche Bildung zu wenig pflegten. Da er für solche Bemerkungen eine scharfe Rüge erhielt, so wurden Andere von Offenbarung ihrer Meinung abgeschreckt. Doch ließ sich die Behörde bereit finden, übermäßige Anforde-

rungen, über die auch das Berliner Provinzialschulcollegium klagte, namentlich in Bezug auf griechische Lectüre und auf lateinische und griechische Stilübungen zu mildern (1828), indem sie freilich solche Uebertreibungen mehr dem allzu großen Eifer einzelner Directoren als den allgemeinen Bestimmungen Schuld gab.

Dem letzten Jahrzehnte gehören zwei besonders wichtige Bestimmungen an: das Abiturienten-Prüfungs-Reglement 1834 und ein allgemeines Rescript mit einem Stundenplan 1837. Das Reglement, das an Stelle der Zeugnißnummern die einfachen Prädikate: Reif und Unreif setzte, forderte sechs, von künftigen Philologen und Theologen sieben schriftliche Arbeiten, sowie eine mündliche, sich auf zehn Gegenstände erstreckende Prüfung. Für das Lateinische wurde ein schriftlicher Aufsatz ohne grobe Germanismen und ohne schwere Verstöße gegen die Grammatik, im Mündlichen ein leichtes Verständniß von Cicero, Sallust, Livius, Virgil, Horaz; für das Griechische Festigkeit in Syntax und Formenlehre, müheloses Eindringen in Homer, Xenophon, Herodot und in die leichteren Dialoge Plato's verlangt. Der deutsche Aufsatz sollte richtige Auffassung, logische Anordnung, fehlerfreie Schreibart, ungefähre Bekanntschaft mit den Hauptepochen der vaterländischen Litteratur bekunden. Für das Französische wurde die Uebersetzung eines nicht schwierigen Pensums aus dem Deutschen ins Französische; in Geschichte die Kenntniß der griechischen, römischen und preußischen verlangt. Das Rescript (1837) stand in Zusammenhang mit einem Angriffe des Arztes Lorinser, der die Ueberbürdung der Schüler beklagte, und sollte die Grundlosigkeit dieser Klagen erweisen. Zugleich theilte es einen Stundenplan mit, nach welchem im 9jährigen Cursus Latein 86, Griechisch 42, Französisch 12, Mathematik und Rechnen 33, Naturwissenschaft 10, Geschichte und Geographie 24, Religionslehre 18, philosophische Propädeutik 4 Stunden zugewiesen bekam.

Die in den neugestalteten Gymnasien gewonnenen Resultate

waren nicht in jedem Betracht vortrefflich. Die Durchschnittsbildung wurde sehr erhöht, die Entwickelung höher Begabter jedoch zurückgedrängt. Freilich wurde die neue Einrichtung nebst ihren Erfolgen außerhalb Preußens, selbst in Frankreich, vielfach gerühmt und das preußische Muster als beherzigens- und nachahmenswerth gepriesen. Berliner Directoren gaben dagegen selbst, bei Gelegenheit des Lorinser'schen Streites, Voten ab, in denen betont wurde, daß zwar Kenntnisse genug erworben würden, daß es indessen den Schülern, je länger sie in den Anstalten weilten, an geistiger Spannkraft und Begeisterung für die Wissenschaft fehlte. Als Gründe solcher Mißstände wurden ungenügende Vorbereitung, Vielheit der Lehrgegenstände, aber auch Unfähigkeit der Lehrer in der Kunst des Unterrichtens angegeben. Vielleicht stand mit den Klagen des Mediciners die Thatsache in einem gewissen Zusammenhang, daß nun das Turnen, das 1819 aus den Schulen hatte verschwinden müssen, weil man Turnen und Demagogenthum untrennbar verbunden wähnte, wieder eingeführt wurde.

Gerade weil im Ganzen in den höheren Lehranstalten das gelehrte Element vorwog, machte sich das Bedürfniß nach Bürger- und Realschulen geltend. 1824 wurde in Berlin das Kölnische Realgymnasium eingerichtet, in welchem das Griechische nicht zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen gerechnet wurde, die Realwissenschaften und die neueren Sprachen einen bevorzugten Platz erhielten; trotzdem bekam die Anstalt das Recht, ihre Schüler zur Universität zu entlassen. Demselben Jahre gehört auch die Errichtung der ersten Gewerbeschule durch K. F. v. Klöden*), dem Leiter des eben genannten Realgymnasiums an, dem verdienten Natur- und Geschichtskundigen, der auch eine Anzahl Beiträge zur Berliner Geschichte schrieb (manche derselben sind nicht veröffentlicht). Diese Schule, ohne Latein, mit besonderer

*) Diese Notizen „Bär", Jahrg. 17, Nr. 44; über Klöden und die Gewerbeschule A. D. B. 16, 208 fg. Klöden's Jugenderinnerungen, Lpz. 1874, reichen nur bis zu diesem Zeitpunkt. Hartung, Domschulen. 1836.

Berücksichtigung von Erd- und Naturkunde, Formenlehre und Geschichte, wirkte, nachdem sie bedeutende Schwierigkeiten überwunden hatte, mit außerordentlichem Nutzen. — Nur angedeutet soll in diesem Zusammenhang werden, daß seitens der Stadt die Armenschulen besonders gepflegt wurden. 1829 gab es deren fünf, 1831 sieben. 1837 geschah der entscheidende Schritt: sie wurden der Armencommission entzogen und der städtischen Schuldeputation überwiesen. 1824 wurde die erste Sonntagsschule, der Anfang der Fortbildungsschulen, errichtet. Maßregeln gegen das Ueberhandnehmen der Winkelschulen gehören dem Jahre 1828, solche zur Controlle des Schulbesuchs der Kinder von Fabrikarbeitern dem Jahre 1829, die ersten Anfänge zur Durchführung des Schulzwangs dem Jahre 1838 an. Aber die große Entwickelung des Berliner städtischen Schulwesens ist erst einer späteren Epoche zuzurechnen.

Die Einführung der im Vorstehenden erwähnten einschneidenden Bestimmungen gab den Leitern der Berliner Gymnasien genügend zu thun. Neue Anstalten entstanden damals nicht. Nur kam zu den vier alten humanistischen Bildungsanstalten, dem französischen, Friedrich-Werderschen, Joachimsthalschen Gymnasium und dem Grauen Kloster, ein fünftes, das Friedrich-Wilhelm Gymnasium, das sich aus den Hecker'schen Anstalten herausgewachsen hatte, und nun mit der gleichfalls aus dieser Anstalt sich abzweigenden Real- und Elisabethschule eine merkwürdige Trias bildete. Ihr Leiter war A. G. Spilleke*) (1778—1841, seit 1798 in Berlin, seit 1820 Director), ein tüchtiger Mann, als dessen Hauptkunst bezeichnet wurde, „anzuregen, die Geister zu wecken, den Willen der Schüler in Bewegung zu setzen". Er bewährte Thatkraft und Organisationstalent in der schwierigen und vielgestaltigen Stellung. Er war kein Schriftsteller, sondern wesentlich Lehrer und Prediger. In beiden Richtungen seiner Thätigkeit betonte er mit Erfolg das

*) L. Wiese: Spilleke. Berlin 1842. — Ueber Meineke: F. Ranke. Leipzig 1871.

patriotische Moment. Er war ein frommer, christlich gesinnter Mann, verleugnete aber niemals seine eifrige Beschäftigung mit Spinoza und die früher unternommene Vertheidigung dieses Philosophen gegen Verunglimpfungen seines Andenkens.

Ein neuer Mann war A. Meineke (1790—1870, von 1826 an in Berlin, bis 1857 Director des Joachimsthal'schen Gymnasiums), der Nachfolger Snethlage's, der seinerseits auf Meierotto gefolgt war. Sittliche Würde zeichnete ihn aus; sie war es, mit der er Schülern und Lehrern imponirte. In der Auswahl seiner Mitarbeiter bewährte er durchdringenden Scharfblick, so daß aus diesem Collegium mehr hochgestellte Staatsbeamte, bedeutende Universitätslehrer und tüchtige Gymnasialdirectoren hervorgingen, als aus irgend einem anderen preußischen Gymnasium. In seiner eigenen Anstalt hatte er viele Mißstände zu bekämpfen, besonders in dem innerlich und äußerlich gleich verwahrlosten Alumnat; erst nach 7jähriger strenger Arbeit hatte er den Alumnen angemessene Räume verschafft, zugleich aber schickliches Betragen von ihnen erzwungen. Als Lehrer bemühte er sich mit Glück, seinen Schülern Begeisterung für die Werke des Alterthums, besonders des griechischen, einzuflößen, denen auch seine eindringende, erfolgreiche wissenschaftliche Beschäftigung galt, — er wurde Mitglied der Akademie und Lehrer der Universität. Ohne durch historische oder gar ästhetische Erklärungen zu ermüden, strebte er danach, die Jünglinge sprachliche und poetische Schönheit der alten Classiker empfinden zu lassen; hingerissen von seiner eigenen Begeisterung, die ansteckend wirkte, soll er Vortrag oder Erklärung oft mit dem Ausruf unterbrochen haben: „Es ist wunderschön". Diese Hingabe an die griechischen Autoren führte ihn mit anderen Liebhabern derselben Schriftsteller zu einem wissenschaftlichen Lesekränzchen, der s. g. „Griechheit" zusammen. Diese freie Vereinigung, in wöchentlichen geselligen Zusammenkünften, abwechselnd bei den einzelnen Mitgliedern, bestehend, wobei nach gemeinsamer ernster Lectüre eines griechischen Autors ein frohes Mahl die Theilnehmer vereinigte,

hatte sich bald nach Begründung der Universität gebildet, und besteht noch heute. Doch war sie nicht einseitig aus Universitätsmitgliedern, noch weniger ausschließlich aus Philologen gebildet, sondern verband mit diesen Juristen und Theologen, Prediger, hohe Staatsbeamte, Gymnasiallehrer und Privatgelehrte. Es war und blieb ein wissenschaftliches Kränzchen, ohne bestimmte Regeln, ohne eine nach außen sichtbare Thätigkeit, dessen Zusammenkünfte den Theilnehmern, die es als eine Ehre betrachteten, der Gesellschaft anzugehören, stille, schöne Festfreude bereiteten. Sie und die „Gesetzlosen“ (unten S. 585) waren, wenn man den Ausdruck wagen darf, weltliche Freimaurerbünde ohne Symbol und Geheimniß: Vereinigungen der Edelsten des Geistes, in denen manch kluges Wort gesprochen, manch guter Rath gepflogen und gar oft der Grund zu bedeutenden und folgenschweren Beschlüssen gelegt wurde.

Von geringerer Bedeutung waren die Leiter der übrigen höheren Lehranstalten. Aber ein tüchtiger Mann war auch G. G. S. Köpke (1773—1837, seit 1788 in Berlin, seit 1828 Director), Bellermann's Nachfolger am Grauen Kloster, als Historiker, nicht eben hervorragend thätig, und A. F. Ribbeck (1792—1847, seit 1805 in Berlin), Köpke's Nachfolger, nachdem er vorher seit 1828 das ziemlich verfahrene Friedrichs-Werder-sche Gymnasium in richtige Bahnen geführt hatte. Auch er war zumeist Pädagoge, gab aber einige Proben seiner philologischen Gelehrsamkeit.*)

In engem Zusammenhang mit diesen Schulleitern standen zwei Männer, der eine lange Zeit selbst Lehrer, deren griechische und lateinische Grammatik Generationen Berliner Schüler belehrt und gepeinigt haben: Ph. Buttmann und K. Zumpt. Buttmann (1764—1839, seit 1789 in Berlin), blieb zeitlebens in bescheidener Sphäre als Bibliotheksbeamter, aber seine 1806 erfolgte Ernennung zum Mitglied der Akademie, und seine Be-

*) Ueber beide Heidemann l. c.; über R. die Mittheilungen von Friedr. Ribbeck und Zelle 1848.

rufung zum Lateinlehrer des Kronprinzen, bewiesen die Achtung, die er genoß. Als unumschränkter Tyrann herrschte er in der seit 1809 bestehenden Gesellschaft der „Gesetzlosen“, einer der zahlreichen in Berlin bestehenden Vereinigungen, ohne bestimmt ausgeprägten litterarischen oder wissenschaftlichen Charakter. Zu ihren Mitgliedern gehörten Minister, Staatsräthe, Professoren, die hervorragendsten Geistlichen und Künstler, die alle 14 Tage zu einem zwanglosen Mittagessen zusammenkamen, und jährlich die Tage von Leipzig und Belle-Alliance besonders festlich begingen. Alle waren geeint in Verehrung ihres bescheidenen und doch strengen Zuchtmeisters, und bewahrten sein Andenken über den Tod hinaus.*) Buttmann war mit F. A. Wolf Herausgeber der (oben S. 260) genannten Zeitschrift, ein fleißiger und glücklicher Editor, doch hauptsächlich bedeutend als Grammatiker. Seine seit 1792 in immer neuen Formen und stets erneuten Auflagen erschienenen Arbeiten über griechische Grammatik waren ausgezeichnet durch klare Verständigkeit, die ersten, die Arbeiten Anderer zusammenfassenden, und doch selbständig zu einem wissenschaftlichen Ganzen vereinigenden grammatischen Darbietungen. Mit ihnen, mögen sie auch durch neuere Arbeiten überholt sein, begann „ein entschiedener Umschwung im griechischen Unterricht“. Aehnliches läßt sich von K. G. Zumpt (1792—1849, seit 1812 Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster, seit 1821 Universitätsprofessor), sagen. Seine, zuerst 1818 erschienene, stets reichhaltiger werdende, lateinische Grammatik, die sich auf die „Darstellung des Sprachgebrauchs der classischen lateinischen Prosa“ beschränkte, verbreitete sich bald ungemein weit und rasch, verdrängte alle ähnlichen Werke, bis sie nach einigen Jahrzehnten von demselben Schicksal ereilt wurde.

*) Klenze, Ph. Buttmann und die Gesetzlosen. Am 4. Nov., 15. Dec. 1834. Statt Handschrift für die Mitglieder der gesetzlosen Gesellschaft. Berlin 1834. Dem Ex. der K. B. ist die Zuwachsliste bis 31. Mai 1851 angehängt. — Ueber B.: Schleiermacher, Werke, Philos. Schr. Bd. 3.; über Z.: lat. Schr. seines Sohnes, Berlin 1851; für beide: Bursian 655 fg., 783 fg. im Text benutzt.

Der letztgenannte Gelehrte zeigt den nahen Zusammenhang der gelehrten Schulen mit der Universität. Dieser Zusammenhang war schon darin begründet, daß auch für die Universität derselbe Minister mit seinem getreuen Rathe eifrig bemüht war. Die Zeit der Demagogenumtriebe schien den Hochschulen, besonders auch der Berliner, Schwierigkeiten zu bereiten. Denn für jede Universität wurde ein außerordentlicher Bevollmächtigter eingesetzt, der über die Ausführung der bestehenden Gesetze wachen, und den Geist der Professoren, wie er sich in ihren Vorlesungen und in ihrer Einwirkung auf die Studirenden zeigte, sorgfältig beobachten sollte. Für Berlin wurde als Bevollmächtigter Staatsrath Schultz ernannt. Zwischen ihm, der alle Professoren für Demagogen hielt, und dem akademischen Senat entspann sich alsbald ein erbitterter Streit. Nicht minder heftig trat der neue Bevollmächtigte gegen den Minister und dessen Räthe auf, die ihm alle verdächtig vorkamen. Glücklicherweise erhielten seine allgemeinen auf eine Bevormundung der Universität gerichteten Vorschläge, zu denen auch eine Erhebung der theologischen und Herabdrückung der philosophischen Facultät gehörten, keine Billigung. Nachdem er einzelne kleinere Erfolge, namentlich in Bezug auf jene schmählichen Studentenverfolgungen, sowie auf Bestrafung geheimer Verbindungen und Verschärfung der akademischen Disciplin, davongetragen, auch den Minister und seinen Räthen, durch seine von Höheren geglaubten, weil gewünschten und gern geförderten Denunciationen, manche trüben Stunden bereitet hatte, wurde er 1825 aus seiner Stellung entfernt und damit die Hauptgefahr beseitigt, welche auch der Berliner Universität drohte.

Aus der äußeren Geschichte der Universität mögen nach einer officiellen Quelle*) einzelne Daten mitgetheilt werden.

---

*) Verwaltungsberichte 1830—40 von Böckh, Krause, einzelne von Twesten. G. St. A. R. 76. B. Univ. 1, Berlin. — Eine Geschichte der Univ. gibt es nicht. Die folgenden Notizen machen nicht den Anspruch, eine solche zu geben. Für die Biographieen sind die Artikel der A. D. B. sorgsam benutzt. Einzelnes ist S. 571 A. 1 verzeichnet. Hübsche Schilde-

Danach wurden im Winter 1829 und 1830 folgende Vorlesungen gehalten: (die in Klammern hinzugefügten Ziffern bedeuten die Zahlen der angekündigten Vorlesungen) philosophische 23 (24), juristische 33 (42), theologische 67 (89), medicinische 102 (131), im Sommer 1830 in den entsprechenden Facultäten 20 (22), 36 (40), 54 (80), 89 (134). Neander hatte in seinen Wintervorlesungen 271, 301, 392, im Sommer 283 und 397 Zuhörer, Schleiermacher im „Leben Jesu" 251, in der dogmatischen Theologie 179, Gans im „Naturrecht" 201, Savigny „Pandecten" 227, „Institutionen" 135, Philipps im „Deutschen Privatrecht" 127 Zuhörer. In der medicinischen Facultät lasen mehrere Professoren vor 100, in der philosophischen Hegel „Geschichte der Philosophie" vor 166, Böckh „Griechische Alterthümer" vor 137, Ritter „Erdkunde" vor 128 Zuhörern. Im Allgemeinen wurden die Publica im Verhältniß zu den Privatvorlesungen wenig besucht, doch gab es einzelne Ausnahmen. Ritter hatte in der „Geographie von Palästina" 420, Gans „Ueber das heutige Staatsrecht" 391, Jarcke „Merkwürdige Kriminalfälle" 285 Zuhörer. Auffallend schlecht besucht waren die Vorlesungen über Botanik, Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte, Kunstarchäologie. 1831 und 1838 hielten die berühmtesten Professoren der Chirurgie ihre Vorlesungen nicht, angeblich weil sie zu wenig Zuhörer hatten. Die gesetzlichen Anfangstermine konnten nicht innegehalten werden, „weil die gehörige Zuhörerzahl fehlte." Daher wurde im Allgemeinen am 26. October begonnen und im März geschlossen, im Sommer Anfang Mai (einmal sogar am 19. Mai) begonnen, dagegen sehr spät geschlossen, 54 Vorlesungen erst nach dem 20. August, 2 sogar erst Anfang September. Die Honorareinnahmen der Docenten waren ziemlich schwach. Neun Professoren hatten eine Einnahme unter fünfzig Thalern, 10 zwischen 50 und 100, 13 zwischen 100 und 200,

---

rungen des persönlichen Eindrucks vieler Professoren gibt Gutzkow, Lebensbilder, Stuttg. 1874, S. 44—126. Vortrefflich über Einzelnes unterrichtet Varrentrapp: Schulze.

10 zwischen 200 und 400; die höchsten Honorare bezogen je ein Mediciner und Chemiker zwischen 1500 und 2000 Thalern, ein Theologe zwischen 2000 und 2500 und ein Jurist zwischen 2500 und 3000 Thalern. Die Anzahl der immatriculirten Studenten betrug 1822 im Sommer 1162, im Winter 1249 Studenten. Alljährlich steigerte sich die Zahl, bis sie 1830 Sommer 1787, Winter 1937 erreichte und im Winter 1834 bis 1835 zum ersten Male auf 2000 stieg! In den folgenden Jahren bis 1837 ging die Zahl zurück, so daß damals (Sommer) nur 1585 Studenten gezählt wurden. Diese Abnahme wurde 1838 einerseits mit dem Emporkommen der Industrie, andererseits mit den auf den Universitäten herrschenden Kriminaluntersuchungen begründet. Dann hob sich die Zahl langsam wieder, so daß im Winter 1838—1839 1772 Studenten in Berlin waren.*) Mit den Studenten nahmen auch die Bierhäuser, besonders die mit dem starken sogenannten bairischen Bier, zu, worüber seitens der Universitätsbehörden große Klage geführt wurde. Die Disciplin wurde durch den Geheimrath Krause mit solcher Strenge gehandhabt, daß, während auf den übrigen Universitäten nach dem Frankfurter Attentat hunderte von Studenten bestraft werden mußten, die hiesige Universität, wie es in einem Berichte heißt, „so glücklich war, daß derartige Verbrechen und deren störende Folgen bei ihr nicht vorkamen, und daß hiesige Studenten weder bei dem Frankfurter Attentat, wie den dabei concurrirenden revolutionären Verbindungen betheiligt waren." Am Verbande der allgemeinen Burschenschaften und an den Burschentagen nahm die Berliner Universität nicht theil, Studentenverbindungen wurden wohl gelegentlich gestiftet, zerfielen aber sehr bald wieder, so die Verbindung „Alemannia" und eine Landsmannschaft Marchia Borussia. Unter den von den Behörden gemachten Vorschlägen ist derjenige erwähnens-

*) Berlin war schon damals die bei weitem größte aller deutschen Universitäten, am nächsten kam (1830) Göttingen mit 1203, Halle mit 1161, Breslau mit 1121 Zuhörern.

werth, eine Universitätskirche zu errichten, „da ein gemeinsamer Gottesdienst der Universitätsmitglieder zur Erhebung des religiösen Sinnes unstreitig ausgezeichnet wirken würde."

Konflikte der Universität mit der Regierung waren im Ganzen nicht häufig. Die vom Ministerium geforderten Beichtzettel der Studirenden der Theologie fanden nicht bloß bei diesen selbst, sondern auch bei der theologischen Facultät und im akademischen Senat Widerspruch (1828). Die philosophische Facultät machte Anstrengungen, den Regierungsbevollmächtigten los zu werden (1829) und erlangte, daß dieses Amt mit dem des Rectors vereinigt wurde. Gans, der in seinen Vorlesungen die Könige von Spanien und Neapel meineidig genannt hatte, wurde genöthigt, ein Rechtfertigungsschreiben einzureichen. 1830 wurden die Universitätslehrer in einem vertraulichen Schreiben ermahnt, der von Münch berufenen Historiker-Versammlung fern zu bleiben.*) Die Schwierigkeiten, die sich Gans' Ernennung zu einem Ordinariat entgegenstellten, waren nicht bloß in seinem politischen Freisinn begründet, sondern lagen in persönlichen Verhältnissen und den Intriguen mächtiger Gegner. Dagegen hatte Fr. v. Raumer wegen politischer Aeußerungen manche Widerwärtigkeiten zu bestehen. Seine Schrift über Polen, deren früher schon gedacht ist (S. 551), hatte sogar die Folge, daß seine durch die Collegen vollzogene Wahl zum Rector nicht die königliche Bestätigung erhielt.

Im Großen und Ganzen jedoch hatte die Universität durch politische Störungen wenig zu leiden. Vielmehr war die hier zu behandelnde Zeit eine Epoche ruhiger unbestrittener Blüthe. Sie wird nicht bloß durch die schon aufgezeigte Vermehrung der Zuhörerzahl, sondern durch die große Bedeutung der Lehrer bezeugt.

Am kürzesten kann die theologische Facultät abgemacht werden. Ihre bedeutendste Kraft war gewiß Schleiermacher

*) Vll. V, 63, 215 fg., 230 fg., 269.

(vgl. S. 261—265, 409—413). Neben ihm wirkte de Wette zu kurze Zeit (oben S. 398), um für Berlin von bedeutendem Einfluß zu werden, und der oftерwähnte Marheineke (1780—1846, seit 1811 in Berlin), der, obgleich er ein solider gründlicher Lehrer, ein objectiver, quellenmäßiger Historiker war, mit seinem größten Genossen in keiner Weise verglichen werden kann. Nur zwei Männer kommen eigentlich in Betracht: Neander und Hengstenberg.

August Neander*) 1789—1850, lebte seit 1813 in Berlin. Er war als Jude geboren, wurde 1806 Christ und fand bald nachher den Weg von Plato zu Christus. Er lebte durchaus in seinen Arbeiten, war weltabgewandt und durch seine hochgradige Zerstreuung, über die komische Geschichten genug cursirten, von jeder praktischen Thätigkeit zurückgehalten. Sein Leben war Arbeiten und Lehren. Selten besaß ein akademischer Lehrer solchen sich gleichbleibenden, eher stärker werdenden Zulauf, seltener einer diese unbegrenzte Liebe seiner Zuhörer. Sein Geburtstag war ein Freudenfest, das alljährlich durch einen Fackelzug der Studenten gefeiert wurde. In den Reden der Lehrer und Schüler prägte sich das innige Zusammenleben beider aus. Er sah in ihnen seine Fortsetzer und sprach mit Begeisterung von der neuen Zeit, „welche die Jugend auf dem einzigen Grund, den der Herr gelegt, herbeizuführen berufen sei.“ Er selbst war, wie einer seiner Freunde ihn charakterisirte, „ein Mann, der von den Kräften der zukünftigen Welt durchdrungen, ihre geschichtliche Spur auf der Erde verfolgte.“ Dieser geschichtliche Standpunkt, die Erkenntniß der Entwicklung der Kirche schien ihm zwei Feinde als die gefährlichsten zu bezeichnen: die Hegelsche Philosophie und die kirchliche Orthodoxie. Gegen sie, die eine, weil sie von der Kirche abführte, die andere, weil sie unter den Gläubigen eine unselige Spaltung erzeugte oder die vorhandene

*) Ueber Neander vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Bd. 1, 2. Sieveking, Bilder, Hamburg 1887, I, S. 37, 45, 121 fg., II, 176, 267 ff. Die übrige Litteratur ist verzeichnet A. D. B. 23, 330—340.

erweiterte, aufzutreten ward er nicht müde, soweit sein mildes und versöhnliches Wesen einen Kampf zuließ. Wichtiger indessen als Bekämpfung der Feinde war ihm Gewinnung von Freunden. Nicht sich suchte er sie zu gewinnen, sondern seiner Kirche und zwar Freunde, die nicht nur aus Gewohnheit treu sind, sondern lieben, weil sie erkennen. Diesem Zwecke war seine „Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche“ (1825—1842) und ein inhaltlich diesem vorangehendes Werk: „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel“, gewidmet. Das Eigenartige dieses classischen Buches, das mannigfach durch Schleiermacher'sche Ideen angeregt war, bestand darin, „das von Christus ausgehende göttliche Leben in seiner Entwicklung in der Menschheit darzustellen,“ die Wirksamkeit göttlicher Ideen in der Welt der Erscheinungen zu zeigen. Er strebte, nach dem glücklichen Ausdrucke eines seiner Schüler, „dem suum cuique in der Geschichte nach“. Seine tiefe Frömmigkeit hinderte ihn an polemischen Ausschreitungen und seine gründliche Gelehrsamkeit ebenso wie sein kritischer Scharfblick an ungerechter Verherrlichung oder Herabzerrung.

War Neander ganz Lehrer, kümmerte er sich, so fromm er war, wenig um das Leben, so war E. W. Hengstenberg (1809 bis 1869, seit 1824 in Berlin) ganz Leben, ganz Kampf. Ursprünglich ein gelehrter Orientalist, war er „ohne jede menschliche Autorität, aus Schrift und Erfahrung“ zu seinem Glauben gekommen. Schon bei seiner theologischen Habilitation 1825 stellte er Thesen auf, in denen sich die strengste Orthodoxie kundgab, z. B. daß der menschliche Geist in göttlichen Dingen blind, daß zum Verständniß des alten Testaments christliche Gesinnung nothwendig sei. Als Träger solcher Anschauung wurde Hengstenberg naturgemäß Führer der gesammten „positiven“ kirchlichen Bewegung, die in Berlin vorbereitet und vielen Kreisen willkommen war. Vorbereitet war sie durch das stärker gewordene kirchliche Gefühl, das in engem Zusammenhang mit der politisch-reactionären Zeitströmung stand. Als ihr Mittelpunkt konnte

die seit 1819 errichtete preußische Bibelgesellschaft gelten. Die Thätigkeit Joh. Goßner's 1773—1859, seit 1829 in Berlin, der in den frommen Conventikeln der Prinzessin Wilhelm eine Rolle spielte, und in der Hofpartei einen großen Anhang hatte, für Mission, Kranken- und Kinderbewahranstalten, gehörte einer ähnlichen Richtung an. Willkommen war sie außer vielen Adligen, besonders den Frauen und einer nicht geringen Zahl bürgerlicher Kreise, die, unbefriedigt durch das Verstandesmäßige der Aufklärung, beeinflußt durch romantische Sehnsucht, nach Befriedigung ihrer religiösen Gefühle verlangten. Hengstenberg wurde gegen den Wunsch seiner Collegen schon 1826 außerordentlicher, 1828 ordentlicher Professor. Ohne gerade eine Schule zu gründen, übte er durch seine Vorlesungen und durch persönliche Einwirkung großen Einfluß auf die Studirenden. Die unbedingte Authentie sämmtlicher Bücher des alten Testaments zu erweisen, betrachtete er als seine Hauptaufgabe, und widmete sich mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit der Erklärung dieser Bücher. Seine Commentare zu den Schriften des neuen Testaments tragen mehr praktisch-erbaulichen Charakter. Am engsten aber ist sein Name mit der evangelischen Kirchenzeitung verknüpft, die er 1827 begründete und bis zu seinem Tode herausgab. Er leugnete zwar, eine Art Herkules zu sein, dessen Element Kampf und Streit war, aber er machte, nicht aus reiner Lust am Kampf, sondern aus unbezähmbarem Eifer für seine Ueberzeugung, Front gegen alle Feinde seiner Ansicht. Er richtete, was gerade in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden muß, bedenkliche und in gewissem Sinne erfolgreiche Angriffe wider die akademische Lehrfreiheit. Sein Blatt war ein Hort der Orthodoxie, ein Object des Hasses aber für alle Männer anderer Anschauungen, ja wegen seiner Kampfesweise und seines Tones auch für Viele, die unter denselben Fahnen gestritten hatten. Denn seine Polemik war maßlos und widrig; der übereifrige Kämpfer war gar zu gern bereit, den Gegner

niedriger Motive zu zeihen, seinen Charakter und sein Wesen zu verdächtigen.

Wie die beiden eben geschilderten Theologen, so vertraten die zwei Juristen Gans und Savigny starke Gegensätze. Auch zwischen Jenen kam es zu einer förmlichen Absage, wenn auch die Milde und Streitunlust des Einen den langewährenden Krieg unmöglich machte. Bei den Juristen war es ein Streit, der durch die ganze wissenschaftliche Anschauung bedingt, durch politische und persönliche Gegensätze verschärft, durch Zwischenträgereien und Eifersüchteleien genährt war.

Ed. Gans (1798—1839, ein Berliner) war eine hochbedeutsame Erscheinung. Seines Einflusses auf Berlins politische Entwickelung und seiner Betheiligung an jüdischen Dingen wurde schon gedacht (oben S. 431 u. 552). Aber er war auch ein großer Gelehrter und ein ungewöhnlicher Mensch. Ein Mann, bei dessen Tode der große Seydelmann*) ausrief: „Seine Nähe war Athem Gottes, war Bergesluft", muß etwas Besonderes gewesen sein. Gerade dieses Menschliche stand bei Gans im Vordergrunde: der glänzende Redner, der elegante Schriftsteller, der virtuose Lebemann war besser gekannt, als der wissenschaftliche Arbeiter. Von jenem erwarteten Viele gerade in bangen und gefahrdrohenden Zeiten das erlösende Wort. Die Stellung, die er in seiner Specialwissenschaft einnahm, wird dadurch bezeichnet, daß er Philosoph, nicht Historiker war. Von seinem Meister Hegel hatte er diese Richtung angenommen. Das Kennzeichnende seiner Arbeiten, besonders seines Hauptwerks: „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" (4 Bände 1824—35) war daher die Betonung des philosophischen Zusammenhangs. Philosophische Speculation galt ihm in der Rechtsbetrachtung höher als die Versenkung in geschichtliche Einzelheiten. Der

*) Rötscher, Seydelmann 158. — Marheineke's Grabrede 1839 enthält nichts Biographisches. Alex. Jung, Charaktere, Charakteristiken und verm. Schriften, Königsberg 1848, I, 105 ff. ist als Stimme eines Zeitgenossen wichtig.

historischen Betrachtung blieb er nicht fremd, doch wollte er sie nicht für sich allein gelten lassen, sondern sah sie nur als Mittel zum Zweck an; in bewußtem Gegensatz zur Einzelforschung, gegen die er im erbitterten Kampf heftigere Worte brauchte, als seiner wirklichen Gesinnung entsprachen, legte er den Grund zu einer vergleichenden Rechtsgeschichte. Seine Ausführungen, die durch Geist und Gelehrsamkeit fesselten, wurden in dem kurzen philosophischen Zeitalter, dem er angehörte, zeitweilig herrschend, allmählich wurden sie von den Anschauungen der historischen Schule verdrängt.

Gans stand in der Blüthe seiner Jahre, als er starb; Savigny hatte das Glück, sich voll auszuleben. Fr. Karl v. Savigny (1779—1861)*) war bereits ein hochberühmter Mann, da er (1810) als einer der ersten Professoren an die neugegründete Universität kam (vgl. oben S. 295, 299). Durch die Mitgliedschaft im Staatsrath und in der Akademie erlangte er hohe Ehren, eine noch größere äußere Stellung nahm er als Gesetzgebungsminister ein (1842—48); neue Ehren: die Mitgliedschaft des Herrenhauses, das Kronsyndikat, den höchsten preußischen Orden empfing er an seinem Lebensabend, den er in geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit verleben durfte. Die gewaltige Thätigkeit dieser letzten Jahrzehnte, denen sein großes Werk „System des heutigen römischen Rechts" angehört, kann hier nicht ausgeführt werden, ebensowenig seine gesetzgeberischen Versuche, durch die er sich, was auch seine begeisterten Anhänger dawider sagen mögen, mit seinem früher ausgesprochenen Satz, daß seiner Zeit der Beruf zur Gesetzgebung abgehe, in Widerspruch setzte. Dagegen muß auf das hingewiesen werden, was die unvergängliche Bedeutung Savigny's ausmacht. Er wurde das Haupt der sog. historischen Rechts-

*) E Landsberg's ausgezeichnete Arbeit A. D. B. 30, 425—452. Benutzt ist ferner: Enneccerus, S, Marburg 1879. — Für die vorberliner (romantische) Zeit habe ich in dem Büchlein: Karoline v. Günderode und ihre Freunde, Stuttg 1895, wichtiges neues Material beigebracht.

schule, deren allgemeiner Grundsatz war, „daß es kein vollkommenes einzelnes und abgesondertes menschliches Dasein gibt, vielmehr jedes Ding als ein Glied eines höheren Ganzen angesehen werden muß, aus welchem hervor es sich entwickelt und dessen Verständniß zum Verständniß der Einzelheit wesentlich ist." Daraus wurde für das Recht der specielle Satz formulirt, „der Stoff des Rechts sei durch die gesammte Vergangenheit der Nation gegeben, doch nicht durch Willkür, so daß es zufällig dieser oder ein anderer sein könnte, sondern aus dem innersten Wesen der Nation selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen". So wurde gezeigt, daß das Recht ein unabtrennbares Stück der gesammten Cultur und mit dem ganzen wirthschaftlichen und ethischen Leben aufs Innigste verwachsen war. Um die Entwickelung dieses Rechts zu erkennen, waren drei Gebiete zu durchforschen: das römische Recht; die nationale Ausbildung des deutschen Rechts; die beiden Rechten im Laufe der Jahrhunderte durch Volk und Juristen beigebrachten Modificationen. Die Anregung, die Savigny auf den beiden ersten Gebieten, dem romanistischen und germanistischen, gab, war eine ungeheure. Sie wurde unterstützt durch die von Niebuhr vermittelte Auffindung des Gajus, wodurch zum ersten Mal Privatrecht und Gerichtsverfahren der römischen Republik und der ersten Zeit des Kaiserreichs erkannt wurde. An Savigny's Anregung lehnte sich die wissenschaftliche Arbeit einer großen Gelehrtenschar während eines ganzen Jahrhunderts an. Das dritte Gebiet beleuchtete der Meister selbst durch seine „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (1815—31, 6 Bände, die zweite Auflage erhielt noch einen Zusatzband). Ebenso wie seine dogmatischen Arbeiten wurde dieses Werk Grundlage und Ausgangspunkt aller späteren Forschungen, ein Werk, das zwar vielfache Ergänzungen und Berichtigungen erfuhr, aber niemals und nirgends übersehen werden konnte. Die Führerschaft in der Jurisprudenz auf Deutschland übertragen, deutsche Wissenschaft im Auslande zur Anerkennung gebracht zu haben, ist

Savigny's Werk. Er war nicht bloß ein Forscher von allumfassender, gelegentlich zu massig und äußerlich hervortretender Gelehrsamkeit, sondern ein Schriftsteller von seltener Klarheit und Reinheit des Ausdrucks. Er war ein allseitig gebildeter Geist, der, wenn er auch von den Romantikern ausging, mit denen er durch engste Familienbande geeint war, sich von den einschnürenden Fesseln romantischen Geistes früh befreite und nicht den Romantikern zugerechnet werden darf. Er war ein Klassiker, der Form und dem Geiste nach, der glaubensstarke Denkfreiheit bekundete und im Bewußtsein der eigenen inneren Kämpfe sich von Unduldsamkeit fern hielt.

Aus der philosophischen Facultät seien einige Historiker, Philologen, Philosophen genannt.

Unter den Historikern vertraten Wilken, Raumer, Ranke drei verschiedene Arten. Friedrich Wilken*) (1777—1840, seit 1817 in Berlin, eine erste Berufung 1810 hatte er ausgeschlagen), Professor und Leiter der Königlichen Bibliothek, deren Geschichte er ebenso wie die der Heidelberger Sammlung schrieb, die er vorher verwaltet und für die er aus Frankreich und Italien früher geraubte Schätze zurückgeholt hatte. Er war, nach einem Ausdruck A. v. Humboldt's, „Schöpfer der Bibliothek" und konnte bei einer Reise nach Paris und London 1829 die Wahrnehmung machen, daß die Berliner Büchersammlung schon damals zu den ersten Europas gehörte. Er war ein stiller Gelehrter, war aber Mitglied gelehrter und ungelehrter Cirkel und stand in Verkehr mit den ersten Männern der Wissenschaft. Er ward je einmal mit dem Dekanat und Rectorat beehrt, war ein eifriges Mitglied der Akademie, ein gerngehörter Rathgeber des Ministers. Seine Anhänglichkeit an seine neue Heimath Berlin bewies er durch kenntnißreiche und gutgeschriebene Artikel über die ältere Geschichte der Stadt (historisch-genealog.

*) Stoll's Programm, Cassel 1894, behandelt nur die vorberliner Periode. — Doch verdanke ich Hrn. Prof. Stoll aus Wilken's handschr. Nachlaß werthvolle Mittheilungen.

Kalender 1820—23). Seine ruhige Arbeit regte wohl Andere an, aber schuf keine neue Schule, wiewohl bedeutende spätere Historiker einzelne seiner Vorlesungen hörten. Ein Menschenalter hindurch, von 1797, dem Jahre, da er seine Göttinger Preisarbeit schrieb, bis 1832, als er seine Arbeit abschloß, war er an der siebenbändigen „Geschichte der Kreuzzüge" thätig. Das Werk galt seiner Zeit für klassisch und gilt auch heute wegen seiner Gelehrsamkeit und theilweise wegen seiner Darstellung als höchst achtungswerth, läßt aber Kritik der Quellen, Unterscheidung des Geschichtlichen und Sagenhaften zu sehr vermissen. Im Zusammenhang mit diesen seinen Hauptstudien trieb er Geschichte der östlichen Völker während des Mittelalters und beschäftigte sich mit den orientalischen Sprachen, besonders dem Persischen, für das er die erste deutsche Grammatik und Chrestomathie schrieb.

Ein Hauptwerk, die „Geschichte der Hohenstaufen", 6 Bände 1823—25, die schon (S. 481) genannte Quelle für Raupach's Dramen, begründete auch den Ruhm Friedrich von Raumer's (1791—1873, von 1810—11 als Staatsbeamter, von 1819 bis 1859 als Professor, dann im Ruhestand in Berlin, als Politiker, Schulkritiker und Rector schon vielfach erwähnt). Das Werk ist jetzt weit mehr veraltet als Wilken's Bände, weil ihm Kritik in erheblicherer Weise als jenem abgeht und die Gelehrsamkeit mangelt, und doch war sein Ruhm verdient durch das glückliche Wagniß, eine große Periode zu schildern, durch die Darstellungskunst, durch die Hinweise auf die allgemeine Entwickelung und durch die Betonung des staatlichen und kulturellen Elements. Keine von Raumer's späteren historischen Arbeiten trug ihm gleichen Ruhm ein und besaß ähnliche Bedeutung, auch nicht die „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", deren erste Bände noch in diesen Zeitraum gehören. Vielmehr konnten die meisten seiner überaus zahlreichen Arbeiten trotz allen Fleißes und der großen Liebe zur Sache theils wegen der Raschheit der Production, theils wegen der Flachheit der

Auffassung schon dem damaligen Bedürfniß nicht genügen, noch weniger den Arbeiten Größerer gegenüber bestehen. Stets erfreulich aber war Raumer's Lebendigkeit, Vielseitigkeit, Frische, sein politischer Freisinn, den er auch in seiner Rectoratsrede zum Ausdruck brachte. Diese liberale Anschauung bekundete er in seinen politischen, staatswissenschaftlichen Schriften, in seinem Wirken für die Stadt Berlin. Sie war es wenigstens theilweise, die ihn veranlaßte, das große Publicum für geschichtliche Lectüre zu interessiren. Ihm war das 1830 gegründete „historische Taschenbuch" gewidmet, ihm, wenigstens dem Berliner die zum Besten der Volksbibliotheken eingerichteten Vorlesungen in der Singakademie (1841). Raumer war kein großer Mann, aber staunenswerth durch seine Unermüdlichkeit, achtunggebietend und liebenswerth durch persönliche Würde und unvertilgbare Jugendlichkeit.

Doch diese seine Genossen und alle Fach- und Amtskollegen der späteren Jahrzehnte überstrahlte Leopold Ranke (1797 bis 1886, seit 1824 in Berlin).*) Er begründete die neue deutsche Geschichtswissenschaft. So wenig für Ranke ein Hinweis auf die historisch-politische Zeitschrift (oben S. 556) genügt, so wenig kann bei einem Manne, dem es vergönnt war, fast ein halbes Jahrhundert über den hier zu behandelnden Zeitraum hinaus zu leben und zu wirken, die gesammte schriftstellerische Thätigkeit besprochen werden. Nur daran sei erinnert, daß er in der Geschichtswissenschaft eine ähnlich leitende Stellung einnahm, wie Savigny, Boeckh, Neander, Hegel in der ihren. Die Ranke'sche Schule wurde die herrschende, nicht bloß in Berlin, sondern in ganz Deutschland, man könnte sagen, in der ganzen

*) Für Ranke mag es genügen, auf R.'s Zur eigenen Lebensgeschichte, hgg. von Alfr. Dove, Leipzig 1890, hinzuweisen. Das Werk bildet zugleich den 53. und 54. Band einer Gesammtausgabe, die seit 1867, da sie zu erscheinen begann, in 3 Auflagen erschienen ist, ein für deutsche Verhältnisse ganz unerhörter, einzig dastehender Erfolg. — Vgl. E. Guglia, L. v. Ranke's Leben und Werke, Leipzig 1893. A. Dove. A. D. B. 27, 242—269.

gebildeten Welt. In Berlin dauerte es freilich einige Zeit, bis der Erfolg kam. Dies lag theils daran, daß Ranke, der übrigens erst 1833 Ordinarius wurde, Jahre lang auf Reisen abwesend war (1827—31, 1837—39); theils daran, daß die geschichtlichen Studien sich neben philologischen, philosophischen und theologischen erst ihren Platz erkämpfen mußten. Ein Docent, der die Massen anzog und festzuhalten wußte, ist Ranke nie geworden. Aber er wurde in seinen „Uebungen" ein unvergleichlicher Lehrer, vor Allem aber wurde er ein epochemachender Schriftsteller. In jenen lehrte er seine Schüler, das deutsche Mittelalter wissenschaftlich auf Grund des in den Monumenta Germaniae gesammelten Materials kritisch zu behandeln, und wurde nicht müde, den Schülern seine drei historischen Gebote: Kritik, Präcision und Penetration einzuschärfen. In seinen Werken behandelte er die neuere Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts. Ehe er als Achtziger an das Riesenunternehmen einer Weltgeschichte ging, das er mit staunenswerther Belesenheit und fast noch nie dagewesener Arbeitsfrische in 9 Riesenbänden bis zum Beginn der neuen Zeit führte, hatte er die Geschichte des Papstthums, Englands und Frankreichs, Deutschlands (in der Reformation) und Preußens dargestellt, den Ursprung des siebenjährigen Krieges und die Revolutionskriege beleuchtet, ausgezeichnete Persönlichkeiten wie Wallenstein besonders behandelt und in einzelnen Aufsätzen kritische Fragen gelöst, Kunst und Litteratur vornehmlich Italiens betrachtet. Der Zeit bis 1840 gehörte außer den allerersten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkenden Arbeiten „Geschichten der romanischen und germanischen Völker 1494—1514" mit der Beigabe „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber", der Anfang der deutschen Reformationsgeschichte, der erste Band der „Fürsten und Völker Südeuropas" (Osmanen und Spanier), „die serbische Revolution", vor Allem sein Meisterwerk an, das seitdem in stets erneuten Auflagen erschien und auch von ihm nicht übertroffen wurde: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr

Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (3 Bände 1834—36). Für Ranke's Geschichtsschreibung wurde zunächst die universalhistorische Idee wichtig: das Aufzeigen des nothwendigen Zusammenhangs, in dem das Einzelne mit dem Allgemeinen steht. Sodann die völlige Objectivität, die Freiheit von jeder Vorliebe, so daß er, der Protestant, der berufene Historiker des Papstthums, und er, der Deutsche, der zuverlässige Darsteller ausländischer Geschichte sein konnte. In dieser Darstellung der Wahrheit erkannte er eine sittliche Erhebung. Ein schönes Wort von ihm lautet: „Die Wahrheit ist nie trostlos. An die Wahrheit der geistigen Welt glauben, das ist Religion." In der Kritik der Quellen war ihm Niebuhr vorangegangen. Diesem Meister, dessen Gebiet er freilich verließ, verdankte er das Bestreben, nur das zu erzählen, was er in seinem mit außerordentlichem Fleiß und durchdringendem Scharfsinn kritisch gesichteten Material vorfand. Zu den wesentlichen Merkmalen seiner Geschichtsschreibung gehörte sodann die starke Bevorzugung der politischen und diplomatischen Geschichte, unterstützt durch die von ihm zuerst in ihrem Werth erkannten und als wichtige Geschichtsquellen benutzten Gesandtschaftsberichte, sowie die Zurückdrängung der Litteratur- und Wirthschaftsgeschichte; ferner die einseitige Hervorhebung der leitenden Persönlichkeiten, Fürsten und Staatsmänner, wodurch die Entwickelung der Volksbewegung hintangesetzt und nicht gebührend gewürdigt wurde. Ranke war gläubig; er erkannte die Gottesidee in der Geschichte. Diese Gläubigkeit führte ihn aber nicht zur Unduldsamkeit. „Der humanitäre Geist," sagte er einmal, „der in dem letzten Jahrhundert sich durchgebildet hatte, kam zu einer maßgebenden Herrschaft, die weder zu zerstören noch zurückzudrängen ist." Er war ein glänzender Schriftsteller. Ohne schillernde Geistreichigkeit, ohne versteckte Anspielungen auf moderne Personen und Zustände wußte er die Vergangenheit wie eine lebendige Zeit aufleben, die wirkenden Ideen klar hervortreten zu lassen; die führenden Männer erschienen in sprechender Charakteristik.

Wenigen Schriftstellern und Gelehrten war es gleich ihm gegönnt, ihr Werk wahrhaft zu vollenden. „Er hatte," man mag das Wort auf ihn anwenden, das er selbst einmal einem Mitstrebenden weihte, „seinem Genius und seinem Trieb vollkommen Ausdruck gegeben."

Neben den Historikern wirkte K. Ritter, der Geograph (1779–1859, seit 1830 in Berlin). Denn für ihn war die Geographie eine geschichtliche Wissenschaft. Ihr gewann er als klarer und beliebter Lehrer, als thätiger Vorsitzender der seit 1828 bestehenden Gesellschaft für Erdkunde, deren Veröffentlichungen er mit vielen und werthvollen Beiträgen bereicherte, zahlreiche Jünger. Seine „allgemeine Erdkunde", deren beide ersten Bände nach jahrelangen Vorbereitungen 1822 und 32 (im Ganzen 20 Bände bis 1859) erschienen, ist das Denkmal seines Ruhmes. Ist es auch weder völlig nach dem Plane des Autors ausgeführt, und daher trotz seiner stattlichen Bändezahl nur Fragment geblieben, noch in Folge des massenhaften, mehr gesammelten als verarbeiteten Materials ein vollendetes Kunstwerk, so bleibt es, wie ein Gelehrter, der lebhaft an der völligen Umgestaltung der Geographie, an ihrer Umwandlung in einen Zweig der Naturwissenschaft betheiligt ist, gesagt hat, „das gelehrteste Werk der modernen Geographie, welches auf lange hinaus weder erreicht noch übertroffen werden dürfte".

Nicht so großen Ruhm, wie einige der Letztgenannten, konnten die Philologen erhalten. Denn während Juristen und Historiker als Neuschöpfer auf einem fast unbetretenen Boden thätig waren, hatten diese auf einem Gebiete zu arbeiten, dem F. A. Wolf seine Spuren fest eingedrückt hatte. Aber auch Boeckh und Lachmann waren Koryphäen der Wissenschaft und glänzende Zierden der Berliner Universität.

August Boeckh (1785—1867, nach kürzerem Verweilen 1806, dauernd seit 1811 in Berlin)*) wurde der unmittelbare und be-

*) Für Boeckh, A. D. B. und Bursian s. v.; für B. und Lachmann einzelne Aeußerungen von Haupt vgl. Belger, Berlin 1879. B.'s kleine

deutende Fortbildner der durch Wolf begründeten Alterthumswissenschaft. Unter allen Berliner Professoren trat er, dessen Wirksamkeit auch an Zeitdauer die fast aller Anderen überragte, vielleicht am meisten vor weitere Kreise. Denn länger als dreißig Jahre schrieb er die wissenschaftlichen Vorreden zu den Lectionscatalogen, und fast fünfzig Jahre lang trat er als officieller Redner am Festtage der Universität, dem Geburtstage des königlichen Stifters und an den zwei großen Festen der Akademie auf, der er, als einer der Ersten, die Unterstützung bedeutender wissenschaftlicher Aufgaben zuwies. Gerade diese seine Reden bekundeten eine außerordentliche Vielseitigkeit.

Der Leser dieser deutschen Reden merkt sofort, daß er keinen weltfremden und zeitabgewandten Gelehrten vor sich hat, denn hier werden Zeitfragen angedeutet und Töne angeschlagen, die einen Widerhall bei den Gebildeten fanden. Schon 1812 kam es vor, daß eine Rede B.'s mit Unterstützung des „Departements" gedruckt wurde. In späteren, guten und schlimmen Tagen bewährte sich Boeckh als wackerer Patriot (oben S. 340). Die Vielseitigkeit seines Wissens und Interesses — selbst Musik und Astronomie gehörten in diesen Kreis — knüpfte gesellige Beziehungen weit hinaus über die engen Cirkel seiner Collegen. Sein Name hatte einen solchen Klang, daß er in dem Aufruf zur Errichtung eines Berliner Goethedenkmals (1860) nicht fehlen durfte. Er wurde, was wohl kein Berliner Professor vor ihm gewesen war, Ehrenbürger der Stadt Berlin, und empfand gerechten Stolz über die ihm zu Theil gewordene Ehre.

Seine eigentliche Wirksamkeit fand Boeckh als Lehrer der Universität, deren lebendiges Wahrzeichen er war. Sechsmal war er Decan seiner Facultät, fünfmal Rector. Beim 50 jährigen Jubiläum fand man keinen besseren Vertreter, als ihn. Dies geschah, obwohl er weder eine besonders imponirende Persönlichkeit noch ein Redner von hervorragender, natürlicher Begabung war,

Schriften, 7 Bände, Leipzig 1859—1874. Einzelnes Euphorion I, 376. G. J. X, 340.

sondern wegen der Würde, die ihn erfüllte und sein Thun bestimmte. Er hielt 120 Semester hindurch Vorlesungen, zuerst jedes Semester vier Hauptcollegien, die er erst allmählich beschränkte. Jüngeren Hörern, die sich durch Aeußerlichkeiten leicht verstimmen und vertreiben ließen, mochte er nicht anregend genug erscheinen; reiferen Schülern wurde er durch die Fülle seines Wissens und die methodische Leitung ein unvergeßlicher Führer. Fast das gesammte spätere Philologengeschlecht — denn er liebte es nicht, daß man ihn einseitig als Schulhaupt bezeichnete — verehrte ihn als Meister. Seine schriftstellerische Thätigkeit, früher den griechischen Tragikern, sodann Pindar, Plato zugewendet, wurde in Berlin hauptsächlich eine historisch-antiquarische. Sie fand ihren Höhepunkt in zwei Werken, der „Staatshaushaltung der Athener" (1817) und der Begründung und länger als ein Jahrzehnt von ihm allein durchgeführten Bearbeitung des Corpus der griechischen Inschriften (seit 1828). Jenes war eigentlich nur ein Theil des ursprünglich geplanten, allumfassenden Werkes „Hellen", das eine Gesammtschilderung des griechischen Wesens und seiner Entwickelung zu geben berufen sein sollte. Es lehrte das athenische und griechische Leben überhaupt von der öconomischen Seite kennen, von der es bisher noch niemals betrachtet worden war, in einer ebenso geistvollen, wie gelehrten Darstellung, die wohlthuend gegen den früher beliebten Notizenkram abstach. Die Inschriften, deren beide ersten Bände (erschienen bis 1843) ausschließlich Arbeit Boeckh's waren, die sichersten, quellenmäßigen Beläge aller geschichtlichen Darstellung, boten einen freilich nicht genügend gereinigten Text, da dieser oft nach älteren, unzuverlässigen Abschriften gefertigt werden mußte, überraschten aber durch die kühnen Conjecturen verderbter, durch die geistreiche Ergänzung fehlender Stellen und durch die kritische Aufspürung des Unechten. Außer gelehrter Einzelarbeit aber suchte er, in stets wiederholten und neu durchgearbeiteten Vorlesungen, die erst nach seinem Tode als Buch erschienen, Begriff und Umfang seiner Wissenschaft, der Philologie darzulegen. Er rief, nach

einem Ausdrucke M. Haupt's, „die Philologie aus abirrender Zerstreuung und untergeordneter Nutzbarkeit zu dem Recht und der Pflicht geschichtlicher Wissenschaft". Er faßte den Begriff der Philologie viel weiter, als man vor ihm zu thun gewohnt war. Wie Philologie überhaupt das Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, so sollte Philologie des classischen Alterthums Erkenntniß der gesammten, geistigen Entwickelung der classischen Völker sein.

Boeckh's würdiger Genosse war Lachmann, nur lagen seine Leistungen, sowie seine Begabung auf anderem Felde.

Karl Lachmann*) (1793—1851, 1816 Lehrer und Docent, seit 1825 dauernd in Berlin) war der Erste, der nach Müllenhoff's Ausdruck, „als wohlgeschulter Philolog mit philologischer Methode daran ging, im wüsten Haufen unserer Litteratur Licht und Ordnung zu schaffen". Aber das Merkwürdige an ihm, wie an so vielen Männern seiner Generation, war die Vielseitigkeit. Er, einer der Schöpfer der germanischen Philologie, war zugleich ein classischer Philologe ersten Ranges. Seine Editionen des Properz und Lucrez, die Ausgaben des griechischen Textes des neuen Testaments reihen sich ebenbürtig den Ausgaben der deutschen, mittelalterlichen Dichter und seinen Studien über die Nibelungen an. Nicht geringer sind die Verdienste, die er sich um Begründung der Wissenschaft der altdeutschen Metrik und um die Geschichte der altdeutschen Litteratur erwarb. Freilich war er weder ein so unermüdlicher und begehrter Lehrer wie Boeckh (las er doch einmal Parcival vor vier Zuhörern), noch ein zur Duldung und Anerkennung geneigter Gelehrter wie jener. Vielmehr war er schroff und absprechend gegen Vorgänger und Mitstrebende, unduldsam gegen Mittelmäßiges und unbarmherzig gegen Verfehltes. Gewährte er auch wahrhaft Bedeutenden, wie

*) Vgl. M. Hertz' Biographie 1861. Scherer in der A. D. B. und die dort angeführte Litteratur. Für unseren Zweck bes. Kleine Schriften, hgg. [v. Müllenhoff und Vahlen, 2 Bde., Berlin 1879ff., und Briefe an M. Haupt, hgg. von Vahlen. Berlin 1892. K. Raumer und Bursian s. v.

Benecke und Grimm, Anerkennung und Verehrung, so mischte sich doch in den Ton bescheidener Ehrerbietung manchmal ein hartes Wort, z. B. gegen des Letzteren „fahrige Genialität“.

Lachmann's Hauptleistungen waren seine kritischen. Die methodisch geübte diplomatische Kritik der Handschriften ging von ihm aus. Er trat der Methode, aus einer Handschrift einen allenfalls lesbaren Text herzustellen, mit der Forderung entgegen, alle vorhandenen handschriftlichen Quellen streng historisch zu sichten und aus den also gesichteten den ursprünglichen oder einen, dem richtigen nahekommenden, Text zu liefern. Der Prüfung der Ueberlieferung fügte er das Recht und die Pflicht der Emendation hinzu. Diese kritischen Arbeiten, in denen er es zur Meisterschaft brachte, — Fleiß, Scharfsinn, Verachtung des Unnöthigen waren die Eigenschaften, die M. Haupt vornehmlich an ihm rühmte, — ertödteten in ihm keineswegs den Sinn für Poesie; seine begeisterte Verehrung für die mittelalterlichen Dichter wurde durch die langandauernde kritische Arbeit nur gesteigert. Von jener diplomatischen Kritik indessen ging er über zur höheren Kritik von Dichtungen, welche im volksmäßigen Gesang ihren Ursprung hatten. Dies waren besonders die homerischen Gesänge und das Nibelungenlied. Dem letzteren widmete er während eines 25jährigen Zeitraums revolutionäre Untersuchungen, die seitdem nicht aufgehört haben, die philologische Welt zu erregen und zu spalten. Er trat frühzeitig gegen die Ansicht von einem einzigen Dichter des Nibelungenliedes auf und erweiterte später seine Theorie dahin, daß das Lied aus 20 Romanzen bestehe, deren jede eine durch 7 theilbare Strophenzahl enthalte; etwa 1210 seien diese Romanzen von einem Anordner in die Form gebracht worden, in der man das Lied seitdem zu lesen gewohnt war.

Für Berlin ganz besonders wichtig wurde seine Ausgabe von Lessing's Werken (12 Bände, Berlin 1838—40). Sie wurde ihm zwar wenig gelohnt: den Verlegern mußte er, wegen ihm unberechtigt scheinender Veranstaltungen von Separatausgaben,

einen Proceß machen, den er verlor; das Publicum bespöttelte die Lesartenzusammenstellung. Später erst wurde seine Arbeit ihrem ganzen Werthe nach anerkannt, als der erste grundlegende, von Anderen vielfach nachgeahmte, aber nicht übertroffene Versuch einer kritischen Behandlung unserer Classiker, die den Text in unverfälschter Gestalt mittheilte, und dadurch die wichtigsten Beiträge zu ihrem Verständnisse lieferte.

Neben dieser philologischen Kleinarbeit, deren Bedeutung für die geistigen Schätze der Nation gewiß nicht gering anzuschlagen ist, herrschte gerade zu jener Zeit in Berlin die philosophische Speculation vor. So bedeutend der Einfluß der bisher geschilderten Männer auch war, zeitweilig wurde er in den Hintergrund gedrängt, scheinbar völlig erdrückt durch den allgewaltigen Einfluß Hegel's, seiner Schule und seiner Lehre. Wie man die ganze Zeit wohl die Hegelsche nannte, so bezeichnete man gern die Berliner Universität als diejenige Hegel's.

G. W. Fr. Hegel 1770—1831, kam 1818 nach Berlin.*) Er war, als er kam, ein reifer Mann, der seine bedeutendsten Werke bereits geschrieben hatte, seine Weltstellung indessen beginnt erst von seiner Berliner Thätigkeit. Ursprünglich Theologe, dann

*) Für Hegel ist im Wesentlichen benutzt Haym, Hegel und seine Zeit, Berlin 1857; A. D. B. (Erdmann); Zeller, Gesch. d. dtschn. Philosophie; Brandes, Lit. des 19. Jahrh. VI; Laube, Gesch. d. dtschn. Lit. Bd. IV; Jul. Schmidt, Gesch d. dtschn Lit im 19. Jahrh. II, 446ff.; Notizen aus Varrentrapp, Schulze; Prölß, Das junge Deutschland 630ff.; Joh. Jacoby, Ges. Schriften und Reden, Hamburg 1872, II, S. 87ff.; Goethe-Jahrbuch 14, S. 73; Savigny an Bang 1822 bei Enneccerus (Marburg 1879) S. 68; Raupach und Hegel oben S. 480; nach Holtei's Erzählung war H. auch Gönner Saphir's. — Briefe von und an Hegel, 2 Bände, Leipzig 1889 (auch als Bd. 18, 19 der Werke bezeichnet). — Hegel's Werke sind von B. Bauer, Baumann, Fr. Förster, Gans, Henning, Hotho, Marheineke, Michelet, Schulze in 17 Bänden, Berlin 1832ff., erschienen. Die einzelnen Berliner Hegelianer, auch solche, deren Wirksamkeit schon in die hier zu behandelnde Zeit fällt, können nicht eingehend betrachtet werden: Hotho, Vatke u. A. — Daß noch zwei Jahre nach Hegel's Tode auf seinem Grabe kein Denkmal war, steht im Berliner Don Quixote 1833, 14. December

Philosoph, Hauslehrer, Privatdocent, ein Jahr lang sogar Redacteur und acht Jahre lang Schulrector, hatte er eigentlich erst seit 1816, da er nach Heidelberg kam, das Katheder bestiegen. Dies wurde in Berlin, wo er die seit Fichte's Tod noch immer verwaiste Lehrkanzel einnahm, die Hauptstätte, von der er wirkte. Denn den drei großen Werken, die er vor seiner Berliner Zeit geschrieben: „Phänomenologie des Geistes" (1807), „Wissenschaft der Logik" (3 Bände 1813—16), „Encyclopädie der Wissenschaften im Grundriß" (1817), fügte er in Berlin, außer neuen Auflagen der früheren Schriften, nur ein einziges hinzu: „Grundlinien der Philosophie des Rechts" (1820). Je einseitiger jedoch diese litterarische, um so vielseitiger wurde seine Vorlesungsthätigkeit. Diese Vorlesungen eroberten Berlin, und als sie nach seinen eigenen sorgfältigen Handschriften alsbald nach seinem Tode von Schülern und Verehrern herausgegeben wurden, verbreiteten sie diese Eroberungsthätigkeit nach außen. Hegel wurde Schulhaupt; seine Philosophie eine Zeit lang die allgewaltige. Auch der Philosoph selbst ward ein gewaltiger Herrscher, der seine Günstlinge zu befördern und seine Feinde zu bestrafen wußte. „Herr Professor Hegel rüstet sich gleichfalls mit frischer Kraft und erheiterndem Sinn zu seinen nahen Vorträgen, die doch eigentlich das Licht dieser großen Lehranstalt sind." Mit diesen Worten charakterisirte Varnhagen am 25. October 1827, zu der Zeit also, da schon der Niedergang begann, die Bedeutung Hegel's für die Berliner Universität. Aber bei seinen Collegen herrschte Bitterkeit gegen ihn. Drei Dinge hatte z. B. Savigny an ihm zu tadeln: sein hochmüthiges und oberflächliches Absprechen über alle anderen Wissenschaften, sein verkehrtes und verworrenes Benehmen in allen nichtwissenschaftlichen Dingen, besonders auch im Verhältniß der Universität zur Regierung, sein und der Seinen Lossagen von äußerem religiösen Zusammenhang. So seltsam der letztere Vorwurf erscheint, eine Eigenschaft Hegel's ward vielen deutlich: seine Unduldsamkeit. Denn er belegte, nicht wählerisch in seinen Mitteln, die Wider-

sacher mit Acht und Bann und ließ, wie ein echter Tyrann, keine andere Meinung neben sich aufkommen.

Woher stammte nun diese Allgewalt seiner Person und seiner Lehre? Eine richtige Beantwortung der Frage ist, wie mir scheint, noch nicht gelungen. Die drei Gründe, die man für die Herrschaft angegeben hat: 1. daß er alle Theile seines Systems gleichmäßig entwickelte und dadurch den Studirenden Gelegenheit gab, die ganze Philosophie zu hören, 2. daß er in älteren einflußreichen Genossen, z. B. Marheineke, eifrige Anhänger fand, 3. daß er von den leitenden Staatsmännern freudig begrüßt wurde, genügen nicht, um diese Herrschaft begreiflich zu machen. Diese begreift der Jetztlebende umsoweniger, als er durch die Schwerfälligkeit der Sprache — „eine große Unbehülflichkeit des Ausdrucks", wie Goethe einmal klagte —, durch die Schwerverständlichkeit der Gedanken bei der Lectüre der Hegel'schen Schriften aufgehalten wird und wenn er hört, daß auch die Art des mündlichen Vortrags des Philosophen stockend, schwerfällig, bei dem Faßlichsten ermüdend, im Erzählen völlig ungeschickt war. Zudem wird der Nachgeborene an der Bedeutung jener Philosophie irre, da er sieht, daß kaum ein einziger begeisterter Prediger jenes Systems jetzt mehr wirkt. Nur zu leicht dürfte er daher geneigt sein, das ganze System in die Rumpelkammer zu werfen und die Begeisterung eines ganzen Geschlechts als Thorheit zu belächeln. Eine solche Tendenz wird noch dadurch unterstützt, daß man abgedroschene Schlagworte, wie „Absolutes" und „Anundfürsichsein" beständig mit Hegel verbindet und als einzigen Satz den folgenden: „Was wirklich ist, das ist vernünftig und was vernünftig, ist auch wirklich", immer und immer wieder anführt.

Grade dieser Satz, von dem man behauptete, daß er alles Bestehende, besonders auch die politischen Zustände Preußens verherrliche, bedeutete bei ihm nicht jede beliebige Erscheinung, sondern „wirklich" war ihm die Erscheinung der Idee. Diese Idee in der Natur zu begreifen, war der Gegenstand seiner Naturphilosophie (Mechanik, Physik, Organik); sie im Geiste dar-

zustellen, die Aufgabe seiner Rechts- und Religionsphilosophie. Er ließ den Geist die drei Stufen des Bewußtseins, des Selbstbewußtseins und der Vernunft durchlaufen und ihn auf der höchsten Stufe die Gewißheit erlangen, daß die Bestimmung seines Denkens ebensosehr Bestimmung des Wesens der Dinge sei; die Bestimmung wurde so zum Geist. Er lehrte die Freiheit des Willens. Das Dasein des freien Willens nannte er das Recht. Als dessen drei Stufen bezeichnete er das abstracte und formale Recht, die Moralität, die Sittlichkeit. Unter Sittlichkeit verstand er „den zur vorhandenen Welt und zur Natur des Selbstbewußtseins gewordenen Begriff der Freiheit". Er that dar, wie die sittliche Welt in drei Arten der Gemeinschaft Dasein gewinne: in der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, dem Staat. Vom Staat hatte er den höchsten Begriff. Er war freilich von revolutionären Gesinnungen ausgegangen, hatte sich aber deutschen Verhältnissen gegenüber durchaus das Gefühl frommer Loyalität errungen, das er namentlich in der inneren Politik Preußens in einer jedem Freidenkenden höchst widrigen Weise zum Ausdruck brachte. Trotz dieser seiner Auffassung vom Staate betrachtete er alle einzelnen Staaten als beschränkt. Der Satz: „Die Schicksale und Thaten der Staaten in ihrem Verhältniß zu einander sind die erscheinende Dialektik der Endlichkeit dieser Geister, aus welcher der allgemeine Geist, der Geist der Welt, als unbeschränkt ebenso sich hervorbringt, als er es ist, der sein Recht — und sein Recht ist das allerhöchste — an ihnen in der Weltgeschichte, als dem Weltgerichte, ausübt," war der Grundgedanke seiner Philosophie der Geschichte. Grade diese Gedanken wurden unendlich wichtig für die Historiker, die sich seitdem mehr bemühten, den Zusammenhang der Ereignisse und die sie beherrschenden geistigen Mächte zu begreifen. Noch wichtiger wurde Hegel's Religionsphilosophie. Sie beschäftigte sich mit dem allgemeinen Wesen der Religion, den endlichen unvollkommenen Religionsformen und ihrer vollkommenen Darstellung im Christenthum. Im Gegensatz zu Schleiermacher, den er zeit-

lebens in jeder Weise befehdete und schädigte, bezeichnete er Religion nicht als Gefühl, sondern als Denken. Einzelnen Religionen gab er merkwürdige Charakteristiken: die jüdische nannte er die Religion der Erhabenheit, die griechische die der Schönheit, die römische die der Zweckmäßigkeit oder des Verstandes. Das Christenthum war ihm die absolute oder offenbare Religion. Freilich bekämpfte er ebensowohl den Rationalismus wie die Orthodoxie. Er erhob die christlichen Ideen zu allgemeinen Ideen und gab die Grundsätze von der Verderbniß der Natur und der Erlösung durch ein Wunder auf. Ueber die Persönlichkeit Gottes sprach er sich niemals klar aus, während freilich Person und Geschichte Jesu ihm als die eines schönen göttlich-menschlichen Lebens erschien. Trotz oder vielleicht grade wegen dieses persönlichen Standpunktes diente seine Lehre weniger als man glauben sollte zur Stärkung des Christenthums. Auch die Christenfeinde, Pantheisten und Beförderer des Hellenenthums mochten sich auf Hegel berufen oder aus ihm ihre Waffen schmieden.

Als ein wichtiges Prinzip des Hegelschen Systems darf man wohl das Identitätsprincip, d. h. Einheit des Subjects und Objects, des Begriffs und seines Gegenstandes, der geistigen und sinnlichen Welt ansehen. Oder man kann mit einem Zeitgenossen, der an sich selbst die Wirkungen dieser Philosophie erfahren, als ihre Aufgabe hinstellen „die Aufhebung der Entzweiung des Diesseits und Jenseits." Joh. Jacoby, der unter den Vertheidigern der Hegel'schen Philosophie wohl am klarsten und den Laien am verständlichsten sprach, der sie als „Grundlage einer neuen Weltanschauung, als neugestaltendes, das Wollen und Thun der Menschen regelndes Gesinnungs- und Lebensprincip pries", versuchte den Grund der ungeheuren Wirkung dieser Lehre in folgenden Sätzen darzuthun: „Was der naiv-kindliche Mensch unbewußt genießt, was das hellenische Volk innerhalb eines kleinen Kreises besaß und in der Schönheit heiter-sinniger Lebenskunst offenbarte, was das Christenthum,

das der Apostel ebenso wie das der Päpste und Luthers, den Gläubigen verheißt, aber in seinem spiritualistischen Dualismus nur mittelst Betäubung des Selbstbewußtseins, unter Vertröstung auf ein Alles vergleichendes Jenseits zu leisten vermag, das gibt uns Hegel's Lehre von der untrennbaren Einheit des Endlichen und Unendlichen in voller, klarbewußter Wahrheit und Wirklichkeit. Sie befreit den Menschen von der Selbsttäuschung und zeigt, daß was ihn im Leben bekümmert, nichts als die Folge solcher Selbsttäuschung ist; sie lehrt jene Trennungsversuche des Verstandes nur unter dem gleichzeitigen Bewußtsein der Einheit vorzunehmen und dadurch der Wahrheit dienstbar zu machen; sie erlöst ihren Jünger aus der Qual des Unbefriedigtseins, versöhnt ihn mit sich selbst und mit den andern Menschen, mit dem eignen Geschick und mit der Geschichte, mit Natur und Menschheit; sie bietet ihm Trost, wahrheitsgewisse Zuversicht, Seelengesundheit und dauernden Seelenfrieden."

Das Hauptorgan Hegels und der Seinen waren die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik".*) Der Vater des Unternehmens war Gans, der Hegel und Varnhagen in seine Pläne zog. Jener hatte schon vor Jahren eine kritische Staatsanstalt, nach Art des journal des savants beantragt, dieser nahm den Vorschlag mit warmem Eifer an. Freiheit der Ansichten, Würde des Ausdrucks, Verbannung der Anonymität, waren die Grundsätze, über die man sich einigte. Am 18. Juli 1826 erließ Hegel die Einladungen an eine Anzahl Universitätsmitglieder, besonders Philologen und Theologen und an einige Außenstehende, außer Varnhagen z. B. Joh. Schulze und Streckfuß. Am 23. Juli ward die Societät für wissenschaftliche Kritik begründet.

*) Vgl. E. Gans, Dioskuren I, 310–340, wieder abgedruckt in den „Vermischten Schriften". Die „Jahrbücher" begannen 1827 zu erscheinen und schlossen 1840; jeder Jahrgang hatte zwei Bände. Vgl. auch Börne's geistvolle Bemerkungen, Schriften 1840, 3, 51–68. Notizen Varnh. Bll. IV, 93, 138, 150, 182. Passow an Böttiger 22. Dec. 1826 (ungedr.). Goethe-Zelter 5, 318–421; 6, 30, 328. Goethe's Gespräche 6, 161, 181; 7, 30. — Einzelnes bei Varrentrapp, Schulze.

Generalsecretär war Gans, später L. v. Henning, eine Zeit lang Th. Mundt; auch die einzelnen Klassen: die philosophische, naturwissenschaftliche, historisch-philologische erhielten ihre besonderen Secretäre. Compendien und Handwerksmäßiges war von der Beurtheilung ausgeschlossen, wurde aber später aufgenommen; Uebersichten über den Gang der Litteratur wurden nur während der ersten Jahre in einzelnen Fächern gegeben; auch Anderes, das ursprünglich geplant war, fiel bald fort: Voruntersuchungen über die zu kritisirenden Bücher, Vorlesungen der von Nichtmitgliedern eingelieferten Besprechungen. Die Zeitschrift, die sich mit Recht schon im Titel als eine Berliner gab, erschien merkwürdiger Weise nicht in Berlin, sondern bei Cotta, obgleich die ursprünglich beabsichtigte Vereinigung mit einer Münchener gelehrten Zeitung nicht zu Stande kam; erst 1829 erschien sie in einem Berliner Verlage. Hegel galt, so lange er lebte, ja noch Jahre darüber hinaus als geistiges Haupt, so daß das Blatt von Vielen „Hegelzeitung" genannt und gerade wegen dieser Einseitigkeit jubelnd begrüßt wurde. Andere fürchteten mit Recht das Ueberwiegen der „alleinseligmachenden Hegelschen Lehre" für Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und besorgten, daß namentlich in letzterer „der Bakel eines mönchischen Glaubenszwanges allen freien Aufblick niederschmettern" werde, hofften aber, daß wenigstens von philologischer Seite kein Schulzwang erstrebt werde, da außer Boeckh und den Seinen auch Creuzer, Welker, Thiersch, Meineke, Göttling, Zumpt, Passow in Anspruch genommen waren. Wirklich nahmen nicht nur die Ebengenannten, sondern viele Berliner und Nichtberliner an den „Jahrbüchern" Theil, die nicht unbedingt auf Hegel schworen; der Meister selbst hielt Wenige zurück, z. B. Schleiermacher, dessen Aufnahme er sich grimmig und entschieden widersetzte; nur bei einzelnen eingesandten Recensionen legte er sein Veto ein. Die „Jahrbücher" wirkten lange Zeit anregend und aufrüttelnd. Nur entbehrten sie gar zu sehr der jugendlichen Frische, des lebendigen Vortrags einer siegesbewußten Anschauung, überraschender Vielseitigkeit. Goethe,

der selbst Mitarbeiter war, besonders in naturwissenschaftlichen Dingen, und der von manchen Recensenten in einer Art gepriesen wurde, die selbst seinen Getreuesten übertrieben erschien, tadelte mit Recht ihre Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit und das oft hervortretende Unvermögen der Recensenten, sich auf den Standpunkt des Besprochenen zu stellen.

Wie das Organ allmählich an Bedeutung abnahm, so mußte die Philosophie auch an der Stätte ihres Triumphes der Naturwissenschaft weichen, an Stelle Hegel's trat Alexander von Humboldt.

Im Allgemeinen bedeuteten zwar nichtakademische Vorlesungen seit dem Bestehen der Universität wenig. A. W. Schlegel, der 1827 seinen früheren Erfolg zu wiederholen gedachte, scheiterte kläglich; auch Steffens (1825), obwohl er sich der Gunst des Kronprinzen erfreute und in Gneisenau's Hause las — „da werden die Lumen-Mundi's zusammenkommen" spottete der König — erntete doch nur bei einem kleinen Theile Beifall. Dagegen wurden die Vorlesungen Alexanders von Humboldt (1827—1828, 61 in der Universität, 16 in der Singakademie) ein Ereigniß allerersten Ranges. Saphir hatte gut spotten: „Der Saal faßte nicht die Zuhörer und die Zuhörerinnen faßten nicht den Vortrag"; auch der König mochte gegen Anordnung und Ausdruck Einzelnes einzuwenden haben; die Vorlesungen, die eigentliche Vorarbeit zum „Kosmos", daher für Humboldts schriftstellerische Arbeit von größtem Einfluß, erweckten das Interesse der Gebildeten, die sich bisher nur der Philosophie und Poesie zugeneigt hatten, für die Naturforschung, und versetzten der Hegel'schen Naturphilosophie den schwersten Schlag.*)

In derselben Richtung wirkte auch die Naturforscher-Versammlung (Herbst 1828). Sie, die von manchen Berlinern, selbst dem Professor Martin Lichtenstein, dem berühmten Zoologen (1780—1857, seit 1811 in Berlin), der auch als Musik-

*) A. Dove in A. D. B. XIII, 177. Varnh. VII. passim. Ders. über Schlegel und Steffens IV, 244, III, 224ff.

freund und als Haupt eines höchst geselligen Hauses eine Rolle spielte, nicht gern gesehen, geradezu gefürchtet wurde, war überaus glanzvoll und erhöhte das Interesse für die Naturforschung auch in weiteren Kreisen. Alexander von Humboldt's Eröffnungsrede war ein Meisterstück „an Freimüthigkeit, Angemessenheit, Gehalt, Kraft, Schönheit und Kürze".*)

Schon bei der Begründung der Universität**) hatte man die für Naturlehre nöthigen Anstalten und Sammlungen befördert. Grade ihnen wandte auch der König ein besonderes Interesse zu. Wirkliche Neubelebung fanden diese Studien aber erst in den zwanziger Jahren in Folge der erhöhten Theilnahme, welche Altenstein den naturwissenschaftlichen Fächern schenkte, so daß die Vertreter der historisch-philosophischen Disciplinen sich ungehalten über die großen Summen zeigten, welche man für Sammlungen, Institute, Forschungsreisen anzuwenden sich bewogen fühlte. Für die Chemie wurden Eilhard Mitscherlich (1825), Heinrich Rose (1835) Ordinarien; zwei andere bedeutende Männer lehrten Physik: Gust. Magnus seit 1834, H. W. Dove seit 1828. Für die Mathematik waren zwei Gelehrte ersten Ranges thätig, Dirichlet seit 1831, Steiner seit 1835 — freilich war er schon ein Jahrzehnt vorher als Lehrer an der Gewerbeschule wirksam gewesen — die ein Historiker dieses Faches als „die Reformatoren des mathematischen Unterrichts" auf den deutschen Universitäten bezeichnet hat. Astronomie lehrte seit 1825 J. Fr. Encke, der durch Humboldt's Vermittlung bald werthvolle In-

*) A. D. B. XVIII, 556. Bl. V, 113 ff.

**) Für das Folgende die Berliner Fest- und Rectoratsreden von A. W. Hofmann 1881, W. Förster 1892, R. Virchow 1893. Einzelnes (freilich 1817 und 1825) bei Carus, Lebenserinnerungen, Leipzig 1865, I, 240 ff., II, 227—243. — Sehr nützlich sind die von Varrentrapp, Schulze, S. 462 ff., beigebrachten Notizen. — Für A. v. Humboldt genüge es, auf Dove in der A. D. B. 13, 358—383 und auf die große Biographie von Bruhns u. A. (Leipzig 1872) hinzuweisen. — Das schöne Buch Gabriele v. Bülow 1893 ist auch hierfür benutzt. Briefe Alexander's an Wilhelm, Stuttg. 1880. — Eine Notiz auch Euphorion (1894) S. 369 fg.

strumente und eine neue Sternwarte erhielt, die der König alsbald besuchte. Die Physiologie vertrat der geniale Joh. Müller, seit 1833, für innere Medicin wurde Schönlein trotz seiner politischen Vergangenheit berufen.

Aber das naturwissenschaftliche Zeitalter in Berlin begründet, auch den König, „dessen täglicher Tischgenosse, steter Begleiter auf Reisen und vertrauter Freund" er war, für diese Interessen gewonnen zu haben, ist das Verdienst Alexanders von Humboldt. Wie Leibniz am Anfang der wissenschaftlichen Bewegung Berlins, so weit sie hier geschildert werden kann, steht, so Humboldt an deren Ende. „Man darf ihn wohl," wie Virchow gesagt hat, „den Schutzgeist der fortschreitenden Wissenschaft in der Zeit Friedrich Wilhelms III. und noch darüber hinaus nennen. Seine umfassende Bildung, sein immenses Gedächtniß, seine zahlreichen Verbindungen ermöglichten es ihm, ein eingehendes Verständniß und ein geläutertes Urtheil über Personen und Sachen zu gewinnen. Zugleich bürgte sein unbefangener rechtlicher Sinn dafür, daß er seinen Einfluß stets in unparteiischer Weise verwendete, gleichviel welchem Berufe, welcher Nation oder Confession sein jeweiliger Schützling angehörte. Humboldt war der Mann des Vertrauens für jeden Gelehrten, nicht bloß für den Naturforscher, wenngleich selbstverständlich für diesen am meisten." Denn eben dieses Menschliche war vielleicht an Humboldt das Größte. Niemand appellirte vergeblich an seine Güte. Ob es Erlangung einer königlichen Gnade, oder Erkämpfung eines streitigen Rechtes galt, ob es sich um die materielle Unterstützung einer gelehrten Arbeit, oder um ihre Verbreitung und Anerkennung in gelehrten Kreisen handelte, er war zu Allem der Mann. Kunst und Wissenschaft, Politik und Litteratur, ihm schien Alles vertraut zu sein. Er, von dem man wohl sagen könnte, daß er alle Künste verstand, außer der des Zuhörens, wußte auch zu hören, wenn ein Bittender sich nahte. Auf ihn paßt wirklich das Wort, daß nichts Menschliches ihm fremd war.

Ehe er sich dauernd in Berlin niederließ, war er bei Goethe, der gelegentlich bekannte, durch Humboldt in einem Tage mehr gefördert zu werden, als er auf seinen einsamen Wegen in Jahren erreiche. Im Genusse dieser herrlichen Stunden rief der Olympier aus: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt."

Seit 1827 lebte er, mit Ausnahme mancher diplomatischen und weniger gelehrten Reisen, dauernd in Berlin, seine Zeit getheilt zwischen Hofdienst, Bemühung für Andere und gelehrter Arbeit. Die bedeutenderen, dem Umfang nach größten Werke waren früher veröffentlicht. Grade jene Berliner Jahre waren die der stillen Sammlung, der Ausarbeitung des Reichsten und Höchsten, was wir Humboldt verdanken. Seit 1834 begann er den „Kosmos" zu drucken, aber die beiden ersten Bände erschienen erst 1845 und 1847, die beiden folgenden 1850 und 1858. „Seit Goethe's Tode", mit diesen Worten Alfred Doves darf man schließen, „rückt Humboldt allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Ruhms, seit dem Erscheinen des „Kosmos" behauptet er unbestritten diesen Platz. Allein weit mehr als das: in einem Zeitalter, das der großen Fürsten, Feldherren, Staatsmänner entbehrte, das nicht mit Unrecht die technischen Wirkungen der Naturforschung als seine wichtigsten, weltumwälzenden Erlebnisse feierte, ward der Name Humboldt unvermeidlich der berühmteste auf Erden; er ward zum Symbol der vielgetheilten und doch nach ideeller Vereinigung verlangenden Kulturarbeit des Jahrhunderts."

Eine reiche geistige Entwicklung war mit dem Jahr oder ums Jahr 1840 zu Ende. Das Bewußtsein, daß eine neue Zeit im Anzuge sei, regte sich allgemein. Gelegentlich hatte man das Gefühl, daß die Zeit, die dahinging, die bessere, bedeutendere sei. Als Schleiermacher starb,*) schrieb Ranke: „Wir begraben nach und nach die Generation, die vor uns war. Es kommt mir doch beinahe vor, als würden wir nicht ganz fähig sein, sie zu ersetzen. Wie man auch sonst urtheilen mag, so beginnen die kräftigen, wahren, in ihrer innersten Tendenz der Wahrheit und nicht dem Scheine zugewendeten Geister, die auch fähig sind, sie zu fassen, zu mangeln."

Während gerade im Hinblick auf die großen Verluste, die man in den dreißiger Jahren erlitt (Hegel, Gans u. A.), bei Vielen das Gefühl von Vereinsamung und Trostlosigkeit Platz griff, herrschte bei Anderen die sichere Ueberzeugung vor, daß die neue Zeit, der man sich entgegensehnte, die größere sein müsse. Wie sich in Gestaltung der Stadt, in Kunst, Gewerbsthätigkeit und Erfindungen eine neue Epoche vorbereitete, wurde schon angedeutet. Ziemlich allgemein war die Sehnsucht nach einer Wendung in der Politik. Gerade das ist ja einer der charakteristischen Unterschiede der Zeit nach 1840 gegenüber der vergangenen: die Allgewalt des politischen Interesses, die Vernichtung des litterarischen Stilllebens durch die politische Bewegung. Die meisten harrten auf den Kronprinzen als auf einen Retter. Es ist hier nicht der Ort, darzustellen, ob diese Hoffnung berechtigt war, noch weniger, ob und inwieweit sie erfüllt wurde. Aber darauf muß hingewiesen werden, daß gerade das persönliche Element, das in der Geistesgeschichte Berlins von 1688—1840 so merkwürdig hervortritt, daß die directe Beeinflussung des Geisteslebens und der Stadtentwickelung durch König und Hof mit dem Jahre 1840 zu Ende

*) Ueber Schleiermacher's Tod und Beerdigung, letztere eine großartige Trauerfeier, vgl. Ranke, Zur eigenen Lebensgesch. 266; Ratzmer, Unter den Hohenzollern II, 74.

geht. Noch einmal in den ersten Regierungsjahren des neuen Königs wurde ein solcher Einfluß geübt, aber seine Wirkung beschränkte sich auf einen immerhin engen Kreis, sie hatte kein Echo mehr im Volke. Die Stadt wurde zu groß, der geistigen Bestrebungen waren zu viele, als daß von einer Stelle aus eine für Alle gültige Einwirkung hätte geübt werden können. Dazu kam, daß auch jene familienhafte Verbindung, wie sie in den Zeiten Friedrich Wilhelms III. zwischen Volk und König geherrscht hatte, immer mehr schwand. Der Zuzug von außen, die politische Selbständigkeit zerstörte den bisher vorhandenen Pietätszug zwischen der Bevölkerung der Hauptstadt und ihrem Monarchen. Nur die Generation, die mit ihrem König gelitten und im Verein mit ihm gesiegt hatte, pries ihn als Erretter und betrachtete ihn als Vater. Das Geschlecht, das mit ihm aufgewachsen war, suchte sich ihn als einen Fürsten darzustellen, der bis zuletzt die höheren Bedürfnisse seines Volkes befriedigt und die große Periode des preußischen Staates symbolisch zum Abschluß gebracht habe. Seine letzte schriftliche Bemerkung, so suchte es eine Zeitgenossin darzustellen*), war die bei der Bewilligung eines Kirchenbaues: „Soll nicht gezögert und nicht geknickert werden"; seine letzte Unterschrift war die unter der Cabinetsordre zur Errichtung des Denkmals Friedrich's des Großen. Das Letzte war freilich nicht ganz richtig; aber die Grundsteinlegung jenes Denkmals, der in Vertretung des kranken Königs der Kronprinz beiwohnte, war einer der letzten Acte in der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III.

Sein Leichenbegängniß (8. Juni 1840) „war in jeder Beziehung groß und erhebend. Mit solcher übereinstimmenden Trauer ist wohl nie ein König beerdigt worden". Und derselbe Berichterstatter**) schreibt an anderer Stelle: „Die Einwohner von Berlin haben sich über alles Lob erhaben in ihrer Liebe

*) Gabriele v. Bülow, Berlin 1893, S. 463.
**) Natzmer, Unter den Hohenzollern II, 210ff.

und Anhänglichkeit zum Könige gezeigt. Seit vier Tagen sind Tag und Nacht alle Straßen und Plätze um das Palais gedrängt voll Menschen gewesen, und nie hat man ein Geräusch oder einen unschicklichen Lärm gehört. Ebenso fand ich gestern vom Alexanderplatz an die ganze Stadt. Auf jedem Gesichte sah man Trauer und Schmerz. Den Kaiser (von Rußland) soll das Alles ungemein frappirt haben. Er hat gesagt, so wäre wahrscheinlich noch nie ein Monarch gestorben, das ganze Volk wäre ja eine trauernde Familie!"

Register.

Die Zahlen bedeuten die Seiten. II vor einer Zahl weist auf Band II. Di. in den Anmerkungen citirten Autoren sind in das Register nicht aufgenommen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

